Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CVIII.

(Juli — August — September 1901.)

53904
7/4/02

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung L. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Zotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O Wolff. Carl Rider. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Majeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Weltevreden**, Nederl. Ostindien, G. Kolff & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- und Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schulthess.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd 108

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertundachten Bande (Juli — September 1901).

		Seite
I.	Der Samariter. Von **Ernst Heilborn.** IX. XII. (Schluß)	1
II.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** II. Das Haus Rothschild. III. . . .	27
III.	Die Malaria. Von Dr. **Alexander Marmorek** in Paris	58
IV.	Henryk Sienkiewicz. Von **M. von Brandt**	80
V.	Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe von **Ernst Haeckel.** VIII.	94
VI.	Sofia Wassiljewna Kowalewsky. Autobiographische Skizze	118
VII.	Heine und Christiani. Nebst fünfzehn bisher ungedruckten Briefen Heine's und einem Briefe Immermann's. Von **Ernst Elster.** VII. XV.	127
VIII.	Politische Rundschau	145
IX.	Einige neue Bücher. Von **Herman Grimm**	150
X.	Literarische Notizen	155
XI.	Literarische Neuigkeiten	158
XII.	Entsagende Liebe. Novelle von **Paul Heyse**	161
XIII.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** II. Das Haus Rothschild. IV. . . .	180
XIV.	Die Selbstverwaltung der Städte im Römerreiche. Von **Otto Seeck.** I.	208
XV.	Das Land der Königin von Saba. Von **Fritz Hommel**	227
XVI.	Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt. Von **Wilhelm Dilthey.** I. V.	241
XVII.	Raphael als Weltmacht. Von **Herman Grimm.** Nebst Nachschrift des Herausgebers	263
XVIII.	Zwei Modellgeschichten. Von **Helene Raff**	282
XIX.	Die Berliner Kunstausstellungen. Von **Walther Gensel**	300
XX.	Politische Rundschau	308

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXI. Neue militärische Schriften zur Geschichte der letzten europäischen Kriege. Von **A. von Boguslawski**, Generalleutnant z. D. 313
XXII. Literarische Notizen 319
XXIII. Literarische Neuigkeiten 320
XXIV. Die Gegnerin. Novelle von **Ferdinand von Hornstein** . 321
XXV. Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt. Von **Wilhelm Dilthey**. VI. XI. (Schluß) 350
XXVI. Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe von **Ernst Haeckel**. IX. X. (Schluß) 381
XXVII. Die Aufgabe des Strafrichters. Von Professor Dr. **R. von Hippel**. (Göttingen) 407
XXVIII. Die Selbstverwaltung der Städte im Römerreiche. Von **Otto Seeck**. II. (Schluß) 417
XXIX. Die Familie Bunsen 442
XXX. Kaiserin Friedrich 465
XXXI. Wilhelm Raabe. Von **Walter Paetow** 467
XXXII. Politische Rundschau 471
XXXIII. Neue Essays von Fr. X. Kraus. Von **Lady Blennerhassett** 475
XXXIV. Literarische Notizen 479
XXXV. Literarische Neuigkeiten 480

Der Samariter.

Von

Ernst Heilborn.

[Nachdruck untersagt.]

IX.

Diesmal war Dr. Heuser nicht von dem Gefängniß nach Haus geeilt, langsam, zu Fuß hatte er den weiten Weg zurückgelegt. Ihm graute vor seiner öden, verlassenen Wohnung. Und während er müden Ganges durch die Straßen schritt, hatten die Geräusche der Großstadt erbarmungslos auf ihn eingehämmert, als gälte es einen Hexensabbath zu feiern. Und das bewegte Bild auf den Straßen, — ihm kam es vor wie eine Tollhausvision.

Ein blasses, vergrämtes Mädchen mit einem Kind auf dem Arm trat an ihn heran und erbat eine Gabe. Er sah sie von oben bis unten an, zuckte die Achseln und ging vorüber.

Und dann saß er wieder vor seinem Schreibtisch und grübelte, wie er in seiner Gefängnißzelle gegrübelt hatte. Und je mehr er darüber nachdachte, desto gewisser wurde ihm das Furchtbare, daß er Schuld trug an dem Unglück, an dem Tode seines Weibes. In seelischem Elend hatte er sie verkommen lassen, — Mord war das nicht, doch etwas Schlimmeres.

Und manchmal, wenn er so unthätig dasaß, den Kopf in die Hände gestützt, und die Angst ihn würgte, daß seine Halsmuskeln sich spannten, mußte er denken, daß sie einst ganz so dagesessen wie nun er — und er hatte sich ihrer nicht erbarmt. Von Gleichgültigkeiten hatte er sie unterhalten. Ja, war denn der Mensch, der damals seinen Namen trug, er selbst? Er hatte doch nichts, nichts gemein mit dem Andern, er begriff ihn nicht. War das das Menschendasein?

Wochen vergingen ihm in solch fruchtloser Grübelei, Monate. Die Blätter an den Bäumen hatten sich ausgewachsen, Flieder und Faulbaum hatten geblüht und abgeblüht. Unberührt lag seine Arbeit, unberührt die Zeitungen und Bücher, die sie ins Haus ihm trugen. So verging ihm der Sommer des Jahres 1892.

Niemand, der nach ihm fragte, ihm Gesellschaft bot. Er war allein in seiner Qual, wie sie allein gewesen. Nur Eine war oft gekommen, hatte immer wieder versucht, ihn zu sprechen, hatte ihm schließlich geschrieben: ihre Mutter. Aber er hatte es nicht vermocht, sie zu sehen, hatte sich vor ihr verleugnen lassen, war geflohen, hatte ihre Briefe nicht geöffnet. Die Theilnahme eines Fremden hätte ihm in dieser Zeit vielleicht wohl gethan. Sie konnte er nicht sehen; sie nicht.

Spaziergänge waren das Einzige noch, wozu er sich aufzuraffen vermochte. Immer aber erst gegen Abend, und immer ging er automatisch denselben Weg, den Kanal entlang zur Schleuse und auf dem anderen Ufer zurück. Aber den Blick für die monotone Eigenart dieses Straßen- und Wasserbildes hatte er verloren. Er dachte auch nicht mehr an das Elend der Großstadt — ganz gleichgültig war ihm das geworden — sein eigenes Elend war's, was ihn beschäftigte.

Eines Abends aber auf diesem Spaziergang — das Datum hatte sich ihm eingeprägt, am 20. August war es — stutzte er. Ein greller Säulenanschlag bei der Potsdamerbrücke, auf den das Laternenlicht fiel, lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er blieb stehen, las und erfuhr, daß in Hamburg die Cholera ausgebrochen. Der Polizeipräsident empfahl gewisse Vorsichtsmaßregeln.

Er las das Plakat und las es wieder. Er wurde sich nicht ganz klar, was er dabei empfand. Nur ein unbestimmtes Zucken in Herz und Gliedern, wie ein alter Reitergaul es empfinden mag, hört er nach Jahren wieder das Signal zur Attacke blasen. Er beschleunigte seinen Schritt, eilte nach Hause und sah die Zeitungen durch. Die alte Minna war höchlich überrascht, ihn ungestüm die Lampe fordern zu hören.

Zwei Stunden später saß er in dem Nachtschnellzug nach Hamburg. Sein Koffer war schnell gepackt gewesen, viel mitzunehmen hatte er nicht. Nun erst, da er im leeren Zuge allein in seinem Abtheil saß, gewann er Zeit, darüber nachzudenken, was er in Hamburg wollte.

Was er dort wollte? Aufs Schlachtfeld wollte er. Wenn's gut ging, einen anständigen Tod finden im Dienste der Menschheit. Ein Glück, daß er verschiedene Kurse freiwilliger Krankenpflege, sowie einen Samariterkursus durchgemacht hatte: das war nun im Stande, ihn äußerlich zu legitimiren.

Welche Schritte er zunächst thun würde, darüber dachte er nicht weiter nach; das würde er bald genug in Erfahrung zu bringen wissen. Er sann nach, ob es nicht doch eine Möglichkeit gäbe, daß ihn der Tod mit Betty wieder vereinige. Er glaubte es nicht. Aber er spürte nach einzelnen Hoffnungsmöglichkeiten und spann sich darin ein. — —

Und dann war Dr. Heuser in dem Dienst als Krankenwärter in den Cholerabaracken, den er ersehnt sich hatte. „Aufs Schlachtfeld" hatte er begehrt; sein Leben daran zu setzen, wäre willkommen ihm gewesen; das hier aber war etwas Anderes, Furchtbareres. Das hier war Ohnmachtsringen gegen ein Ungreifbares, Entsetzliches.

Nach wenigen Tagen aber schon wunderte Dr. Heuser sich, wie ruhig, innerlich sicher er seines Amtes walten konnte. Furcht hatte er keinen Augen-

blick verspürt. Furcht, wovor auch? Aber das Entsetzen hatte ihn gepackt, und Mitleid hatte den Hals ihm zusammengeschnürt. Die Gewohnung wirkte hier auch Wunder.

War der Dienst somit zu schwer nicht für seine Fähigkeit zu dienen, so waren und blieben doch die Vorsichtsmaßregeln, denen er wie die Anderen sich unterwerfen mußte, überaus quälend. Jede Stunde der Ruhe mußte mit beinah dem gleichen Zeitaufwand an Vorbereitungen erkauft werden. Dagegen hatte Freiheit geherrscht in seinem Gefängniß.

Die wenigen Ruhestunden aber, die Dr. Heuser sich gönnte — sein Körper hatte eiserne Widerstandskraft — wurden ihm wirklich zu Stunden der Ruhe. Bei einer Frau Gräfe, ganz in der Nähe seines Krankenhauses, hatte er sich ein bescheidenes Zimmer gemiethet, einen kleinen Raum, nur eben mit Bett und Sopha und einem etwas fragwürdigen Waschständer, aber mit sauber geplätteten Gardinen und ein paar Blumen vor dem Fenster. Kam er für die kurz bemessene Zeit der Rast nach Haus, so war er zu abgespannt, um nachzugrübeln über das Leid, das ihn quälte, über die Schuld, die auf ihm lastete. Von alledem war nichts geblieben als eine große, wehe Sehnsucht nach seinem Weibe. In dieser Sehnsucht schlief er Abends meistens ein.

Tage waren so vergangen, er zählte sie nicht. Trotz all' der Schrecknisse, die ihn umgaben, waren es im Vergleich zu dem, was er durchgemacht hatte, doch Tage innerer Ruhe. Wieder hatte er die Nachtwache gehabt und war auch den Vormittag darauf im Dienste ausgeharrt. Nun lechzte er nach einem Gang durch frische Luft. Ganz anders als sonst fühlte er sich angegriffen. Und da er wußte, daß in solchem Fall das einzig Gebotene war, des Körpers Verlangen nachzugeben, machte er zum Ausgang sich bereit.

Die Septembersonne brütete versengend auf dem Straßenpflaster. Regen war noch immer nicht gefallen. Doch that die Luft ihm wohl. Er ging durch Straßen, die er nicht kannte und nach deren Namen er nichts fragte. Er ging und beschleunigte seinen Schritt, denn er fühlte, daß er sich auslaufen müßte. Sonderbarer Weise gerieth er nicht in Schweiß; seine Stirn glühte, blieb aber trocken. Heiß war ihm dabei nicht trotz all' der Hitze.

Betty trat vor seine Seele, die nun mit seinem Kinde an der Brust tief unten in der Erde ruhte. Die schwere Erdenlast auf seinem zarten Weibe! Er versuchte, sich einzuspinnen in die Sehnsucht nach ihr, aber seine Gedanken hafteten an dem häßlichen Grabesbilde. Ihn fröstelte.

Aus einem Hause drang ihm ein Hauch entgegen, der ihm den Athem versetzte und ein würgendes Gefühl ihm in der Kehle gab. Er beschleunigte seinen Schritt. Irgend etwas steckte ihm da im Körper; durch energische Bewegung wollte er das schon hinaus bekommen.

Wenn das die Cholera war? Ah bah, und wenn sie's war! Die eine Todesart war der andern werth. Doch fröstelte ihn.

Auf einer Brücke machte er Halt. Er war doch zu schnell gegangen; bei dieser trockenen Hitze war das ein Unfug, das fühlte er nun. Er blickte ins Wasser, aber dabei wurde einem schwindlig. Ganz schwindlig wurde ihm.

Wie still es war! Für eine Großstadt eine unerhörte Stille. (Die Wortverbindung „unerhörte Stille" belustigte ihn.) Nur in der Ferne hörte er schwerfällig ein Gefährt rasseln. Er wußte, was das für ein Wagen war, wußte auch, was er barg. Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.

Er drehte sich nach dem Wagen um, aber zu sehen war er nicht. Statt dessen waren da zwei schwarze Punkte, die vor seinen Augen auf und nieder tanzten, näher kamen, wuchsen. Er fuhr mit der Hand über die Augen, aber das half nichts. An dem Brückengeländer hielt er sich fest, denn diese schwarzen Scheiben — —

Da war die Stille wieder. Jetzt war sie hörbar geworden. Sie glitt auf der Erde entlang. Sie kam näher. Kühl legte sie sich auf seine Füße, kroch an ihm aufwärts, die Stille, die Kälte — das hatte er doch schon einmal empfunden, wo? wann?

Plötzlich — ein Rauschen in der Luft. Eiskalt, gespenstisch kam es gerade auf ihn zu. Ein schwarzes Etwas wie in wehenden, dunklen Gewändern. Eiskalt, gespenstisch. Schwarz, Alles schwarz ringsum. Gut, daß er sich halten konnte! Aber lange würde er sich nicht mehr halten können! Denn es drehte sich Alles.

Plötzlich, ein Krallengriff nach seiner Kehle. Er sank zu Boden. — —

Als Dr. Heuser wieder zu sich kam, hörte er neben sich eine Stimme: „Den haben wir über den Berg. Eine prachtvolle Constitution."

Er versuchte, sich klar zu werden, wo er sich befände: offenbar in den Cholerabaracken. Aber etwas Schreckhaftes hatte das nicht für ihn. Dazu war er zu müde. Und dieser furchtbar verzehrende Durst! Er machte eine Bewegung, die man offenbar verstand, denn eine Eispille wurde ihm in den Mund gesteckt. Das that unsagbar wohl. Nun war er müde. Er schlief wieder ein.

Als er aufwachte, fühlte er sich bereits erheblich besser. Er hatte eine unklare Vorstellung von dem, was er erlebt. Der Spaziergang, ja, dessen entsann er sich deutlich. Auch daß er auf einer Brücke gestanden hatte. Was aber darauf gefolgt, das Alles war wie hinter einem dichten Schleier. Schmerzen, Krämpfe, Frost, Durst und — Worte. Worte waren zu ihm mit eindringlicher Stimme gesprochen worden. Diese Worte — wie hatten sie doch gelautet? — Ja, das war es: „Gott ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Gott hat Dich lieb. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." Er erinnerte sich, daß diese Worte eine wundersam sänftigende Macht auf ihn ausgeübt hatten. Und diese sanfte, eindringliche Stimme — sie klang ihm bekannt.

Nicht wenig überrascht war Dr. Heuser, nach abermals unbestimmter Zeit Hülfsprediger Wernecke neben seinem Bett zu sehen. Er wollte die Hand erheben, sie ihm zu reichen, aber das vermochte er nicht. Und der auch machte keinerlei Anstalt, ihm die Hand zu geben, winkte ihm ab, zu sprechen. Er sagte nur: „Wie freue ich mich, daß Sie es überstanden haben. Nein, sagen Sie nichts, wir sehen uns wieder." Und dann war er gegangen. Nun aber wußte Dr. Heuser, wessen diese sanfte, eindringliche Stimme gewesen, die zu ihm gesprochen.

Schmerzen hatte er noch immer auszustehen, ganz unsagbare. Ein wahres Glück, daß er so matt sich fühlte. Doch wußte er, daß er ein Genesender war.

Um ihn, im Saale, wurde es leerer und leerer. Die Epidemie war offenbar im Abnehmen begriffen. Ihm ward größere Sorgfalt zugewendet, und seine Genesung schritt fort.

Pastor Wernecke sah er öfters wieder. Nur gleichgültige Worte waren es, die sie mit einander wechselten. Doch fühlte Jeder aus den kärglichen Aeußerungen des Andern, daß warmes Empfinden dahinter sich barg. Und als Dr. Heuser aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war es Wernecke, der das Geleit ihm gab.

Entsetzt prallte Dr. Heuser zurück, wie er zu Haus im Spiegel sich erblickte. Zu einem Greis war er geworden. Gelb, faltig hing die Haut an seinem Gesicht. Die Haare gingen ihm büschelweise aus.

— Dr. Heuser und Pastor Wernecke hatten beschlossen, nunmehr die Epidemie schneller, als man geglaubt hatte, zu Ende gegangen war, gemeinsam nach Berlin zurückzureisen. Den Abend vor ihrer Abreise aber lud Heuser den neuen Freund, den er in seinem alten Bekannten gefunden hatte, zu sich auf sein Zimmer. Sie hatten beide das Bedürfniß, sich auszusprechen.

Das Abendessen, für das Frau Gräfe mit dem Verständniß der Hamburgerin ausgiebig gesorgt hatte, war abgetragen, und ein milder, alter Rothwein leuchtete in ihren Gläsern. „Wir haben uns," sagte Dr. Heuser mit einem erzwungenen Lächeln, das sich seltsam in den Greisenfalten um seinen Mund verlor, „wie zwei Robinsone auf einer wüsten Insel hier zusammengefunden."

„So lassen Sie uns auch weiter zusammenhalten," erwiderte Wernecke und reichte ihm die Hand. „Es ist vielleicht gut für uns beide."

„Ich will Ihnen ganz offen sagen," meinte Dr. Heuser, „was mich hierher geführt hat. Die Verzweiflung. Ich hoffte, es würde mein Tod sein. Und beinah ist es mir ja auch gelungen."

„Ich hörte davon, Sie haben Ihre liebe Frau verloren."

„Verloren! Hätt' ich sie *nur* verloren. Ich habe sie," er fuhr mit der Hand über die Stirn, „seelisch zu Grunde gerichtet. Sie verlangte nach Verständniß — ich hatte ihr keins zu geben. Trotzdem ich sie liebte, trotzdem. Daran ist sie gestorben. Daran, und an dem Kinde, das sie todt zur Welt gebracht."

„Das freilich wußte ich nicht."

„Sehen Sie, das ist das Furchtbare: lieben und doch nicht glücklich machen können, unglücklich machen."

„Ich hatte selbst den Eindruck, daß Sie beide nicht recht zusammen paßten. Daß es so stand, habe ich nicht geahnt."

„Das ist die Schuld, über die ich nicht hinweg kommen kann."

„Sie sollen da von Schuld nicht reden. Der gute Wille steht für die gute That."

„Es ist nicht wie eine Schuld, die Einer freiwillig auf sich ladet. Ohne mein Zuthun war sie plötzlich da. Als ob man eines Morgens in einem fremden Zimmer aufwachte ... Und — weiß ich denn, ob mein Wille gut genug

gewesen? Das Alles ist ja nur ein Spielen mit Worten. Wie's wahrhaft steht, das fühlt man innerlich."

„Sie werden aber nach dem, was Sie hier durchmachten, innerlich ruhiger geworden sein."

„Hier, ja hier, das war wie eine Befreiung. Aber mir graut, in meine öde Wohnung heimzukehren. Ich habe Angst davor. Meine einzige Hoffnung ist, daß ich wieder werde arbeiten können. Aber gewiß weiß ich auch das nicht." Er schwieg eine Weile. „Ich möchte wieder arbeiten," sagte er. „Und Sie?"

„Ich freue mich auf meine Arbeit, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr. Ich kann es kaum noch abwarten, wieder an meinem Schreibtisch zu sitzen."

„Da lassen Sie mich, bitte, aus Ihrem Umgang in Berlin etwas Nutzen ziehen. Vielleicht ermuthigt mich das."

„Ich rechne darauf."

„Ich hätte" — Dr. Heuser war erröthet, so weit seine gelbe Gesichtsfarbe das zuließ, „eine große Bitte. Doch dürfen Sie sich nicht geniren, sie mir abzuschlagen. Ich möchte — könnten Sie sich entschließen, meine Wohnung mit mir zu theilen? Es stehen Ihnen da so viel Zimmer zur Verfügung, wie Sie wollen — ich werde Ihre Zeit auch selbstverständlich nicht in Anspruch nehmen, nur — sehen Sie, mir graut vor meiner großen, öden Wohnung."

„Wenn es meine bescheidenen Mittel nicht übersteigt — aber von Herzen gern."

„Sie wissen nicht, wie sehr Sie mir damit Gutes thun. Ich habe ordentlich Muth gewonnen, heimzukehren."

„Ich bin Ihnen," sagte Wernecke, „die gleiche Aufrichtigkeit schuldig, die Sie mir gegönnt, und mit Ihnen sprech' ich auch gern darüber. Obgleich ich mich zu schämen habe. — Mich hat der Aberglaube hierher geführt."

„Der Aberglaube?"

„Ja, so muß ich's nennen. Ich war unsicher geworden — ich sage nur unsicher, aber Sie wissen schon, wie ich's meine — ob ich auf rechtem Wege mich befände. Als ich dem Consistorium meldete, daß ich das Apostolicum nicht mehr verlesen könne, da that ich's, um für meine Ansicht zu kämpfen. Ich wollte und konnte vielleicht wissenschaftlich den Beweis erbringen, daß meine Auffassung die rechte. Aber dazu ist es nicht gekommen. Dazu hatte ich gar keine Gelegenheit. Die Herren waren sehr gütig, waren liebevoll zu mir, aber ich galt ihnen von vornherein als ein Irrender. Und als ich dann nicht nachgab, wurde ich abgesetzt. Da — da wußte ich nicht mehr, wie ich mit mir selbst daran war."

„Ich kann darin keinen Aberglauben sehen."

„Mir war sehr elend zu Muthe. Und als nun die Nachricht von der Cholera kam, da sagt' ich mir, geh' dahin, thu Deine Pflicht als Seelsorger, so weit Du's kannst — Dein Leben ist doch verfehlt. Deinen Beruf hast Du verloren, Du hast keine bessere Verwendung mehr für Deine Kräfte; kommst Du aber gesund wieder heim, so nimm das für Gottes Willen, weiter zu gehen auf dem Wege, den Du einmal beschritten. Sehen Sie, das war der

Aberglaube, und dessen hab' ich mich zu schämen. Wir sollen keine äußeren Zeichen von Gott erbitten, wir sollen seine Kraft in uns lebendig werden lassen und der inneren Stimme vertrauen. Nun aber," er lächelte, „hat der Aberglaube meinen Glauben doch gestärkt, und jetzt nehme ich muthig und freudig den Kampf wieder auf."

„Ich hatte Sie sehr falsch beurtheilt," sagte Dr. Heuser. „Aber wofür wollen Sie kämpfen?"

„Ich gehöre zur kleinen Schar Derer, die unsere Kirche seit Jahrhunderten irre geleitet, an falsche Dogmen gekettet erachten. Was uns Noth thut, ist Rückkehr zum Urchristenthum, zur apostolischen Kirche. Daraus allein kann unserer Zeit die Rettung werden. Sie mit vorbereiten, das ist meine Mission." Begeisterung klang aus seiner Stimme, wie er das sagte.

„So, so," meinte Dr. Heuser sichtlich überrascht. „Sie denken dabei auch an den Communismus?"

Wernecke lachte. „Nein, an den Communismus denk' ich nicht. Nur an die Verfassung der Kirche und — das reine Wort."

Eine Weile schwiegen sie beide, dann wandte sich das Gespräch gleichgültigen Dingen zu. Sie plauderten von ihren Hamburger Erlebnissen. Auch von einem gemeinsamen Bekannten sprachen sie, dessen Angst vor der Seuche sie beide belustigt hatte.

„Wissen Sie übrigens," fragte Wernecke, „daß er der Cholera erlegen ist?"

„In der That!" meinte Dr. Heuser. „Aber das ist nicht so sehr erstaunlich. Menschen wie der müssen bei solcher Gelegenheit immer dran glauben."

„Und daß Menschen wie wir," sagte Wernecke, „es überstanden haben — sollte das nicht doch ein gutes Zeichen für uns sein? Kommen Sie, lassen Sie uns auf unsere Zukunft trinken. Denn wir haben eine Zukunft."

X.

Das Erste mit, was Dr. Heuser in Berlin unternahm, war, die Mutter aufzusuchen. Es war ihm ein eigenes Gefühl, als er in den altmodischen Hausflur trat, und weh war ihm ums Herz, da er vor der Wohnungsthür wartend stand, der Thür, hinter der das Glück seiner geharrt hatte, um sich als Unglück finden zu lassen.

In ihrem Lehnstuhl dicht bei den weißen, gehäkelten Gardinen, in Decken eingehüllt, halb liegend, empfing ihn Frau Wolf. Sie streckte ihm beide Hände entgegen, aber sie stand nicht auf: „Mein armer Sohn, wie siehst Du aus! War das nun wirklich nothwendig?"

„Ich konnte nicht anders. Aber Du, Du siehst auch leidend aus."

„Nimm Dir den Polsterstuhl da — so, und komm in meine Nähe. Uns beiden ist es schlimm ergangen, ja. Man muß auch das tragen. Alles immer tragen. Darüber zu reden hilft nichts." Sie machte eine angestrengte, unbehülfliche Bewegung und sagte: „Nun erzähle mir, was Du durchgemacht hast, da, in Hamburg."

Er schüttelte mit dem Kopf: „Nein, Du siehst verändert aus."

„Nun ja, in solchen Zeiten altert man schneller. Aber jetzt geht es mir schon viel besser. Mein ungerathener Sohn hat ja all' die Wochen über nicht nach mir gefragt, hat sich nicht einmal sprechen lassen."

Er machte eine verzweifelte Bewegung, sagte aber nichts.

Sie reichte ihm die Hand. „Ich mach' Dir keine Vorwürfe, ich wahrlich nicht. Der Eine trägt's so, der Andere so, und muß es so tragen. Das hat Jeder mit sich selbst auszumachen. Nur dacht' ich, wir beide, die es doch zunächst betroffen, wir waren ein wenig auf einander angewiesen."

Er senkte tief den Kopf und sagte leise: „Ich schämte mich vor Dir."

„Du — schämtest Dich?"

„Ja. Ich bin schuld an Betty's Tod. Ich ganz allein."

„Das ist — aber wie kannst Du das sagen!"

„Doch, laß es mich aussprechen, ich muß es Dir sagen: Ich habe Betty nicht verstanden. Und sie brauchte Verständniß. Ich habe sie unglücklich gemacht, ich"

Frau Wolf senkte die Augen vor Dr. Heuser's Blick, aber dann meinte sie: „Wie kannst Du Dir so etwas einreden? Das ist ja Unrecht. Das mußt Du nicht denken. Sieh' mal — Du sprichst da von Verständniß. Verständniß in dem Sinne gibt es kaum. Seine eigensten Kämpfe muß und soll ein Jeder mit sich selbst austragen. Kein Anderer kann ihm da helfen, kein Andrer auch nur da hinein sehen. Ergänzen soll man sich in der Ehe; Jeder soll für sich stehen, um so dem Andern etwas zu sein. Und das habt Ihr gethan, treulich, wie es nur möglich ist."

„Betty ist unglücklich geworden durch mich."

„Das redest Du Dir ein in Deinem Schmerz. Betty war keineswegs unglücklich. Sie wußte, daß Du sie lieb hattest, und sie liebte Dich."

Dr. Heuser schwieg. — Das war wie Balsam.

„Wenn Du wüßtest, wie sie noch die letzten Tage, als ich bei ihr war, über Dich gesprochen, Du würdest nicht sagen, daß Du sie unglücklich gemacht."

„Ja, glaubst Du das wirklich, Mutter?"

„Ich glaube nicht, ich weiß. Du sollst Deinen Kopf wieder hochtragen, mein Junge; Du hast Dir nichts vorzuwerfen. Du bist jung, und das Leben liegt vor Dir. Gib mir die Hand. Ich weiß es, Du warst immer liebevoll gegen mein Kind."

Wundersam getröstet ging Dr. Heuser heim. Er konnte ihr nicht recht geben, denn er wußte es besser; aber es war doch ein Trost, daß sie, die Mutter, die täglich beinah mit ihnen zusammen gewesen war, so empfand. Und hatte er nicht vielleicht im ersten Schmerz die eigene Empfindung doch übermäßig aufgebauscht?

Vielleicht war Betty gar nicht so unglücklich gewesen, wie er sie wähnte . . .?

Er war von nun an wieder ein täglicher Gast im Hause der alten Frau. Es fiel ihm bald nicht mehr auf, daß er sie stets in Decken, halb liegend, in ihrem Polsterstuhl fand. Er vermochte auch nicht auszumachen, ob sie sich erholte, oder ob es abwärts mit ihr ging. Fragte er sie danach, so wußte sie ihn stets zu beruhigen.

Oefters noch kam Frau Wolf, da sie wußte, daß es ihm wohlthat, auf sein Zusammenleben mit Betty zurück. Viel gute Worte hatte sie ihm da zu sagen, Vieles, das ihn beruhigte. Bei solchen Gesprächen hatte er immer das Gefühl, das ein Kranker empfindet, wenn ihm die sichere Hand eines erfahrenen Arztes die schmerzende Wunde umsorgt.

Auch in seinen Verein war Dr. Heuser wieder eingetreten. Als gemeiner Soldat gleichsam hatte er sich für die Recherchen zur Verfügung gestellt nachdem er seinen Officiersposten vor nunmehr Jahresfrist verloren hatte. Mochten die Andern darüber denken, was sie wollten, ihm war es gleichgültig. Man fragt nicht mehr nach dem Meinen der Welt, wenn man seine Welt in einem treuen Augenpaar, das sich für immer schloß, verloren hat. Und er wollte Antheil haben an dieser Arbeit, die er ins Leben gerufen, und die er von Herzen liebte.

Das Zusammenleben mit Pastor Wernecke, den man freilich nicht mehr Pastor nennen durfte, hielt überreichlich, was Dr. Heuser sich davon versprochen hatte. Es ist ein Trost in jedem Nicht-Alleinsein. Hier aber war mehr doch: eine geistige Gemeinschaft, die in treuer Zuneigung fest beruhte.

Morgens gemeinsamer Frühkaffee, dann die Trennung, die der Tag der Arbeit brachte. Ernstlich hatte Dr. Heuser sein Buch über das Fabrikinspectorat wieder in Angriff genommen, und es leistete ihm zunächst den einen Dienst, ihm über die eigenen qualvollen Gedanken hinwegzuhelfen. Das Material hatte er bereits beisammen und gesichtet, viel neues Material, und er machte sich nun daran, das Buch zu redigiren. Dazu die wieder aufgenommene Vereinsthätigkeit. — — Wernecke seinerseits arbeitete seit Jahren an einer Darstellung des Urchristenthums, deren erster Band sich der Vollendung näherte. So waren sie beide tagsüber vollauf in Anspruch genommen.

An einem gemeinsamen Abendspaziergang aber hielten sie fest. Mochte der Herbst und der nunmehr hereinbrechende Winter sein Wind und Regenwetter aufbieten, wie er wollte, sie hüllten sich in ihre Mäntel und schritten kräftig aus. Ueberjugendlich, machte es ihnen beiden nicht einmal etwas, war auch der Regenschirm zu Haus geblieben. Und immer wandte Dr. Heuser ganz mechanisch der lieben, alten Schleuse seine Schritte zu, bis einmal Wernecke mit einem „Nun wird's mir aber doch zu dumm" in einen andern Weg einlenkte. Abends darauf stapften sie wieder die gewohnte Straße.

Gemeinsam dann verzehrten sie ihr Abendbrot. Daß einer einmal aus sein sollte, kam kaum jemals vor. Nach dem Abendbrot hatten sie angefangen, sich ein Buch, das sie beide gemeinsam interessirte, „Burckhardt's Cultur der Renaissance" abwechselnd vorzulesen. Aber das ging nicht an: beim Vorlesen vermochte Dr. Heuser seine Gedanken nicht gesammelt zu halten. Sie schweiften immer ab. Immer überwältigte ihn die Sehnsucht nach einer andern Stimme, oder er sann auch seinen Volksbeglückungsträumen nach. So waren sie übereingekommen, lieber tagsüber für sich einen Abschnitt zu lesen, den sie dann Abends besprachen.

Eins war, was Dr. Heuser den Genuß dieser gemeinsamen Abende etwas vergällte: das üble Kraut, das Wernecke aus langer Pfeife, eine Studenten-

angewohnheit noch, rauchte. Verzog er die Nase, wenn der Rauchstrom ihn gar zu kräftig streifte, so meinte Wernecke: „Was wollen Sie? Zu einer bessern Sorte reicht's nicht aus.“ Und wehmüthig fügte er wohl hinzu: „Das Einzige, was mir vom Pastor geblieben, ist eben dieser Pastorenknaster. Den kann ein Familienvater mit sechs Kindern noch erschwingen.“ Eines Abends aber, da sich das Spiel wiederholte, stellte er die Pfeife energisch bei Seite und sagte: „Sie haben recht. Ich werde zum Sklaven des Nikotins. Ich habe das Ding da den ganzen Tag im Munde und kann es schon nicht mehr entbehren. Aber nun sollen Sie einmal sehen, — ich kann es doch entbehren. Feierlicher Beschluß: bis auf Weiteres wird jetzt nicht mehr geraucht.“ Und wirklich führte er es wochenlang durch, bis Dr. Heuser ihn bestürmte, auf den gewohnten Genuß nicht mehr zu verzichten. In diesem einen Zug aber hatte man den ganzen Wernecke leibhaftig: im Grunde seiner Seele war er Asket. Aus dem Asketenthum zog er seine beste Kraft. Für seine Ideen hätte er gehungert und gedürstet. Seinen Ideen zu Liebe hatte er das Heiligste daran gegeben, was er besessen: seinen Beruf. Und wie das Zimmer eines gelehrten Asketen sah auch der Raum aus, den er sich in Dr. Heuser's Wohnung hergerichtet hatte.

Wernecke's Pfeife dampfte wieder und wieder hatten sie von der „Cultur der Renaissance“ gesprochen, als Dr. Heuser aufseufzend meinte: „So reiche Schätze an geistigem Besitz, und die Mehrzahl der Menschen, denen nichts davon zu gute kommt! Nahrung die Fülle und lauter Tarbende. Ich fange jetzt auch an, für die Nothleidenden die geistigen Gaben höher anzuschlagen als die materiellen. Und hier ist doch genug für alle. Aber ich zermartere mir vergeblich den Kopf, wie da zu helfen.“

„Zum Kunstgenuß muß der Mensch erzogen werden. Bleibt als einziges Mittel die Schule.“

„Die Schule! Das heißt uns auf Generationen hinaus vertrösten. Die Schule soll die Panacee sein für Alles, und dabei geschieht nicht einmal etwas Nennenswerthes für die Schule. Es ist aber auch nicht wahr, daß jeder Kunstgenuß Vorbildung fordert.“

„So? Und warum gibt es dann bei uns keine Kunst fürs Volk?“

„Weil sie ihm nicht in der rechten Weise zugeführt wird. Ich habe den Gedanken, und ich hoffe ihn, sei es auf meine Kosten, durchzuführen, Druckhefte mit gutem Inhalt und anschaulichen Illustrationen herstellen zu lassen, und sie bei den Leuten an Stelle ihrer Hintertreppenliteratur durch Colporteure einschmuggeln zu lassen. Fünf Pfennige das Heft, nicht mehr. Und Sie sollen einmal sehen, wie das Anklang findet.“

„Das ist bereits ohne Erfolg versucht worden.“

„Aber nicht mit der rechten Kunst. Haben Sie sich einmal die Bilder angesehen, die solche Leute, wenn's dazu reicht, in ihre Zimmer hängen? Alles blühende Romantik. Ritterburgen und Räuberhöhlen und was weiß ich. Sehen Sie, für die Romantik da ist die Neigung da. Der Hintertreppenroman ist auch weiter nichts als korrumpirte Romantik. Mit romantischen Erzählungen und Dichtungen versuch' ich's, und ich verspreche Ihnen, der Erfolg bleibt nicht aus.“

„Sie sind ein Illusionist, lieber Doctor," lachte Wernecke.

„Nichts liegt meinem Wesen ferner," sagte Dr. Heuser. „Darum trifft mich Ihr Vorwurf nicht. Aber ich freue mich auf den Tag, da Sie pater peccavi sagen werden." —

Oefters auch verzichteten die Freunde auf ihr trautes, abendliches Zuhause, um dafür Frau Wolf einen Besuch abzustatten. Plaudernd saßen sie dann bei der alten Dame, die ohnedies nur allzusehr auf ihre eigene Gesellschaft angewiesen war. Ihre Wohnung schien sie garnicht mehr zu verlassen — Fragen darüber wich sie aus —, jedenfalls, man merkte es ihr an, wie dankbar sie die kleine Zerstreuung hinnahm. Still lag sie in ihren Decken, hörte dem Gespräch der Beiden zu, sich selten nur mit einem Wort daran betheiligend. Wortkarg war sie immer gewesen. Warf sie aber einmal etwas ein, so waren das Worte, die man im Augenblick wohl überhören mochte, die einem aber wieder einfielen und denen eine eigene seelische Kraft gegeben war.

So verging den Freunden der Winter und das erste Frühjahr auch. Die Selbstanklagen des ersten Verzweiflungsausbruchs hatten in Heuser's Herzen einer tiefen Sehnsucht Platz gemacht. Bei allem, was er erlebte und was ihn bewegte, fragte er sich nun: was hätte sie dazu gesagt? Augenblicksweise war es ihm dann, als fühle er körperlich ihre kühle Nähe. Eine theilnehmendere Gefährtin wurde ihm die Todte, als es die Lebende ihm je gewesen.

Von dieser Sehnsucht sprach er auch Frau Wolf. Und dabei, meinte sie, „hast Du geglaubt, mit meinem Kinde unglücklich gewesen zu sein?" — Sie sagte das mit eigenem, schmerzlichem Lächeln. Ihm aber wurden die wenigen Worte zu starkem Trost. Mehr und mehr überzeugte er sich, daß seine Betty durch ihn nicht hatte leiden können. Vielleicht — vielleicht hatte sie seelisch gar nicht so sehr gelitten . . .?

Die gleiche Zeit etwa brachte den Freunden die Fertigstellung ihrer Bücher. Sie beschlossen den Tag — „Andere werden uns doch schwerlich feiern," sagte Wernecke, „so thun wir's am besten selbst" — durch einen Ausflug in den Grunewald ein wenig festlich zu begehen. Den Weg über Westend nach Pichelswerder hatten sie gewählt, von da nach Wannsee und so zurück. Stramme Fußgänger, die sie waren, dünkte sie das nicht zu weit.

Tags zuvor war ein warmer Frühlingsregen gefallen, und als sie in den Grunewald traten, schlug ihnen wohlig der Kiefernduft entgegen. Weiße Segel zeichneten sich auf der Havel, die sich im Sonnenschein glitzernd in das Grün des Waldes schmiegte. Still war's ringsum.

Und sie auch schwiegen, den eigenen Gedanken jeder anheim gegeben. Sie hatten beide genug im Leben durchgemacht, um sich von einem äußeren Erfolg nichts zu versprechen. Sie waren beide jung genug, um von innerer Wirkenskraft zu träumen.

„Sie sind ein gar zu gesprächiger Gefährte," unterbrach Dr. Heuser endlich das Schweigen.

„Verzeihen Sie — Sie haben recht, ich habe mich in meinen eigenen Gedanken verirrt. Ich glaube, dieser Tage eine Entdeckung gemacht zu haben."

„Die wäre?"

„Es handelt sich um den Verfasser des Hebräerbriefes. Das Spaßige ist, daß, falls ich recht habe, der Hebräerbrief gar keinen Verfasser hat."

„Also, mit Verlaub zu sagen, ein Findelkind?" lachte Dr. Heuser.

„Sondern eine Verfasserin," fuhr Wernecke unbeirrt fort. „Der Brief ist offenbar an eine Hausgemeinde gerichtet, und die ist, das steht fest, in Rom zu suchen. In Rom nun gab es drei uns bekannte Hausgemeinden, von denen die des Aquila und der Prisca die vornehmste war. Um es kurz zu machen: diese Prisca ist meiner Ansicht nach die Verfasserin des Hebräerbriefes."

„Wie wollen Sie das beweisen?"

„Sehen Sie — um Ihnen nur einiges anzudeuten —, in dem Brief besteht ein seltsamer Wechsel in dem Gebrauch von Wir, Ihr und Ich. Es geht daraus zunächst hervor, daß der Verfasser sich zu der kleinen Gruppe rechnet, zu der er spricht: und zwar spricht er als ein Lehrer und Leitender. Es folgt des weiteren aus dem sehr characteristischen Gebrauch des Wir, daß der Verfasser nicht nur in seinem Namen redet. Er rühmt sich, ein Freund des Timotheus zu sein; er oder diese ‚Wir' waren also angesehene Persönlichkeiten, die doch mit den Aposteln nicht direkt in Verbindung standen. Auf Aquila und Prisca würde all' das zutreffend sein. Um Ihnen das Wesentliche hervorzuheben: warum ist der Name dieser angesehenen Persönlichkeit unterdrückt worden? Weil man später Anstoß daran nahm, daß der Brief von einer Frau, der Prisca, geschrieben worden."

„Und wenn sich das Alles so verhielte, — was ist damit gewonnen?"

„Ein Baustein. Einer nur, aber doch einer, auf dem sich weiter bauen läßt. Es finden sich jetzt viele solcher Steine zu neuen Fundamenten zusammen. Auch auf katholischer Seite wird Großes geleistet, — nur daß die protestantische Theologie leider keine Notiz davon zu nehmen vorzieht. Fragen Sie einmal unter unsern Theologen, wer den Namen de Rossi kennt! Und doch hat er die größten Verdienste um die Erforschung des Urchristenthums."

„Ja — denken Sie denn bei Ihrer neuen Kirche auch an den Katholicismus?"

„Ich denke daran." Wernecke's Stimme zitterte in innerer Erregung: „Ja, ich denke daran. Der päpstliche Katholicismus kann keinen Bestand haben, so wenig wie die protestantische Kirche in ihrer jetzigen Gestalt. Auf beider Trümmern wird die neue Kirche sich auferbauen, gegründet auf das apostolische Christenthum und auf das reine Wort. Die Persönlichkeit Jesu wird neu erstehen in den Herzen der Menschen. Dann wird nur ein Hirt sein und eine Herde."

„Sie sind ein Träumer," sagte Dr. Heuser, „aber kommen Sie, wir wollen uns da an das Ufer der Havel setzen."

Sie hatten sich auf die Erde gestreckt und sahen das Spiel des Wassers zu ihren Füßen, auf dem die Sonne glitzerte. Sie schwiegen beide.

„Seit Betty todt ist," unterbrach Dr. Heuser das Schweigen, „komm' ich nicht los von dem Gedanken, ob es für uns ein Wiedersehen geben wird."

Wernecke schwieg.

„Das war sonst nicht meine Art, ganz und gar nicht. Jetzt quält und quält es mich. Sie wissen, aus mir fragt nicht die Neugier — sagen Sie mir, wie Sie darüber denken."

„Was könnte Ihnen das nützen?"

„Ich habe das Gefühl, es könnte mir nützen."

„Meine persönlichen Vorstellungen sind natürlich ganz unbegründet. Ich habe auch noch nie mit jemand darüber gesprochen."

„Dann verzeihen Sie, ich wollte nicht in Sie dringen."

„Ich glaube nicht an etwas wie ein Gericht nach dem Tode," sagte Wernecke nachdenklich. „Wozu auch? Gut und Böse sind ja nichts als Wirkungen unabsehbarer Ursachen, die nicht im Bereich des menschlichen Willens liegen. Und einen verdammenden Gott kann ich mir nicht vorstellen. Ich nicht."

„Ich auch nicht," sagte Dr. Heuser.

„Ich glaube, für die Vielen wird der Tod den Tod bedeuten. Für alle, die nicht Lebenskraft in sich tragen."

„Was nennen Sie Lebenskraft?"

„Vielleicht den Glauben. Es hat mich oft gedünkt, als hätte das Wort Jesu eine ganz weite, allumfassende Bedeutung: Dir geschehe wie du geglaubt hast. Vielleicht ist der Glaube die Kraft, die sich in Leben umsetzt. Ich vertraue darauf, er ist es."

Dr. Heuser schwieg.

„Sehen Sie, dann werden Einzelne, sehr Wenige, die Glaubenskraft haben, ein ewiges Leben sich zu erglauben. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. — Das stimmt," fuhr Wernecke nach einer Pause fort, „mit meiner ganzen Weltanschauung überein. Denn für mich ist die Welt ein Individualisirungsproceß. Also auch eine Individualisirung zum ewigen Leben."

„Auch in Ihrem Himmel," sagte Dr. Heuser wehmüthig, „ist für mich kein Raum."

„Das können Sie heute noch nicht wissen." — —

— — Der Sommer war vergangen, wie ein Traum vergeht, und hatte einem jungen, milden Herbst sein grünes Scepter hinterlassen. Blätter fielen, und Blätter färbten sich bunt. Ganz gelb und goldig schimmerte es an den Ahornzweigen.

Beide Freunde hatten den Druck ihrer Bücher überwacht, an manches ändernd die letzte Hand gelegt. Sie hatten auch für einander die Correcturen gelesen und sich aus ihren Arbeiten besser noch kennen gelernt. Dann waren ihre Bücher erschienen. Sie wußten diese ihre Kinder nun hülflos draußen in der Welt, und von Niemand hörten sie, der ihrer sich angenommen hätte. Sie waren erschienen, — verschollen.

An einem Herbsttage war es, als Dr. Heuser ganz unvermuthet, zu ungewohnter Stunde in Wernecke's Zimmer stürmte. Der blickte etwas unerfreut von seiner Arbeit auf.

„Denken Sie sich — sagte Dr. Heuser, „ich bin wieder in den Vorstand unseres Vereins gewählt worden! Aber das will noch gar nichts besagen — Frau Rechtsanwalt Tannenberg ist aus dem Vorstand hinaus."

„Alle Wetter," sagte Wernecke.

„Ja, und das ganz plötzlich, ihr selber sicher höchst unerwartet. Sie wissen, daß heute die Generalversammlung war, und von der Rivalität zwischen Frau Tannenberg und Frau Borchardt wissen Sie auch. Alles nahm ordnungsmäßig seinen Verlauf. — Da erklärte plötzlich Frau Borchardt, daß sie ihren Posten als zweite Vorsitzende niederlegen müsse. Sie beschuldigte Frau Tannenberg ganz keck, Differenzen mit der kirchlichen Armenpflege absichtlich herbeigeführt zu haben, und wies ihr das auch nach. Alles Uebrige können Sie sich denken. Es war wie ein Ringen zwischen den Beiden; eine rasche Bewegung, und plötzlich liegt die Stärkere, denn das ist Frau Dannenberg, wehrlos am Boden. Und auf die Weise kam ich auch wieder zu Ehren."

„Es ist eine amüsante Welt" meinte Wernecke und zündete sich seine Pfeife wieder an. „Aber die Borchardt's sind aus dem Holz geschnitzt, das immer oben schwimmt. Ich sehe Frau Borchardt schon mit dem Luisenorden auf der Atlasrobe."

„Ja, meinen Sie, daß sie darauf aus ist?"

„Zweifeln Sie daran? Ich will nicht sagen, daß es gerade der Luisenorden sein muß — eine andere Auszeichnung thut's vielleicht auch."

„Ich hatte nie daran gedacht, aber da Sie es sagen — ganz unwahrscheinlich ist es wirklich nicht. Ah! wie häßlich." Er ging erregt im Zimmer auf und ab, so weit sich in Wernecke's Zimmer bei den aufgestapelten Büchern noch gehen ließ. Nach einer Weile sagte er: „Wenn die Menschen nur Gutes thun! Auf die Motive kommt es schließlich nicht an. Wird doch auch so etwas geschafft, gefördert."

Wieder nach einer Weile sagte er: „Wenn meine Betty das hätte erleben dürfen! Sie war damals über das Auftreten der Frau Dannenberg nicht wenig empört. Und es schmerzte sie, daß ich aus dem Vorstande ausscheiden mußte. — Wenn Sie wüßten, lieber Freund, wie oft ich den Gedanken überhaupt jetzt denke! Unsere Ehe würde sich heute ganz anders gestaltet haben als damals. Täglich empfinde ich das." — —

Aus dem milden Herbst war ein strenger Herrscher geworden, der Winter stand vor der Thür. Allabendlich saßen die Freunde jetzt bei Frau Wolf; auch zu ihr hatte das Verhältniß sich inniger noch gestaltet. — Wohl lastete der Schmerz ungemindert auf Dr. Heuser's Seele, aber die Sehnsucht begann ihn lind zu verklären.

Dem gemeinsamen Leben der Freunde wurde plötzlich ein Ende bereitet; Wernecke hatte eine Berufung als außerordentlicher Professor nach Heidelberg erhalten. Für Dr. Heuser ein schwerer Schlag!

Als er dem Herrn Professor die Hand zum Abschied in sein Rauchcoupé III. Classe reichte, war ihm zu Muthe wie einem Schwimmer, der das rettende Land vor Augen zu sehen wähnte, und dem das Trugbild plötzlich in den Fluthen sah versinkt.

XI.

„Geht es Dir besser?“ fragte Dr. Heuser die Mutter.

„Viel besser.“ Sie reichte ihm von der Chaiselongue, die sie mit dem Lehnstuhl vertauscht hatte, etwas mühsam die Hand.

„Du kannst Dich übrigens nicht wundern, wenn Du Dich matt fühlst Dein Zimmer ist jetzt beständig überheizt.“

„Ich werde es dem Mädchen sagen,“ lächelte sie. Und nach einer Weile: „Hast Du Nachricht von Professor Wernecke?“

„Gestern hatt' ich einen langen Brief. Er schreibt, daß seine Antrittsvorlesung Beifall gefunden hätte. Wenn er das sagt, muß es ein Beifallssturm gewesen sein. Aber es ist hart für mich, ihn zu entbehren.“

„Dir wird es an Freunden nie fehlen, das tröstet mich. Ich wollte noch über Eines mit Dir reden: machst Du Dir innerlich noch immer Vorwürfe Betty's wegen?“

„Ich weiß nicht.“

Sie lächelte. „Das ist mir nicht genug. Du sollst wissen, daß sie in Deiner Liebe glücklich gewesen ist.“

„Könnt' ich das wissen!“

„Hast Du nicht selbst dasselbe empfunden?“

„Ueberglücklich hat sie mich gemacht! Wie ich das stündlich fühle! Die Leere ohne sie, die Sehnsucht nach ihr. . .“

„Mein guter Sohn! — Du sollst Deine Augen und Dein Herz auch nicht muthwillig gegen neue Eindrücke verschließen. Du hast Dein Leben noch vor Dir. Nicht durch ängstliche Treue ehrt man die Toten, sondern dadurch, daß man glücklich ist und gut.“

„Ja, ja,“ meinte Dr. Heuser Er wußte nicht recht, wie das auf ihn Bezug haben sollte.

„Das Sprechen greift mich doch an. Es ist besser, wenn Du die nächste Zeit nicht zu mir kommst. Ich will ein Mal alles Sprechen vermeiden.“

„Aber ich komme und setze mich still zu Dir, und wir reden kein Wort.“

„Nein, nein. Es ist mir lieber, Du kommst nicht. Und allzu lange laß ich Dich hoffentlich nicht warten. Ich schreibe Dir dann eine Zeile, wenn Du wieder kommen sollst.“ Sie reichte ihm die Hand, und er ging.

Er hatte die Thür bereits hinter sich geschlossen, als er noch einmal umkehrte. „Du fühlst Dich doch wirklich nicht angegriffen?“ Sie schüttelte mit dem Kopf, lächelte und nickte ihm zu. Dann war er gegangen.

Fünf Tage darauf, in aller Morgenfrühe, brachte ihm das Mädchen einen Brief von Frau Wolf. Er öffnete ihn und schrie auf. „Frau Wolf ist in der Nacht gestorben,“ sagte das Mädchen.

Barhäuptig, wie er war, stürzte er in ihre Wohnung. In dem Zimmer der Todten war eine fremde Pflegerin. Wie sie im Tode seiner Betty glich! Und wie damals sank sein blonder Kopf auf das Linnen, auf dem die Verstorbene gebettet lag.

Er mußte sich aufraffen. So Vieles war da zu thun, zu besorgen, Gänge zu machen. Und er war allein da, für all' das aufzukommen. Der Tod ist ein anspruchsvoller Gast.

Nach Stunden erst, da er allein im Sterbezimmer saß, kam er dazu, ihren Brief zu lesen. Dann aber las er ihn wieder und wieder.

„Mein lieber Sohn!

„Wenn diese Zeilen Dich erreichen, bin ich nicht mehr am Leben.

„Trage es mir nicht nach, daß ich Dich fortgeschickt habe. Ich fühle, es ist soweit, und was noch übrig, ist häßlich und traurig. Ich hätte Dich gern um mich gehabt, glaube mir das, es wäre mir ein großer Trost gewesen. Aber Du hast so viel Schweres in Deinem jungen Leben durchzumachen gehabt, mein armer Junge, durch mich soll das nicht noch vermehrt werden. Ich werde mich auch schon allein zurecht finden — Zeit, mich vorzubereiten, hatte ich ja. Schon damals, als Du aus Hamburg zurückkamst, wußte ich, sehr lange könnte es nicht mehr dauern. Ich habe auch genug gelebt. Sterben ist nicht das Schwerste.

„Ich danke Dir für das, was Du mir in dieser Zeit gewesen bist, ich danke Dir vor Allem für das, was Du meiner Betty warst. Wenn ich Dir heut' das sage, so weißt Du, wie ich es meine.

„Und nun sollst Du Deinen Kopf wieder hoch tragen und fröhlich sein, wie es Deinen Jahren und Deinem Wesen entspricht. Geh Du getrost Deiner Zukunft entgegen. Das Leben wird Dir gewiß noch Gutes bringen, wie Du es verdienst, und wie ich es von Herzen für Dich erflehe.

„Ich habe Dich zu meinem alleinigen Erben eingesetzt. Sieh daraus, daß ich die Gewißheit habe, daß Du den besten Gebrauch von dem Gelde machen wirst, und daß ich Dich lieb habe. Deine Mutter."

Mit großen, mühsamen Buchstaben waren diese Zeilen geschrieben. Das Datum verwies auf den Tag, an dem Dr. Heuser sie zum letzten Mal gesprochen hatte.

Wie hatte er diese stille Frau, die Mutter seiner Betty, seine Mutter, lieb gehabt! Und doch, nun sie todt war, schien es ihm, als hätte er ihres Besitzes viel mehr sich freuen, viel tiefer in sein Herz sie schließen sollen. Wer aber ist stark genug, das Liebenswerthe dieser reichen Welt ganz zu umfassen! An diesem Reichthum war auch er verarmt.

Er meinte, jedweden Trostes bar zu sein nach diesem Verluste. In Wahrheit sollte er es bald empfinden, daß von diesem Scheiden ein Trost für ihn ausging. Sterbend hatte sie ihm für das gedankt, was er ihrer Tochter gewesen, und Sterbende pflegen nicht zu lügen. Ihm war, als hätte er nun eine Vermittlerin bei seiner Betty und zu ihr.

Leichter auch, als er gewähnt hatte, ertrug er die Einsamkeit. Seine Pläne beschäftigten ihn vollauf. Der Gedanke, eine billige und entsprechende Volkslectüre zu schaffen, war der Verwirklichung zugereift. Er hatte häufig Conferenzen mit einem Drucker und mit einem jungen Maler, der Verständniß und Talent hatte, seinen Ideen gerecht zu werden. In einer Auflage von hunderttausend Exemplaren wurde Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" gedruckt. In illustrirten Colportageheften zum Preise von fünf Pfennigen mit dem gebührenden „Fortsetzung folgt" wurde das Werk vertrieben. Die Presse jeder Parteirichtung stellte sich dem neuen Unternehmen höchst sympathisch

gegenüber. Niemand aber fragte danach, von wem es ins Leben gerufen worden, und das entsprach ganz Dr. Heuser's Wünschen.

Bei Moller's sollte eine kleine Gesellschaft „im engsten Kreise" gegeben werden, und auch Dr. Heuser war dazu geladen worden. Er hatte abgelehnt; er war nicht in der Stimmung, unter Menschen zu gehen, es war auch noch nicht ein halbes Jahr seit Frau Wolf's Tod verstrichen. Doch waren sie in ihn gedrungen, und so hatte er, sehr widerwillig, schließlich zugesagt.

Professor Moller bewohnte mit der blonden Hausfrau und dem unökonomisch starken Nachwuchs eine Villa in Schmargendorf. Eine Villa war das Häuschen, insofern es allein stand; ein vorgerückter Posten in dem großen Ausrodungskriege, der von Schmargendorf aus gegen den Grunewald geführt werden sollte. Und sehr bequem war es — nach Professor Moller's Ansicht — da hinaus zu gelangen. Alle vierzig Minuten verkehrte vom Ringbahnhof aus ein Zug; hatte man den nicht gerade verfehlt, so gelangte man in nur fünfunddreißig Minuten nach Schmargendorf, wo einem dann Jeder Bescheid sagen würde, welche Richtung man einzuschlagen hätte.

Als Dr. Heuser in Schmargendorf angelangt war, vermißte er zunächst den „Jeden", der ihm sagen sollte, wo Professor Dr. Moller wohnte. Spärlich schienen die Menschen da gesät, und die wenigen, die er fragen konnte, schüttelten ungläubig den Kopf. War da ein junger Mensch, der behauptete Dr. Heuser keck ins Gesicht, er sei selbst nur „zu seinem Vergnügen" nach Schmargendorf gekommen. Doch fand sich endlich einer, der ihm die Richtung wies. Als er die, der warnenden Stimme in seinem Innern zuwider, über alle Wahrscheinlichkeit weit hinaus verfolgt hatte, stand er vor Professor Moller's Haus.

Sehr herzlich wurde Dr. Heuser von seinen Wirthen willkommen geheißen. In einer Laube, an deren Boden irgend etwas Grüngelbes, das den Raupen zu schmecken schien, spillerte — „Es soll sich hochranken," sagte Frau Moller — war der Kaffeetisch gedeckt. Allerlei goldgeränderte Erinnerungstassen nebst zwei chinesischen Schwestern waren da gereiht, und in der Mitte stand die reichliche Schüssel mit Kuchen. Einige jüngere Collegen Moller's mit ihren Frauen machten die Gesellschaft aus, nebst — Frau Kammergerichtsrath Schmidt und Tochter.

Mit der Mutter war Dr. Heuser nach wie vor oftmals in dem Verein zusammengetroffen; in allen Vorstandswirren hatte sie die Kasse fest in ihrer knochigen Hand gehalten! Die Tochter hatte er seit langem nicht gesehen. Nun kam er neben sie zu sitzen.

Sie war gealtert und hager geworden und der Mutter ähnlich. Doch kam sie Dr. Heuser mit der altgewohnten, unbefangenen Herzlichkeit entgegen, als hätten gestern sie zum letzten Male sich gesprochen. Wie damals ging sie ganz auf seine Interessen ein, und was sie von ihrer Thätigkeit erzählte, stand damit in Einklang. Niemals hatte er den Eindruck gehabt, daß sie das Alles nur sage, ihm zu gefallen; er hatte ihn auch diesmal nicht. Er unterhielt sich gut, und es that ihm beinahe leid, als man aufstand, um sehr harmlose Gesellschaftsspiele zu spielen. Davon war er nun überhaupt nie ein Freund gewesen.

„Mein Herr Doctor," rief ihm Moller einmal während des Spielens zu, „Sie sind nicht bei der Sache."

Er war es wirklich nicht. Dies Wiedersehen gab ihm zu denken. Nur zu denken? Er hatte trotz aller Thätigkeit, die eben leider immer eine freiwillige, nie eine dringende, erzwungene war, das wehe Gefühl der Einsamkeit. Er sagte sich, daß, wenn er sich je würde entschließen können, wieder zu heirathen, Fräulein Schmidt seine Gefährtin werden müßte und keine Andere. Nicht als ob er etwas wie Liebe zu ihr verspürte oder je verspürt hätte — der Gedanke kam ihm wie Frevel vor — aber sie verstanden sich und würden zu einander passen.

Er verabschiedete sich von den Andern und ging zu Fuß. Den Weg über Wilmersdorf schlug er ein.

Ueber den Feldern lag ein leiser, blauer Dunst, der Abend dunkelte hernieder, und ganz in der Ferne wachten vereinzelte Lichter auf. Der Himmel hatte sich abgeklärt, hier und da wurde ein fahler Stern schon sichtbar. Ihm klang ein Wort in den Ohren, das Betty's Mutter noch ganz zuletzt zu ihm gesprochen hatte: „Die Todten ehrt man nicht durch ängstliche Treue, sondern dadurch, daß man glücklich ist." So oder ganz ähnlich mußte es gelautet haben. Er wußte auch, daß Betty, eben weil sie ihn so tief geliebt hatte, ihm nichts mißgönnen würde, was für ihn auch nur einen Schimmer Glücks bedeuten könnte. Und vielleicht war es gar nicht so unmöglich, eine zweite Ehe einzugehen, auch ohne Liebe, wenn man sich an den Gedanken nur erst gewöhnt haben würde.

Er schritt rüstig aus und dachte, daß für ihn eine Zeit wieder kommen konnte, in der er nicht genöthigt wäre, so einsam Abends in seine einsame Wohnung heimzukehren. Er blieb plötzlich stehen, riß den Hut vom Kopfe und fuhr mit der Hand durch sein blondes Haar. Wie eine Offenbarung war es über ihn gekommen: Es war unmöglich! Und das war die Offenbarung: Unmöglich war es, weil er viel zu glücklich mit seiner Betty gewesen war. Selbstquälerischer Narr, daß er das hatte verkennen können, wie unsagbar glücklich er mit ihr gewesen! So glücklich, daß der Gedanke an eine Andere schon Frevel, Entheiligung war! Er beschleunigte seinen Schritt, er ging ganz schnell, als gelte es, das neue Glück nach Haus zu bringen.

„Betty! Betty!"

Zu Hause angekommen, zündete er die Lampe an und setzte sich an seinen Schreibtisch. Er nahm die wenigen Briefe, die sie ihm geschrieben hatte; er ging auch an ihr Pult und suchte seine Briefe. Zum ersten Mal, daß er sie wieder las. Heiß stieg es ihm dabei in die Augen, er fühlte ein Pochen in seinem Herzen. Was ihm aus diesen Briefen widerklang, war Liebe — tiefes, sehnendes Lieben war es. Er las sie von Neuem und Neuem und weinte wie ein Kind.

Längst waren die Briefe seiner Hand entsunken. Seine Blicke hafteten an dem Teppich des Zimmers, auf dem die Lampe ihren Lichtschein zog. Den blonden Kopf in die Hand gestützt, saß er da. Er sah sich wieder in jener ersten Gesellschaft, er sah sie wieder, neben ihm sitzen. „Sie sind wohl sehr

mitleidig?" sagte sie zu ihm. Warum sie das sagte, wußte er nicht. Aber eine Glücksahnung hatte er jenen Abend zum ersten Mal empfunden.

Er suchte sie in ihrer Wohnung auf und sah sie zusammen mit ihrer Mutter. Wie jedes Wort von ihr in seiner Seele Widerhall gefunden! Wie ihres Wesens stille Macht tief in sein Innres griff! Er fand sie wieder, wie sie, von dem betrunkenen Burschen geängstet, auf der Treppe stand — sie schlang die Arme um seinen Hals und drückte den ersten Kuß auf seine Lippen. Wie waren sie glücklich gewesen!

Er saß in ihrem Zimmer, mit ihr allein. Sie erzählte ihm von ihrem Vater, sie sprach zu ihm, wie des Menschen Seele sonst nur zu sich selber spricht. Und Alles auch, was ihn bewegte, Alles durfte er ihr sagen. Ihr Kopf lag an seiner Schulter, er blickte tief in ihre guten Augen. Und dann hatte sie, um volle Gemeinschaft mit ihm zu finden, sich taufen lassen. Wie war er ihr dankbar dafür gewesen, wie hatte es freudig ihn bewegt! O Gott, wie waren sie glücklich gewesen!

Die Seligkeiten der jungen Ehe! Beglückende Stille und stilles Glück! Er sah sich wieder auf gemeinsamen Spaziergängen mit ihr, fest lag ihr Arm in dem seinen. Saß er in seinem Zimmer bei der Arbeit, so fühlte er ihre beseligende Nähe. Sie sprachen wenig mit einander — es bedurfte dessen nicht, sie wußten sich geborgen Eins im Andern. Einmal, ein einziges Mal, hatten sie heftige Worte mit einander gewechselt, da war sie gekommen, und der Zwist war beendet, und ihre Liebe hatte ihn umfangen wie ein weicher, weicher Mantel. Das Blut stieg ihm heiß in die Schläfen, — noch in der Erinnerung an jenen Abend war Seligkeit.

„Betty! Betty!"

Sie war krank geworden. Stundenlang lag sie Tags auf der Chaiselongue nebenan, die auch jetzt noch immer am Fenster stand. Angst hatte sie heimgesucht. Wenn ihn die Erinnerung daran auch schmerzte, er mußte doch lächeln: eine Zeitlang hatte er sich Vorwürfe gemacht, daß er nicht vermocht hatte, die Angst von ihr zu bannen! Als wenn ein Mensch im Stande sein könnte, mit schönen Worten die Angst von einer andern Seele fortzunehmen. Auch stärkster Liebe mußte das unmöglich sein. Aber er sah sich wieder an ihrer Seite sitzen, stumm hielt er ihre Hand. Und die Liebe wurde stark in ihnen — auch in ihr, auch in ihr! und bannte ihre Angst. Ganz glücklich waren sie auch damals noch gewesen.

Und immer hatte sie Theil genommen an dem, was ihn bewegte, trotzdem ihre Interessen andere waren, trotzdem ihre Kräfte schwanden. Damals, als er aus dem Vorstand des Vereins gestoßen wurde, dann auch, als er jenen Artikel plante. Sie hatte ihn dazu ermuntert, — vielleicht hätte er ihn sonst gar nicht geschrieben. Und als sie von ihm mußte, wie hatte ihr Blick ihn da ein letztes Mal umfangen! Er hörte den Klang dieses „Du!", mit dem ihre blutlosen Lippen ihn grüßten. Wo war ein Mensch, dem solches Glück zu Theil geworden, wie ihm selbst?

Und dabei hatte er sich angeklagt, sie unglücklich gemacht zu haben! Wieder mußte er lächeln. Wer unglücklich machte, konnte selbst so glücklich

niemals sein! Wie er dazu gekommen? Die Raserei des ersten Schmerzes war es gewesen.

Ihre Mutter auch war empört, als sie von seinen Selbstanklagen hörte. Aber das war ja alles gleichgültig neben der einen Thatsache des Glücks, das ihn erfüllte.

Denn dieses Glücksgefühl war da. Noch jetzt, trotzdem er sie verloren. So reich war sein Leben gewesen, daß ihm in der Erinnerung noch ein Schatz blieb, von dem er fürderhin zehren konnte, von dem er zehren wollte.

Und wieder rief er dieselben Bilder. Inniger, immer inniger zeichneten sie sich ihm in der Erinnerung.

Er sprang auf, die innere Erregung zu meistern, und schritt im Zimmer auf und nieder. Er war undankbar gewesen! Ueber dem, was ihm genommen worden, hatte er ganz das vergessen, was ihm blieb. Wer einmal glücklich gewesen, der konnte niemals ganz unglücklich sein. Die Erinnerung blieb ihm. Und diese Erinnerung würde er sich rein erhalten. Dachte er nur von fern an eine ähnliche Gemeinschaft mit einer Andern, so überkam ihn ein Gefühl des körperlichen Abscheus.

Wieder saß er vor seinem Schreibtisch, sann und träumte. Die Stunden vergingen, und draußen begann es bereits fahl zu tagen. Glücklich wie heut', hatte er seit langer, langer Zeit sich nicht gefühlt, er war sich dessen bewußt und wollte es auskosten — ganz.

Erst als die Lampe erlöschend zu flackern begann, entschloß er sich, zu Bett zu gehen. Vorher aber trat er noch einmal in ihr Zimmer, stille Andacht dort zu halten. Sein Blick fiel auf die Bilder seiner Eltern. „Ihr müßt sie auch lieb gehabt haben," dachte er.

Noch lange warf Dr. Heuser sich auf seinem Lager hin und her, ehe er Schlaf finden konnte. Ihm war zu Muthe wie einem Wanderer, der nach langer, heißer, staubiger Irrfahrt im Strom der Heimathstadt die Glieder gebadet hat; oder nein, ihm war zu Muth, wie ihm als Kind zu Muth gewesen, wenn der Christabend zu Ende gegangen war und er an all' die schönen Geschenke dachte, die nun in dem finstern Zimmer lagen und darauf warteten, daß er morgen mit ihnen spielen würde.

Spät erwachte er am nächsten Tage und mit einem seltsam leichten Gefühl. Er mußte sich darauf besinnen, was ihm Gutes widerfahren war. „Betty!" sagte er dann leise vor sich hin, „Betty!" Und wieder war der Trost da, die Freude und das Glück.

So verwandelt war er seit jenem Tage, daß es sogar der alten Minna auffiel, die selbst immer grämlicher geworden war. Sie stellte sich die Frage, was ihm wohl begegnet sein könne, und beantwortete sie zu ihrer eigenen, völligen Befriedigung mit einem Achselzucken.

Eine Einladung, die kurze Zeit darauf von Frau Kammergerichtsrath Schmidt an ihn ergangen war, hatte Dr. Heuser ausgeschlagen.

Zusammen mit jener Einladung hatte noch ein anderer Brief auf seinem Frühstückstisch gelegen. Das war an sich ein Ereigniß, weil er wenig Postsendungen erhielt; und es war ein dienstliches Schreiben mit dem blauen

Siegel eines Ministeriums! Vollends überrascht war er, als er von dem Inhalt Kenntniß genommen hatte. Ein ihm gänzlich fremder Geheimrath Grosse — Ministerium des Innern — ersuchte ihn sehr höflich, wenn es seine Zeit irgend gestatte, in seinem Amtszimmer bei ihm vorsprechen zu wollen. Täglich, mit Ausnahme der Dienstage und Freitage, von 10 bis 3 Uhr.

Als Dr. Heuser das Zimmer des Geheimraths betrat, kam ihm ein Mann in den besten Jahren sehr reservirt und wohlwollend zugleich entgegen und lud ihn ein, auf dem Supplicantensopha Platz zu nehmen; er selbst, der Geheimrath, setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl. „Ich habe," sagte er, während er mit seiner Uhrkette spielte, „Ihre Schrift über das Fabrikinspectorat mit großem Interesse gelesen. Wirklich, eine ganz vortreffliche Arbeit."

Dr. Heuser verbeugte sich stumm.

„Sie haben offenbar die englischen Verhältnisse ganz gründlich studirt, und in gewissem Sinne sind die ja für uns . . . recht beachtenswerth."

„Ich war ein Jahr in England, und was ich geschrieben habe, kenne ich aus eigener Anschauung."

„Was mich an Ihrer Schrift besonders anzieht, ist nächst dem warmen Empfinden, das daraus für die arbeitenden Classen spricht" — der Geheimrath lächelte unmerklich — „der Ernst, mit dem Sie auf die Nothwendigkeit einer gründlichen Statistik hinweisen. Da treffen Sie ganz den Punkt! Wir haben sehr mit Absicht den Gewerberäthen jede executive Gewalt genommen und sie in dieser Hinsicht an die Polizeibehörden verwiesen. Sie sollen Mittler, Vertrauensleute sein, sie sollen uns vor allen Dingen das Material zum Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung liefern. Auch was Sie zur Kritik der Berichte der Gewerberäthe sagen, ist ganz vortrefflich, ist sehr beherzigenswerth."

„Es freut mich, wenn ich da nicht zu weit gegangen bin."

„Durchaus nicht, aber durchaus nicht." Wohlwollend lächelte der Geheimrath. „Auf diesem Gebiet haben wir Alle noch zu lernen." Er spielte wieder mit seiner Uhrkette und sagte: „Sie haben sich ja auch praktisch bethätigt. Ihr Verein ‚Auskunftei für Nothleidende' ist eine, wie mir scheint, recht glückliche Schöpfung. Sie haben da das Bedürfniß ganz richtig erkannt und auch die rechten Mittel gefunden, ihm zu begegnen. Wie ich höre, soll sich der Verein sehr gedeihlich entwickeln?"

„Das thut er in der That, Herr Geheimrath," sagte Dr. Heuser. Er war überrascht, daß der Geheimrath davon wußte.

„Da wir zufällig auf Ihren Verein zu sprechen gekommen sind — Sie arbeiten da mit einer Frau Borchardt zusammen. Ich habe von ihr gehört — es würde mich interessiren, auch Ihre Meinung über die Thätigkeit der Dame zu erfahren."

„Sie hat für den Verein nicht unbeträchtliche Geldopfer gebracht und thut es noch. Aber sie setzt auch ihre beste Kraft ein, leistet ein erkleckliches Arbeitsmaß, und ich wünschte uns keine andere Vorsitzende."

„Das stimmt ganz mit dem überein, was ich von anderer Seite gehört habe. Ist sie auch bei Ihrer ‚Volkslectüre' mit betheiligt?"

„Das nicht. Aber — verzeihen Sie, Herr Geheimrath," brach Dr. Heuser erröthend heraus, „Sie wissen das Alles?"

„Ja, warten Sie mal — wer hat mir doch davon erzählt? — es muß ein Bekannter von Ihnen gewesen sein. Aber gleich viel — ich denke mir, Sie müßten Lust haben, sich weiter praktisch zu bethätigen."

„Die habe ich auch, Herr Geheimrath."

„Sie verfügen auch über hygienische Kenntnisse, wie ich aus Ihrer Schrift ersehe — ich glaube, ich hätte eine Stellung, für die Sie ganz der rechte Mann wären. Der Gewerberath für Berlin-Charlottenburg soll einen neuen Assistenten erhalten — ich denke mir, die Stellung müßte Ihnen zusagend sein."

„Ich wäre sehr glücklich —"

„Ich pflege keine Versprechungen zu machen — habe auch gar nicht den Einfluß, sie zu verwirklichen — man ist ja nur ein kleines Rad in einem großen Getriebe, — aber es wäre das natürlich die Vorstufe zu einer selbstständigen Gewerberathsstellung."

„Sie zeigen mir da ein lockendes Bild, Herr Geheimrath, aber so sehr es mich lockt, ich muß es leider selbst zerstören. Ich habe gesessen — wegen Ministerbeleidigung."

„Was Sie da sagen! Aber davon habe ich ja gar nichts gewußt. Erzählen Sie doch, wie sich das zugetragen!"

„Ich hatte einen Artikel geschrieben in Sachen des Besoldungsentwurfes der Volksschullehrer — inhaltlich bekenne ich mich auch heut' noch durchaus dazu, in der Wahl der Ausdrücke hatte ich mich vergriffen. Ich schickte ihn an die Blätter, deren Mitarbeiter ich war und bin und erhielt ihn stets zurück. Das kränkte mich, und so gab ich ihn dem „Vorwärts", und daraufhin wurde ich angeklagt und auch verurtheilt."

„Das interessirt mich in der That. Da Sie aber selbst sagen, daß Sie die Wahl der Ausdrücke bereuen — wir irren Alle —, so glaube ich nicht, daß das an sich ein Hinderungsgrund wäre. Ich bin Ihnen aber zu Dank verpflichtet, daß Sie so offen mit mir darüber gesprochen haben. Wie gesagt, ich wußte nichts davon. Inzwischen hat ja ein Wechsel im Cultusministerium stattgefunden — im Vertrauen kann ich Ihnen mittheilen: Die in der Presse verbreiteten Gerüchte über den Rücktritt des Herrn Ministers waren durchaus irrige. Allein Gesundheitsrücksichten sind dabei maßgebend gewesen. Aber das bleibt natürlich ganz unter uns."

Der Geheimrath stand auf. „Ueber unsre heutige Unterredung bitte ich Sie gleichfalls, strengstes Stillschweigen zu bewahren. Lust hätten Sie also — nun, ich will sehen, ob ich etwas für Sie thun kann. Es kommen neben Ihnen natürlich noch Andere in Betracht . . . Bitte sehr, Ihren Hut hatten Sie dort hingelegt." — —

Wenige Wochen später wurde Dr. Heuser seine Ernennung zum Gewerberaths-Assistenten für den Bezirk Berlin-Charlottenburg eingehändigt.

Wenige Wochen später erhielt Frau Borchardt für treue Dienste an den Nothleidenden und Verarmten den Luisenorden.

XII.

Am Weihnachtsnachmittag war es. Frostklar war der Himmel — eine seltene Weihnachtsgabe — und das Leben in den Straßen schien sich verzehnfacht zu haben. Rüstig schritt Dr. Heuser dem Anhalter Bahnhof zu. Viel frohe Gesichter, die ihm begegneten. Heute fiel auch ein Glücksschein auf den Allerärmsten . . . Dr. Heuser zuckte die Achseln. In kommenden Zeiten würden auch die Allerärmsten am Weihnachtstage glücklich sein.

Er kam eben zur rechten Zeit, als der Zug in den Bahnhof einlief. Einem rauchgeschwärzten Coupé III. Classe entkletterte etwas unbeholfen Professor Wernecke. Dr. Heuser eilte auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen: „Mein lieber, lieber Freund."

„Das ist eine Freude, daß man Sie endlich wieder hat!" sagte Wernecke. Hand in Hand gingen sie den Bahnsteig hinunter.

„Kommen Sie, wir nehmen eine Droschke," meinte Dr. Heuser.

„Eine Droschke —? Lieber Doctor, Sie sind ein Bourgeois geworden."

Heuser lachte. „Nur der Zeitersparniß halber. Ich habe heut' meine Kinder eingeladen, und diesmal ist es eine große Festlichkeit. Außer den Armen habe ich eine ganze Anzahl von Kindern aus Arbeiterfamilien, denen ich nahe getreten bin."

Sie kamen wirklich nicht allzu früh nach Hause. Ein kleines Mädchen mit rother, gestrickter Mütze stand schon im Corridor, den Finger im Munde, und wartete. Kein Sterbenswörtchen war aus ihr heraus zu bringen.

Während Wernecke in seinem Zimmer die sehr nothwendige Aufbesserung seines äußeren Menschen vornahm, zündete Dr. Heuser die Weihnachtslichter an. Inzwischen war die kleine Schar vollzählig geworden. Professor Wernecke, den man seiner Ungläubigkeit willen seines Amtes entsetzt hatte, sang mit den Kleinen „Stille Nacht" und richtete dann ein paar Worte an sie — er hatte eine wundervoll schlichte Art, zu Kindern zu sprechen, denn in seinem Herzen war er selbst noch ein Kind. Und Heuser nahm sich der blöden, kleinen Seelen an und wußte sie durch Fragen und Erzählen ganz zuthunlich zu machen. Ein gutes Feuer leuchtete dabei aus seinen blauen Augen — auch er war ja in seinem Innern ein Kind geblieben.

Es machte sich wohlthätig bemerkbar, daß diesmal unter den Kleinen auch bessere Elemente vertreten waren. Und glücklich erwies sich eine Neuerung, die Dr. Heuser getroffen hatte: die Kinder erhielten Alle die gleichen Gaben. Einen Anzug die Jungen, ein Kleid die Mädchen, dazu ein jedes einen Teller mit Aepfeln und Pfeffernüssen, neben dem gleich die Tüte zum Einpacken lag. Als Heuser den Freund auf die sichtlichen Vorzüge dieser Neueinrichtung aufmerksam machte, lachte der: „Wir steuern mehr und mehr dem Socialismus entgegen. Aber Sie haben ganz recht. Für ein besseres Ideal sind sie noch nicht reif, die Kinder nicht und die Erwachsenen erst recht nicht."

Die Anfangs sehr zaghafte, kleine Schar war zu einer arg lärmenden und tobenden geworden — zumal als Dr. Heuser „Knecht Ruprecht" mit ihnen spielte — dann waren sie gegangen. Einem kleinen Mädchen riß noch

die Apfeltüte im Flur, und das gab neuen Jubel. Jedem der Kinder hatte Dr. Heuser schöne Grüße an Vater und Mutter aufgetragen.

Sie waren gegangen, und die alte Minna hatte den Tisch für die Freunde gedeckt. Wieder blinkte ein alter, milder Rothwein in ihren Gläsern; sie stießen stumm mit einander an. Und dann, ganz spontan, streckten sie einander die Hand entgegen zu neuer, herzlicher Begrüßung. Die Alte war mit einem Tablett Austern erschienen, und während Professor Wernecke sich mit der Kunstfertigkeit des gänzlich Unerfahrenen an dem ersten dieser Meereswunder zu schaffen machte, sagte er wieder lachend: „Mein lieber Doctor, Sie sind entschieden ein ganz hart gesottener Bourgeois geworden."

Pflichtschuldig erröthete Dr. Heuser und sagte: „Ich wollte Ihnen den Empfang ein wenig festlich machen, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich mich freue. Es gilt für mich aber zugleich ein Abschiedsfest. Ich bin Gewerberath für den Bezirk Frankfurt a. O. geworden, ich siedle dahin über, ich habe das Haus verkauft, ich muß aus dieser Wohnung — an der so viel theure Erinnerungen für mich hängen. So viel Liebe."

„Trotzdem — ich gratulire."

„Gratuliren Sie nicht. Sie wissen nicht, wie schwer wir's haben. Wir sind mit diesen unseligen Kesselrevisionen belastet, die uns unsere beste Zeit in Anspruch nehmen. An den Polizeibehörden haben wir keinen rechten Rückhalt. Was aber schlimmer ist, wir finden nur sehr schwer das Verhältniß zu den Arbeitern. Sie kommen uns mit Mißtrauen entgegen; sie mißtrauen uns. Jedenfalls, — daß wir für ihre Interessen da sind, das begreifen sie nicht."

„Es ist eben eine Kluft in Deutschland zwischen Gebildeten und Ungebildeten," sagte Wernecke.

„Ich will Ihnen erzählen, was mir da neulich begegnet ist. In einer Fabrik in Charlottenburg — der Name thut ja nichts zur Sache — war ein Zwist zwischen dem Fabrikanten und den Arbeitern ausgebrochen, die üblichen Lohndifferenzen. Mit unsäglicher Mühe gelang es mir, zu Gunsten der Arbeiter einen Ausgleich zu schaffen. Am Sonntag darauf klingelt's: drei meiner Arbeiter, sehr feierlich im schwarzen Rock, treten bei mir an. Ich dachte, sie wollten sich bedanken, obgleich ja auch das eigentlich unstatthaft ist. Sie fragten: — ‚Was sie mir schuldig wären'. Da bin ich aber grob geworden."

Wernecke lachte.

„Sie lachen, ich lache nicht. Das Beste ist, daß man mit Arbeit so überlastet ist, daß man Abends todmüde in sein Bett sinkt. Ich hatte in den dreiviertel Jahren, die ich nun im Amte bin, dreihundert Revisionen. Und dazu die Berichte."

„Arbeit ist immer noch das Beste."

Dr. Heuser stürzte ein Glas Wein hinunter, fuhr mit der Hand durch sein blondes Haar und sagte: „Aber das wird anders! In meinem eignen Bezirk da kann ich ganz anders schaffen. Ich sage Ihnen, ich gewinne das Vertrauen meiner Arbeiter! Und sollt' ich mit Jedem persönlich ringen, ich

setz' es durch. Und ich schaffe der arbeitenden Bevölkerung menschenwürdige Existenzbedingungen. Es wird überhaupt Alles besser. Wir gehen guten Zeiten entgegen."

„Hoffen wir das."

„Es ist bei mir mehr als ein Glaube — eine innere Gewißheit ist es. Sie kennen mich: ich spiele mich nicht auf, und Ihnen gegenüber am wenigsten. Ich will auch nicht zu viel auf meine Kraft pochen. Die Zeiten werden bessere, das fühl' ich."

„Wenn ich es auch in andrer Beziehung meine als Sie, den Glauben hab' ich auch," sagte Wernecke nicht ohne innere Bewegung. Und leise fügte er hinzu: „Ein Hirt und eine Herde."

„Erinnern Sie sich noch? In Hamburg stießen Sie mit mir auf unsere Zukunft an. Die Zukunft ist nun da, und ich darf nicht klagen. Kommen Sie, wir trinken auf die Gegenwart."

Sie stießen an. „Wir wollen nicht zu Trunkenbolden werden," sagte Wernecke, „doch bitt' ich um einen kleinen Schluck insbesondere auf meine Zukunft und — die einer Anderen. Ich habe mich verlobt."

„Meinen innigsten Glückwunsch!" — Sie kamen doch nicht dazu, die Gläser wieder zu erheben. „Und wer — ?"

„Meine Braut heißt Hanna Hesekiel und ist die Tochter eines Pastors im Badischen, nicht weit von Heidelberg. Ich hätt' es Ihnen schon vor vierzehn Tagen schreiben können, ich wollt' es Ihnen aber lieber mündlich sagen."

„Und da verleben Sie Unmensch Weihnachten nicht einmal mit Ihrer Braut?"

Professor Wernecke wurde verlegen, was er durch unruhiges Hin- und Herrücken seiner Brille zu verbergen suchte. Er lachte dann etwas gezwungen und sagte: „Die Reise nach Berlin hab' ich eigentlich meinem Schwiegervater zu Liebe angetreten. Ich hatte das Gefühl, als wär's dem alten Herrn eine Qual, mich an seinem Weihnachtstisch zu sehen. Leider bin ich in seinen Augen ein arger Heide und Ketzer. Vernunftgründe gibt es dagegen nicht. Es ist Alles umsonst gewesen." Er seufzte auf. „Es hat auch harter und langer Kämpfe bedurft, bis er mir seine Tochter anvertrauen wollte. Daß er jetzt innerlich damit ausgesöhnt wäre, kann ich leider nicht behaupten."

„Und Ihr Fräulein Braut?"

„Hanna liebt mich. — Aber auch in ihren Augen bin ich — kein Christ. Wenn sie mich trotzdem nimmt — sie liebt mich eben. Wenn wir erst mit einander verheirathet sind, dann wird sie sich überzeugen, daß ich weder ein Ketzer bin noch ein starrer Rationalist. Das ist die feste Zuversicht, die ich hege."

„Das sollen und dürfen Sie auch. Zu Ihrer Hochzeit komm' ich nach Heidelberg."

Sie schwiegen eine Weile. „Und Sie?" fragte Wernecke. „Sie haben nicht daran gedacht, wieder zu heirathen?"

„Nein."

„Sie sollten daran denken."

„Ich kann und will nicht. Dazu bin ich mit meiner Betty zu glücklich gewesen. Wem einmal wahres Glück in der Ehe zu Theil geworden wie mir, der heirathet nicht wieder."

„Aber —" Professor Wernecke sah ihn ganz erstarrt an, „Sie haben mir doch immer das Gegentheil über Ihre Ehe gesagt?"

Dr. Heuser lächelte überlegen: „Das damals war der erste Schmerz, der aus mir sprach. Haben Sie das wirklich geglaubt? Sehen Sie, daß der Schmerz mich damals so ganz sinnlos, ganz kopfverloren machte, das ist ja eben auch nur ein Beweis dafür, wie sehr wir glücklich waren."

„Nein, wirklich?"

„Ich lebe heute noch ganz in der Erinnerung daran. Ich sehe mich immer wieder mit ihr zusammen, immer neue Einzelheiten aus unserm gemeinsamen Leben werden mir deutlich. Und aus dieser Erinnerung überkommt mich eine solche Fülle des Glücks — ich habe ganz genug, mein übriges Leben davon zu zehren — lieber Freund, ich bin glücklich." — —

Das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu. Auch von Frau Wolf sprachen sie, auch von Professor Wernecke's wissenschaftlichen Plänen.

Früher, als es sonst seine Gewohnheit war — er war ein Nachtarbeiter geworden, und es ging eben erst auf Eins — zog Professor Wernecke sich zurück. Die lange Fahrt hatte ihn angegriffen, und sie hatten noch vierzehn Tage des Zusammenseins vor sich.

Dr. Heuser machte den üblichen Rundgang durch seine Wohnung. Er überzeugte sich, daß der Gasometer geschlossen sei und die beiden Wohnungsthüren verriegelt. Den Weihnachtsbaum, bei dem Feuergefahr immer vorhanden war, unterzog er einer besonderen Untersuchung.

Dann aber trat er noch einen Augenblick in Betty's Zimmer. Er schlug den Vorhang vor dem Fenster zurück und blickte hinaus. Gedämpft drang der Lärm der Straßen an sein Ohr. Am Himmel standen Sterne, flimmernd.

Wie leises Grüßen war es ihm.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg.

[Nachdruck untersagt.]

II. Das Haus Rothschild.

III.

Nach dem Tode des alten Mayer Amschel Rothschild im Jahre 1812 setzten dessen fünf Söhne das Geschäft gemeinsam fort, und zwar vertheilten sie sich, um einander in die Hände zu arbeiten, auf verschiedene Hauptplätze Europa's. Schon die glänzende Durchführung der englischen Subsidienzahlungen wurde offenbar nur auf solche Weise ermöglicht.

Amschel, genannt Anselm, der älteste Sohn, übernahm die Leitung des Stammhauses in Frankfurt, verließ diese Stadt nie und spielte, soweit ersichtlich, bei den großen Finanzgeschäften keine Rolle. Weit mehr Bedeutung hatte der zweite Sohn Salomon, dessen Wohnsitz zwar auch noch Frankfurt blieb, der aber zunächst bald hier, bald dort thätig war, namentlich in Berlin und Wien. Wegen seiner genauen Kenntniß der deutschen Verhältnisse wurde er von Nathan z. B. 1818 bei einer durch ihn übernommenen preußischen Anleihe nach London berufen. Erst nach weiteren Jahren ließ er sich endgültig in Wien nieder. Nathan, der dritte Sohn, befand sich, wie wir wissen, längst in London. Er war und blieb der bei Weitem wichtigste Geschäftsleiter, derjenige, dem das Haus Rothschild seine weltumspannende Bedeutung in erster Linie zu danken hat. Der vierte Sohn Karl trat anfangs, gleich Salomon, bald hier, bald dort in Action, concentrirte aber 1820 seine Thätigkeit auf Italien und begründete 1821 ein Haus in Neapel. Endlich Jacob, genannt James, der jüngste Bruder, ließ sich schon 1812 in Paris nieder, kann aber wohl zunächst nur als Agent Nathan's bei den englischen Subsidienzahlungen im Stillen thätig gewesen sein; denn so lange Napoleon noch regierte, konnten die Rothschild's in Paris natürlich offen keine Geschäfte machen. Auch war James 1812 erst zwanzig Jahre alt. Aber seit 1817 bestand in Paris jedenfalls die feste Firma: de Rothschild Frères.

Durch die englischen Subsidienzahlungen waren die Rothschild's in nahe Beziehungen zu den meisten europäischen Finanzverwaltungen getreten, hatten deren Lage und Personal kennen gelernt und hatten ihnen auch schon auf Grund der englischen Subsidien kurzfristige Vorschüsse geleistet. Dies mußte den Brüdern nach den Friedensschlüssen zu statten kommen.

Während des Krieges hatte England nicht nur den eigenen ungeheueren Capitalbedarf befriedigt, sondern auch einen Theil desjenigen der Festlandsstaaten. In Folge dessen war seine Staatsschuld in der Kriegszeit um 600 Millionen Pfund Sterling gewachsen. Dieser Capitalbedarf war größtentheils gedeckt worden durch die Ueberschüsse der im unaufhaltsamen Aufschwunge begriffenen eigenen Volkswirthschaft; daneben aber waren auch sehr bedeutende festländische Capitalien nach England geflossen, weil die Continentalstaaten bei ihren eigenen Capitalisten nur geringen Credit hatten, weil namentlich die Holländer ihre großen Capitalien nur in englischen Papieren anlegen wollten, und weil diese endlich in ganz Europa ein beliebtes Speculationsobject bildeten. Auf sie concentrirte sich daher der größte Theil der europäischen Geldcapitalien.

Nach den Friedensschlüssen ließ der Capitalbedarf des englischen Staates bedeutend nach, so daß dort nicht einmal mehr die Capitalüberschüsse der eigenen Volkswirthschaft, geschweige denn die der festländischen Völker, ausreichende Verwendung fanden. Umgekehrt brauchten die Festlandsstaaten jetzt ganz gewaltige Capitalmassen für die Beseitigung des von ihnen während der Kriegszeit ausgegebenen Papiergeldes, für die Fundirung der im gleichen Zeitraum gegen Wucherzinsen aufgenommenen schwebenden Schulden, für die Unterstützung ihrer schwergeprüften Unterthanen, für das Retablissement ihrer Heere u. s. w. Die Continentalstaaten hatten jetzt auch wieder Credit, mußten aber viel höhere Zinsen bezahlen als England. Das wirkte naturgemäß auf die englischen Capitalien als Antrieb, sich den festländischen Staatsanleihen zuzuwenden, und ebenso auch auf die während des Krieges nach England geflossenen festländischen Capitalien. Aehnlich stand es mit der Speculation, für welche die englischen Staatspapiere, seitdem ihr Kurs nicht mehr so stark schwankte, wie während des Krieges, keine ausreichende Anziehungskraft mehr hatten. Erst jetzt verbreitete sich die Neigung, in Börsenpapieren zu speculiren, auch überall auf dem Festlande.

Diese Lage war es, welche den Rothschild's bei ihren Geschäften nach den Friedensschlüssen zu statten kam. Damit soll aber nicht etwa gesagt werden, daß sie selbst den ganzen Zusammenhang überschauten, und noch weniger andererseits, daß sie die Sachlage nur auszubeuten brauchten. Später wird zu untersuchen sein, wie viel sie von ihren Erfolgen der Gunst jener Verhältnisse, wie viel ihrem eigenen Verdienste zu danken hatten. Nur ein Punkt noch ist hier vorwegzunehmen: Als die Rothschilds sich den Anleihegeschäften größten Stils zuwendeten, hatten sie zunächst mächtige Concurrenten zu überwinden; dies ist ihnen nicht vor dem Jahre 1818 gelungen.

Das größte Geschäftshaus, welches sich damals mit derartigen Operationen befaßte, war die Firma Baring Brothers & Co. in London. Es wurde geleitet von Alexander Baring, dem späteren Lord Ashburton, von dem

Friedrich von Gentz, sicherlich der competenteste Beurtheiler in solchen Dingen, gerade in dem entscheidenden Jahre 1818 erklärte, nach dem Kopfe und den Kenntnissen bemessen, käme ihm keine der damaligen Finanzgrößen gleich, sowohl in kaufmännischer wie in politischer Hinsicht; er sei „ein Engländer, wie es nicht viele gibt". Er war auch freilich gar kein Vollblutengländer, sondern der Urenkel eines aus Bremen eingewanderten Geistlichen; schon sein Vater, Sir Francis Baring, hatte den Weltruf des Hauses begründet.

Alexander Baring kaufte im Jahre 1814 die alte weitberühmte Firma Hope & Co., das vornehmste Bankhaus Amsterdams, das seit einigen Jahren in Liquidation getreten war. Der Leiter dieser Firma war Baring's Schwager, P. C. Labouchere, und die beiden Häuser standen schon seit längerer Zeit in naher Geschäftsverbindung. Labouchere war bei Weitem nicht so gebildet wie Baring; aber er besaß großen Scharfsinn, schnellen praktischen Blick und erfreute sich auch wegen seiner unantastbaren Ehrenhaftigkeit des allgemeinen Vertrauens. Er wurde von seinem Schwager bestimmt, seine Abneigung gegen neue Geschäfte aufzugeben.

Mit diesen beiden Welthäusern nun war anfangs eng verbündet der geniale französische Finanzier G. J. Ouvrard. Dieser merkwürdige Mann war die denkbar glänzendste Verkörperung des echt französischen, Alles wagenden und mit sich fortreißenden Unternehmungsgeistes. Während der Revolution unter Napoleon hatte er gigantische Geschäfte, namentlich als Armeelieferant und Creditvermittler größten Stils gemacht. Das zweischneidige Instrument des Credits wußte er meisterhaft zu handhaben. Napoleon haßte ihn grimmig und ruinirte ihn wiederholt, mußte ihn aber immer wieder zu Hülfe rufen. Im Jahre 1805 hatte er Hope und Baring zu einem Geschäfte von unerhörtem Umfange und größter Kühnheit veranlaßt, welches den Zweck hatte, die durch Spanien an Frankreich zu zahlende Subsidie von 72 Millionen Franken jährlich, trotz des Krieges, von Mexico nach Europa zu schaffen, was meistentheils über Nordamerika und zwar von dort aus in Waaren geschehen mußte. Trotzdem Napoleon nach zwei Jahren den Vertrag brach und das Vermögen Ouvrard's durch einen Gewaltact confiscirte, verdienten Hope und Baring an dem Geschäfte die Kleinigkeit von 860000 Pfund Sterling.

In den hundert Tagen brachte es Ouvrard fertig, Napoleon auf dessen Ersuchen die Mittel zur Kriegführung zu verschaffen, was ihn indeß nicht hinderte, nach Rückkehr der Bourbons diesen seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Die Regierung bedurfte ihrer dringend. Sie sollten den Verbündeten 700 Millionen Franken Kriegskostenentschädigung bezahlen und zunächst vor Allem die fremden Besatzungstruppen unterhalten, was jährlich 160 Millionen erforderte. Dazu kamen noch weitere große Bedürfnisse. Das Budget für das Jahr 1817 schloß mit einem Deficit von 350 Millionen ab, das nur durch eine Anleihe gedeckt werden konnte.

In Frankreich war eine solche Summe auf dem Wege des Credits nicht aufzutreiben. Dagegen gelang es Ouvrard, die Firmen Baring und Hope für die Anleihe zu interessiren und diese im Anfange des Jahres 1817 abzuschließen: ein Capital von 350 Millionen wurde beschafft; der Zinsfuß stellte sich aber

freilich auf 7—8% und die Vermittlungsgebühren betrugen 2½%. Der französische Rentencurs stieg in Jahresfrist von 55 bis auf 66%, und der Gewinn, den die Emissionshäuser machten, war enorm, während Ouvrard durch die französische Regierung der Uebervortheilung angeklagt wurde und leer ausging.

Welche Rolle die Rothschilds bei diesem ersten großen Finanzgeschäft der Friedenszeit gespielt, ob sie mit Baring und Hope schon direct concurrirt haben, bedarf noch der Aufklärung. Ich habe nur feststellen können, daß sie im Jahre 1817 durch David Parish, einen Mann, den wir gleich näher kennen lernen werden, mit der französischen Regierung in Verbindung gebracht, und daß sie ferner mit Uebermittlung der Kriegskosten-Entschädigung an die Verbündeten beauftragt wurden. Ouvrard behauptete in seinen Memoiren, sie hätten diese großen Capitalien, als sie sich 1817 und 1818 vorübergehend in ihren Cassen befanden, dazu benutzt, um an den mit Hausse-Engagements in französischer Rente überladenen Börsen durch Reportgeschäfte (d. h. durch Hergabe von Capital zur Verlängerung jener Engagements) 50% zu verdienen. Das war freilich ein unvergleichlich weniger riskantes Geschäft als die Uebernahme einer großen Anleihe; diese mögen sie damals vielleicht nicht ungern Baring und Hope überlassen haben. Jedenfalls wurden sie in Paris 1817 noch wenig genannt.

Ebenso stand es um dieselbe Zeit in Wien. Dort bedurfte man großer Anleihen zur Tilgung des Papiergeldes, von dem 600 Millionen Gulden im Umlauf waren. Früher waren die Firmen Gebrüder Bethmann in Frankfurt, Goll & Co., sowie Ony & Zoonen in Amsterdam die Hauptbankiers der österreichischen Finanzverwaltung gewesen. Von den bei ihnen aufgenommenen Anleihen waren noch über 50 Millionen nebst den seit 1795 bezw. 1811 unbezahlt gebliebenen Zinsen rückständig, deren Curse sich im Jahre 1817 etwa zwischen 20 und 30% bewegten. Von den genannten Bankhäusern kam nur noch dasjenige von Gebrüder Bethmann in Betracht, welches geleitet wurde von Simon Moritz von Bethmann, einem ausgezeichneten Mann, von dessen gemeinnütziger Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten die Annalen seiner Vaterstadt Großes berichten. Ueber seine geschäftliche Tüchtigkeit wissen wir leider nichts. Zwar war er der erste Bankier, mit dem Friedrich von Gentz sich 1815 über die Reorganisation des österreichischen Finanzwesens unterhielt, und auch 1816, als diese Aufgabe ernstlich in Angriff genommen wurde, betheiligte er sich an den darüber geführten Verhandlungen; aber es scheint, daß er hauptsächlich auf Regulirung der alten, bei seinem Hause aufgenommenen österreichischen Anleihen bedacht war.

Die Localgrößen der Wiener Börse, Arnstein & Eskeles, Geymüller & Co., Fries & Co., Steiner & Co., hatten zwar in der Kriegszeit als Nothanker gedient, besaßen aber für die jetzt erforderlichen Operationen bei Weitem nicht genug Capitalkraft und Geschicklichkeit.

Da waren es — nicht etwa die Rothschilds, sondern zunächst zwei Hamburger Bankiers von englischer Abkunft, die Brüder John und David Parish, welche der österreichischen Finanzverwaltung zu Hülfe kamen. Ihr

Vater, John Parish, hatte 1765 ganz klein angefangen, war aber bereits 1780 einer der reichsten und angesehensten Kaufleute Hamburgs geworden. Er war unzweifelhaft kein gewöhnlicher Mensch, was schon daraus hervorgeht, daß er in der Kriegszeit mit politischen Persönlichkeiten von hohem Range befreundet wurde. In den Jahren 1793 bis 1806 war er unter Anderem auch bei Uebermittlung englischer Subsidien an die Festlandsmächte thätig, mußte aber, als die Franzosen Hamburg eroberten, nach England flüchten. Sein Haus blieb unter der Leitung seines Sohnes Richard bestehen und erlangte nach den Friedensschlüssen durch die schon genannten zwei anderen Söhne John und David wieder große internationale Bedeutung.

Von diesen Beiden war David Parish der bedeutendste. Er begründete 1803 ein Geschäft in Antwerpen, gab es aber 1805 auf, um für Hope und Baring in Amerika jenes große Unternehmen zu leiten, das Ouvrard mit den Regierungen von Spanien und Frankreich abgeschlossen hatte. Als dieses Unternehmen durch Napoleon's gewaltthätiges Finanzgebahren vorzeitig zum Abschluß kam, blieb David Parish in Amerika, kaufte dort ungeheuere Ländereien und begründete die Stadt Parishville am Lorenzstrome, übernahm auch eine Anleihe der Vereinigten Staaten, ohne daß seine großen Unternehmungen entsprechenden Erfolg hatten. Im Jahre 1816 kehrte er nach Europa zurück, um seine hohen Verbindungen geschäftlich zu verwerthen. Namentlich war er nahe befreundet mit Talleyrand, dessen epikuräische Neigungen er theilte, und von dem er gegen entsprechende Gegendienste schon früher manche geschäftlich werthvollen Rathschläge erhalten hatte. Indeß scheint er nach seiner Rückkehr in Paris nichts ausgerichtet zu haben. Jedenfalls ging er 1817 nach Wien, wo sein Bruder John wichtige Verbindungen angeknüpft hatte, und trat dort unter anderem mit Gentz in Verbindung, einem Mann, der ihn sowohl geistig wie gesellschaftlich wohl noch besser als Talleyrand zu würdigen wußte. Gentz schrieb über ihn an seinen Freund Adam Müller 1818: „David Parish ist der Matador, die Perle des Handelsstaates in der ganzen Christenheit dieß und jenseits des Atlantischen Oceans, einer der vollendetsten Menschen, die ich je sah". Weniger günstig urtheilten über ihn die erfahrenen Geschäftsleute, die ihn von seinen amerikanischen Unternehmungen her genau kannten: sie erachteten ihn für viel zu sanguinisch und unternehmungslustig; aber auch sie ließen seiner außerordentlichen Gewandtheit und geistigen Bedeutung Gerechtigkeit widerfahren. Er war eine ähnliche Natur wie Ouvrard, der ihn übrigens auch später nochmals verwendete; nur war er, wie es scheint, noch besser geeignet für den Verkehr mit vornehmen Leuten. Beide waren mehr ehrgeizig, als auf Gelderwerb erpicht, mehr Männer der Initiative, des Entwerfens großer Pläne, als ihrer consequenten Durchführung. An dieser Anlage sind sie beide zu Grunde gegangen.

David's Bruder, John Parish, war bei Weitem nicht so bedeutend, wurde dagegen als verständiger, tüchtiger Geschäftsmann gerühmt. Schon seit 1797 betheiligte er sich an der Leitung des väterlichen Geschäfts, das er später in den verschiedensten Ländern vertrat. Nach der Schlacht von Wagram übermittelte er englische Botschaften und, wie es scheint, auch Subsidien nach Oester-

reich, wo er sich dann dauernd ansiedelte. Im Jahre 1816 trat er mit Gentz, den er von früher kannte, und durch diesen mit dem Finanzminister Grafen Stadion in Verbindung. Es folgten nun Verhandlungen, an denen sich auch David Parish, Bethmann, die Wiener Bankiers Geymüller, Fries und andere betheiligten. Die Einzelheiten bedürfen noch der Untersuchung. Aber jedenfalls erboten sich die Parish's schon 1817, eine Anleihe von 50 Millionen Gulden zu übernehmen, die freilich über 9% Zinsen kosten sollte. Die Regierung wollte zunächst darauf eingehen, besann sich dann aber eines Anderen, und erst am 26. Mai 1818 kam ein etwas günstigerer Abschluß zu Stande, wobei als Hauptcontrahenten neben der Firma Parish & Co. noch Hope, Baring, Bethmann und Geymüller genannt wurden. David Parish scheint als Vertreter von Hope und Baring gewirkt zu haben, John Parish für Parish & Co.

Die österreichische Regierung war hoch erfreut über den durch diese erste Anleihe bekundeten Beweis des wiederkehrenden Vertrauens; aber auch die Emissionshäuser versprachen sich davon viel Gutes: sie bedangen sich aus, daß sie im Falle einer neuen Anleihe bei gleichen Bedingungen anderen Bewerbern vorgezogen werden sollten. Baring und Hope waren durch den großen Erfolg der französischen Anleihe offenbar ermuthigt worden; bei letzterer waren sie noch nicht so günstig gestimmt gewesen. Gentz wurde von den Parish's bei dem Geschäfte mit 100 000 Gulden interessirt, was ihm „eine sehr angenehme Aussicht" gewährte.

Unsere Hauptquelle für diese österreichischen Angelegenheiten, das Tagebuch von Gentz, berichtet in dieser Zeit über sehr häufige Verhandlungen mit den Parish's, erwähnt aber den Namen Rothschild noch nicht. David Parish selbst hat in einem Briefe, den er, 1826 unmittelbar vor seinem tragischen Ende, an Baron Salomon Rothschild richtete, diesen daran erinnert, daß er (Parish) 1817 gegen den Rath seiner ältesten und intimsten Freunde das Haus Rothschild in die französischen und österreichischen Finanzgeschäfte hineingezogen habe. Dies wird wohl richtig sein, und jedenfalls können die früheren, durch die englischen Subsidien veranlaßten Beziehungen der Rothschild's zu Oesterreich damals noch keine weiteren Folgen gehabt haben. Aber auch Parish's oben erwähnte Vermittlung führte noch nicht zu einer offenen Betheiligung der Rothschild's bei den österreichischen Finanzgeschäften.

Als Gentz Anfang September 1818 im Gefolge des Fürsten Metternich zum Aachener Congresse reiste, besuchte er in Frankfurt zunächst Bethmann, der ihn sehr freundlich aufnahm; in den nächsten Tagen war er mit Bethmann und David Parish viel zusammen. Letzterer verabschiedete sich von ihm am 8. September, um nach Aachen vorauszureisen, und zwischen den Beiden wurden bei dieser Gelegenheit „wichtige Verabredungen" getroffen. Erst am folgenden Tage erhielt Gentz einen Besuch von den Brüdern Carl und Anselm Rothschild, die jetzt zum ersten Male in dem Tagebuche genannt werden. Drei Tage darauf neuer Besuch der Brüder „und interessantes Gespräch über die hiesige Judenangelegenheit". In den zehn bis zwölf Tagen, die Gentz dann noch in Frankfurt blieb, gestalteten sich seine Beziehungen zu den Rothschild's

noch etwas reger; aber von Finanzgeschäften mit ihnen hören wir zunächst noch immer nichts.

Die russische Finanzverwaltung, die seit langer Zeit mit Hope & Co. in engster Verbindung stand, dachte noch nicht daran, diese aufzugeben.

Die ersten großen Emissionsgeschäfte, welche das Haus Rothschild nach den Friedensschlüssen machte, waren zwei preußische Anleihen. Ich habe deshalb die darauf bezüglichen Vorgänge mit besonderer Sorgfalt studirt und muß hier etwas ausführlicher darüber berichten.

Preußen brauchte im Jahre 1816 zunächst dringend etliche Millionen, um die vertragswidrig unterbrochene Tilgung älterer Schulden wieder aufnehmen zu können. Das Frankfurter Haus Rothschild, von dessen Theilhabern sich damals, wie auch schon früher, namentlich Carl wiederholt in Berlin aufhielt, um englische Subsidien auszuzahlen und der preußischen Finanzverwaltung Vorschüsse darauf zu leisten, erbot sich, für deren Rechnung gegen 2% Provision eine Anleihe von 8 bis 10 Millionen Thalern auszugeben; jedoch wollte Rothschild zunächst selbst nichts fest davon übernehmen und erhoffte auch nur für den Fall einen guten Erfolg, daß er in Holland keinen Hindernissen begegnen würde. Er war also noch sehr vorsichtig und rechnete noch vorzugsweise auf den Amsterdamer Capitalmarkt, der aber damals von der niederländischen Regierung für die eigenen Finanzbedürfnisse gebraucht wurde, weshalb sie fremden Staaten nicht erlaubte, Anleihen in Amsterdam aufzunehmen. Geheimrath Nicolai von der Seehandlung wurde beauftragt, mit Rothschild zu verhandeln, rieth indeß ab, auf das Anerbieten einzugehen. Rothschild sei durch die von ihm seit einigen Jahren gemachten höchst lucrativen Geschäfte verwöhnt und könne sich noch nicht darin finden, mit einer mäßigen Provision vorlieb zu nehmen; offenbar bezweifle er selbst einen befriedigenden Erfolg, sonst würde er eine bestimmte Summe fest übernehmen. Nicolai machte Gegenvorschläge, die von Rothschild nicht abgelehnt wurden; vielmehr ging Carl nach Cassel, um den Kurfürsten, der über eine Million älterer preußischer Obligationen besaß, zur Theilnahme zu bewegen. Der Kurfürst scheint darauf eingegangen zu sein, und man erhält den Eindruck, daß es sich überhaupt noch im Wesentlichen um ein Geschäft von der Art handelte, wie sie der alte Rothschild früher für den Kurfürsten vielfach gemacht hatte.

Auf preußischer Seite legte man großen Werth darauf, daß weder durch öffentliche Blätter noch an den Börsen Theilnehmer bei der Anleihe gesucht, ja daß die Obligationen überhaupt nicht an die Börse oder in einen Kurszettel kommen sollten. Davon befürchtete man nämlich eine Schädigung des preußischen Credits, und Rothschild ging auf den Wunsch der preußischen Finanzverwaltung ohne Weiteres ein; dies läßt schon mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß nur der Kurfürst betheiligt war.

Nach längeren Verhandlungen kam endlich am 5. Februar 1817 das Geschäft zu Stande: Rothschild übernahm fest 1½ Millionen Gulden gegen 5% Zinsen und 1% Provision, zehn Jahre lang unablösbar, dann in zehn Jahresraten zu tilgen. Ein Theil des Betrages wurde in älteren preußischen Schuldverschreibungen entrichtet. Die Lieferung weiterer Capitalien bis zur Gesammt-

höhe von 5 Millionen Gulden blieb vorbehalten und erfolgte thatsächlich bald darauf. Da der Wechseldiscont in Berlin sich damals zwischen 6 und 8 % bewegte und die preußische Regierung für die schwebenden Schulden, welche sie durch die Seehandlung contrahirt hatte, zuzüglich der Provisionen für deren Verlängerung von Termin zu Termin bis zu 15 % Zinsen bezahlen mußte, so war das Rothschild'sche Darlehen billig; doch war sein Betrag viel zu gering, um der Finanznoth des Staates dauernd abzuhelfen. Beiläufig bemerkt: bei den Acten liegt ein Brief von Carl Mayer von Rothschild, aus dem hervorgeht, daß dieser damals achtundzwanzigjährige angehende Weltbankier weit weniger Bildung besaß als sein Vater; es kommen in dem Briefe Sätze vor, wie folgende: „Ich bitte, ihm (d. h. den „Contract") sobald als möglich ausfertigen zu lassen," „wenn er nicht bald kan gemacht werden, verschoben muß bis zu meiner oder meinem Bruder seine Anherokunft" u. s. w.

Die Finanzen Preußens krankten damals vor Allem an der durch den Staatskanzler Hardenberg selbst und durch seinen Vetter, den Finanzminister von Bülow, verschuldeten Unordnung. Man hatte Jahre lang, eigentlich seit 1806, nur von der Hand in den Mund gewirthschaftet, und hierdurch war eine Masse Schulden entstanden, die Wucherzinsen kosteten und, da von ihnen alle Augenblicke bald dieser, bald jener Betrag fällig wurde, unausgesetzt die größten Verlegenheiten verursachten. Bülow neigte zur Schönfärberei und konnte oder wollte die neuen Mittel, welche für die Wehrkraft des Staates nöthig waren, nicht beschaffen. Als er endlich im Herbste 1817 das Finanzministerium an Klewitz abtreten mußte, vermochte man erst den Betrag der schwebenden Schulden zu übersehen: es waren nicht weniger als 20 Millionen Thaler; man mußte sie so schleunig wie möglich tilgen. Außerdem bedurfte man noch weiterer 10—20 Millionen Thaler für dringende außerordentliche Ausgaben, insbesondere für versprochene Zahlungen an die schwer leidenden Provinzen, für Befestigungen u. s. w. Das Deficit für 1818 betrug 9 Millionen. Der König wurde persönlich mit kleinen Forderungen für Lieferungen u. dergl. gequält. Gegen Ende März 1818 war die Noth derart gestiegen, daß die Seehandlung, welche die Kassengeschäfte des Staates besorgte, anzeigte, wenn nicht schleunigst eine halbe Million beschafft würde, müßte die Zahlung der Militär- und Civilbesoldungen eingestellt werden.

Eine große Anleihe war unbedingt nöthig, und da im Inlande eine solche nicht zu beschaffen war, wandte man sich an das Ausland. Bereits im November 1817 hatte Commercienrath Barandon, Vertreter der Seehandlung in London, vorgeschlagen, in London eine Anleihe aufzunehmen, und zwar nannte er sogleich als das am besten geeignete Emissionshaus den Londoner Rothschild, welcher sich des unumschränkten Vertrauens der englischen Regierung und des allgemeinen Vertrauens erfreue; wenn er sich an die Spitze stelle, so sei ein Erfolg zu erwarten.

Barandon stellte in einer kurzen Denkschrift zunächst die Momente zusammen, welche gegen das Gelingen einer Anleihe sprachen: Die Engländer liehen ihre Capitalien ungern fremden Regierungen; der in Preußen in Aussicht genommene Zinsfuß von 5 % böte nicht genug Anreiz, da bei fran-

zösischen Renten 7½ bis 8% zu machen sei; es gäbe überhaupt nur drei Häuser, welche eine solche Anleihe abschließen könnten; mehrere Versuche, in London österreichische, spanische, russische und neapolitanische Anleihen einzuführen, seien schon gescheitert. Aber, so fuhr Barandon fort, man habe noch keine so sichere fremde Anleihe den englischen Capitalisten angeboten: Preußen habe durch seine, unter den schwierigsten Umständen bewiesene Rechtlichkeit und Moral großes Zutrauen eingeflößt; um dem niedrigen Zinsfuße zu Hülfe zu kommen, müsse man einen Rabatt von etwa 10% gewähren, der viele Capitalisten reizen würde, außerdem 5% Provision an die Vermittler; dann würde die Anleihe zusammen 7½% Zinsen kosten. Augenblicklich sei der Kurs der englischen Staatspapiere so hoch, daß sie nur 3⅔% Zinsen brächten; der Zeitpunkt sei also günstig.

Darauf erhielt Barandon von Hardenberg persönlich den Auftrag, über eine Anleihe von 10 Millionen Thalern mit dem Londoner Rothschild zu verhandeln. Zunächst reiste er nach Frankfurt und Paris, um mit den dortigen Brüdern zu sprechen, und kam dann sehr bald mit dem Londoner zu einem vorläufigen Ergebnisse. Die Rothschild's wünschten aber lieber eine große Anleihe, von etwa 20 Millionen Thaler, zu übernehmen, als eine solche von 10 Millionen. Hier zeigt sich zum ersten Male wieder Nathan Mayer's große Art der Geschäftsbehandlung. Als Emissionskurs wurde einstweilen der damalige Kursstand der 5%igen französischen Rente, nämlich 70%, vereinbart.

Umgehend genehmigte Hardenberg diese Grundzüge. Aber ehe der endgültige Abschluß erfolgte, verschlechterte sich die Lage des Capitalmarktes durch das Bekanntwerden von Anleihe-Absichten Frankreichs, Oesterreichs und Rußlands. Barandon wurde hierdurch — ob mit oder ohne Genehmigung Rothschild's, ist ungewiß — zu einem eigenartigen Verfahren veranlaßt: er veröffentlichte einen ihm von Rothschild ausgehändigten gedruckten Plan der preußischen Anleihe, der aber für Preußen viel schlechtere Bedingungen enthielt, als jene vorläufigen Grundzüge. Welches der eigentliche Zweck dieser vorzeitigen Veröffentlichung war, ist nicht ersichtlich. Es hat den Anschein, daß sie früher erfolgte, als Rothschild es wünschte. Die Folgen waren jedenfalls, wie wir sehen werden, für Rothschild und noch mehr für Barandon selbst keineswegs günstige, wohl aber für Preußen.

Barandon sandte den gedruckten Plan am 13. Januar 1818 auch an Hardenberg. Darin waren als Anleihesumme nur 12 Millionen genannt, als Emissionskurs 60%, was 8⅓% Zinsen bedeutete. Barandon fügte zur Erklärung hinzu, der Kurs der französischen Rente sei durch die Erwartung einer neuen Emission auf 65% herabgedrückt worden. Dabei sei sie in ganz Europa bekannt und werde von den englischen Capitalisten, die Geld in fremden Papieren anlegten, vorgezogen, „weil sie einem großen Reiche gehörig, und unter allen Umständen und in allen, selbst den letzten drei Revolutionen in Frankreich, unerschüttert geblieben, überdies eine wirklich anerkannte Nationalschuld ist." Eine eigenartige Motivirung auf Seiten eines Vertreters der Seehandlung gegenüber dem preußischen Staatskanzler! Ferner sei, so fährt Barandon fort, von einer österreichischen Anleihe die Rede, welche — wie er be-

stimmt wisse — bei 5% Zinsen bereits zu 52% mehreren Londoner Häusern angeboten sei. Endlich fände die russische Anleihe, trotzdem sie 7 1/2 % Zinsen bringe und große Aussicht auf Kursgewinn darböte, dennoch keinen Absatz. Da nun Preußen überhaupt noch keine in der Fremde kursirenden Fonds habe, so würden seine Obligationen gewiß nicht höher anzubringen sein, als die anderer Staaten. Wichtig sei es zunächst nur für den preußischen Credit, die Anleihen in England einzubürgern; dann werde es nicht schwer sein, den Kurs durch geschickte Operationen zu erhohen und künftige Anleihen besser anzubringen.

Etwa gleichzeitig mit diesem Schreiben Barandon's traf nun aber bei Hardenberg ein Bericht des Gesandten in London, Wilhelm von Humboldt's, ein, der etwas anders lautete. Humboldt hatte bis dahin mit der ganzen Sache nichts zu thun gehabt. Als er aber nach Veröffentlichung des Anleiheplanes den Besuch Barandon's erhielt, verhehlte er diesem nicht, daß er die Anleihe sehr theuer fände. Darauf kam am Abend desselben Tages Rothschild selbst zu Humboldt, der seine Privatgeschäfte durch ihn besorgen ließ, und sprach den Wunsch aus, der Gesandte möchte einen Brief an Hardenberg übermitteln, worin er diesen um eine directe Beglaubigung wegen des Anleihegeschäfts ersuchte. Humboldt versprach dies, suchte aber zugleich Rothschild's Vertrauen in Barandon zu stärken, worauf jener erklärte, er hätte solches Vertrauen und hätte Barandon ja auch den gedruckten Plan selbst mitgetheilt. Aber am folgenden Tage kam er wieder zu Humboldt, sagte, er hätte inzwischen mit Barandon im gleichen Sinne gesprochen, und übergab nunmehr dem Gesandten den Brief für Hardenberg, der diesem darauf zugesandt wurde.

Aus dem Verfahren Rothschild's geht doch wohl hervor, daß ihm Barandon's Vermittlung nicht genehm war, und der Commentar, den Humboldt bei Uebersendung des Briefes dem Staatskanzler lieferte, läßt bei ihm die gleiche Auffassung erkennen.

Humboldt berichtete:

„Wenn die Anleihe hier gelingen soll, so glaube ich allerdings, daß dies nur durch Rothschild zu bewirken ist, man müßte denn, was immer schwer sein wird, ein anderes gleich großes Haus in unser Interesse ziehen können. Rothschild ist leicht jetzt hier der unternehmendste Kaufmann. Er ist durch seine Brüder mit der Lage des preußischen Staates am besten bekannt, hat wegen derselben Interesse, unserem Hofe gefällig zu werden, und es dürfte also nicht leicht ein anderes Haus hier zu gleicher Bereitwilligkeit gebracht werden können. Der Bankier Rothschild ist auch ein zuverlässiger Mann, mit dem die hiesige Regierung viel Geschäfte macht, er ist dabei, so viel ich ihn kenne, billig, sehr rechtlich und verständig.

„Allein ich muß auf der anderen Seite hinzufügen, daß, wenn man ihm das Geschäft in die Hände gibt, man ihm ziemlich wird in seinen Ideen folgen müssen. Denn er hat durchaus die Unabhängigkeit, welche der Reichthum und längeres Leben in diesem Lande geben, und befindet sich in einem Zufluß von Speculationen und Geschäften, in denen er sich nicht so viel daraus macht, eine zu entbehren. Er will die ganze Anleihe allein übernehmen. Hierin dürfte er sehr ausschließend sein, hat sich auch im Voraus alle Einmischung des hiesigen preußischen Consuls verbeten, gegen den er Vorurtheile hat."

Trotz alledem erklärte Humboldt, er könne nicht für die Anleihe stimmen, so lange noch eine Möglichkeit vorhanden sei, bessere Bedingungen zu erlangen. Ob dies möglich sei, müsse er freilich bezweifeln, „weil hier fremde Anleihen selten gut gedeihen"; die französische Anleihe sei nur dadurch gelungen daß Baring sich an die Spitze gestellt hätte, daß so viele Engländer in Paris wären und alles Französische in London jetzt mehr als sonst populär sei.

Indeß fehlte es Humboldt, wie er schließlich gestand, an eigenen Kenntnissen und Erfahrungen in solchen Geschäften, weshalb er um eventuelle Entsendung des bedeutendsten Fachmannes ersuchte, den die preußische Regierung damals besaß, des Geheimen Ober-Finanzrathes Rother.

Rother ist eine der interessantesten Gestalten, welche je dem hohen preußischen Beamtenthum angehört haben. Er begann seine Laufbahn als Regimentsschreiber und Zahlmeister, wußte sich aber schon in jungen Jahren derart bemerklich zu machen, daß ihn Hardenberg 1810 als Rechnungsrath in seinem Bureau anstellte. Im Jahre 1815 war er Bevollmächtigter Preußens bei der Vertheilung der französischen Kriegskosten-Entschädigung, und seine Dienste bei diesem schwierigen Geschäfte fanden allseitigen Beifall. Später (1820) wurde er Vorsteher der Seehandlung, der Königlichen Bank und schließlich 1836 Finanzminister, welchen Posten er bis 1848 bekleidete. Er ist wohl der Einzige im ganzen preußischen Beamtenstande gewesen, der es vom kleinen Subalternbeamten bis zum Minister gebracht hat. Trotz dieser merkwürdigen Laufbahn, trotz der außerordentlichen Dienste, die er dem preußischen Staate geleistet hat, besitzen wir leider noch immer keine Beschreibung seines Lebens, und auch in den Geschichtswerken wird sein Name nur wenig genannt.

Im Anfang des Jahres 1818, als die englische Anleihesache zur Erörterung stand, war Rother gerade Geheimer Ober-Finanzrath und Director in dem vom Finanzministerium abgetrennten Schatzministerium geworden, dem unter Anderen die Aufnahme und Verwaltung der Staatsschulden übertragen wurde. Präsident dieses Ministeriums war Friese, die Oberleitung aber hatte sich Hardenberg selbst vorbehalten, der sich gerade in Coblenz aufhielt, dorthin Barandon berief und zugleich von Friese Bericht erforderte, vor Allem aber Rother kommen ließ und mit ihm sich eingehend berieth.

Der veröffentlichte Plan der englischen Anleihe erregte in Berlin geradezu Entrüstung. Friese empfahl statt dessen lieber Einstellung aller Capitalrückzahlungen, Aufnahme einer Zwangsanleihe und offene Darlegung der augenblicklichen Finanzlage unter Zusicherung der nöthigen Reformen. Aber die Befolgung dieses Rathes hätte die dringende Geldnoth nicht beseitigt. Hardenberg und Rother kamen zu dem Ergebnisse, eine Anleihe im Auslande sei durchaus nöthig. Man versuchte es zunächst in Amsterdam, und Rother reiste zu dem Zwecke nach Holland; doch die dortige Regierung versagte die Genehmigung, weil sie selbst, wie schon erwähnt, einer Anleihe bedurfte und diese zu gefährden fürchtete, wenn der Amsterdamer Capitalmarkt von einem fremden Staate in Anspruch genommen werden würde. Neue Verhandlungen, die Rother mit Salomon Rothschild in Coblenz sechs Tage lang führte, ergaben keine wesentliche Verbesserung der Bedingungen.

In Amsterdam hatten einige reiche Kaufleute Rother erklärt, sie würden ihre flüssigen Geldcapitalien gern in preußischen Obligationen anlegen, wenn diese von anderer Seite ausgegeben werden sollten. Hierdurch kam Rother auf die Idee, ob es nicht möglich sei, die Anleihe direct, ohne Vermittlung eines Bankhauses, aufzunehmen. Die Idee bildete sich bei ihm rasch zu einem geordneten Plane aus. Mit diesem und mit dem bestimmten Auftrage Hardenberg's, für die englische Anleihe nur dann zu stimmen, wenn bessere Bedingungen zu erlangen wären, kam Rother am 9. Februar wieder in Berlin an.

Dort fand er Alles in Bewegung wegen der englischen Anleihe. Von den Finanzbeamten berechnete der Eine deren Zinsfuß mit 7 %, der Andere mit 12 %, der Dritte gar mit 16 %. Man wußte eben mit solchen Berechnungen in Berlin noch nicht Bescheid. Außerdem tauchten aber zahlreiche, noch weit weniger berufene Kritiker auf und beeinflußten die öffentliche Meinung; so äußert sich namentlich der alte Blücher aufs Nachtheiligste, und in den Zeitungen wurde kräftig gegen die Anleihe agitirt.

Sehr erfreulich war es jedenfalls, daß diese Bewegung die Berliner Bankiers zur Concurrenz anstachelte. Sie boten ihrerseits eine Anleihe von 15 Millionen Thalern an, und Rother hoffte deshalb Anfangs selbst, daß man die Londoner Anleihe nicht nöthig haben werde; noch entschiedener für Annahme des Berliner Gebots war Präsident Friese. Unter dem Drucke dieser Concurrenz erhöhten Rothschild's ihr Gebot auf 65 % und den Anleihebetrag von drei auf fünf Millionen Pfund Sterling oder 30 Millionen Thaler. Die Berliner Bankiers erklärten sich darauf bereit, 20 Millionen Thaler zu liefern, davon aber nur 12 Millionen fest zu übernehmen.

Die öffentliche Meinung stand auf Seiten der Berliner Bankiers, während das Staatsministerium sich nach eingehenden Berathungen und heftigen Kämpfen für die englische Anleihe erklärte. Rother aber gab Hardenberg zunächst den Rath, beide Projecte abzulehnen und die Anleihe ohne Vermittlung von Bankiers aufzunehmen.

Es folgten nun weitere Besprechungen Hardenberg's mit Rother, und dieser wurde nach London geschickt, um die Verhandlungen fortzusetzen. Wenn es ihm gelingen sollte, 5 Millionen Pfund zum Kurse von 70 % zu erlangen, so sollte er abschließen, anderenfalls sollte sein eigener Anleiheplan in Angriff genommen werden.

Rother kam in der Nacht vom 24. zum 25. März in London an. Um 10 Uhr Morgens besuchte er Humboldt, und um 12 Uhr begannen die Verhandlungen, an denen nur Rother, Nathan und Salomon Rothschild, Barandon, sowie dessen Socius theilnahmen. Fünf Tage lang wurde verhandelt, gewöhnlich von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr und dann wieder von 10 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts. Die übrigen Tagesstunden mußte Rother für seine Berechnungen, sowie für das Entwerfen der vereinbarten Bestimmungen verwenden. Außerdem führte er ein genaues Tagebuch, konnte es aber schließlich nicht mehr fortsetzen und mußte sich statt dessen mit Bleistiftnotizen begnügen. Wiederholt berichtete er nach Hause und empfing dringende

Bitten um schleunige Beschaffung der Anleihe. Seine Privatacten liegen den amtlichen Acten bei, so daß wir eine völlige Uebersicht über den Gang der Sache gewinnen. Es ist von Bedeutung, daß wir ihn hier möglichst genau kennen lernen.

Rother begann mit der Erklärung, daß Preußen auf die früher vereinbarten Bedingungen nicht eingehen könne, vielmehr andere Vorschläge erbitten müsse. Darauf Nathan Rothschild: Man könne wohl einige bessere Bedingungen erlangen; aber wenigstens ein Theil der Anleihe müsse zu 60 % ausgegeben werden, damit man hinsichtlich der gedruckten Ankündigung in den Augen des Publicums gerechtfertigt sei. Als Durchschnittskurs könnten dann vielleicht 65 % bewilligt werden. Höhere Sätze könnte man aber nicht zugestehen, weil jetzt sogar die französische Rente nicht höher stehe, trotzdem sie in London bekannt sei, während die preußischen Fonds erst neu geschaffen werden müßten.

Es folgte nun eine lange Auseinandersetzung der Finanzlage in Preußen und Frankreich. Als endlich Rother wiederholt erklärte, Preußen könne sich auf derartige Bedingungen nicht einlassen, ersuchte ihn Nathan Rothschild um schriftliche Gegenvorschläge. Diese erfolgten am folgenden Morgen: Rother forderte fünf Millionen Pfund in drei Serien zu 75, 78 und 80 %, frei von allen Unkosten. Am Nachmittage desselben Tages wurde hierüber weiter verhandelt: Nathan Rothschild setzte mit vieler Beredtsamkeit und mit — nach Rother's Eingeständniß — unwiderleglichen Gründen auseinander, daß die von Rother vorgeschlagenen Kurse undenkbar wären; sollte darauf bestanden werden, so müßte er alle Verhandlungen sofort abbrechen. Rother war hierauf durchaus gefaßt und hatte die Kurse nur absichtlich so hoch gestellt, um sich so entweder den Anerbietungen der Gegenpartei schneller zu nähern oder die Sache gleich abzubrechen.

Darauf wurden von beiden Seiten mehrere Pläne und Compromiß-Vorschläge vorgetragen, bestritten und vertheidigt, bis schließlich Nathan Rothschild erklärte, er wolle die Anleihe zu 70 % übernehmen, müsse aber 4 % Provision verlangen, weil die Ausgaben bedeutend seien und bei einem so großen Geschäfte der Unternehmer mit Recht auf einen ansehnlichen Gewinn rechnen müsse. Aber auch damit konnte Rother sich nicht einverstanden erklären. Nach weiteren langen Verhandlungen kam man am 26. spät Nachts zu dem Uebereinkommen, es sollten 2 ½ Millionen zu 70 %, 1 ¼ Million zu 72 ½ %, 1 ¼ Million zu 75 % ausgegeben werden, jedoch abzüglich 4 % Provision.

Wieder zu Hause angelangt, berechnete [Rother sich], daß nach diesem Uebereinkommen der Staat nicht ganz 70 % erhalten würde. Darauf schrieb er am 27. Morgens an Salomon Rothschild:

„Sie kennen mich, daß ich in allen meinen Verhältnissen der Wahrheit getreu bleibe. Sie werden mir daher auch glauben, daß ich mich, wenn auch unser Geschäft nicht zu Stande kommen sollte, freue, in London gewesen zu sein und Ihren Herrn Bruder, dem ich meine größte Bewunderung in Rücksicht seines Geistes und Charakters nicht versagen kann, näher kennen gelernt zu haben." Der gestern vereinbarte Kurs blieb zurück hinter demjenigen, an den Rother durch seine Vollmacht

gebunden sei. „Letztere werde ich Ihnen nicht als Herrn von Rothschild, sondern als meinem Freunde bei unserer Zusammenkunft zeigen:" bis dahin möchten die Rothschilds nichts in der Sache thun."

Dieses kluge Schreiben wurde von Salomon mit folgendem Handbillet beantwortet:

„Eurer Hochwohlgeboren sehr angenehmes Schreiben ist mir richtig behändigt worden und mein Bruder den ganzlichen Inhalt mit getheilt, und Einverstandten mit Hochdieselben, wird nichts unternehmen, bis wir daß Vergnügung haben, Sie bey uns gesehen, es soll in nichts voreillig gehandelt werden, da hier nur Freundschafft und Offenharzigkeit herrscht, und Sie sollen und werden einst Beweise haben, daß nicht das Mund, sondern daß Herz sagt, wir sind Ihre gute herzliche und anhangliche Freunde. In Eile Gebr. Rothschild."

An diesem Tage berichtete Rother nach Hause, die Unterhandlungen nähmen einen ziemlich guten Fortgang:

„Der hiesige Rothschild ist ein sehr schätzenswerther Mensch und hat hier in London auf alle Geldgeschäfte einen unglaublichen Einfluß. Es ist viel gesagt und beinahe doch wahr, daß er den Cours an der hiesigen Borse ganz dirigirt. Seine Kräfte als Banquier sind sehr groß——— Herrn von Humboldt, welcher stark geworden ist, sehe ich täglich und unterrichte ihn von meinen Verhandlungen."

Am 31. März, um 3 Uhr Nachts, wurden die Verhandlungen beendigt: Rothschild's erklärten sich bereit, 5 Millionen Pfund zu den schon erwähnten drei Kursen (70, 72½ und 75%) zu liefern und ihren Anspruch auf Provision fallen zu lassen, was einen Durchschnittskurs von fast 72% ergab. Wie wir sehen werden, gestalteten sich die Bedingungen nachher für Preußen noch wesentlich günstiger.

„Humboldt und mehrere hiesige Personen" — so schrieb Rother an Geheimrath Nicolai — „haben mir gesagt, daß ich ein außerordentlich gutes Geschäft für den preußischen Staat gemacht, und daß man dies auf keinen Fall erwartet habe. In Berlin wird man indeß doch genug zu tadeln finden. Ich bin aber darauf gefaßt, weil mir mein inneres Bewußtsein sagt, daß ich weit mehr als meine Pflicht, gethan und mir ein großes Verdienst um den Staat in diesem Geschäft erworben habe."

Noch am gleichen Tage ging ein Schiff von Rothschild mit einer Million Thaler in Silber zur persönlichen Verfügung Rother's nach Hamburg ab, und Rothschild versprach, diesem eine weitere Million in Wechseln auf Hamburg mitzugeben, kein kleiner Beweis des Vertrauens, das sich der preußische Beamte in diesen wenigen Tagen bei ihm erworben hatte, und eine gute Illustration seiner eigenen Art, Geschäfte auszuführen.

In den folgenden Tagen wurde noch vereinbart, daß Rothschild's zunächst nur vier Millionen Pfund übernehmen sollten, während eine Million zur Verfügung des preußischen Staates bleiben sollten, der sich hierdurch die Möglichkeit wahrte diese Million bei dem erwarteten Steigen des Kurses — dafür mußte Rothschild schon im eigenen Interesse wirken — wesentlich besser zu verwerthen. Die Tilgung der Anleihe sollte durch Rückkauf erfolgen. Hierdurch mußte der Kurs allmählich immer höher steigen. Je nachdem man den Gang dieser späteren Kurssteigerung veranschlagte, mußte der Zinsfuß

sich etwas höher oder niedriger stellen. In Berlin berechnete man ihn im Herbste 1818 mit $5\frac{1}{2}$—$5\frac{3}{4}$ %, was damals ein sehr billiger Zinsfuß war.

Am 5. April, unmittelbar vor seiner Abreise, richtete Rother an Salomon Rothschild noch folgendes Schreiben:

„Ich fahre heute zufrieden aus London. Ich danke Ihnen und Ihrem guten Herrn Bruder für die Aufrichtigkeit, mit welcher Sie mich bey unserem Geschäfte behandelt haben. Ihrem Herrn Bruder werde ich besonders in jedem Verhältniß alle Hochachtung widmen, weil ich Gelegenheit gehabt habe, seine vorzüglichen Tugenden kennen zu lernen. Noch gestern Abend hat er mich mit der Bewilligung von 200 000 £ zum Verkauf für Rechnung des Staates überrascht. Ganz zufrieden würde ich seyn, wenn sich diese Summe auf 300 000 £ erhöhen ließe, weil ich sodann diese nach unserer Verabredung an einige Berliner ausgeben könnte, und grade 1 Million £ für den Staat rein besitze — — Mein lieber Salomon! Sie schlagen mir diese Bitte nicht ab — — Ihr Herr Bruder wird meinen Wunsch gewiß erfüllen, weil er mir gut ist."

Rother's Bitte wurde in der That erfüllt. Salomon fügte hinzu:

„Wir bedauern sehr, daß wir wegen überhäufte Geschäft an E. Hochw. nicht genug Ehre bezeichnungen erweißen konnten, wie wirs gewünscht haben. Da wirs, weis Gott, herzlich gut mit Ihnen meinen, und keine Gewinsucht dazu reizt. Reisen Sie glücklich. Sie haben nun ein göttliches Geschäft gemacht" u. s. w. — Der Brief schließt: „Wir sind Ihre herzliche ewige und getreue gute Freunde S. M. Rothschild, N. M. Rothschild." — Nathan schrieb noch darunter: „Ich grüße Sie herzlich und bin Ihren guter Freunt N. M. Rothschild."

Rother hatte sich nicht getäuscht, als er voraussah, die Anleihe werde in Berlin viele Gegner haben. Namentlich die in ihren Erwartungen getäuschten Berliner Bankiers setzten Alles in Bewegung, und Rother mußte sein Verfahren wiederholt ausdrücklich vertheidigen. Der Vorwurf, den man ihm am häufigsten machte, die Anleihe sei zu theuer, beruhte auf groben Mißverständnissen und war leicht zu widerlegen. Schwerwiegender war der namentlich in Regierungskreisen ausgesprochene Einwand, Rother selbst habe ja noch vor Kurzem die Vermittlung von Bankiers ganz ausschließen wollen. Auch der einflußreiche Fürst Wittgenstein erklärte sich aus diesem Grunde gegen die Londoner Anleihe. Rother schrieb ihm darauf:

„Ich habe in den Jahren seit 1808 Gelegenheit gehabt, mir um meinen geliebten König und um mein Vaterland einige Verdienste zu erwerben. Ich glaube aber, daß grade diese Anleihe-Verhandlungen im Ganzen und deren Abschluß zu meinen Hauptverdiensten zu rechnen ist. Ich versichere dies auf meine Dienstpflicht, und diese ist mir heilig, weil ich dem Könige, der mich mit Auszeichnungen aller Art begnadigt hat, und dem Staate mit nichts Anderem lohnen kann als mit Treue."

Dem Fürsten Hardenberg überreichte Rother seine Privatcorrespondenz, aus der u. A. hervorging, daß Sachkenner, wie Nicolai, der damalige Leiter der Seehandlung, und unparteiische Bankiers, den Erfolg Rother's nicht erwartet hatten. Nicolai hatte ihm sogleich geschrieben: „Zuvörderst bezeige ich E. H. im Namen des Vaterlandes meinen innigsten Dank für den von Ihnen geleiteten, wahrhaft glorreichen Abschluß der Anleihe, der alle meine Hoffnungen übertroffen hat."

Rother durfte Hardenberg sagen, er sei sich bewußt, seine Pflicht mit großer Anstrengung im höchsten Maße erfüllt zu haben. Schließlich arbeitete er noch eine größere Denkschrift aus, worin er den Vorwurf, seinen eigenen früheren Plan ohne ausreichenden Grund aufgegeben zu haben, folgendermaßen zurückwies:

„Bei meinem Plane" — so beginnt er — „war für mich die größte Ehre zu erwerben, wenn die Vortheile, welche man jetzt davon vermuthet, die ich aber mit Gründen bezweifle, zu erlangen gewesen wären: Ich würde ihn gewiß vorgezogen haben, wenn er mir im entferntesten Grade die Vortheile für den Staat gewährt hätte, welche die englische Anleihe schon gewährt (die Staats- und Communalpapiere steigen seit meiner Zurückkunft von London) und zu meiner größten Satisfaction fortwährend gewähren wird. Bei meinem Plane war nicht die geringste Garantie, sondern die Sache vom Zufall abhängig. Jeder kleine Unfall, der sich nach dessen Bekanntmachung in der politischen Welt ereignete, vernichtete das Project und versperrte, so wie es im Jahre 1810 mit der holländischen Anleihe geschah, auf mehrere Jahre den Weg zur Ausführung eines anderen Wegs. Es wären zur Ausführung, trotz der bündigsten, die Würde des Staates kränkenden dreifachen Sicherheit, wenigstens zwei Jahre nöthig, und dennoch ohne die Hülfe Londoner Häuser nicht 30 Millionen Thaler zu erlangen gewesen."

Das war und blieb eben immer das Hauptargument: der Staat bedurfte schleunigst großer Geldsummen, sonst war der Staatsbankerott unvermeidlich:

„Sollte ich dies Unglück über mein Vaterland ergehen lassen und mich damit trösten, daß mein Plan als eine gelungene schriftliche Arbeit Beifall finde? Soll der Staat gegen seine Nachbarstaaten sicher gestellt werden, so ist ein Hauptfactor, die Finanzen, zu ordnen. Männer, die im Geschäft stehen und folglich die genauesten Details kennen, müssen, wenn davon die Rede ist, welche Mittel zur Verbesserung angewendet werden sollen, mehr Vertrauen haben als Personen, die nur davon sprechen hören. Können mir Seine Majestät der König und die oberen Staatsbehörden dies Vertrauen nicht schenken, oder habe ich jemals nur die geringste Veranlassung gegeben, daß ich solches nicht in vollem Maße verdiene, so muß ich so schnell als möglich von meinem Posten als Director im Schatzministerio entfernt werden. Ich kann um so ruhiger abtreten, da ich von diesem Posten weder Besoldung noch ein Emolument beziehe, sondern diese mit vieler Verantwortlichkeit verknüpfte Stelle bloß aus Liebe zur Sache übernommen habe."

Diese Denkschrift trägt das Datum des 23. April 1818. Am folgenden Tage genehmigte der König die Anleihe. Es gab aber noch einige nicht uninteressante Nachspiele. Ein Pariser Bankier bot für die zurückbehaltene Million 5% über dem Rothschild'schen Durchschnittskurse, und dieses Gebot empfahl Feldmarschall Blücher an Rother mit den Worten: „es scheint mich nicht unvortheilhaft vor den Statt zu sein", worauf Rother antwortete, diese Ansicht sei eine irrige: er hoffe, der Staat werde die Million noch mindestens 15% höher verwerthen können. Ferner zahlten die Rothschild's den Anleihebetrag mehrere Monate früher ein, als sie verpflichtet waren: „Das Haus Rothschild" — so schrieb Salomon am 8. September aus Aachen an Rother — „ist nicht gewohnt, die Geschäfte lange hinzuziehen." Auf preußischer Seite hatte man dagegen Bedenken, die Schuldverschreibungen vor Bezahlung der ganzen Summe sämmtlich an Rothschild auszufolgen. Gewiß habe dieser — so meinte Humboldt in Uebereinstimmung mit Hardenberg — durch sein

bisheriges Benehmen sich das Vertrauen des Staates vollkommen erworben; aber ein Bankerott sei immerhin denkbar. Indeß begnügte man sich schließlich mit seinem schriftlichen Versprechen, innerhalb der vereinbarten Frist zahlen zu wollen, und folgte ihm die Obligationen vorher aus.

Der mit Uebermittlung der Obligationen beauftragte Lotteriedirektor Bornemann berichtete aus London, er werde mit Herrn von Rothschild in Allem sehr gut fertig. Gegenseitiges Entgegenkommen förderte das Geschäft, das lästig und zeitraubend war, mußte doch Rothschild jede einzelne Partial-Obligation persönlich mit unterzeichnen, wofür er die Nächte zu Hülfe nahm und andere wichtige Geschäfte bei Seite setzte. Er gab auch seinerseits Bornemann in einem Schreiben an Hardenberg das beste Zeugniß. Als Zeichen seiner Dankbarkeit für die viele Mühe, welche Bornemann bei dem ganzen Geschäfte gehabt hatte, bot er ihm eine goldene Uhr an, die der preußische Beamte aber zu Rothschild's herzlichem Bedauern ausschlug, wie dieser getreulich an Hardenberg berichtete. Bornemann war einmal — auch das mag beiläufig hier mitgetheilt werden — bei Humboldt zu Gaste, in Gesellschaft des grade aus Paris gekommenen Alexander von Humboldt und Rothschild's; Bornemann schreibt darüber an Rother: „Die gestrige Tafel zeichnete sich durch besondere Heiterkeit aus und war im eigentlichen Wortsinne zuviel zu nennen." Immerhin ein nicht gewöhnliches Bild: die beiden Humboldt's mit Nathan Rothschild in ausgelassener Heiterkeit poculirend!

Die neue Anleihe wurde an den Börsen von London, Berlin, Frankfurt am Main, Hamburg und Amsterdam eingeführt und zeitweilig sehr stark gehandelt. Der Kurs in Berlin stieg schon bis September 1818 über 83 %, ging dann innerhalb Jahresfrist bis 73 1/2 % zurück, fiel also nicht unter den durchschnittlichen Emissionskurs, und begann gegen Ende des Jahres 1819 wieder zu steigen, bis schließlich im Jahre 1824 der Paristand erreicht wurde. —

Wir kennen jetzt bereits vier große Staatsanleihen, die im Jahre 1818 aufgenommen wurden: die französische, die österreichische, die russische und die preußische. Nur die letztgenannte wurde durch das Haus Rothschild vermittelt. Im Frühjahr und Sommer des gleichen Jahres kam es noch zu weiteren großen Operationen gleicher Art, bei denen aber der Name Rothschild wieder nicht genannt wurde. Die Niederlande hatten schon im Februar unter guten Bedingungen 20 Millionen Gulden erlangt, im April folgte England mit 3 Millionen Pfund, die indeß nur zur Convertirung anderer Schulden dienten. Im Mai legte die französische Regierung durch Vermittlung inländischer Bankiers — die öffentliche Meinung hatte sich gegen die ausländischen Vermittler gewendet, weil diese angeblich zu viel verdient hatten — weitere 14,6 Millionen 5 % Renten zur Zeichnung auf. Zum Uebernahmekurse von 66 1/2 % erwartete man also ein Capital von 300 Millionen: statt dessen wurden über 2 Milliarden angeboten, sodaß eine starke Reduction der Zeichnungen stattfinden mußte. Diese waren allerdings zum großen Theile nur speculativer Natur und gingen indirect meist von England und den Niederlanden aus. Aber der Erfolg begünstigte das Unternehmen: der Kurs stieg weiter und erreichte Anfang September den Stand von 80 %.

Das war der Augenblick, als in Aachen die Verhandlungen begannen über Zahlung des letzten Theiles der französischen Kriegscontribution und über die damit zusammenhängende Räumung der noch von den fremden Truppen besetzten französischen Provinzen. Die nach Aachen reisenden Diplomaten nahmen zum Theil ihre finanziellen Berather mit, die grade damals mit Plänen zur Deckung der weiteren Finanzbedürfnisse ihrer eigenen Staaten beschäftigt waren. Ferner fanden sich in Aachen Vertreter der größten Bankhäuser Europa's ein, um Antheil an den erwarteten Geschäften zu erlangen, so namentlich Alexander Baring, Labouchere und Sillem von der Firma Hope & Co., David Parish, Salomon und Carl Rothschild.

Die Verhandlungen in Aachen dauerten zwei Monate, und in dieser Zeit begannen auf den europäischen Capitalmärkten bedeutende Veränderungen sich bemerkbar zu machen, wodurch der ohnehin rege Verkehr der Finanzbeamten mit den Bankiers sich außerordentlich bewegt und interessant gestaltete. Wir können dies aus den Briefen und Tagebüchern von Gentz entnehmen, obwohl die Einzelheiten der Besprechungen uns wieder meist entgehen. Vielleicht sind sie in den unveröffentlichten Papieren von Gentz noch vergraben.

Die großen Staatsanleihen des Frühjahrs und Sommers hatten, im Zusammenhang mit Vorgängen im Waarenverkehre, die hier nicht in Betracht kommen, die verfügbaren Capitalien einstweilen aufgezehrt. Die Hausse-Speculationen in Staatspapieren, namentlich in französischer Rente, hatten dies nicht berücksichtigt und waren weit über das vernünftige Maß hinausgegangen. Im September begann eine rückläufige Bewegung, welche sich in den folgenden Monaten zu einer Börsenkrisis gestaltete. Von Paris ausgehend, ergriff sie die anderen festländischen Plätze; nur London blieb unerschüttert, konnte aber dem Festlande zunächst kein Capital mehr zur Verfügung stellen.

Dies war um so schlimmer, als die Capitalansprüche noch bei Weitem nicht befriedigt waren. Vor allem bedurfte Frankreich schleunigst noch eines Capitals von etwa 270 Millionen zur Bezahlung des Restes der Kriegscontribution. Die französische Regierung scheint bereits im Sommer die hohe Spannung der Situation erkannt und den inländischen Bankhäusern, trotz deren Erfolge bei der letzten Renten-Emission, doch nicht ausreichende Kräfte für die Ueberwindung der bevorstehenden Schwierigkeiten zugetraut zu haben. Es scheint, daß man in Paris damals ähnlich dachte wie kurz vorher in Preußen, als man dort auf den Plan verzichtete, eine Anleihe ganz ohne Vermittlung von Bankiers aufzunehmen. Genug, die französische Regierung sicherte sich schon im Sommer für die geplante neue Renten-Emission die Hülfe von Baring und Hope.

In Aachen wurde nun zwischen Frankreich und den anderen betheiligten Mächten zunächst vereinbart, daß von dem Reste der Kriegscontribution 165 Millionen baar, die letzten 100 Millionen dagegen in 5 % Rente entrichtet werden sollten. Baring und Hope übernahmen von der französischen Regierung die zur Bezahlung jener 165 Millionen nöthige Rente zu dem schon früher vereinbarten Kurse von 67 %, und ebenso jetzt auch die den Ver-

bündeten in Zahlung gegebenen Renten, aber — dem inzwischen stark gestiegenen Kurse entsprechend — zu 75½ %. Das war am 9. October, als der Rentenkurs zwar von seinem höchsten Stande bereits zurückgegangen war, doch vor dem Ausbruche der eigentlichen Börsenkrisis: diese erfolgte erst Ultimo October; innerhalb fünf Tage fiel der Kurs von 74 auf 68 %. Am 5. November traf die böse Nachricht in Aachen ein. Was darauf folgte, erfahren wir von einem Manne, der einigen der betheiligten Personen nahestand, dem vielgewanderten Kaufmann Vincent Nolte („Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären" I. 309). Er erzählt:

„Man verlor so ziemlich den Kopf; Herr Alexander Baring allein behielt ihn. Er vermochte den Herzog von Richelieu, den Contract für die letzte Hälfte der Anleihe zu annulliren und ihn, sowie die mit ihm conföderirten Bankiers, desselben zu entschlagen. Doch nicht bloße Ueberredungskunst erzielte dies Resultat. Die Mehrzahl der in Aachen anwesenden Minister der alliirten Mächte, Metternich, Nesselrode, Hardenberg und Andere hatten an der Anleihe betheiligt sein wollen; man hatte sich dazu verstanden. Als die Rente fiel, bestand Herr A. Baring darauf, daß sie ihre Einzahlungen selbst machen sollten, es fehlte ihnen aber an Mitteln: auf den Vortheil, nicht auf die Chancen der ganzen Unternehmung (d. h. nicht auf das Risico, R. E.) hatten sie gerechnet. Der Wink wurde dann gegeben, daß man sie ihrer Verbindlichkeit entheben würde, wenn sie den Herzog von Richelieu zu dem besagten Schritte vermögen wollten. Der Fürsten-Congreß gebot und — Richelieu gehorchte."

Ich bin fest überzeugt, daß dies der Wahrheit sehr nahe kommt. Gentz verzeichnet freilich in seinem Tagebuche nur am 9. November „dreistündige höchst interessante Unterredung mit Baring", und vollends das von Gentz verfaßte, für die Oeffentlichkeit bestimmte Protocoll des Aachener Congresses bekundet lediglich, daß die Mächte am 19. November beschlossen, die Zahlung der Contribution zu verschieben und den betheiligten Bankiers die Zahlung in Wechseln auf deutsche, englische und holländische Handelsplätze zu gestatten; dies wird sachlich durchaus befriedigend in dem Protokolle begründet. Das letzte Rentengeschäft mit Baring und Hope wurde aber thatsächlich rückgängig gemacht und erst 1821 mit einem französischen Consortium zu einem viel höheren Kurse (85½ %) aufs Neue abgeschlossen. Baring und Hope aber befanden sich, trotz ihres ebenso entschlossenen wie eigenartigen Verfahrens, gegen Ende des Jahres 1818 jedenfalls in Verlegenheit. Denn sie hatten immerhin noch die vorletzte Rentenanleihe zu 67 % unterzubringen, während der Kurs bis 60 % zurückging und erst im folgenden Jahre allmählich wieder stieg. Und was noch mehr bedeutet: ihr Ansehen und ihre Beliebtheit in den europäischen Regierungskreisen war erschüttert worden.

Wie sich die Rothschild's in dieser bewegten Zeit verhielten, ist einstweilen noch nicht klar zu übersehen. Gentz verzeichnet unter Anderem am 27. October einen Besuch von Rothschild (jedenfalls Salomon), der ihm mittheilte, daß er für Gentz 800 Ducaten durch Speculationen in englischen Fonds gewonnen habe; auch am 2. November verrichtete Gentz mit Rothschild „angenehme Geldgeschäfte", und unzweifelhaft begann damals die enge Verbindung zwischen beiden. Am 14. November verabschiedete sich Gentz in Aachen von Rothschild, Parish u. s. w. Am 25. November bezeichnete er in seinem Tagebuche

„diese zwei Monate" als „die interessantesten, befriedigendsten und ruhmvollsten" seines Lebens. Seinem Freunde Adam Müller gegenüber begründete er dies näher:

„Nie, ich darf es in Wahrheit sagen, haben sich die Lorbeeren so auf meinem Kopfe gehäuft: jeden Tag wurde mir das schmeichelhafte Lob vorgesungen, ohne mich konnte es keinen Congreß mehr geben, man wollte mich zwingen, zu heirathen, damit wenigstens meine Rasse nicht ausginge ꝛc. Ich betrachte diese Periode als den Culminationspunkt meines Lebens." — An einer späteren Stelle desselben Briefes heißt es: „Von Amtswegen, aber auch weil ich jede von dem politischen Geschäft zu erübrigende Stunde nicht besser und interessanter verwenden konnte, habe ich in Aachen mit den ersten puissances der kaufmännischen Welt, mit Baring, Labouchère, Parish, Rothschild, Delmar (?) ꝛc. die lehrreichsten Gespräche geführt; und es war in der That kein geringer Vortheil, in meiner kleinen Stube die innersten Geheimnisse der größten Geldgeschäfte, die je unter Menschen getrieben worden sind, verhandeln zu hören."

Anfang December traf Gentz in Frankfurt mit den Rothschild's Vereinbarungen von offenbar sehr intimem Charakter, und am 15. December endlich schrieb er an Adam Müller jenen schon vielfach citirten Brief, in dem die großen Geldleute, welche er in Aachen kennen gelernt hatte, darunter auch die Rothschild's, ebenso glänzend wie offenherzig charakterisirt wurden. Ehe ich darauf eingehe, zunächst noch einige Worte über den Briefschreiber.

Friedrich Gentz ist (u. A. durch Treitschke's und Roscher's Charakteristik) weit bekannt als der größte Publicist Europa's im Zeitalter Napoleon's, doch auch als der Mann, dessen öffentliche Thätigkeit begann mit der begeisterten Vertretung freiheitlicher politischer wie wirthschaftlicher Reformen, und der als getreuer Schildknappe Metternich's endigte, als der käufliche und liederliche, wenn auch noch immer geistreiche Landsknecht der Reaction. Treitschke und Roscher haben indeß die frühere Lebensperiode von Gentz zu sehr auf Kosten der späteren gelobt. Er war wohl stets käuflich gewesen. Jedenfalls erhielt er bereits im Jahre 1800 von Lord Grenville 500 Pfund Sterling als erstes Geschenk für politische Dienste, wie er mit Befriedigung in sein Tagebuch niederschrieb, ebenso 1802 wieder 1000 Pfund. Also ist er nicht erst durch Metternich und die Wiener Luft verdorben worden. Aber freilich nahm seine Bestechlichkeit in Wien noch wesentlich zu und ließ ihn moralisch immer tiefer sinken. Im Jahre 1807 erhielt er von Robert Adair, dem englischen Gesandten in Wien, 500 Pfund, 1808 eröffnete ihm der englische Premierminister Herzog von Portland einen bedeutenden Credit, der ihn auf einmal aller drückenden Sorgen überhob; ebenso ließ Castlereagh 1814 ihm 600 Pfund Sterling auszahlen u. s. w. Seit 1816 speculirte er an der Börse, d. h. er verwerthete seine politischen Informationen, um dort Geld zu verdienen. Wie wir schon wissen, betheiligte ihn David Parish bei der großen österreichischen Anleihe von 1818, was damals offenbar eine übliche, weil äußerlich einwandfreie Art der Bestechung wurde. Wir sahen auch bereits, daß sie Baring in Aachen sogar den leitenden europäischen Ministern gegenüber anwendete und unzweifelhaft ganz ähnlich Salomon Rothschild bei Gentz. Wie die Abmachungen beschaffen waren, die dieser gleich darauf in

Frankfurt mit den Rothschild's traf, können wir nur muthmaßen. Jedenfalls war Gentz später direct in ihren Diensten thätig.

Das war der Mann, der am 15. December 1818 sich gegenüber Adam Müller folgendermaßen über die Rothschild's äußerte. Ich habe dem vertraulichen Briefe, in dem dies geschah, schon die Urtheile über David Parish und Alexander Baring entnommen. Die eigentliche Veranlassung des Briefes ersehen wir aus den Eingangsworten:

„Es hat mich sehr ergötzt," so schreibt Gentz, „daß Sie eine Monographie der Rothschilds wünschen, einer der witzigsten und glücklichsten Gedanken, die mir seit lange vorgekommen sind. Das Wort ist um so treffender, weil die Rothschilds in der That eine eigene species plantarum bilden, die ihre eigenen charakteristischen Merkmale hat. Sie sind gemeine, unwissende Juden, von gutem, äußeren Anstand, in ihrem Handwerk bloße Naturalisten, ohne irgend eine Ahnung eines höheren Zusammenhanges der Dinge, aber mit bewunderungswürdigem Instincte begabt, der sie immer das Rechte und zwischen zwei Rechten immer das Beste wählen heißt. Ihr ungeheurer Reichthum (*sie sind die Ersten in Europa*) ist durchaus das Werk dieses Instinctes, welchen die Menge Glück zu nennen pflegt. Die tiefsinnigsten Raisonnements von Baring (der in der Wissenschaft wenigstens so stark ist als Horner[1]) und ungleich praktischer) flößen mir, seitdem ich das Alles in der Nähe gesehen habe, weniger Vertrauen ein als ein gesunder Blick eines der klügeren Rothschilds (denn unter den fünf Brüdern gibt es auch einen ganz schwachen und einen halbschwachen): und wenn Baring und Hope je fehlen — beinahe hätte ich gesagt: fallen, welches der Himmel verhüte — so weiß ich im Voraus, daß es geschehen wird, weil sie sich weiser dünkten als Rothschild und seinen Rath nicht befolgten."

Auf den Hauptinhalt dieser merkwürdigen Schilderung werde ich später eingehen. Hier greife ich nur den *einen* Satz heraus: „Die Rothschild's sind die Ersten in Europa." Als Gentz diesen Satz schrieb, hatte das Haus Rothschild, außer der preußischen Anleihe, noch immer kein einziges Finanzgeschäft gemacht, für welches große Capitalien auf längere Zeit hätten verwendet werden müssen, kein eigentliches Anleihegeschäft, bei dem sie die Fondsbörsen gebrauchten. Denn bei ihren früheren Anleihegeschäften hatte der Kurfürst von Hessen das Capital geliefert, und bei den englischen Subsidienzahlungen hatte es sich im Wesentlichen um Geschäfte in Wechseln und Münzsorten gehandelt, bei denen zwar, wegen der zeitlichen und örtlichen Unterschiede von Zahlungsempfang und Zahlungsleistung, vorübergehend bedeutende Credite hatten in Anspruch genommen werden müssen, die aber trotzdem nicht eigentliche Credit-, sondern nur große Zahlungsgeschäfte gewesen waren. Das erste eigentliche „Emissionsgeschäft" der Rothschild's, die Schaffung eines Börsenpapiers für eigene Rechnung und Gefahr zur öffentlichen Circulation, war die preußisch-englische Anleihe, und sonst hatten sie auf *diesem* Felde bis Ende 1818 noch nichts geleistet. Trotzdem sagte Gentz schon: „Sie sind die Ersten in Europa", also nicht mehr Baring und Hope, die doch seit 1815 alle europäischen Finanzgeschäfte von internationaler Bedeutung abgeschlossen hatten! Wenn Gentz dennoch nicht sie, sondern die Rothschild's als „die Ersten in Europa" bezeichnete, so kann er dabei nicht das Emissionsgeschäft,

[1]) Englische Autorität im Bankwesen.

sondern die Speculationen in den von anderen Häusern, also vermuthlich grade vorzugsweise von Baring, emittirten Papieren im Auge gehabt haben. Viel Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß in den ersten Jahren nach den Friedensschlüssen dies das Hauptgeschäft der Rothschild's war; aber Aufschluß darüber könnten nur ihre eigenen Geschäftsbücher geben.

Aus dem Jahre 1819 ist nur ein Finanzgeschäft von Bedeutung bekannt, und dieses wurde allerdings von Rothschild unternommen: die Emission von 12 Millionen Pfund englischer Staatsanleihe. Aber unzweifelhaft trug er dabei keinen erheblichen Gewinn davon, sondern nur eine Vermehrung des Rufes seiner Geschicklichkeit oder seines „Glückes". London wurde in diesem Jahre ebenfalls von der Krisis erfaßt, und die Kurse der englischen Staatspapiere begannen zu sinken. Rothschild übernahm jene 12 Millionen zu etwa 70 %. Der Börsenkurs, der vorübergehend schon bis auf 65 % gefallen war, schwankte in der Zeit nach Uebernahme der Anleihe zwischen 68 und 70 %, stieg im September wieder bis 72 %, ging dann aber neuerdings bis 65 % zurück und erholte sich auch 1820 nur langsam, ohne daß der Stand von 70 % je nennenswerth überschritten wurde. Rothschild kann daher im besten Falle ohne Schaden davon gekommen sein; wie berichtet wird, gelang es ihm rechtzeitig, die Last auf andere Schultern abzuwälzen; Näheres und Zuverlässiges ist aber bisher nicht zu ermitteln gewesen.

Die eigentliche Erntezeit für die Rothschild'sche Emissionsthätigkeit begann erst im Jahre 1820. Sie wurde eröffnet durch zwei österreichische Lotterie-Anleihen, die David Parish und Salomon Rothschild am 4. April zusammen in Höhe von 48 Millionen Gulden abschlossen. Das Publicum aber erfuhr zunächst nur von 21 Millionen, während die zweite Anleihe noch über drei Monate lang verheimlicht wurde, bis die öffentliche Meinung sich mit diesen Papieren befreundet hatte. Die „Rothschild-Looſe" wurden nicht nur deshalb Gegenstand heftiger Angriffe, sondern auch wegen sonstiger Künste, die man bei ihrer Einführung anwendete. Der Kurs der ersten Anleihe wurde maßlos hinauf getrieben, der innere Werth der Looſe ebenso maßlos angepriesen und überhaupt die Gewinnsucht des Publicums durch Börsenmanöver und Zeitungsartikel auf alle Weise gestachelt, wobei Gentz und andere Correspondenten der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" nach Kräften halfen. Erst jetzt fand das börsenmäßige Zeitgeschäft in Deutschland, zunächst namentlich auf der Linie Frankfurt-Augsburg-Wien, starke Verbreitung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es von den Uebernehmern der Anleihe als ein sehr wirksames Mittel verwendet wurde, um sie als Speculationsobject den weitesten Kreisen zuzuführen.

Bald folgte freilich ein heftiger Rückschlag, zunächst anscheinend eine Folge Wiener Baisse-Speculationen, dann durch die Revolution in Neapel und durch die Ankündigung der zweiten Anleihe wesentlich verstärkt. Aber grade diese starken Kursschwankungen vergrößerten noch den Kreis der Interessenten für die Rothschild-Looſe.

In Holland, England und Frankreich war die Börsenspeculation schon seit langer Zeit eingebürgert; ihre schlimmsten Excesse hatten sich dort bereits

im 18. Jahrhundert ausgetobt, Gesetzgebung und Rechtsprechung hatten längst vergebens sich bemüht, sie zu unterdrücken; mindestens in Holland und England war man von diesen Versuchen bereits zurückgekommen. In Deutschland dagegen mußten alle diese Erfahrungen jetzt erst gemacht werden: es entstand eine starke Strömung gegen die „Scheinkäufe", und es fehlte auch nicht an einzelnen Versuchen, die Gesetzgebung gegen sie mobil zu machen. Das Haus Rothschild wurde für alle Verluste, die das Publicum an den österreichischen Losen erlitt, verantwortlich gemacht. In der Literatur wurde freilich hiergegen sogar von Gegnern des Börsenspiels Verwahrung eingelegt; so schrieb der bayrische Staatsrath von Gönner in seinem Buche „Von Staatsschulden, deren Tilgungs-Anstalten und vom Handel mit Staatspapieren" (1826) S. 69: „Wir verwahren uns feierlich dagegen, daß wir diese Manövers nicht auf Rechnung des hochachtbaren Herrn von Rothschild schreiben. Sie waren das Werk der Subalternen, Unterhändler und Bankhalter bei diesem verderblichen Börsenspiele." Indeß war man ohne Zweifel allgemein überzeugt, daß Rothschild thatsächlich die Triebfeder der ganzen Bewegung war. Aber man muß auch die Kehrseite der Medaille betrachten.

Der österreichische Staatshaushalt befand sich in diesen Jahren noch immer in der schlimmsten Verfassung: das Deficit wuchs riesengroß, die Staatskassen standen wiederholt vor der Zahlungseinstellung, die Papiergeld-Wirthschaft dauerte fort. In solcher Lage gelang es Rothschild's Findigkeit, zunächst in Gemeinschaft mit David Parish, den österreichischen Staatscredit nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern sogar derart zu bessern, daß selbst ein so überaus gründlicher Sachkenner wie Rebenius in der ersten Auflage seines epochemachenden Werkes „Der Öffentliche Credit" (August 1826) die Finanzlage der österreichischen Monarchie in sehr rosigem Lichte erscheinen ließ. Vollends in den Kreisen der österreichischen Regierung war man begreiflicher Weise entzückt. Metternich that am 7. Juni 1821 gegenüber Gentz „merkwürdige und schmeichelhafte Aeußerungen über Rothschild", die Gentz diesem überbrachte, was eine für Ersteren „sehr günstige Wirkung hatte". Einige Wochen darauf empfing Gentz den Besuch Rothschilds und berichtet darüber in seinem Tagebuch folgendermaßen:

„Er gab mir über seine Geld- und Familienverhältnisse die nämlichen merkwürdigen Aufschlüsse, wovon der Fürst neulich gesprochen hatte. Zugleich legte er mir Rechnung von meinem Antheil an einigen der letzten Finanzoperationen ab, und es ergab sich gegen alle meine Erwartungen, daß mir beinahe 5000 Gulden zu Gute kamen."

Auch im December desselben Jahres gab Rothschild Gentz „einen Beweis reeller Freundschaft," den Gentz „diesem braven Manne nicht hoch genug anrechnen" konnte!

Wieder einige Wochen später war der uns schon bekannte Chef des Frankfurter Bankhauses Gebrüder Bethmann in Wien, wo er Rothschild und auch Gentz besuchte. Von ihm oder von anderer Seite hörte er viel Gutes über seinen glücklichen Concurrenten und berichtete darüber nach Frankfurt folgendermaßen:

„Ich begreife, daß Rothschild's sehr nützliche Instrumente für die Regierung sind, und bin weit entfernt, sie zu tadeln oder zu beneiden. Salomon besonders ist von Charakter ein sehr schätzenswerther Mann, dem ich von Herzen gut bin. — Von guter Hand habe ich erfahren, daß Salomon Rothschild sich geäußert hat, der fünf Brüder Bilanz habe einen reinen Gewinn von 6 Millionen Gulden abgeworfen. Hier trifft das englische Sprichwort zu: Money makes money. Bei ihrer Thätigkeit und Vorsicht ist die Progression des Erwerbs zu erwarten, ja zu hoffen, denn der Umsturz dieses Kolosses wäre schrecklich. Die Einigkeit der Brüder trägt viel zu ihrem Flor bei, Keiner läßt den leisesten Tadel je auf den Anderen kommen, Keiner mißbilligt des Anderen Benehmen in den Geschäften, auch wenn der Erfolg den Erwartungen nicht entsprechen sollte. Salomon hat sich hier besonders beliebt gemacht, theils durch sein bescheidenes Wesen, theils durch seine Dienstwilligkeit. Niemand verläßt ihn ohne Trost."

Im Jahre 1821 übernahmen Rothschilds eine neapolitanische Anleihe von 16 Millionen Ducaten, — Gentz wurde wiederum betheiligt — und 1822 eine russische Anleihe von 6½ Millionen Pfund Sterling („Englische Russen"), sowie eine preußische Anleihe von 3½ Millionen Pfund, die sogenannte „Zweite englische Anleihe". Die neapolitanische Anleihe stieg in Jahresfrist von 60 bis über 70%, die preußische von 84 bis über 90%, während die russische Anleihe Anfangs stark schwankte, aber durchschnittlich in den Jahren 1823—1825 ebenfalls bedeutend im Kurse stieg.

Diese und die folgenden Jahre bis 1825 sind wohl die wichtigsten in der Entwicklung des Hauses Rothschild gewesen; sie haben seinen Credit und seine Stellung als Welthaus ersten Ranges unanfechtbar begründet. Leider wissen wir noch nicht genug von den Einzelheiten ihrer Geschäfte in diesen Jahren, und was wir wissen, rührt überdies fast nur von ihren Gegnern und Concurrenten her, ist daher nur mit Vorsicht zu benutzen.

Es war die Zeit des ersten fieberhaften Aufschwungs, den das wirthschaftliche Leben im 19. Jahrhundert erlebt hat, und ihr folgte auf dem Fuße die erste große Handelskrisis dieses Jahrhunderts. Beides, Aufschwung wie Krisis, ging von England aus[1]). Den äußeren Anstoß zu dem Aufschwung gab die Eröffnung neuer Märkte in Amerika, als sich die spanischen und portugiesischen Colonien in Süd- und Mittelamerika unabhängig gemacht hatten. Der Reichthum einiger dieser Länder an Gold und Silber reizte die Phantasie der Speculation, die sich mit Begierde namentlich auf die Emission von Actien südamerikanischer Bergwerke, sowie von Obligationen südamerikanischer Staatsanleihen, dann auch auf andere ausländische Anleihen und schließlich auf alles warf, was Gewinn versprach. Thatsächlich befand sich das ganze wirthschaftliche Leben im blühendsten Zustande; die Speculation ging aber in ihren Erwartungen weit über das vernünftige Maß hinaus. Ueber sechshundert neue Actiengesellschaften mit fast 400 Millionen Pfund Capital wurden begründet, wovon freilich nur ein kleiner Theil wirklich eingezahlt wurde. Die Emissionen ausländischer Anleihen beliefen sich auf über 50 Millionen Pfund. Die Waarenpreise stiegen namentlich 1825 ganz enorm.

[1]) Vergl. hier jetzt das gute Buch von Tugan-Baranowsky, Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England. 1901.

Große Mengen ausländischer Capitalien flossen nach England, wo in Folge dessen für alle Unternehmungen Geld in Fülle vorhanden war. Aber im Laufe des Jahres 1825 begann die Bewegung zu stocken, und gegen Ende dieses Jahres erfolgte ein verheerender Zusammenbruch, dem eine Reihe großer und eine Masse kleinerer Geschäftshäuser unterlag. Die Zahl der Bankerotte in England, sonst 1200 bis 1400 jährlich, stieg 1826 auf 3300.

Das Haus Rothschild benutzte die Aufwärtsbewegung. Die Hauptgeschäfte der Jahre 1821 und 1822 habe ich bereits aufgeführt. Im Jahre 1823 folgten zunächst zwei Emissionen österreichischer sogenannter „Métalliques", wie sie früher schon durch Baring, Parish u. A. herausgebracht worden waren. Parish schied jetzt aus, dagegen verbanden sich Baring's mit Rothschild's und der Firma Reid, Irving & Co. in London, und diese Vereinigung führte dann zu weiteren gemeinsamen Geschäften. Wie sich die Verbindung zwischen Salomon Rothschild und David Parish löste, ist nicht klar zu übersehen. Parish warf in seinem, später noch zu besprechenden Abschiedsbriefe Rothschild vor, Letzterer habe durch Intriguen die Protection Metternich's erlangt und durch diese ihn (Parish) aus den Geschäften mit der österreichischen Regierung verdrängt. Jedenfalls wurde noch am 13. April 1822 über eine österreichische Anleihe mit Rothschild und Parish gemeinsam verhandelt. Drei Tage darauf schilderte Ersterer Gentz „mit vielen Thränen das allerdings undelicate Benehmen, das man bei seinem neuen Anleiheproject von mehr als einer Seite gegen ihn beobachtet". Einige Tage später sandte Rothschild an Gentz zu dessen „nicht geringem Erstaunen" 3000 Ducaten und nach zwei weiteren Tagen noch 2000, die Gentz angeblich auf dessen Betheiligung bei der neapolitanischen Anleihe zukamen. Seitdem verlautet allerdings nichts mehr von einer Verbindung zwischen Rothschild und Parish bei den österreichischen Finanzgeschäften. Doch wurde Letzterer noch 1823 in Paris von James Rothschild beauftragt, in Lissabon über eine portugiesische Anleihe zu verhandeln, was indeß zu keinem Resultate führte. Uebrigens erlitt auch das Verhältniß von Parish zu Gentz offenbar eine wesentliche Trübung, wie dessen Tagebuch-Eintragungen im Winter und Frühjahr 1823 erkennen lassen. Aber die Beziehungen zwischen ihnen wurden keineswegs abgebrochen, und noch im Jahre 1826, dem Todesjahre David Parish's, verhandelten sie mehrfach mit einander.

Ich übergehe eine neapolitanische und verschiedene Anleihen deutscher Staaten, welche die Rothschilds 1824 abschlossen, um mich den ersten Geschäften zuzuwenden, die sie mit der französischen Regierung machten. Wir wissen über sie bisher Näheres nur aus den Memoiren Ouvrard's, der die Rothschild's bitter haßte, sowie aus dem schon citirten Buche Vincent Nolte's, der nicht so ausführlich wie Ouvrard berichtet; dafür ist sein Bericht meist klarer als der des letzteren, dessen Memoiren an Verworrenheit und chronologischen Irrthümern kranken.

Im Jahre 1823 erlangten die Rothschilds zunächst von der französischen Finanzverwaltung, die damals durch Villèle geleitet wurde, die Zutheilung einer Renten-Emission von 23 Millionen, die über 400 Millionen Capital erforderte. Aber dieses Geschäft, die größte derartige Emission seit 1815,

sollte nur eine Staffel bilden für ein weit größeres Unternehmen, dessen Plan Nathan Rothschild entwarf und durch seinen Bruder James dem Finanzminister Villèle vorlegen ließ: die Conversion von einigen Milliarden 5%iger französischer Rente in dreiprocentige. In England hatte der Schatzkanzler Vansittard, wie es scheint mit Hülfe Rothschilds, schon 1822 eine ähnliche Operation, aber in unvergleichlich kleinerem Maßstabe in Angriff genommen. Der Rothschild'sche Plan für Frankreich war ohne Frage der erste, der eine Conversion im größten Stile durchführen wollte. Es war kein leichtes Unternehmen.

Bei der Conversion mußte man den Inhabern der 5%igen Rente die Wahl lassen zwischen Rückzahlung des Capitals in baar und Annahme neuer 3%iger Rente. Wählten sie ersteres, so mußten die Emissionshäuser das erforderliche Capital durch Verkauf von 3% Rente beschaffen, und zwar zu 75%, entsprechend der Rückzahlung der 5%igen Rente zum Parikurse. Wollte man dies sichern, oder, was dasselbe war, die bisherigen Rentiers veranlassen, statt der Rückzahlung die neue 3% Rente zu nehmen, so mußte der Kurs der alten 5% Rente vor Allem über Pari steigen; erst dann konnte auch für die Vermittler sich ein Nutzen ergeben. Nun bewegte sich aber der Rentenkurs nach Uebernahme jener 23 Millionen zunächst noch zwischen 90 und 92%, er mußte also 10% steigen, ehe die Operation durchgeführt werden konnte. Und vor allen Dingen mußte Rothschild die 23 Millionen selbst auch noch unterbringen.

Ouvrard behauptete nun, Rothschild habe Villèle veranlaßt, ihm die Einzahlungen auf die Anleihe von 23 Millionen zu stunden, bis die erwartete Hausse eintreten würde. Diese habe er auf folgende Weise künstlich herbeigeführt: er habe sich zunächst von der Bank von England 70 Millionen Francs in Gold geliehen und zwar gegen ein Depot von 3%igen englischen Consols, die er bei der erwähnten englischen Conversion übernommen, aber noch nicht untergebracht hatte; indem er sie vom Markte zurückzog, habe er den Anschein erwecken wollen, als seien sie bereits untergebracht, wodurch die Kursentwicklung der englischen Consols erleichtert worden sei. Die Bank von England habe ihm die 70 Millionen zu 2% geliehen, und Rothschild habe dieses Gold dann bei der Bank von Frankreich deponirt, um von ihr einen Theil der für seine Hausse-Campagne nöthigen Capitalien zu erlangen. Außerdem habe ihm der Minister Villèle 120 Millionen Schatzscheine (bons royaux) verkauft, um die laufenden Verbindlichkeiten der Staatskasse zu decken, und ferner, um Rothschild bei seinen Manövern zu helfen. Dieser habe die Schatzscheine mit 6½% Zinsen übernommen, während er sie seinerseits leicht zu 4% hätte unterbringen können. Auch aus der Stundung der 23 Millionen hätte er einen großen, ungehörigen Zinsgewinn gezogen. Endlich habe ihm die Bank von England jenes Darlehen so besonders billig gewährt, um den Kurs der englischen Consols zu heben und dagegen durch den unausbleiblichen Rückschlag gegen die forcirte Hausse der französischen Rente deren Kursentwicklung zu schädigen. Villèle aber sei durch Antheil am Gewinn von Rothschild bestochen worden.

Der Bericht von Vincent Nolte beginnt erst mit dem Anfange des Jahres 1824, zu welchem Zeitpunkte er in Paris mit Alexander Baring und dem großen Pariser Bankier Laffitte verkehrte; namentlich Baring sprach mit Nolte beim Frühstück oft über die Conversion. Er und Laffitte hatten sich nämlich mit Rothschild verbunden, um sie gemeinsam durchzuführen, und jedes der drei großen Häuser hatte eine Reihe kleinerer betheiligt, sodaß die Kerntruppen der europäischen Capitalmärkte bei dem gewaltigen Unternehmen interessirt waren. Die drei vereinigten Consortien stellten, wie Nolte berichtet, eine Milliarde Francs bereit, um nöthigenfalls so viel von der neuen 3% Rente zu übernehmen. Zunächst aber wurde an den Hauptbörsen Europa's für dieses Papier nach Kräften Stimmung gemacht, und thatsächlich zeigten sich dafür Käufer zu 81—83%, also bedeutend über dem Kurse von 75%, welcher dem Paristande der 5% Rente entsprochen hätte. Letztere war auch bereits bis 107, ja bis 110% gestiegen, wozu die vorhergegangenen Operationen Rothschild's freilich viel beigetragen hatten. Zu diesen hohen Kursen begannen nun die vereinigten Consortien 5% Rente zu verkaufen. Rothschild aber verkaufte, wie Nolte berichtet, insgeheim, d. h. ohne seinen Mitbetheiligten davon etwas zu sagen, weitere größere Posten 5% und 3% Rente zu hohen Kursen, was für die noch gar nicht existirende 3% Rente eine geheime Baisse-Speculation bedeutete. Freilich hatte er aber wohl noch einen Theil der von ihm 1823 übernommenen 23 Millionen 5% Rente zu verwerthen.

Das Project der Conversion wurde Anfang April 1824 den Kammern vorgelegt und nach langen Kämpfen mit den Vertretern der in ihren Einkünften schwer bedrohten Rentiers am 5. Mai von der Deputirtenkammer angenommen, dagegen in der Pairskammer, wider alles Erwarten, unter dem Einflusse des Vicomte de Chateaubriand, eines Collegen und persönlichen Gegners von Villèle, verworfen. Darauf fiel der Rentenkurs in einem einzigen Tage von 106 bis 98%, um dann freilich, auf die Nachricht von der Entlassung Chateaubriand's, ebenso rasch wieder bis 104% zu steigen; aber es erfolgte ein abermaliger Sturz auf 98%, und so blieb der Kurs lange Zeit stehen. Einstweilen mußte das ganze Geschäft liquidirt werden. Das bedeutete große Verluste für alle Betheiligten, außer für Rothschild, von dem man wenigstens behauptete, er habe sich durch seine geheimen Verkäufe gedeckt. Jedenfalls war es mit der Verbindung zwischen Rothschild und Baring vorbei. Das Haus Hope u. Co. hatte sich, wie Nolte wohl von Baring oder Labouchère erfahren haben wird, wegen unüberwindlicher Abneigung des Letzteren gegen alle Geschäftsverbindungen mit Rothschild, überhaupt nicht betheiligt, ebenso — auf Anrathen von Labouchère — das große Pariser Bankhaus Hottinguer u. Co.; beide Firmen blieben daher von Verlusten verschont. Ouvrard hatte stark à la baisse speculirt, namentlich durch Vermittlung von Ricardo in London, und gewann große Summen. Er hatte stets behauptet, der Rentenkurs sei übertrieben hoch, und erwartete überhaupt seit geraumer Zeit eine schwere allgemeine Krisis, welche auch das Haus Rothschild vernichten müsse:

„Sie haben gesehen" — so schrieb er einem Concurrenten Rothschild's, um ihn zur Bildung eines Baisse-Consortiums anzustacheln — „Sie haben gesehen, wie die Rothschilds, einfache Geldwechsler, sich ein großes Vermögen erworben haben. Aber da der Zufall mehr gethan hat für diese Bankiers der Fürsten Europa's, als ihre eigene Geschicklichkeit, so werden sie bei ihrer bisherigen Haltung beharren. Sie müssen den Rentenkurs aufrecht zu erhalten suchen. Hier liegt also eine seltene Gelegenheit vor, à la baisse zu speculiren, ohne daß man, wie meist sonst, bei den Haussiers Gefahr läuft, daß sie ihre Verpflichtungen nicht erfüllen, wenn die Baisse eintritt."

Aber die Stagnation des Rentenkurses nach dem Fehlschlagen des ersten Conversionsplanes hatte ein Ende, und die Hausse begann von Neuem. Ouvrard ließ sich dadurch nicht irre machen: er speculirte weiter à la baisse. Sein Londoner Geschäftsfreund Ricardo sagte ihm einmal bei einem Besuche in Paris, ob er denn mehr wisse, als alle Welt; wenn er Recht behielte, würden viele Leute ruinirt werden. Ouvrard antwortete, er werde sicher Recht behalten, man sei in Paris ebenso blind wie in London gegen die bevorstehende Krisis.

Im Jahre 1825 machte Villèle einen neuen Versuch zur Conversion der Rente. Dieses Mal wurde der Plan von beiden Kammern angenommen. Während noch darüber verhandelt wurde, im Februar oder März, überreichte Rothschild dem Finanzminister ein Verzeichniß von 7 Millionen 5% Rente, die er bereits in dreiprocentige convertirt hatte. Ouvrard behauptete, davon hätte die eine Hälfte den Geschäftsfreunden Rothschild's gehört, die andere aus à la baisse verkauften Renten bestanden, und Rothschild hätte an dieser Speculation später, als der Rentenkurs fiel, mehrere Millionen verdient. So viel ist gewiß: die Conversion hatte nicht den erwarteten Erfolg; nicht einmal 30 Millionen gelang es zu convertiren, und im August 1825 begann die große Krisis schon ihren Schatten vorauszuwerfen. Kurz, Rothschild's Dienste versagten. Aber sein Ansehen bei der französischen Finanzverwaltung blieb unerschüttert.

Noch einige Worte über Ouvrard's weitere Schicksale: Kurz vor der Juli-Revolution gelang es ihm, im Kampfe gegen Rothschild einen großen Börsenerfolg davonzutragen dadurch, daß er von den Ordonnanzen Polignac's viel früher Kenntniß erhielt. Er verdiente in Folge dessen an Baisse-Speculationen mehrere Millionen, während Rothschild eine von ihm grade übernommene große französische Anleihe nicht unterbringen konnte. Trotzdem endigte Ouvrard in dürftigen Verhältnissen, Rothschild dagegen wußte sich in Frankreich als unentbehrlicher finanzieller Nothhelfer aller Regierungen zu behaupten, die einander in den folgenden Jahrzehnten ablösten.

Fürst Metternich hat die Wurzeln dieser Machtstellung 1845 in einem vertraulichen Briefe an den Pariser Gesandten Grafen Apponyi folgendermaßen gekennzeichnet:

„Das Haus Rothschild spielt in Frankreich eine viel größere Rolle als irgend eine fremde Regierung, vielleicht mit Ausnahme der englischen. Das hat seine natürlichen Ursachen, die ich freilich nicht als gut und noch weniger als moralisch befriedigend betrachten kann: das Geld ist in Frankreich das große Triebmittel. Ganz offen rechnet man mit der Corruption, diesem praktisch wahrhaft bedeutsamsten Elemente des modernen Repräsentativsystems."

Erbauliche Worte im Munde eines Metternich! Aber der Schluß ist noch viel schöner; Metternich fügt nämlich hinzu: „Der Handel mit diesem Artikel (dem Gelde) findet bei uns keine Freunde!" Ob die ganze Anschauung richtig war, darüber wird noch zu sprechen sein.

Doch kehren wir zurück zu der Zeit vor 1825. Interessant wäre es noch, die Begründung der großen „Alliance Marine Assurance Company" durch Nathan Rothschild in Verbindung mit Alexander Baring, John Irving u. A. zu schildern. Doch kann ich hier nur ganz kurz darauf eingehen. Das Seeversicherungs-Geschäft lag damals noch so gut wie ausschließlich in den Händen von Einzel-Assecuradeuren, die jedoch in der großen Corporation, welche als „Lloyds" weltbekannt ist, vereinigt waren. Der Betrieb solcher Geschäfte durch Aktiengesellschaften war verboten; nur zwei Gesellschaften waren zugelassen, die aber nicht viel zu bedeuten hatten. Rothschild wollte nun 1824 eine große Seeversicherungs-Gesellschaft begründen, wie es heißt, um einem Vetter, dem tüchtigen Mathematiker Gompertz, die Stellung als deren Director zu verschaffen. Bei Martin (History of Lloyd's, S. 292 ff.) kann man nachlesen, wie rasch er dabei zu Werke ging. Die Regierung erklärte sich bereit, jenes Verbot aufzuheben; das Unterhaus wurde, gegen den Widerstand von „Lloyds", durch den uns schon bekannten Antisklaverei-Apostel Buxton gewonnen; im Oberhause machte der Lordkanzler Opposition und versetzte dabei den „Geldleuten" einen scharfen Seitenhieb, worauf aber der Cabinetschef, Lord Liverpool, seinem Collegen persönlich entgegentrat und der Alliance Company zum Siege verhalf. Die Lage hatte einige Aehnlichkeit mit derjenigen bei der ersten Parlaments-Berathung über die französische Renten-Conversion, nur daß in Frankreich die Gegner Rothschild's unter Führung eines Ministers zunächst siegten, während sie in England gleich unterlagen. Man hat den Eindruck, daß in England Rothschild's Machtstellung schon 1824 unanfechtbar geworden war.

Nathan Rothschild war der Erste gewesen, der in London fremde Staatsanleihen eingeführt hatte. Aber von den meisten exotischen Anleihen und Gründungen dieser Jahre hielt er sich wohlweislich fern; nur eine brasilianische Anleihe brachte er 1825 heraus. Als im Dezember 1825 die Krisis ausbrach, als Banken und andere Geschäftshäuser scharenweise fielen, blieb Rothschild unerschüttert und konnte sogar der Bank von England durch Rückzahlung von 300 000 £ in Gold zu Hülfe kommen. Weiter ist aus dieser Zeit über sein Verhalten bisher nichts ans Tageslicht gelangt.

Dagegen wurde ein früherer Geschäftsfreund der Rothschild's durch die Krisis zu Grunde gerichtet: David Parish war seit einigen Jahren als Theilhaber in das alte Wiener Bankhaus Fries & Co. eingetreten, das sich namentlich unter Maria Theresia große Verdienste um das wirthschaftliche Leben der österreichischen Monarchie erworben hatte, später aber zurückgegangen war. David Parish wollte es zu neuem Leben erwecken, wurde aber mit ihm zusammen in den Abgrund gerissen. Bereits seit längerer Zeit war sein Credit wesentlich geschwächt gewesen, als endlich im Frühjahre 1826 die Katastrophe ausbrach.

Gegen Ende März mußte sich Gentz zu seinem höchsten Aerger „wegen einer höchst ungereimten veralteten Forderung" mit Parish auseinandersetzen oder vielmehr mit einem Dritten, dem Parish diese „tolle Forderung" cedirt hatte. Nicht besser ging es dem Fürsten Metternich, an den Parish eine alte Forderung von 100000 Gulden nebst rückständigen Zinsen, im Ganzen etwa 150000 Gulden hatte. Metternich behauptete zwar, die Forderung sei ihm schon 1818 erlassen worden, was aber Parish bestritt. Der Fürst mußte schließlich 100000 Gulden bezahlen, während Parish auf die rückständigen Zinsen einstweilen verzichtete. Das war Mitte April. In den folgenden Wochen versuchte der unglückliche Mann vergebens, den Sturz seines Hauses zu verhüten, bis sein Geist zuletzt, nach eigenem Geständnisse, völliger Zerrüttung anheimfiel. Am 27. April wurde sein Körper in der Donau gefunden. Zuvor aber hatte er an seinen Freund, den Bankier Baron Geymüller, an seinen Bruder John, an den Fürsten Metternich, sowie an Baron Salomon Rothschild Briefe gerichtet, aus denen ich hier Einiges mittheile.

Der Brief an Baron Geymüller beginnt mit den Worten:

„Es ist mir ebenso unmöglich gewesen, mein Haus zu retten, als dessen Schande zu überleben." Parish bittet, die That, die er begehe, der Verwirrung seines Gemüths zuzuschreiben, „welches dem Druck der Umstände nicht länger zu widerstehen im Stande war und durch erlittenen Betrug und Undank gänzlich zerrissen ist."

Der Brief an den Bruder ist mit tiefer Empfindung geschrieben und voll Schmerz über den Makel, den er dem angesehenen Namen der Familie anheften mußte. Ganz anders die Briefe an Metternich und Rothschild. Der erstere beginnt folgendermaßen:

„Ehe ich die Welt verlasse, muß ich noch etliche Worte an Sie, mein Fürst, richten, und Ihnen sagen, daß ich ohne Groll, aber mit der Ueberzeugung ins Grab gehe, daß Sie sehr unrecht an mir gehandelt und mich der Cupidität einer Familie aufgeopfert haben, die es besser als ich verstanden hat, Sie in ihr Interesse zu ziehen. Es ist unnöthig, in die Geschichte des Anfangs und Fortgangs unserer Bekanntschaft mit den Rothschilds einzugehen. Daß diese Leute mit allem ihrem Reichthum herzlose, nur für ihren Geldkasten Sinn habende Menschen sind, ist der Welt hinlänglich bekannt, und wie undankbar sie unter Ihrer speciellen Protection gehandelt haben, wird nach meinem Tode ebenso wenig ein Geheimniß bleiben."

Parish kündigt dann dem Fürsten an, daß er den Baron Geymüller beauftragt habe, den Rest jener Forderung von Metternich zu Gunsten der Gläubiger des Hauses Fries zu beanspruchen und diese Sache „mit der gehörigen Discretion unter vier Augen zu beendigen". Der Brief schließt:

„Leben Sie wohl, mein Fürst, sollten Sie manchmal eines Unglücklichen gedenken, der Ihnen aufrichtig ergeben war, so hoffe ich, daß Ihnen diese Erinnerung keine Gewissensbisse verursachen wird."

Endlich der Brief an Baron Rothschild:

„Ich verlasse die Welt, weil ich auf der einen Seite aufs Schändlichste betrogen, auf der anderen durch schwärzesten Undank für sehr ansehnliche Dienste belohnt worden bin. Wenn Sie ein Gewissen haben, wird es Ihnen schon zurufen, daß Sie und Ihre Brüder den letzten Vorwurf reichlich an mir verdienen, und daß Ihr kürzlich an den Tag gelegtes herzloses Benehmen den Sturz eines der

besten Freunde Ihres Hauses verursacht hat. — Als ich Ihr Haus 1817 gegen den Wunsch meiner ältesten und intimsten Freunde[1]) in die französischen und österreichischen Finanzgeschäfte hinein zog und mich später wegen dieser letzten mit Ihnen verband, wurde es mir von verschiedenen Seiten prophezeit, daß Sie nichts unversucht lassen würden, mich so viel als möglich aus diesen Geschäften zu verdrängen. Mit welchem Erfolg Sie diese Wege benutzt haben, wie es Ihnen gelungen ist, unter der Protection des Fürsten Metternich so manche Geschäfte, an welchen mir ein bedeutender Antheil von Gott und Rechtswegen gebührte, für sich allein zu erlangen, ist mir hinlänglich bekannt und wird der Welt nach meinem Tode ebenso wenig ein Geheimniß bleiben. — Obschon das Haus (Fries & Co.) in einem sehr zerrütteten Zustande ist, so würde es mir gelungen sein, mit Hülfe meiner Familie alle Verbindlichkeiten zu erfüllen, wenn Sie es hätten über sich gewinnen können, einen Theil der Summen zu erstatten, welche nie in Ihren Besitz gekommen wären, wenn ich in unserer Verbindung unsere Rechte geltend gemacht und das mir gebührende Interesse in allen Unternehmungen mit der österreichischen und neapolitanischen Regierung begehrt hätte. Sie haben es aber bequemer und vortheilhafter gefunden, sich mit dem Fürsten wegen der alten Rentenoperation ins Einverständniß zu setzen und ihn dadurch ganz auf Ihre Seite zu ziehen. Von dem Augenblick, wo ich dieses neue Bündniß gegen mich geschlossen fand, war es unmöglich, das Haus zu retten, und mein Entschluß gefaßt, die Schande, welche ich erleiden soll, nicht zu überleben. Jetzt muß ich schließen. Ich will Ihretwegen hoffen, daß Sie sich nur selten eines Freundes erinnern werden, dessen Andenken Ihnen schmerzliche Gefühle verursachen muß."

So endete David Parish. Aus dem Tagebuch von Gentz erfahren wir nur, daß die Katastrophe Gegenstand langer Gespräche zwischen Metternich, Rothschild, Gentz und Anderen war, und daß Rothschild ihre Ursachen Gentz ausführlich erläuterte.

Wenige Wochen vorher hatte Gentz „Biographische Nachrichten über das Haus Rothschild" ausgearbeitet und für diese Arbeit, die er selbst als „wohlgelungen" bezeichnete, von Salomon Rothschild den üblichen „Dank" geerntet. Es ist dies die einzige derartige Veröffentlichung, die unter Rothschild'schem Einflusse entstanden ist. Sie wurde auszugsweise in das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon aufgenommen und ist jetzt vollständig in den von G. Schlesier herausgegebenen „Schriften von Friedrich von Gentz" zu finden. Die Arbeit ist nicht ohne Werth, einestheils weil sie einige der wichtigsten Geschäftsgrundsätze der Rothschild's richtig darstellt, sodann aber auch als ein Beitrag zur Charakteristik des Verfassers und seines Verhältnisses zu den Rothschild's; versteigt er sich doch zu der Hyperbel, man könne in Wahrheit sagen, daß sie den Neid selbst entwaffneten und dem Uebelwollen die Zunge lähmten! Solche Uebertreibungen haben den Rothschild's in der öffentlichen Meinung vielleicht mehr geschadet als ihr Reichthum und die Vermuthungen des sachunkundigen großen Publicums über die Art, wie er entstanden ist.

[1]) Vermuthlich Labouchère von der Firma Hope & Co.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Malaria.

Von

Dr. **Alexander Marmorek** in Paris.

[Nachdruck untersagt.]

Während im afrikanischen Busch, in der Hütte des eingeborenen Ortshäuptlings oder am grünen Tisch der Völker-Conferenzen die Theilung der Erde sich rasch und wahrscheinlich für lange Zeit vollzog, reifte mit der wachsenden Bekanntschaft des neuen Besitzes auch die Ueberzeugung vom wirklichen Nichtbesitze der fernen Länderstrecken. Ein mächtiges Hinderniß, das schreckliche Klima, schützt diese vor der Ueberfluthung durch den Weißen. Aber nicht so sehr der Sonnenbrand der Tropen, gegen den es Schutz gibt, sondern die ihnen eigenen Krankheiten tragen die Schuld, daß die nun Europa scheinbar weit geöffneten Gebiete fast noch immer leer stehen. Die Pioniere, welche dort eindrangen und nicht von einer dieser Krankheiten niedergestreckt worden waren, brachten die Nachrichten von ihrer Allgegenwart und ihrer Vielfältigkeit. Und doch gibt es in jenen Himmelsstrichen nicht viel mehr todbringende Krankheiten als in unseren, aber sie sind anders geartet; sie erscheinen noch in ihrer ganzen ursprünglichen Kraft und sind mächtiger als wir, weil nicht Generationen von Aerzten ihr Wissen und ihre Kunst dazu verwandten, aus der Kenntniß ihres Wesens die Art ihrer Bekämpfung zu finden und ihnen dadurch einen Theil ihres Schreckens zu benehmen. Jedes dieser Länder hat seine Plagen, in jedem dieser fernen Gegenden ringt der Weiße mit unerbittlichen Feinden, welche nicht überall dieselben sind, aber allen ist gemeinsam, alle überragt an Verbreitung und Wichtigkeit die Malaria, das Sumpffieber, das wie der Schatten des Todes über dem jungfräulichen Boden zu wachen scheint, um den Eingang zu verwehren. Die schwanken, abgezehrten, entbluteten Gestalten der Rückkehrenden sind eine lebendige Mahnung, die Erzählungen vom Tropenklima nicht zu leicht zu nehmen.

Und dennoch müssen diese heute so verschlossenen Länder erobert werden, sie müssen uns bald gehören, weil Europa ihrer bedarf und sie nicht mehr entbehren kann. Sind sie doch den europäischen Staaten angefügt worden, weil

weitsichtige Staatsmänner oder praktisch denkende Kaufleute den Augenblick voraus fühlten oder berechneten, wo die alte Heimath für alle ihre Söhne zu enge und zu klein wird. Denn die europäischen Staaten haben nicht wie die Conquistadores des sechzehnten Jahrhunderts neuerdings von Afrika und Australien Besitz ergriffen, und Weiße sind nicht nach China gegangen, vertrieben durch die Unduldsamkeit der Heimath, wie es einst Penn und seinen Genossen geschah — weil eben nicht Religionsstreit oder Abenteuerlust, auch nicht bloß krasse Sucht nach Reichthümern oder Lust nach Ausübung der Macht die treibenden Kräfte unserer Tage gewesen.

Die Colonisirung außereuropäischer Länder in unserer Zeit läßt sich nur mit jenen Tochtersiedelungen vergleichen, welche griechische Städte im Alterthume anlegten. Die Staatsraison, die nicht zu umgehende Nothwendigkeit hat bei ihrem Entstehen Pathe gestanden. In jenen fernen Zeiten bewirkten der kräftige Sinn der griechischen Bürger, die Rührigkeit der Kaufleute, der Glanz der Künste, die Erfolge der Politik ein mächtiges Zusammenströmen und rasches Emporblühen der Bevölkerung, welche im Stadtwall den Schutz nach außen, aber auch eine bestimmte Grenze für ihre numerische Größe nach innen erkannte. Daher das eherne Naturgesetz, jene Stadtkinder, denen die Großstadt — eben weil sie es geworden — keinen Platz zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten bieten konnte, in die Ferne zu senden, um diese dort zu entfalten. Sie gaben ihnen das Stammesbewußtsein und die heimathlichen Götter mit, nebst ihrer uralten Cultur. Das waren die besten Waffen zur Eroberung und zur Erhaltung der Colonien. In unseren Tagen wiederholt sich, was Griechen zum Verlassen der Heimath bewog. Was vor Tausenden von Jahren der aufragende Wall der Stadt gewesen, ist heute der kleine, kaum sichtbare Graben der Staatsgrenze. Der Ueberschuß der Volksmasse, der über seinen Rand quillt, ist die erfreuliche und nothwendige Folge des Aufblühens der Volksgemeinschaft. Die, welche heute Europa's Cultur verlassen, suchen nicht so sehr diese unter rohe Volksstämme zu tragen als für sich selbst, für ihre Energie und ihre Findigkeit einen Platz zu finden. Gleich jenen Anderen sollen auch ihnen die besten Waffen zur Eroberung des Bodens mitgegeben werden. Und welcher Waffen bedürfen sie dringlicher als der gegen den stärksten Gegner, das Klima?

So stehen sich heute auf der einen Seite das nicht mehr aufzuschiebende Verlangen ungeduldiger Nationen nach der thatsächlichen Besitzergreifung der fernen Gebiete und auf der anderen Seite Feinde gegenüber, die Krankheiten, die stärker als die wilden Volksstämme oder ihre Lehmfestungen sind. Darum rüsteten auch die beiden Staaten, welche sich in der Gegenwart am meisten in der colonialen Bewegung hervor thun: England, weil es die größte, und Deutschland, weil es die jüngste und rührigste Colonialmacht ist, Expeditionen aus, um das Sumpffieber zu studiren. Es war natürlich, daß das Land, das am schwersten in Europa unter der Krankheit leidet, Italien mit seinen jährlichen zwei Millionen Erkrankungen, eifrigst an der neuen wissenschaftlichen Bewegung sich betheiligte. Während Deutschland, getreu seinem bisher geübten Principe, stets den Staat interveniren zu lassen

von Regierungswegen seinen ersten Bakteriologen, Geheimrath Koch, zur Erforschung der Malaria den Erdball durchqueren ließ, hat in England nicht die Regierung, sondern eine Körperschaft reicher und rühriger Kaufherren, die Handelskammer von Liverpool, schnell begriffen, welcher Nutzen für sie selbst und dadurch für die Nation erwachsen würde, wenn wir wüßten, warum das Sumpffieber in den Colonien wüthet, und wie man am besten seiner Herr werden könnte.

I.

Wie bei jedem Fortschritte des Wissens mußte zunächst mit dem Alten, Hergebrachten aufgeräumt werden. An Beobachtungen aus längst vergangenen Tagen mangelte es nicht; denn eine so auffallende Krankheit konnte dem scharfen Blicke der Menschen der schlichten Culturepochen nicht entgangen sein. An Stelle ihrer dunklen Erklärungen und halben Vermuthungen sollte die einfache Wahrheit kommen, daß die Malaria eine Infectionskrankheit ist, verursacht durch kleinste Lebewesen, die man sehen und studiren kann, die an das Leben Bedingungen stellen, und die *darum* auch die Waffen uns in die Hand geben werden, sie mit Erfolg zu bekämpfen.

Italien ist seit jeher reich an Gegenden, welche Jeden, der sie zu gewissen Jahres- und Tageszeiten betritt, sicher krank machen. Die Maremmen Toscana's und die ihnen nahen pontinischen Sümpfe, die römische Campagna, hatten ihren verdienten schlechten Ruf schon zur Zeit der römischen Geschichtschreiber. Die aufmerksamen Hirten und die latinischen Bauern erfuhren am eigenen Leibe, daß nur in der Nähe der Sümpfe und Tümpel jener Gifthauch entsteht, der das Krankheitsbild des sich wiederholenden Fiebers mit seinen bekannten Schüttelfrösten, dem Hitzegefühl, dem Schweißausbruch und der Mattigkeit hervorruft, und sie fürchteten mit Recht die der Krankheit folgende Vergiftung und Durchseuchung des ganzen Organismus. Jene einfachen Landbewohner wußten schon, daß hauptsächlich um die Zeit des Sonnenunterganges, ja noch häufiger während der Nacht der Stoff, der das gefürchtete Uebel erzeugte, in ihren Körper eindrang. Ihnen war bekannt, daß Freunde und Nachbarn, welche bloß eine Nacht an Orten verbrachten, die mit Fieber bedacht sind, erkrankten, selbst wenn sie schon wieder in ihre gesunde Heimath zurückgekehrt waren. Schon zu jenen Zeiten war bemerkt worden, daß das Sumpffieber unverkennbar nur eine schwer bewegliche Ursache haben müsse, so daß in demselben Hause die Bewohner des ersten Stockwerkes sich geschützt wußten, während die, welche die Nacht im Erdgeschoß verbrachten, fast sicher der Krankheit ausgesetzt waren. Ja, oft waren Diejenigen vor der Krankheit geborgen, deren Wohnhaus von dem Malariasumpfe durch ein dichtes Gehölz oder gar einen Wald getrennt war, so daß dieser ein unübersteigbares Hinderniß für den Krankheitsstoff zu sein schien, der wenige Schritte davon dem nahen Sumpfe entstieg. Auch daß nicht zu allen Jahreszeiten der tückische Feind in der Nähe sei, war den Bewohnern jener Gegenden wohl bekannt. Wenn die ersten heißen Tage des Sommers heran nahten, war die Gefahr, vom Fieber befallen zu werden, immer größer, und in der Zeit der

gefährlichen Monate pflegten die Nachbarn der Sümpfe die schädlichen Niederungen zu verlassen, um an Stelle der tief gelegenen Wohnhäuser lieber die umliegenden Hügel, wenigstens für die Nächte, zu beziehen.

Heute braucht man von den Beobachtungen und Nutzanwendungen jener schlichten Menschen der Vorzeit nichts hinweg zu nehmen und sie in nichts zu ändern. Ihre Sitten und Gebräuche, die den Schutz vor der Malaria bezwecken, sind bis auf unsere Tage von Geschlecht zu Geschlecht auf die Enkelkinder übergegangen. Doch rankten sich um die Auffassung, die vielleicht ohne weitere Zuthat zu einem richtigen Begreifen des Wesens der Krankheit hätte führen können, viele üppige Hypothesen, welche das klare Verstehen der Ursachen dieser Erscheinungen leider verdarben.

Darüber war man sich wohl schon klar, daß das Uebel in dem Boden zu suchen sei, und auch — seit den Erfolgen der Bakteriologie — daß diese Ursache aus mikroskopisch kleinen Keimen bestehen müsse. Aber von welcher Art die Beziehungen zwischen Keim und Fieberland seien, war in Dunkel gehüllt. Da Sümpfe mit stehendem Wasser ein reichliches Absterben und Verfaulen von Pflanzen zeigen, so glaubte man, daß die Zersetzung einst lebender und blühender Gewächse den Krankheitskeim erzeugen müsse. Und weil unter den sengenden Strahlen der Sommersonne in den Tropen oder in südlichen Gegenden Europa's diese Fäulniß der Pflanzen auftritt und die alte Erfahrung lehrte, daß gerade zu dieser Zeit die Malaria besonders häufig und sehr böse sei, so stimmte ja auch dies zur Hypothese, daß das Miasma die dem Orte anhaftende, im Boden hausende Krankheitsursache, sich aus dem Verwesen organischer Stoffe bilde. Dazu stimmt denn auch die weitere Beobachtung, daß in den Küstengegenden, an den Niederungen der Flüsse von Zeit zu Zeit das Wasser überfluthet und Gebiete überschwemmt, deren Pflanzenschichten aber wiederum durch die Sonnenstrahlen nach der Durchfeuchtung in Zersetzung gerathen. So schien Alles, was man über Malaria an Wissen zusammen trug, auf der richtigen Bahn der Erklärung zu sein, um behaupten zu können: Je mehr Pflanzenfäulniß, desto stärkere Ausbreitung des Sumpffiebers und Bildung der Malariakeime. Diese gelangen nun, sei es durch die eingeathmete Luft, welche über den Morast hinweg streicht, sei es mit dem verunreinigten Wasser, in den Körper und rufen in ihm das klinische Bild der Malaria hervor. Wenn bei der Urbarmachung noch jungfräulichen Bodens oder bei Kanalbauten — wobei tiefer gelegenes Erdreich nach oben gefördert wurde — die Arbeiter häufig an Malaria litten, so erklärte man es natürlich damit, daß ja die früher vor dem Tageslicht versteckten Pflanzenstoffe hierdurch der Zersetzung der Sonne preisgegeben wurden und dann faulten.

War einmal die Hypothese da, so mußte Alles in ihren engen Rahmen gezwängt werden, und deshalb kann es nicht Wunder nehmen, daß die unanfechtbare Thatsache der nächtlichen Gefahr der Sümpfe so gedeutet wurde, daß die starke Temperaturdifferenz zwischen Nacht und Tag in den heißen Gegenden die Ursache von Erkältungen abgebe, welche den Körper schwächen und ihn gegen das Sumpffieber widerstandsunfähig machen.

Aus den Beobachtungen der Aerzte und den Schilderungen der Reisenden, aus dem Studium der geographischen Verbreitung der Malaria erkannte man klar, daß diese zu ihrem Entstehen mehrerer Bedingungen bedürfe, die sie nicht missen kann. Zunächst die Nähe des feuchten Bodens, der das ruhige, schlummernde Wasser von Tümpeln und Morästen umschließt. Verschwand dieser, so verschwand die Krankheit, wie nach der großartigen Trockenlegung der Sumpfgebiete in römischen Fiebergegenden deutlich bewiesen wurde. Der Keim, der die Krankheit im menschlichen Körper erzeugt, ist an die Scholle gebunden; in der Luft schwebend bewegt er sich schwer und nicht weit. Der alte Erfahrungssatz, daß Matrosen in der Nähe verrufener Küsten der Krankheit entgehen, wenn sie die Nächte auf einem vom Lande nicht zu fernen Schiffe verbringen, wurde oft durch nicht mißzuverstehende Beispiele erhärtet. Erst vor wenigen Jahren war unwillkürlich ein gräßlich-großes Experiment in diesem Sinne angestellt worden. Die Bemannung der französischen Kanonenboote, welche in den Flußläufen Madagaskars bei der letzten Kriegsexpedition nach dieser Insel den Dienst versahen, blieb gesund, wiewohl sie bloß einige hundert Meter von den Ufern entfernt war, die viele tausend junge französische Soldaten des Landheeres durch das Fieber sterben sahen.

Ferner ist für das Entstehen der Malaria Wärme, sogar Hitze nothwendig. Gerade so wie in den Sommer- und Herbstmonaten ein deutliches Umsichgreifen der Krankheit leicht zu erkennen ist, mehren sich die Sumpffiebergebiete, je weiter man nach Süden gegen den Aequator vordringt. Im Winter ist die Krankheit erloschen. Und selbst in jenen nördlichen, von Morästen erfüllten Strichen, wo die arktische Kälte den größten Theil des Jahres jedes Leben tödtet, wird der Mensch im kurzen Sommer durch drei Dinge gepeinigt: durch die fast unmögliche Hitze, durch das Sumpffieber und schließlich die unausstehliche Mückenplage. Und die Mücken, deren Zahl in den heißesten Tagen zuzunehmen scheint, waren schon vielen Beobachtern als stete Bewohner der Malariagegenden aufgefallen.

Das waren die Thatsachen, die sich von dem Wuste unbedeutender und nebensächlicher Erscheinungen abhoben und sogar den Laien aufdrängten.

Mit der rapiden Entwicklung der Bakteriologie war selbstverständlich versucht worden, des Urhebers der Malaria habhaft zu werden. Man trachtete, ihn gleich anderen Bacterien zu cultiviren, ihn zu färben, ihn im Versuchsglas körperlich zu packen. Erst dem französischen Arzte Laveran war es im Jahre 1880 gegönnt, den Langgesuchten im Blute eines kranken Soldaten in Constantine in Algerien zu sehen und ihn — was noch mehr ist — auch sofort als Erreger der Krankheit zu deuten. Was Laveran für den Urheber der Malaria gehalten hat, wird von Niemandem mehr angezweifelt. Bei allen Malariakranken wurde der Mikroorganismus gesehen. Und ein Beweis mehr — wenn es noch eines bedürfte — ist, daß er niemals im Körper Gesunder nachgewiesen werden konnte. Heute gilt der feste Satz: Wo Malaria, da muß auch der Laveran'sche Blutparasit gesucht und gesehen werden. Das Studium dieses Parasiten war nur unter dem Mikroskope möglich, unter dessen stärkster Vergrößerung er noch immer außerordentlich klein erscheint.

Seine Einzelheiten waren nicht leicht und besonders nicht auf einmal zu erforschen, wiewohl durch die Entdeckung gleichzeitig ein unerschöpfliches Reservoir des Parasiten zur Verfügung stand: das Blut der Malariakranken! Es war natürlich, daß Laveran sofort trachtete, den Parasiten im Versuchsröhrchen zu züchten, ihn auf irgend einem künstlichen Nährboden zu acclimatisiren, um besser mit ihm experimentiren zu können. Alle diese Versuche schlugen fehl, auch die, welche nach ihm andere Forscher in gleichem Sinne unternahmen. Man mußte sich daher begnügen, weil man zunächst keinen anderen Weg sah, ihn im entnommenen Blute zu beobachten, die Art seines Aufbaues zu erforschen und ihn, der in seiner äußeren Form von den gewöhnlichen bakteriellen Krankheitserregern sehr abwich, auf seine Zugehörigkeit zu jener bekannten Classe zu prüfen. Man unterließ selbstverständlich auch nicht, seine Uebertragbarkeit auf Thierspecies zu versuchen. Letzteres ist nie gelungen. Dies Alles war äußerst mühsam, und dadurch waren viele Fehler der Beobachtung verursacht. Das erklärt auch, warum es zweier Jahrzehnte bedurfte, bis man sich zu einem klaren Bilde vom Wesen dieses so merkwürdigen und ganz eigenartigen Parasiten durchrang. Ganz besonderen Schwierigkeiten begegnete man, als man seiner Herkunft und Familienzugehörigkeit nachzuspüren begann. In den ersten Jahren, nach seiner Entdeckung war jeder Versuch, etwas über die Art seiner Einwanderung im menschlichen Körper und über sein Dasein außerhalb desselben zu erfahren, erfolglos geblieben.

Da alle Bemühungen, ihn zu züchten, mißlangen, so mußte eine andere Methode benutzt werden, um über sein Wesen Klarheit zu verschaffen: ergebene Freunde der Wissenschaft, Aerzte und Studenten gaben sich bereitwillig dazu her, den Fundamentalversuch zu wagen, ob die Krankheit von einem kranken Menschen auf einen gesunden übertragen werden könne, ob der Blutparasit, den man in dem Ersteren constatirte, im Zweiten wieder erscheine, auch diesmal von den Krankheitssymptomen begleitet. Man war nicht erstaunt, diesen Versuch, der öfters angestellt wurde, mit vollem Erfolge gekrönt zu sehen, so sehr war man von der Richtigkeit der Rolle des Parasiten, den Laveran gesehen hatte, überzeugt. Die durch die Experimente inficirten Personen litten mehrere Tage nach der Einführung des kranken Blutes — somit sehen wir auch hier die bekannte Incubationsperiode der meisten Infectionskrankheiten — an echten Schüttelfrösten und zeigten auch alle anderen Zeichen des Sumpffiebers; in ihrem Blute fand sich der Parasit in großer Zahl wieder vor: nichts fehlte im ganzen Complexe der Symtome, auch nicht dieses, daß die Verabreichung von Chinin sie von ihrem künstlich geschaffenen Leiden heilte. Jetzt hatte man den sicheren, den wissenschaftlichen Beweis, daß der Parasit Laveran's der wirkliche Erreger der Malaria sei.

Aus den erfolgreichen Uebertragungsversuchen ergab sich aber noch ein anderes Moment, das für die Erkenntniß und Feststellung der Krankheit beim Kranken wichtig ist: die Möglichkeit, die Krankheit durch den mikroskopischen Nachweis des Parasiten im untersuchten Blute zu erkennen, selbst wenn die Symptome — was manchmal vorkommt — verschwommen und unklar sind und

dadurch eine fehlerhafte und falsche Diagnose nicht auszuschließen ist. Zu diesem Behufe genügt es, einen Blutstropfen auf ein kleines Glastäfelchen zu legen, dieses letztere dann auf ein zweites, das in der Mitte ausgehöhlt ist. Dadurch ist man in den Stand gesetzt, den Inhalt des Tröpfchens in seiner natürlichen Form, Lage und Bewegung zu untersuchen und lange zu beobachten. Man kann auch eine andere Methode wählen: Der Blutstropfen wird fein dünn auf dem Täfelchen ausgebreitet, getrocknet und dann in passender Weise gefärbt. Der Contrast der grellen Farben, von denen manche eine ganz besondere Anziehungskraft auf den Blutparasiten haben, läßt alle Details des kleinen Bildes um so deutlicher erkennen. Gelingt es, den Parasiten durch eine oder andere Methode im Blute zu sehen, so ist kein Zweifel mehr, daß man es mit einem Malariakranken zu thun hat. Die Frage der Diagnose ist auf diese Weise sicher gelöst.

Was sieht man bei den Blutuntersuchungen? Nicht immer dasselbe; denn das Aussehen des Parasiten ist wechselnd und mannigfaltig. Darin liegt eines der größten Hindernisse für das Eindringen in sein Wesen, daß er um so geheimnißvoller und undurchdringlicher erscheint, je mehr man sich mit ihm beschäftigt. Während die einfache Gestalt eines Bakteriums unverändert ist, und seine Veränderungen sich höchstens in den allergeringsten Grenzen bewegen, ist der Blutparasit des Sumpffiebers in seinen Formen ungleich, schwankend. Er ist eben mehr als ein Bakterium — er ist etwas Höheres, er kennt Jugend, Reife und Alter!

Am häufigsten sieht man kleine, durchscheinende Kügelchen, viel kleiner als rothe Blutkörperchen, welche bald frei im Blute umher schwimmen, bald aber an den rothen Blutkörperchen wie angeklebt erscheinen, oft sogar in das Innere derselben eingedrungen sind. Mittelst passender Färbung, die erst nach und nach sich zur heutigen Vervollkommnung ausbildete, kann man sehen, daß das ganze Kügelchen, das ungefähr ein Tausendstel Millimeter im Durchmesser hat, nicht vollkommen gleichmäßig den Farbstoff annimmt, sondern daß ein gefärbter, excentrischer Reif sich deutlich von einem blassen inneren Theile abhebt. Dieser Kreis ist oft an einem Punkte etwas dicker und macht dadurch den Eindruck eines Siegelringes, der den schwach gefärbten mittleren Theil einschließt. Weitere Untersuchungen haben gezeigt, daß schließlich alle Kügelchen in das Innere des Blutkörpers gelangen, wo sie sich von dem eisenhaltigen Blutfarbstoffe, dem Hämoglobin, nähren. Ist der Malariakeim einmal im Leibe seines Wirthes, so wächst er immer mehr und mehr; zu seinen Seiten jedoch sieht man, immer noch vom rothen Blutkörper eingeschlossen, ein dunkelbraunes Pigment: die Abfälle nach erfolgter Ernährung. Das Blutkörperchen wird immer blässer, wird ihm doch sein Farbstoff durch seinen Inwohner entzogen. Ein solches Pigment findet sich nur bei den Malariakranken vor; es hatte seiner Zeit Laveran stutzig gemacht und seine besondere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die Folge davon war die Entdeckung des Blutparasiten. Während der Wirth, das rothe Blutkörperchen, deutlich durch die Anwesenheit des Eindringlings leidet, nimmt dieser immer mehr an Größe zu, wechselt seine Form, dehnt und streckt sich und zeigt in Folge dessen stets

neue Gestalten. Hat er einmal die Grenzen seines Wachsthums erreicht, so kann man eine Theilung der Kollen in den bisher untersuchten gleichen Parasiten beobachten. Ihre Geschicke wie ihr Aussehen sind nicht mehr dieselben. Ein Theil der Kügelchen bleibt im Inneren der Blutkörper ruhig; ihre Gestalt ändert sich nicht. Andere aber lassen bald an ihrer Peripherie feine Einschnitte gewahr werden, die nach der Mitte des Parasiten hinstreben und dem Ganzen nach kurzer Zeit das Aussehen einer geschälten Orange oder in der Daraufsicht das einer Rosette verleihen. Die früher einförmige Kugel ist in regelmäßiger Weise gefurcht. Wenn der Parasit zu dieser Phase seiner Entwicklung gelangt ist, platzt der Blutkörper, und sein Inhalt wird frei. All' die Bestandtheile der Rosette verlieren, kaum in den Blutstrom gelangt, ihren Zusammenhang, der sie bisher an einander gekittet hatte, und man sieht sie einzeln umherschwimmen. Bald runden sich diese Tochterkeime wieder zu kleinen sphärischen Körperchen ab, genau so beschaffen und geformt, wie ursprünglich die waren, denen sie entstammen. Sie beginnen ihrerseits wieder denselben Kreislauf des Lebens und der Entwicklung, dessen Hauptphasen die Zerstörung des Wirthes und die Bildung neuer Keime sind. Der italienische Professor Golgi hat als Erster die allmähliche Spaltung und Vermehrung des Blutparasiten beobachtet. Diese Entdeckungen hatten nicht bloß ein rein theoretisch-wissenschaftliches Interesse. Sie gaben uns auch den Schlüssel zu einer der auffallendsten Erscheinungen im Bilde der Krankheit: das anfallweise Auftreten des Fiebers und die regelmäßige Wiederkehr desselben an gewissen Tagen, ja zu gewissen Stunden. Der Kranke kann längst den Fieberort verlassen haben, — immer wieder erinnern ihn die periodisch erscheinenden Anfälle, daß er das Uebel in sich trage, daß es ihn nicht verlassen habe. Der Lebenslauf des Parasiten vom kleinen, kaum geborenen, rundlichen Körperchen durch das Stadium des Wachsthums und der Furchung bis zum Augenblick der Theilung dauert bald einen Tag und eine Nacht, bald doppelt, ja manchmal dreimal so lange Zeit. Der Typus des Fiebers, das in dem einen Fall täglich wiederkommt, in anderen Fällen jeden zweiten und wieder in anderen jeden dritten Tag, läßt sich also aus dem Cyklus der Entwicklung des Parasiten selbst erklären. Je nachdem dieser in längerer oder kürzerer Zeit seinen Lebenslauf von dem Augenblicke des Entstehens bis zu dem der Vermehrung vollendet, wird auch die Wiederkehr des Fiebers durch kürzere oder etwas längere Zwischenräume getrennt. Das regelmäßig auftretende Fieber ist somit das äußere Symptom der im Inneren, im Blute vor sich gehenden Ueberschwemmung mit den jungen Parasiten.

Anders ist die Zukunft und die Rolle derjenigen Formen, die wir ruhig und fest in der einmal erlangten Größe verharrend verlassen haben. Sie wachsen, bis ihr Wirth sie nicht mehr beherbergen kann und unter dem anschwellenden Volumen seines Gastes nachgibt. Der Parasit geräth nun ganz, ungetheilt in den Blutstrom. Und bald, nachdem man das Blut unter dem Mikroskope im frischen Zustande zu beobachten begonnen hat, kann man sehen, daß das Pigment im Inneren des Parasiten in quirlende, schnellende Bewegung geräth, und plötzlich bemerkt man feine, dünne, peitschenartige Aus-

läufer an der Peripherie des Körpers, die mehr als viermal so lang werden wie die Substanz, aus der sie sich geformt hatten. Die Fäden bewegen sich ebenfalls sehr schnell in Schnörkeln und Windungen, lösen sich schließlich ganz los und werden, in anmuthigen Spiralen forteilend, vom Strome fortgeschwemmt, während der Mutterkörper rasch zu Grunde geht. Mit Recht führen diese Peitschen den Namen Flagellen. Aber nicht bloß aus den großen Körpern des Parasiten nehmen diese Peitschen ihren Ursprung. Man hat bei den schweren Malariaformen Italiens, welche man wegen der Jahreszeit ihres Vorkommens Sommer- und Herbstfieber nennt, unter dem Mikroskope in dem Blute sichelförmige Gebilde gesehen, welche am rothen Blutkörperchen zu haften scheinen oder auch bereits in das Innere gedrungen sind. Diese auch Halbmonde genannten Parasiten sind unbeweglich; die starke Lichtbrechung ihrer Ränder läßt vermuthen, daß sie von einer dicken, widerstandsfähigen Hülle umgeben sind. Sie wachsen rasch, und wenn sie einmal das gesammte Hämoglobin ihres Wirthes in sich aufgenommen haben, werden sie frei und gehen allmählich aus ihrer gekrümmten Form in die ovale, volle über. In den Blutparasiten, bei welchen der Zustand und die Form aller Elemente im Augenblick der Entnahme fixirt wird, und die uns, wie die Petrefacte dem Geologen, alle Details im Momente der künstlichen Erstarrung vorführen, finden sich selten weitere Stadien der Entwicklung der Sicheln. Anders im frischen und lebend untersuchten Blutstropfen. Hier treten nach wenigen Minuten aus den Halbmonden Flagellen hervor. Wie kommt es nun, daß das im Organismus circulirende Blut Halbmonde birgt, die fast nie mit peitschenartigen Ausläufern behaftet sind, während die Sicheln, kaum daß sie den Körper verlassen, rasch und regelmäßig an die Bildung von Geißeln schreiten? Nur die Aenderung der Umgebung, das Verlassen des bisher bewohnten Milieu, die Verschiedenheit der Temperatur können die Ursache davon sein.

II.

War es nicht natürlich, daß in dieser Fluth von neuen Bildern und Formen, welche durch Wachsthum und Entwicklung in ununterbrochener Wandlung schienen, wiederum die Unsicherheit in Bezug auf ihr Verständniß und die Rolle, die sie bei der Malaria spielen, zunahm? Das regelmäßige Fehlen des Einen und das stete Vorkommen manches Anderen war an der begreiflichen Verwirrung der Auffassungen schuld. Heute, da die Aetiologie, die Ursache der Krankheiten, der richtig erkannte Maßstab für die Gruppirung derselben geworden ist und in Folge der Errungenschaften der Bakteriologie Krankheiten als zusammengehörig betrachtet werden, weil ihre mikroskopisch kleinen Erreger die gleichen sind, z. B. der Rothlauf und das Wochenbettfieber, skrophulöse Drüsenerkrankung und Lungenschwindsucht, heute darf das täuschende Symptom nicht mehr der Leitgedanke für die Classificirung der Krankheit sein, sondern jenes ursächliche Moment, welches uns die Symptome erklärt und erst recht begreifen läßt: der Krankheitserreger. Bei der Malaria scheinen ihrer aber viele zu sein, und man wird verstehen, daß die Ansicht getheilt war, ob

alle diese Gebilde, die man als Blutparasiten bei ihr erkannte, wirklich bloß Formen eines und desselben Wesens sind, ob, um es in einem Worte zu sagen, es einen Malariaparasiten gibt oder gar mehrere. Die Krankheitsformen waren nicht immer die gleichen. Nichts schien einfacher, als durch eine neuerliche Einspritzung des Blutes eines Kranken in einen Gesunden, diese wichtige Frage der Lösung näher zu bringen. Aber der Versuch ergab kein sicheres Resultat. Denn die Uebertragung des Blutes, das bestimmte Parasitenformen besaß, ergab nicht beim Empfänger dieselbe klinische Form und auch nicht dieselben mikroskopischen Gebilde, welche der Geber gezeigt. Hätte der Versuch den entgegengesetzten Erfolg gehabt, so wäre der indirecte Beweis erbracht worden, daß jede Krankheitsform durch einen anderen, artlich verschiedenen Blutparasiten hervorgerufen wird. Doch waren die Verhältnisse hier besonders schwer. Es unterliegt heute keinem Zweifel, daß selbst die klinischen Formen uns täuschen können. Eine Malaria mit Anfällen, die bloß jeden dritten Tag auftreten, kann auch ganz gut eine Doppelinfection darstellen, wobei zwar bloß Parasiten des eintägigen Typus im Organismus circuliren, aber von zwei verschieden alten Generationen, von denen jede an einem anderen Tage ihren Cyklus vollendet. Somit geht an verschiedenen Tagen die Theilung der alten und die frische Infection durch die jungen Parasiten vor sich. Die Schwierigkeiten sind wahrhaft groß. Koch hat jedenfalls den Beweis erbracht, daß die von ihm in den Tropen beobachteten schweren Malariaformen denselben Parasiten enthalten, den die italienischen Kranken aufweisen, und er hat dadurch die Einheit der auf den verschiedenen Punkten des Erdballes auftretenden Krankheit festgestellt. Das wichtigste Hinderniß für eine klare Ansicht war, daß man nicht alle Parasitenformen bei jeder Malariaerkrankung sieht. Immer mehr gewinnt die Auffassung an Boden, daß es mehrere Varietäten gibt, aber die Meinungen über ihre Zahl sind noch getheilt. Allgemein werden mindestens zwei Gruppen der Parasiten unterschieden, nämlich eine für die milde Form der Krankheit mit zwei- oder dreitägigem Anfallstypus — wobei der Parasit in achtundvierzig Stunden oder in drei Tagen den Kreislauf seiner Entwicklung durchmacht — und eine andere für die schweren Formen, bei denen täglich der Fieberanfall auftritt oder sich durch den ganz rapiden Krankheitsverlauf, durch die schrecklich rasche Vergiftung des Organismus bemerkbar macht. Die sichelförmigen Körper finden sich hauptsächlich bei der mit täglichem Fieber auftretenden Form, jener berüchtigten Malaria der Italiener, ferner dem echten tropischen Sumpffieber und den übrigen schweren, bösartigen Fiebern. Sie sind somit wahrscheinlich keine Phase in dem gewöhnlichen Entwicklungscyklus, und man glaubt, daß die Halbmonde eine Art widerstandsfähiger Elemente für das Leben des Parasiten außerhalb des Körpers darstellen, deren erste Phase die Flagellaform wäre.

So weit konnte man bloß in der mikroskopischen Beobachtung des Parasiten gelangen. Noch einige Details konnten entdeckt, der Bau des Parasiten noch besser bekannt werden, aber alle diese Studien bewegten sich stets auf der gleichen Bahn. Sie klärten wohl das Terrain, aber ihre Mittel waren zu beschränkt, ihre Erfolge konnten nicht viel bedeutender sein. Es mangelte eine

neue Idee, die mächtig fördernd auf die weitere Erforschung des Sumpffiebers wirkte und nicht immer einlud, auf demselben Pfade weiter zu gehen. Und dann: Trotz aller dieser Bemühungen blieb immer die grundlegende Frage, woher der Parasit stamme, und wie er in den Körper des Menschen gelange, unbeantwortet. Man hatte ihn in der Luft gesucht und nicht gefunden. Man warf sich mit Ungestüm auf die Untersuchung des Wassers, als man dieses bezichtigte, das Uebel hervorzurufen. Und auch hier war der Lohn der Bemühungen nicht größer. Schon Laveran hatte das Zusammentreffen von Mückenplage und Sumpffieber zu einander in ursächliche Beziehung zu bringen getrachtet und, freilich ohne es beweisen zu können, die Vermuthung ausgesprochen, daß vielleicht gar die Insecten den Malariakeim von dem kranken auf den gesunden Menschen übertragen könnten, — eine Ansicht, die bereits bei den alten Römern verbreitet war. Dann wäre ja dieser unerträgliche Gast der Sumpflandschaft nicht bloß lästig, sondern geradezu gefährlich! Neu war diese Ansicht des Entdeckers des Malariaparasiten eigentlich nicht. Es gab für eine solche Rolle der Insecten manche Analogien. Die Gefahr von Mückenstichen war längst bekannt, und ihre Folgen waren gefürchtet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Milzbrand von einem Individuum auf das andere oft dadurch übertragen wird, daß eine Fliege an einem damit behafteten Cadaver saugt und sich dann auf einen gesunden Organismus setzt, wodurch sie mit ihrem inficirten Rüssel beim neuerlichen Sanggeschäfte die Milzbrandbakterien in die neue Wunde trägt. Afrika ist der Boden, auf dem seit längerer Zeit merkwürdige Erfahrungen über die Vermittlerrolle der Mosquitos für die Verschleppung und Uebertragung von Krankheiten gemacht worden sind. Schon lange wußte man, daß die fürchterliche Seuche der Pferde Südafrika's, die Nagana, die größte Plage dieser an Thierkrankheiten so überaus reichen Gebiete, durch den Stich der Tsetsefliege von einem Thiere auf das andere übertragen wird. Die Erkrankung, der Tausende und Abertausende von Thieren aus den großen Rinderherden des nördlichen und südlichen Amerika zum Opfer gefallen, und die man im Norden Texasfieber nennt, während sie im Süden Tristezza heißt, wird durch den Stich einer Zecke weiter verbreitet. Die Meinung Laveran's war freilich bloß eine „Theorie", und so lange kein Beweis für sie erbracht worden war, konnten für sie nur Beobachtungen geliefert werden, die sie stützten, wie für alle vorangehenden Theorien und auch für die, die nach ihr kamen. Aber diese „Theorie" konnte doch Manches begreiflich machen, was schwerlich, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, durch andere Auffassungen verständlich wäre. Laveran glaubt damit z. B. die bekanntlich besonders große Empfindlichkeit der Kinder und die schwere Empfänglichkeit der Neger für Malaria zu erklären. Jene bieten bei der Zartheit ihrer Haut den Stichen der Mosquitos nicht den geringsten mechanischen Widerstand, während umgekehrt bei diesen mit ihrer fettigen, dicken Haut die Mosquitos mit ihren Saugversuchen nicht immer durchdringen.

Dieser Erklärungsversuch Laveran's blieb lange unbeachtet, bis ihn ein englischer Colonienarzt, Patrick Manson, damals in Hongkong, jetzt Director des Laboratoriums für tropische Krankheiten in London, aufnahm und durch

eine sofort fesselnde Analogie mit einer anderen Krankheit, die er genau studirt hatte, stützte. Es war die Würmerkrankheit, ein gefürchtetes Uebel der heißen Gegenden, bei welche der Fadenwurm, die Filaria, den menschlichen Organismus durchseucht und ihm schweren Schaden zufügt. Man wußte schon lange, daß die jungen Fadenwürmer, die man im menschlichen Blute findet, nicht im Stande sind, sich außerhalb des menschlichen Körpers zu vermehren. Sie müssen einen Theil ihrer Entwicklung im Körper von Mosquitos durchmachen, die ihren Magen mit dem beim Stich aufgesogenen Blute des an der Würmerkrankheit leidenden Menschen füllen. Die Erreger dieser Krankheit gelangen nach der Durchbohrung der Magenwand ihres neuen Wirthes bis in die Brustmuskeln, wo sie bereits zwölf Stunden nach Eintritt in den Mosquitoleib zu finden sind. All' dies hatte Manson sicher beobachtet; aber um das Weitere zu erklären, nahm er an, daß, nachdem die Mosquitos gestorben und in das Wasser gefallen sind, die Filarien schließlich dem Körper des todten Wirthes entschlüpfen und frei auf dem Wasser umher schwimmen. Sie werden mit diesem vom gesunden Menschen beim Trinken wieder aufgenommen, gelangen in dessen Darm und schließlich in sein Blut. Manson verband im Geiste beide Krankheiten. Bei der einen war die Infection des Menschen durch das Trinken von schlechtem, stehendem Wasser gewiß, bei der anderen schien sie ihm wahrscheinlich. Bei beiden handelte es sich um einen Parasiten des Blutes, beide waren Krankheiten gewisser heißer Zonen, in denen es von Mosquitos wimmelt, — warum sollten diese bei der Malaria nicht dieselbe Rolle spielen, die für die Würmerkrankheit erwiesen war? Warum sollte nicht der Magen oder Darm der Stechmücken die Stätte sein, welche die Herberge für den Blutparasiten des Menschen außerhalb seines Körpers abgibt, und durch diese Annahme gleichzeitig die Erfolglosigkeit des diesbezüglichen Versuches erklärt werden? Wäre dies wirklich erwiesen, dann würden die Stechmücken das Bindeglied zwischen dem malariakranken und dem gesunden Menschen, das Wasser jedoch die zweite und letzte Stätte sein, die der Schmarotzer in seinem Kreislaufe benutzt, bevor er wieder zum Menschen zurückkehrt. Manson führte diese geistreiche Theorie, die alle Lücken in unserem Wissen so einfach, so natürlich auszufüllen schien, noch durch eine Reihe weiterer Hypothesen aus. Die Weibchen, meinte er in der Verfolgung seiner Idee, legen, nachdem sie das Blut vom Menschen entnommen — denn nur die Weibchen saugen —, die Eier auf die Oberfläche des Wassers, sterben ab und fallen auch oft in dasselbe hinein. So geben sie den in ihnen befindlichen Parasiten Gelegenheit, sich im Wasser des Tümpels zu verbreiten; die Larven, die aus den Eiern geschlüpft sind, nähren sich häufig von den Leibern ihrer Mütter und tragen auch auf diese Weise zur Befreiung des Parasiten und zur Infection des Wassers bei. Wenn dann der gesunde Mensch davon trinkt, so nimmt er dadurch die zahlreichen Keime auf und erkrankt an Malaria. Da Manches durch diese Hypothese doch noch nicht ganz klar wurde, so stellt sich Manson weiter vor, daß bei der Austrocknung des stehenden Wassers die Krankheitserreger mit dem Staube durch die Luftströmung empor getragen werden und durch die Athmung in den menschlichen Körper gelangen können.

Die Hypothesen Manson's waren kühn in der Auffassung und in ihrer Totalität neu, wurden aber von der Kritik, wie nicht anders zu erwarten war, sogleich heftig angegriffen. Vor Allem standen sie im stärksten Widerspruch mit der alten Ansicht, wonach die Mosquitos durch ihren Stich die Krankheit geben, eine Ansicht, die man doch sogar bei den rohen afrikanischen Stämmen vorgefunden hatte. Hätte Manson Recht, so wäre ja die Rolle der Mücken geradezu verkehrt; sie wären bloß die Entnehmer, aber nicht die Geber der Krankheitskeime. Ein italienischer Gelehrter, Bignami, der sich in der Folge große Verdienste um die Malariaforschung erwarb, griff auch sofort die „Wassertheorie" an und verfocht die niemals bei seiner heimathlichen Bevölkerung ausgestorbene Ueberzeugung von der Gefährlichkeit des Insectenstiches für die Verbreitung des Sumpffiebers. Statt der Hypothesen, mit denen jeder der beiden Vorkämpfer seine Theorie zu stützen gezwungen war, statt der vielen Thatsachen, die jeder wählen konnte, wie sie am überzeugendsten für seine Ansicht paßten, führten sie bald Beweise an. Bignami hatte den leichteren Stand; er konnte eine Reihe neuer Versuche ins Feld führen, wodurch die Wagschale zu seinen Gunsten sich zu neigen schien. Besonders das Argument, daß die Malaria vom Menschen auf den Menschen durch directe Einspritzung von Krankenblut übertragbar sei, sprach außerordentlich für die Uebertragung des Parasiten durch die Inoculation — und der Insectenstich war ja eine solche im vollsten Sinne. Um endlich den Sieg ganz sicher für die eigene Ueberzeugung zu gewinnen, riefen beide den einzigen wahren Schiedsrichter in einer solchen wissenschaftlichen Frage an: das Experiment, das keines Vertheidigers, keiner Deutung oder Deutelei bedarf, um selbst den erbittertsten Gegner zu der früher geleugneten Ansicht zu bekehren. Diese Meinungsverschiedenheit zweier so gründlicher Forscher des Sumpffiebers wurde für die weitere Entwicklung unserer Kenntnisse sehr fruchtbar. Bignami stellte den Fundamentalversuch an, der, wenn er gelungen wäre, seine Theorie mit einem Schlage aus dem Reiche der Hypothese in das der wissenschaftlichen Wahrheit hätte versetzen können: er ließ durch in der Malariagegend eingefangene Mosquitos gesunde Menschen stechen. Sollte seine Idee wahr sein, so mußte dieser Versuch mit dem Erscheinen des Sumpffiebers beim früher gesunden Menschen endigen. Nun, er hatte dieses Resultat nicht; das Experiment mißlang vollkommen. Der Stich war ohne die geringste nachfolgende Schädlichkeit geblieben. Aber Bignami hielt sich nicht für geschlagen. Er glaubte felsenfest an die Richtigkeit seines Gedankenganges und plante neue Versuche. Unterdessen hatte Manson einen jungen und intelligenten Mitarbeiter, Dr. Ronald Roß, damit betraut, in einer Fiebergegend für die „Wassertheorie" neue Argumente zu suchen, durch neue Versuche und Studien zu beweisen, daß die Mosquitoweibchen den Krankheitskeim bloß entnehmen, und daß das Wasser ihn wieder dem Menschen gebe. Roß wurde am Schlusse seiner gründlichen Beobachtungen überzeugter Anhänger Bignami's! Zwar hatte er sich nicht direct mit der Frage beschäftigen können, welche das ursprüngliche Ziel seiner Versuche hätte werden sollen. Da ihn äußere, von ihm unabhängige Verhältnisse am Studium der Menschenschmarotzer hinderten, so hatte er zum Objecte seiner Forschungen einen Blut-

parasiten der Vögel gewählt, der seit Langem bekannt war und den Namen Proteosoma führt. Sein Gedanke war, mit diesem Blutschmarotzer der Vögel all' die Zustände künstlich hervorzurufen, die Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten über die Blutparasiten der Menschen gaben. War über die Abstammung jener Parasiten, über die Rolle, welche Mücken dabei spielen konnten, mehr Licht verbreitet, konnte dies vielleicht auch seinen Schein auf den Erreger der Malaria werfen. Einerseits konnte Roß mit Hülfe des Mikroskopes im Blute zahlreicher Spatzen aus der Gegend von Calcutta, wo er seine Untersuchungen durchführte, leicht einen bereits bekannten Blutparasiten finden, andererseits mit Hülfe von Mücken, von welchen er seine Experimentthiere stechen ließ, nach Wunsch den Krankheitsstoff geben oder entnehmen. Nun war es ihm leicht, alle Lebensphasen des Parasiten im Vogel- und Mückenleibe zu verfolgen. Roß vermochte sicher den Parasiten im Darmkanale der Mosquitos nach dem Aufsaugen nachzuweisen (er wählte die Exemplare, welche den genetischen Namen Culex führen); von dort drang das Proteosoma in die Darmwand, formte sich daselbst zu kugelförmigen Gebilden, Cysten, um, die bald von zahlreichen jungen Keimen erfüllt waren. Die Cysten werden immer größer, wachsen und wölben schließlich die Magenwand gegen die Leibeshöhle vor, in welche nach dem bald erfolgten Platzen der groß gewordenen Cysten die jungen Keime hineinfallen. Von hier werden sie bis in die Speicheldrüsen verschleppt. Nach dieser Feststellung bedurfte es noch eines letzten Gliedes, um die Kette zu schließen und den Kreislauf des Krankheitskeimes in seiner Totalität verfolgen zu können. Es mußten gesunde Vögel, die von inficirten Mücken gestochen worden waren, die Krankheit sammt der Verbreitung der Keime im Blute zeigen. Auch dieses Experiment gelang Roß und damit der Beweis, daß die Mücken den Blutparasiten nicht bloß entnehmen, sondern auch weiter verbreiten, nicht ohne daß dieser in ihrem Körper eine Weiterentwicklung und Vermehrung durchgemacht hätte. Jede Betheiligung des Wassers wie der Luft war ausgeschlossen, die Lücke über die Stätte der Existenz des Blutparasiten außerhalb des erkrankten Körpers ausgefüllt. Zwar war all' dies nur bei einem fremden Blutparasiten beobachtet worden, aber die Analogie lag zu nahe, als daß man nicht mit höchster Wahrscheinlichkeit den Rückschluß hätte wagen dürfen, daß für das, was uns am meisten interessirt, für den menschlichen Malariaparasiten, nicht auch vollkommen ähnliche Verhältnisse vorliegen. Wie die Zukunft lehrte, war man hierzu berechtigt gewesen. Roß hatte dem Streite der Theorien ein Ende gemacht, die Wahrheit zu Tage gefördert, und jeder der Verfechter der beiden Ansichten hatte ein wenig Recht behalten. Fast zwei Jahrzehnte waren seit der Entdeckung Laveran's verstrichen und zwölf Jahre, seitdem Danilewsky die Blutparasiten der Vögel zum ersten Male gesehen hatte — eine Entdeckung, auf die man damals große Hoffnungen gesetzt hatte, um auch über die Lebens- und Naturgeschichte des Malariaparasiten mehr Aufklärung zu erhalten.

III.

Eine Entdeckung folgte bald der anderen. Unter den Italienern, deren Land durch die Malaria auch ökonomisch ungemein leidet, und die im Wetteifer der Forschung den übrigen Nationen nicht nachstehen wollten, entstand eine ganze Plejade von Gelehrten, die sich zur angesehenen „italienischen Gesellschaft zur Erforschung der Malaria" vereinigten. Von ihnen kam zunächst die Lösung der wichtigen Frage, ob alle Mosquitos oder bloß eine bestimmte Art das Geschäft der Malariainfection üben. Der Zoologe Grassi hatte die richtige Idee, daß die geographische Verbreitung der Malaria mit der Verbreitung des noch unbekannten Trägers derselben sich decken, daß allen Malariagegenden mindestens eine Mückenart gemeinsam sein müsse, und daß mit dieser all' die Experimente wiederholt werden könnten, die er an den Vögeln durchgeführt hatte. Grassi fand eine Mosquitoart, die zur Familie der Anopheles gehört, überall in Italien, wo Malaria herrscht, vorkommt, und die dort Zanzare heißt. Nur Mücken dieser Familie konnten somit eine Rolle bei der Malariainfection spielen. In der so bezichtigten Mosquitoart hatte dann Grassi für den Parasiten der menschlichen Malaria den völlig gleichen Entwicklungsmodus beobachtet, den der englische Forscher bei den Mücken der indischen Spatzen entdeckt hatte. Schritt für Schritt konnte man, geleitet von den Formen, die Roß beschrieben hatte, in den Mücken Italiens dieselben wieder erkennen, denselben Werdegang, dieselbe Wanderung der Keime vom Magen zum Saugrüssel, in dem sie in großer Zahl zur Infection bereit liegen. Die Entdeckung Grassi's, daß die Anophelesarten die Krankheit übertragen, wurde zwar Anfangs bekämpft, ist aber heute nicht mehr bezweifelt und erklärt auch die mißglückten Versuche Bignami's: Dieser hatte zu seinem Mißgeschick eine andere Mückenart für seine Uebertragungsversuche gewählt, in welcher der menschliche Parasit nicht zu leben im Stande ist.

Noch in demselben Jahre — 1898 — kamen wichtige neue Entdeckungen hinzu. Nachdem über die bisher dunklen Wege, welche der Malariaerreger nimmt, mehr Licht verbreitet worden war, erhielten wir klare Einsicht über die Stellung des Parasiten im Naturreiche, über seine Zutheilung zu einer bestimmten Classe von Lebewesen, über die intimsten Vorgänge seines an Phasen reichen Lebens. Es wurde erwiesen, daß der Parasit der menschlichen Malaria dem Thierreiche angehört, und zwar in der Familie der Coccidien. Der Malariaparasit lebt im Inhalte einer Zelle des rothen Blutkörperchens. Diese Thatsache an und für sich und im Uebrigen noch seine so frappirend vielfache Form mußten, bevor man auch nur deren Bedeutung und Wesen begreifen konnte, auf andere Zellenparasiten weisen. Es gab eine Gruppe, welche, seit mehr als sechzig Jahren entdeckt, das Interesse der Fachgelehrten schon längst in Anspruch nahm. Es sind dies mikroskopisch kleine Thierchen, die zuerst in den Gallengängen der Kaninchenleber gesehen worden waren. Diese Thierchen leben nur als Parasiten, und als solche verbringen sie den größten Theil ihres Lebens in den Zellen ihres Wirthes, mag dieser zu den Wirbelthieren oder zu den Wirbellosen gehören. So lange sie auf Kosten eines solchen und in ihm leben, vermehren sie sich auf ungeschlechtlichem Wege.

Aber sie produciren hierbei auch Elemente, die außerhalb des Wirthes geschlechtsbegabt sind, bei denen eine wirkliche Befruchtung stattfindet, und die auch ganz besondere Formen zeigen, welche den äußeren Einflüssen viel besser zu trotzen vermögen. Diese Elemente nennt man Sporen, und daher stammt der Name der ganzen Classe: Sporozoen. Schon im Jahre 1880 hatte Metschnikoff die Ansicht geäußert, daß der Malariaparasit dieser merkwürdigen Thierclasse angehören könnte. Diesen Gedanken hatte ihm die Thatsache eingegeben, daß auch die Coccidien ein Stadium zeigen, das viele Analogien mit den Flagellen des Laveran'schen Parasiten bietet. Je mehr diese Meinung Glauben fand, desto größer wurde für jene das Interesse der Zoologen, aber auch der Forscher, die sich mit menschlichen Krankheiten beschäftigen. Dank den Bemühungen der Einen wie der Anderen, die sich ununterbrochen gegenseitig stützten und ergänzten, ist heute erwiesen, was früher bloß vermuthet worden war: die innige Verwandtschaft der beiden Parasiten. So sehen wir, daß neben den pflanzlichen, bakteriellen Infectionserregern, die den menschlichen Körper als Nährboden benützen, um hier die hoch zusammen gesetzten Körpersubstanzen durch ihre zersetzende Thätigkeit in einfachere zu verwandeln, auch dem Thierreiche angehörige Organismen in ähnlicher Weise parasitär leben können. Der Ausgangspunkt aller dieser Entdeckungen, die scheinbar so fernab von der menschlichen Pathologie liegen und dennoch unsere Kenntniß über den Malariaerreger in so hohem Grade vertieft und erweitert haben, war das Studium der Infectionsart der Kaninchenleber durch ihren Zellparasiten: das Kaninchen nimmt durch die Nahrung rundliche, kleine, dickwandige, cystenartige Körper auf, von denen man weiß, daß in ihnen, sobald sie in den Magen und Darm ihres Wirthes gelangt sind, eine weitere Entwicklung stattfindet. Die früher einheitliche innere Partie beginnt sich zu theilen und formt eine Reihe neuer Gebilde, welche die Cyste zum Platzen bringen; die in ihr befindlichen neuen, jungen Keime werden frei. Diese selbst beginnen wiederum ihrerseits einen Theilungsproceß durchzumachen, an dessen Ende es zur neuerlichen Bildung von jungen, den eigentlichen Tochterkeimen kommt. Diese verlassen schließlich die Zellen, in denen dies Alles sich abgespielt hat, und suchen sich in ihrer raschen Beweglichkeit andere Zellen aus, in denen sich dieselben Vorgänge wiederholen und dieselben Wege der Fortentwicklung wieder durchlaufen werden. Was hier geschieht, ist nichts anderes als Autoinfection, hervorgerufen durch ungeschlechtliche Fortpflanzung des Parasiten. Diese häufig wiederholte Selbstinfection ist geradezu charakteristisch für die Coccidien.

Doch geht diese Vermehrung aus sich selbst nicht in unendlicher, sondern in beschränkter Reihe vor sich, und ihre Kraft scheint sich schließlich zu erschöpfen; die ungeschlechtliche Fortpflanzung hat ihre Grenzen erreicht, und jetzt tritt an ihre Stelle die geschlechtliche: man sieht auf einmal Keime sich mit einer dicken Membran umgeben. Gewiß sind irgend welche chemische Processe, die sich bei der Erschöpfung der ungeschlechtlichen Vermehrung zutragen, mit im Spiel und die intime Ursache der plötzlichen Aenderung des Baues. Andere Zellen sind hingegen sehr differenzirt. An ihnen konnte man

eigenthümliche, außerordentlich leicht bewegliche, peitschenartige Gebilde beobachten. Der französische Forscher Simond hatte die Vermuthung ausgesprochen, daß diese Gebilde männliche Elemente darstellen, welche die der geschlechtlichen Fortpflanzung geweihte Cyste, bevor sie in die Außenwelt gelangt, befruchten. Dies konnte bei einer anderen Coccidienart auch bald darauf bestätigt werden. Die so für ihr späteres Schicksal vorbereitete Cyste kommt mit dem Darminhalt ins Freie, wo sie dank ihrer Panzerhülle den zerstörenden Einflüssen der Umgebung, wie Luft, Wasser, Fäulniß, leicht siegreich Widerstand leisten kann. Sie bedarf nicht der von außen stammenden Nahrung, denn sie hat in ihrer kleinen Festung genügenden Reservevorrath aufgestapelt, um sich sogar weiter zu entwickeln. In ihrem Inneren bilden sich Sporen. Wenn jetzt ein Kaninchen mit seiner Nahrung diese sporengefüllte Cyste in sich aufnimmt, so platzt deren Hülle, die Sporen nisten sich in den Zellen des Darmkanals oder der Gallengänge ein — der Kreislauf kann von Neuem beginnen. Die Aehnlichkeit der Flagellen der Kaninchenparasiten mit denen der menschlichen Malaria fällt sofort auf. Die Wichtigkeit ihrer Rolle bei der Krankheit der Nager ist klar, ihre Function zur Erhaltung der Art verständlich. Nun fehlte noch, um den Kreis der Beobachtungen zu schließen (um Glied an Glied in der Kette der Entdeckungen an einander zu reihen), der wirkliche Nachweis der gleichen Bedeutung der Flagella der Malariaparasiten. Einem Amerikaner, Mac Callum, war es vorbehalten, bei den Blutparasiten des Raben wirklich die Befruchtung der großen Parasitenkörper durch Flagellen unter dem Mikroskope zu sehen und zu verfolgen. Koch hat später dasselbe bei den Hämatozoen der Sperlinge bestätigt. Mac Callum konnte sogar einmal im Blute eines malariakranken Menschen die Bildung von Flagellen aus den sichelförmigen Körpern sehen und ihre Function — die Befruchtung — beobachten. Die Aehnlichkeit des Menschen- mit den Vogelparasiten ist so groß, ihre Form und ihre ganze Naturgeschichte gleichen sich dermaßen, daß wir ein Recht haben, das, was bei dem einen bewiesen wurde, auch für den anderen gelten zu lassen; der Mangel an Kenntnissen über den einen darf durch die Analogie mit dem anderen vielfach ergänzt werden. Da die Flagellen im Momente der Blutentnahme nur in geringer Zahl zu sehen sind und im mikroskopischen Felde erst nach einiger Zeit des Verweilens außerhalb des Körpers — im ausgehöhlten Präparatenträger — erblickt werden, so ist klar, daß ihre Bildung gewöhnlich nach dem Verlassen des Körpers stattfindet. So hatte auch Roß im Leibe der Stechmücken die Beobachtung gemacht, daß in dem Blute, das diese aufgesogen hatten, viel mehr Flagellen anzutreffen seien als sonst in dem inficirten Blute oder gar auf dünnen Schnitten der fixirten Organe zu sehen sind. Da diese Flagellen aber gewöhnlich schon wenige Minuten nach der Blutentnahme auftreten, so darf man vermuthen, daß sie im Inneren des Blutstromes bereits vorhanden und actionsbereit sind. Die veränderten Verhältnisse der Umgebung, welche die Blutentnahme oder das Saugen durch Mücken mit sich bringt, lassen sie in Function treten. Im Körper wäre also sowohl das weibliche wie das männliche Element differenzirt, aber zur Copulation kommt es

hier gewöhnlich nicht. Bleiben sie im Körper, ohne daß sie durch die Mücken nach außen befördert werden, so platzen wohl die rothen Blutkörper, welche sie tragen, aber jene beiden verschiedenen Zellen gehen schließlich zu Grunde — denn die Bedingungen für ihre Copulation und für ihre Weiterentwicklung sind im Wirthskörper nicht vorhanden. Da die ungeschlechtliche Fortpflanzung, durch welche die gewöhnliche Art der Vermehrung der Krankheitskeime vor sich geht, schließlich sich erschöpft, so müßte jeder Malariakranke gesunden, wenn nicht bei der menschlichen Malaria noch eine dritte Form, ein Mittelding sich vorfände, welche sich auch ohne Verlassen des Körpers auf die Dauer lebend erhalten kann und selbst nach dem Verlassen ihrer Wirthszelle — des rothen Blutkörperchens — sowohl der zerstörenden Einwirkung der Blutflüssigkeit als auch der Gier der Freßzellen, der Phagocyten, dieser Polizisten des Blutes, zu widerstehen fähig ist — die halbmondförmigen Parasiten. Diese Sichel, an der man Flagellen sehen kann, ist also eine geschlechtsbegabte Form; ihre Flagellen, das „männliche Element", befruchten die zur Fortpflanzung bestimmten „weiblichen" Parasiten. Da sie nur selten im circulirenden Blute zu finden sind, so dürfte im Körper die Vermehrung der befruchtenden kegelförmigen Parasiten auch nur selten stattfinden. Um so häufiger sind aber die Flagellen im Magen der Mücken zu sehen, da sie hier alle Vorbedingungen vorfinden, um rapid in Function zu treten. Für jeden Fall können weder weibliche noch männliche Elemente frei, außerhalb des Körpers leben, ohne wohlgeschützt zu sein. Sie bedürfen eines Wirthskörpers, und darum ist der Mosquito ebenso nothwendig für ihr Leben wie das Blut des Menschen. Vielleicht ist gar der Mosquitoleib für die unbegrenzte Erhaltung ihres Lebens noch nothwendiger als der Mensch. Es gibt Gegenden, wohin bisher ein solcher nie seinen Fuß gesetzt, und dennoch erkranken die Ersten, welche dorthin kommen, an Malaria. Nur auf zweifache Weise kann man diese auffallende Thatsache erklären: entweder können die menschlichen Blutparasiten auch in Thieren leben — dies konnte bisher niemals nachgewiesen werden — oder aber die Malariaerreger können sich in den Mosquitos fortpflanzen und durch neue Generationen unendlich lange in ihrer Art erhalten. Was Laveran kurze Zeit nach der Entdeckung des Malariaparasiten durch theoretische Erwägungen voraus geahnt, eine Vermuthung, die Koch schon im Jahre 1892 zu der seinen machte, als dieselbe noch wenig Anklang fand, ist heute hauptsächlich durch Roß' verdienstvolle Studien erwiesen. War einmal der richtige Weg gezeichnet, der Merkstein für die Forschung gestellt, so war die weitere Arbeit, bei der die Verdienste des Einzelnen anerkannt und geschätzt, aber nicht verglichen werden sollen, reich an Erfolgen. In Italien, wo man in den ersten großen Fortschritten der Malariaforschung gleichsam das Morgenroth einer Gesundung des Volkes, eines vermehrten Nationalreichthums, einer friedlichen, unblutigen Eroberung uncultivirter Landstriche sah, trug man nicht bloß neue Thatsachen eifrigst zusammen, sondern man konnte auch bald an den Endzweck jeder medicinischen Forschung schreiten, an die praktischen Schlüsse aus den theoretischen Arbeiten. Durch die Entdeckung Roß' war es leicht geworden, die Mücken zu finden, welche inficirt waren: nun schritt

Bignami nochmals zur Ueberprüfung jener Versuche, die ihm vorher dadurch mißglückt waren, daß er nicht die richtige Mückenart, die Anopheles mit den groß gefleckten Flügeln und dem besonders tiefen Ton ihres Summens, für seine Arbeiten gewählt hatte. Aus Maccarese, einem berüchtigten Fiebernefte, brachte er solche Mücken nach Rom, wo im Ospedale di Santo Spirito ein Kranker, der seit Jahren wegen eines Nervenleidens das Bett nicht hatte verlassen können und niemals an Malaria gelitten hatte, von dieser Mücke gestochen wurde. Nach einigen Tagen zeigte sich bei ihm ein Malariaanfall mit Parasiten im Blute, von dem er rasch durch die Verabreichung von Chinin geheilt wurde. Solcher Versuche wurden noch mehrere gemacht, stets mit gleichem Erfolge. Am schönsten und überzeugendsten war wohl der, daß italienische Mücken, welche an Malariakranken gesogen hatten, wohlverpackt nach London, in das Laboratorium von Patrick Manson, spedirt wurden. Hier ließen sich dessen Sohn und ein Wärter von ihnen stechen. Einige Tage später hatten sie den ersten, wahren Malariaanfall! Damit ist die Annahme vom Miasma endgültig gefallen. War doch nach London nichts vom Boden noch von der Luft gesendet worden, sondern nur einige kleine Mücken, die in ihrem Leibe den Impfstoff trugen.

All' diese Versuche waren mit Mücken gemacht worden, die sich kurze Zeit vorher durch Saugen inficirt hatten; aber woher stammt das Malariagift bei der jungen Generation der Mosquitos, bei derjenigen, die sich erst nach der Ueberwinterung entwickelt? Die Idee drängte sich rasch auf, daß vielleicht die Mosquitoweibchen den Keim auch auf die Nachkommenschaft übertragen — in ähnlicher Weise wie eine gewisse Krankheit der Seidenwürmer auf die nächste Generation durch Larve und Raupe hindurch übergeht. Konnte Aehnliches auch für den Laveran'schen Parasiten gefunden werden, so wäre damit die einfachste Erklärung für die Conversirung der Keime über den Winter gegeben. Man kennt sogar einen Blutparasiten, den der amerikanischen Rinderkrankheit, des Texasfiebers, der die Eigenthümlichkeit besitzt, daß die Infection nicht durch den Stich des Weibchens, sondern erst durch die nächste Generation erfolgt. Roß hatte in den Darmwandungen der kranken Mücken nicht nur jene bereits beschriebenen Cysten gesehen, sondern auch eine Art rothbrauner Körperchen gefunden, die er für resistente Dauerformen zu halten geneigt war, und welche — nach seiner Deutung — von den mütterlichen Mücken den Eiern mitgegeben würden. Man weiß durch genau angestellte Versuche, daß die Larven solcher Mücken, die sicherlich inficirt waren, jedenfalls nicht den Malariakeim besitzen. Das Reservoir für die neuen Infectionen im Frühling ist auch gar nicht in der Mücke zu suchen, sondern im kranken Menschen. Koch hat auch sofort daraus den richtigen Schluß gezogen, als er sagte, daß die Malaria im Menschen während des Winters durch Chininbehandlung zerstört werden müsse, um im Frühjahre nicht den neuen, gesunden Mückengenerationen bei ihren Stichen den Malariakeim mitzugeben. Die kranken Menschen sind also der unerschöpfliche Quell, aus dem die zahllosen Mückenschwärme, kaum daß sie durch die heiße Sonne zum Leben erweckt werden, den Keim holen, um ihn bei den weiteren Stichen anderen Menschen

zu geben. Wohl weiß man heute, daß eine Mücke alle Keime, die sie in der Giftspeicheldrüse angesammelt hat, auf einmal mit einem Stich ausgibt, aber der Mücken sind genug vorhanden, um auch so fast ein ganzes Volk — wie in Italien — krank zu machen.

Weiter wollte man die rothbraunen Körperchen vielleicht als Dauerformen, als Sporen betrachten, welche mit dem Cadaver des gestorbenen Insectes in das Wasser fallen und dieses inficiren. Aber die Wasserinfection steht heute fast ohne jeglichen Anwalt da. Im Gegentheile, man ist jetzt mehr denn je geneigt, dieses geheimnißvolle Gebilde als Resultat der Degeneration, als abgestorben zu betrachten und ihm keine weitere Rolle in der Uebertragung des Sumpffiebers zuzutheilen. Neue, praktische Versuche, die seit dem letzten Jahre an verschiedenen Punkten der italienischen Sumpflandschaften gemacht wurden, genügen, um die Malariaepidemie und die Malariainfectionen durch Stiche inficirter Mücken vollkommen zu erklären.

Koch glaubt, daß mit seinem Verfahren die Malaria bald zum Schwinden zu bringen sei. Würde man im Laufe des Winters fleißig jeden Malariakranken mit Chinin behandeln und im Blute selbst die Keime zerstören, so könnten im nächsten Frühling und Sommer die Mücken keinen Parasiten mehr finden. Koch geht aber entschieden zu weit in seiner Voraussetzung, gegen die sich besonders Celli, gestützt auf seine große Erfahrung, wandte. Es ist in Wirklichkeit nicht nur unmöglich, all' die einfachen und in ihrer Gesundheit nachlässigen Bauern und Hirten zu behandeln, dieses große Reservoir der Parasiten, es ist auch nicht jeder Malariakranke mit Chinin zu heilen. Es gibt schwere Formen der Krankheit, welche diesem unschätzbaren Heilmittel widerstehen, und bei denen trotz der eifrigsten Behandlung die Parasiten stets bestehen bleiben. Gewiß ist es räthlich, in civilisirten Ländern, so weit es angeht, die Behandlung der Anfälle zu verfolgen; gewiß wird dadurch viel Impfmaterial beseitigt, aber mit diesem Verfahren allein wird man die Malaria nicht zum Schwinden bringen. Daher versucht man auch, die Larven zu tödten. Geringe Mengen gewisser Substanzen, besonders des Petroleums, genügen schon, um, auf die Oberfläche des Wassers geschüttet, ohne sich mit ihm zu vermengen, die leicht erkennbaren Larven der Anopheles rasch zu tödten. Aber auch dieses Verfahren hat nur sein beschränktes Feld der Verwendung. Wohl können kleine Gebiete auf diese Weise von der Mückengefahr gerettet werden, aber niemals die weiten Strecken, wo die Malaria noch immer wüthet. Schließlich fing man an, sich vor dem Mückenstiche zu wehren, und hier liegt bis jetzt der größte, der schönste Erfolg. Die Versuche begannen vor mehr als einem Jahre auf einem kleinen Gute in der Nähe von Rom, wurden dann auf kleinen Eisenbahnlinien fortgesetzt, und heute beginnen sie sich in rascher Folge zu verbreiten. Sie liefern auch den letzten und besten Beweis, daß weder Luft noch Wasser Träger der Malariainfection sind, sondern einzig und allein die Mücken. Dicht gedrängte Drahtnetze versperrten auf der geschützten Landstrecke die Thüren und Fenster der Häuser; wohl konnte die Luft durch die Maschen streichen, aber die gefährlichen Mückenleiber wurden aufgehalten. Und waren die Bewohner jener berüchtigten

Fiebergegenden gezwungen, sich während der Nacht im Freien zu bewegen — wie die Bediensteten der Eisenbahnstrecken — so deckten ihre Hände dicke Handschuhe, während der Kopf von einem dichten Schleier verhüllt war. Bei offenem Fenster schliefen sie, aus dem nahen Brunnen tranken sie und gruben oft während des Tages eifrig mit der Schaufel das Erdreich um. Während der gefährlichen Monate, als die Malaria weit und breit außerhalb des Versuchslandes wüthete, als fast jedes Haus Kranke beherbergte, blieben die „Versuchsobjecte" gesund und fielen durch ihr kräftiges Aussehen auf. Einer Oase in der Wüste glichen die fieberlosen Bahnstrecken, einst der Schrecken der Beamten, die sie krank und durchseucht sonst nach wenigen Monaten zu verlassen gezwungen waren; wie Menschen einer anderen Rasse erschienen die gesund gebliebenen und auf ihrem Posten ausharrenden Familien, indessen einige hundert Meter von ihren Wohnhäusern entfernt fahle, siechе, kraftlose Schatten mit dem Fieber rangen. Diese praktische Anwendung der Malariaforschung, durch die italienische Malaria-Gesellschaft organisirt und durch eine Mission bestätigt, die Patrick Manson und das englische Colonialamt in die Gegend der Tibermündung entsendet hatten, lieferte überall das glänzendste Resultat. Die meisten Eisenbahngesellschaften des Südens, deren Linien die ungesunden Strecken durchqueren, ahmten diese einfachen Schutzvorrichtungen nach, und — höchster Triumph der fortschreitenden Wissenschaft über die conservativen Principien! — selbst die Landbevölkerung erkannte, wie vortheilhaft die Methode der neuen Zeit sei, und folgte willig den Vorschriften, die man ihr zu ihrem eigenen Wohle gab. Dies kann für Italien der Anfang eines ökonomischen Aufschwunges werden. Die Regierung und alle ihre Zweige begreifen ihre Pflicht, wo diese so klar vorgezeichnet ist, und ohne Uebertreibung kann man sagen: die Malaria wird bald aus Italien verschwinden, um so mehr, als die Entwässerung der ungesunden Gegenden und ihre endgültige Nutzbarmachung für die Cultur jetzt ohne Gefahr bewerkstelligt werden kann.

Unterdessen schreitet die Malariaforschung rüstig weiter. Die kommende Zeit wird uns noch über Vieles aufklären, die nächste Etappe aber wird die Lösung der wichtigen Frage sein, ob eine Schutzimpfung gegen die Malaria möglich sei. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die in Italien angewendeten Mittel nicht ausreichen werden, das Uebel aus den Colonien zu bannen. Dort, wo die Lebensverhältnisse ganz anders sind als im cultivirten Italien, wo die schweren Krankheitsformen mit dem Chinin allein nicht bekämpft werden können, wo die präventiven Schutzvorrichtungen nicht immer anzubringen sind, dort wird nur die Impfung gegen das Sumpffieber dem Europäer Schutz und Sicherheit gegen die Malaria gewähren und ihm gestatten, das neu erworbene Land wirklich zu besitzen. Aber gerade in der Immunitätsfrage sind die Meinungen getheilt. Koch glaubt an erworbene Immunität, während Celli und Bignami sie bezweifeln. Daß es einen natürlichen, angeborenen Schutz gibt, ist sicher. Es ist durch viele Beispiele erbracht, daß Individuen oft in den gefährlichsten Malariagegenden gesund bleiben, obgleich sie dieselben niemals verlassen und keinerlei bekannte Vorsichts-

maßregeln ergriffen haben. Ja, noch mehr: Celli hat solchen natürlich malariafesten Menschen Malariablut eingeimpft, und dennoch erkrankten sie nicht. Der Parasit konnte sich bei ihnen augenscheinlich nicht weiter entwickeln. Aber verleiht das Ueberstehen der Krankheit irgend welchen Schutz? Enthält das Blut oder Serum solcher krank gewesener Menschen irgend welche Schutzsubstanz, ähnlich wie bei anderen Infectionskrankheiten? Bisher konnte man eine solche antitoxische Substanz (Gegengift) nicht in ihrem Körper finden, auch nicht im Organismus der gegen Malaria immunen Thiere. Aber gerade auf diesem Gebiete, auf dem bei den übrigen Infectionskrankheiten in den letzten Jahren so bedeutende therapeutische Entdeckungen gemacht worden sind, wird sich die Arbeit der nächsten Zeit bewegen. Die Gegengründe gegen die Meinung Koch's von der bestehenden Immunität nach durchgemachter Infection sind nicht stichhaltig; sie genügen nicht, um seine Ansicht zu widerlegen, die auch durch theoretische Erwägungen gestützt wird. Die Malariainfection, bei der aller Wahrscheinlichkeit nach das Fieber durch toxische Körper verursacht wird, welche der junge Parasit in das Blut ergießen läßt, ist keine gewöhnliche bakterielle Erkrankung; die Gesetze und Erfahrungen, die für diese gesammelt wurden, lassen sich nicht ohne Weiteres auf die Malaria übertragen. Aber die noch junge Methode der Gegengiftbereitung, wie sie für die Bakterienkrankheiten durch die Serotherapie geübt wird, ist noch nicht das letzte Wort der modernen Medicin. Hier muß ein neuer Weg gefunden werden; vielleicht ist auf ihm bereits der erste Schritt gethan. Ein französischer Thierarzt, Lignières, bisher als ernster und gewissenhafter Forscher bekannt, hat gegen die Tristezza Argentiniens, deren Blutparasit dem Malariaparasiten so überaus nahe steht, ein Impfverfahren gefunden. Seine von einer Pariser Commission überprüfte Impfmethode hat sich als richtig erwiesen und ist im Stande, die vorher behandelten Rinder gegen die nachfolgende Infection sicher zu bewahren. Der Entdecker hat sein Verfahren noch nicht veröffentlicht; aber so bald dies geschehen, wird man beurtheilen können, ob sich nicht daraus ein allgemeines Gesetz, eine leicht nachzuahmende Methode entwickeln konnte, die auch für andere in die Familie der Sporozoen gehörige Blutparasiten, vor Allem die der Malaria, anzuwenden wäre.

Die Errungenschaften der Malariaforschung, namentlich in den letzten beiden Jahren, lassen noch Besseres für die nahe Zukunft voraus sagen. Wie der unsterbliche Jenner eine schreckliche Plage Europa's hinweg fegte, so daß die erst hundertjährigen Schriften, welche uns über die durch Blattern verursachten Verheerungen Kunde geben, uns wie Legenden weit entfernter Tage anmuthen, so kann eine Zeit geahnt werden, da die Malaria fast nur noch historische Erinnerung sein wird. Dann wird das Hinderniß beseitigt sein, welches den Eingang in die Colonien Europa's so sehr erschwert. Das Werk der Diplomaten und Pioniere wird durch die Arbeit der Gelehrten ergänzt und vollendet sein.

Henryk Sienkiewicz.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Am 22. December v. J. hat der polnische Schriftsteller Henryk Sienkiewicz in Warschau unter großer Betheiligung seiner Landsleute das Fest seiner fünfundzwanzigjährigen literarischen Thätigkeit begangen. Nach einem Festgottesdienst hat ihm ein Bischof im großen Saale des Rathhauses im Namen des Landes die Dotationsurkunde über ein aus den Erträgen öffentlicher Sammlungen erworbenes Rittergut überreicht. Deputationen vieler polnischen Vereine sind schweigend an dem schweigenden Jubilar vorbei gezogen, und am Abend hat im großen Theater eine Festvorstellung stattgefunden, bei der ein von Sienkiewicz verfaßtes Lustspiel „Die Verlobung Zagloba's" und eine Anzahl von lebenden Bildern, Scenen aus seinen Werken mit erklärenden Recitationen, dargestellt wurden. Noch später vereinte ein Tanzfest die Elite der polnischen Gesellschaft. Wenn man den Berichten der Tagespresse Glauben schenken darf, sind dem Jubilar bei dieser Gelegenheit aus allen Theilen Polens prächtige Gaben, Adressen u. s. w. in großer Menge zugegangen.

Ehren wie diese sind auch bekannteren Persönlichkeiten in anderen Ländern und zu anderen Zeiten nur selten zu Theil geworden; man wird daher vielleicht nicht fehlgehen, wenn man die Ursache der Begeisterung nicht ausschließlich auf literarischem Boden sucht. Das Schweigen der Deputationen und des Jubilars deutet vielmehr auf politische Motive der Ehrung hin, für die wir die Gründe in den Werken des Dichters zu suchen haben werden.

Henryk (Heinrich) Sienkiewicz wurde 1846 in Wola Okrzejska in Lithauen geboren; er erhielt seine Ausbildung in Warschau auf der Hauptschule. Seine schriftstellerische Laufbahn muß er, wenn das Datum seines Jubiläums zutrifft, 1875 begonnen haben. Bald darauf hat er seine Heimath verlassen und eine Reise nach den Vereinigten Staaten angetreten, in denen er sich längere Zeit, unter Anderem in Californien, aufgehalten hat. Auch Afrika hat er besucht, wie er überhaupt viel gereist ist. Nach seiner Rückkehr war er

Redacteur mehrerer Blätter, so der Zeitschrift „Niwa“, dann der Warschauer Zeitung „Slowa“ und Mitarbeiter vieler anderen, trat nun aber auch hauptsächlich als Novellist und Romanschriftsteller auf, anfänglich unter dem Pseudonym „Litwas“. Von seinen größeren Arbeiten auf diesem letzteren Felde erschienen: „Mit Feuer und Schwert“ (Ogniem i mieczem) 1884; „Die Sintfluth“ (Potops) 1886; „Herr Michael“ (Pan Wołodyjowski) 1888, „Ohne Dogma“ (Bez dogmatu) 1890; „Die Familie Polaniecki“ (Rodzina Pol.) 1894; „Quo vadis?“ 1896 und „Die Kreuzritter“ 1898; von kleineren, auch ins Deutsche und andere Sprachen übersetzten Schriften mögen hier angeführt werden: „Dorfgeschichten“ (eigentlich „Kohlenskizzen“); „Erzählungen aus dem Künstlerleben“ („Die Dritte“ und „Lux in tenebris“); „Zersplittert“ („Aus dem Kiewer Studentenleben“); „Hanna“ (Hania); „Zwei Auswanderergeschichten“ („Ums Brot“ und „Durch die Prairie“); „Das Urtheil des Zeus“, „Sei gesegnet“, „Der Leuchtthurmwächter“, „Ein Traum“, „An der Quelle“, „Folget ihm nach“, „Aus den Erinnerungen eines Hauslehrers“.

Was zuerst in den Arbeiten von Sienkiewicz auffällt, ist der geringe Einfluß, den sein längerer Aufenthalt im Auslande, besonders in Amerika, auf ihn ausgeübt zu haben scheint. Hier in den Vereinigten Staaten spielen zwei seiner Erzählungen: die eine: „Ums Brot“ schildert die Schicksale eines polnischen Bauern und seiner Tochter, die nach Amerika ausgewandert sind und dort im Kampf gegen die fremden Verhältnisse untergehen, die andere: „Durch die Prairie“ behandelt im Rahmen eines Auswandererzuges, der nach Californien geht, die Erzählung von der Liebe des Führers zu einer der Theilnehmerinnen. In beiden Erzählungen sind die Schilderungen von Land und Leuten, soweit es sich nicht um die jedesmaligen beiden Hauptpersonen handelt, unzweifelhaft das Schwächste, während in der ersten die Seelenqualen des Bauern Lorenz Toporek und seiner Tochter Marisch, die in dem fremden Lande jämmerlich verkommen, und in der zweiten das Glück und das Elend des Capitän Ralph und seiner Geliebten Lilian vortrefflich dargestellt sind. Auch „Der Leuchtthurmwächter“ gehört hierher. Ein alter Pole, den das Schicksal in der ganzen Welt umher getrieben hat, sucht und findet einen Ruheposten als Leuchtthurmwächter in Aspinwall, aber eines Tages erhält er von einem polnischen Verein in New York, dem er beigetreten ist, sowie er von der Existenz desselben gehört hat, ein Buch von Mickiewicz zugeschickt; er liest und liest und beginnt zu träumen; darüber vergißt er die Laterne anzuzünden, wird entlassen und muß wieder sein unstetes Wanderleben beginnen, auf dem ihn das Buch als einziger Schatz begleitet. Die Geschichte hätte sich an jedem Ort der Welt ebenso abspielen können wie in der Nähe von Panama und die Landschaftsbilder sind nur äußere Staffage, die mit der inneren Entwicklung der Erzählung nichts zu thun haben. Ueberhaupt scheint Sienkiewicz in seinen älteren Arbeiten seinen Weg vielfach gesucht, aber nicht gefunden zu haben. „Das Urtheil des Zeus“ verdankt seine Entstehung wohl der Erinnerung an Lucian's Göttergespräche, wenngleich die Moral der Geschichte, daß ein tugendhaftes Weib Apollo widerstehen könne, ein dummes dies aber stets thun werde, ebenso gut in ein anderes Gewand hätte gekleidet werden können.

„Folget ihm nach", die Geschichte eines jungen Römers mit seiner griechischen Gattin, die der Kreuzigung Christi beiwohnen, kann auf Ben Hur zurückzuführen sein, während „Sei gesegnet" indisch-mystisch, „Ein Traum" mystisch-spiritistisch und „An der Quelle" mystisch-pathologisch ist, denn die Geschichte schließt mit dem Bekenntniß ihres eben vom Typhus genesenen Helden, daß von allen Quellen des Glücks diejenige, aus der er im Fieber getrunken, die lauterste und wahrhafteste sei.

Dieses Tasten nach dem Wege ist um so wunderbarer, als eine seiner frühesten Arbeiten ihm denselben hätte weisen können, da die „Dorfgeschichten" und besonders die erste derselben, „Natur und Leben", ein Meisterwerk in ihrer Art sind. Es handelt sich in derselben um die Schurkenstreiche des Gemeindeschreibers Zolzikiewicz, der die Frau eines tüchtigen Bauern, die Rzepowa, d. h. die Frau des Rzepa, dazu bringt, sich ihm hinzugeben, um ihren Mann vor der ihm scheinbar drohenden Gefahr, als Recrut ausgehoben zu werden, zu retten, nachdem sie vergeblich Hülfe und Schutz bei dem Gemeinderathe, dem Gutsbesitzer und dem Geistlichen gesucht hat. Von dem Besuch bei dem Gemeindeschreiber, der sie gemißbraucht und zur Thür hinaus geworfen hat, kehrt die Rzepowa in ihre Hütte zurück. . . .

Am Himmel blinkten schon die Sterne, als die Thüre knarrte und die Rzepowa leise in ihre Hütte trat. Sie blieb wie eingewurzelt stehen, denn sie hatte erwartet, daß Rzepa wie gewöhnlich in der Schenke schlafen werde. Indessen saß Rzepa auf der Kiste an die Wand gelehnt, die geballten Fäuste auf die Knie gestemmt und düster zur Erde blickend. Auf dem Herde glimmten die Kohlen.

„Wo warst Du?" fragte Rzepa finster.

Statt zu antworten, fiel sie ihm weinend und schluchzend zu Füßen und rief aus:

„Wawrzon! Wawrzon! für Dich, für Dich habe ich mich der Schande preis gegeben. Er hat mich betrogen, bethört und fortgejagt. Wawrzon! habe Du wenigstens Mitleid mit mir, mein Herz! Wawrzon! Wawrzon!"

Rzepa zog eine Axt hinter der Kiste hervor.

„Nein," sagte er mit ruhiger Stimme, „Dein Ende ist nahe. Nimm Abschied von dieser Welt, Du siehst sie nicht mehr. Du Arme, Du wirst nicht mehr in der Hütte sitzen, Du wirst auf dem Friedhof liegen . . . Du . . ."

Jetzt erst blickte sie ihn in Angst und Schrecken an.

„Willst Du mich denn ermorden?"

„Verliere keine Zeit, Maryszka!" sagte er, „bekreuzige Dich, dann ist Alles vorbei: Du fühlst es nicht einmal."

„Wawrzon, sprichst Du wahr? . . ."

„Lege den Kopf auf die Kiste . . ."

„Wawrzon!"

„Lege den Kopf auf die Kiste!" rief er jetzt schon mit Schaum auf den Lippen aus.

„O! Um Gottes willen! Rettung! Zu Hülfe! Re . . ."

Es fiel ein dumpfer Schlag, darauf wurde ein Stöhnen und das Anschlagen des Kopfes auf dem Fußboden hörbar; nun folgte ein zweiter Schlag, ein schwächeres Stöhnen, jetzt folgten mehrere Schläge auf einander. Ein Blutstrom ergießt sich auf den Boden, die Kohlen auf dem Herde sind erloschen. Ein Schauer durchrieselt den Körper der Rzepowa vom Scheitel bis zur Zehe, dann streckt er sich und bleibt unbeweglich liegen.

Bald darauf erleuchtete ein Flammenmeer die Finsterniß, es brannten die herrschaftlichen Gebäude lichterloh[1]).

Zwei andere der Dorfgeschichten, „Jenko, der Musikant" und „Der alte Diener", reichen, was Zeichnung der Charaktere und Kraft der Schilderung anbetrifft, bei Weitem nicht an die erste heran. „Der alte Diener" ist später als Einleitung zu einer anderen Novelle „Hania" benutzt worden, einer Geschichte, in der sich der Sohn des gutsherrlichen Dieners und der Sohn eines Nachbarn, Selim, ein junger Tatar, in die nachgelassene Tochter des alten Mikolai verlieben; sie gibt Selim den Vorzug, erkrankt aber an den Pocken und weigert sich, obgleich die beiden jungen Leute trotz des Entsetzens, mit dem der Anblick des entstellten Mädchens sie erfüllt, ihre Werbung aufrecht erhalten, einem von beiden ihre Hand zu reichen, und geht in ein Kloster.

Besonders „Natur und Leben" erregten das Mißfallen und den Zorn der Geistlichkeit wie des Adels, und es war vielleicht das Gefühl, daß von der Zustimmung dieser beiden Elemente, in Polen mehr als in irgend einem anderen Lande, das Schicksal eines Schriftstellers abhänge, das Sienkiewicz fort von den Spuren eines Gogol, auf das Gebiet des psychologischen Gesellschafts- und des historischen Romans führte.

Der erste größere Versuch auf dem psychologischen Gebiet war die Novelle „Zersplittert" (Na marne), deren Gegenstand dem Kiewer Studentenleben entnommen ist, obgleich jedes andere polnische Milieu voraussichtlich ebenso gut als Schauplatz für die Handlung hätte dienen können. Kiew, wohin 1833 die Universität von Wilna verlegt wurde, ist einer der Hauptsammelplätze der polnischen Studenten, die aber unter der großen Bevölkerung, über 200000 Einwohner, vollständig verschwinden. „Zersplittert" ist vielleicht kein ganz richtiger Titel, „Vergeudet" wäre sinnentsprechender, denn es handelt sich nur um Liebe an Personen vergeudet, die sie nicht erwidern.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt:
Der Andre liebt eine Andre
Und hat sich mit dieser vermählt.

Oder richtiger: nicht vermählt, wäre ein ganz passendes Motto für die Geschichte, deren Epilog Augustinowicz, der Bruder Lüderlich, unter den von hoffnungsloser Liebe angekränkelten Studenten mit den Worten spricht: „Wir verbrauchen gar zu viel Lebenskraft auf der Jagd um Frauenliebe, — die Liebe entflieht wie der Vogel, und die Kräfte haben sich zersplittert."

„Ohne Dogma" ist unzweifelhaft ein bedeutendes Werk, wenngleich „Ohne Glauben" verständlicher wäre, denn der Held und Verfasser des Buchs — es ist in Tagebuchform gehalten — glaubt weder an sich noch an Andere und geht schließlich an diesem Mangel an Glauben zu Grunde.

„Mir ist es unbegreiflich," schreibt er einmal, „warum man nicht eine jede Lehre, möge sie auch durch Jahrhunderte geheiligt sein, kritisiren soll, warum man sie nicht so lange in Theile, Theilchen und Atome zerlegen darf,

[1]) Reclam's Universal-Bibliothek. „Dorfgeschichten", aus dem Polnischen übertragen und bevorwortet von Philipp Löbenstein.

so lange, bis sie in Staub, in Nichts zerfällt." Gleich darauf bemerkt er mit Bezug auf die Frau, die er liebt, von der er glaubt, daß sie ihn liebe, und die ihm widersteht:

„Unsere Dichter geben ein ganz falsches Bild von den Frauen. Sie sehen in jedem Weibe ein Räthsel, eine lebende Sphinx. Aber tausendmal räthselhafter, tausendmal sphinxartiger sind die Männer. Eine gesunde — nicht hysterische — Frau, ob sie nun gut oder schlecht, stark oder schwach sein mag, besitzt einen weit einfacheren, schlichteren Geist als der Mann. In allen Lebenslagen, zu jeder Zeit genügen ihr die zehn Gebote und werden von ihr hochgehalten, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich diesen Geboten fügt, oder ob sie, ihrer schwachen Natur wegen, deren Vorschriften außer Acht läßt." — Einige Seiten weiter heißt es: „Ja, die Liebe zu der Gattin eines Anderen ist ein Unglück, denn sie verführt den Menschen dazu, ein Wesen zu peinigen, für dessen Frieden er sein Leben hingeben würde. Und jeder Schritt bringt neues Leid hervor. Sie und ich, wir sind beide furchtbar unglücklich. Doch Du, Aniela (die Frau, die er liebt), hast ja einen gewissen Halt im Leben, Du hast Dein Dogma — ich dagegen bin einem Schiffe ohne Steuer, ohne Ruder zu vergleichen."

Für den Verfasser des Tagebuchs entspricht das Dogma der Frau dem „Codex des verehrungswürdigen Bartholomäus und der erhabenen Magdalena, deren schlichten, einfachen Inhalt Leute wie er nicht mehr zu verstehen vermögen", und daher der Titel. Man würde übrigens sehr irren, wenn man aus den angeführten Auszügen annehmen wollte, daß es sich in dem Buche um eine Psychologie des Ehebruchs oder auch nur der Liebe wie in Paul Bourget's berühmtem oder berüchtigtem Buche handle; im Gegentheil, wenn in Sienkiewicz' Werk der Ehebruch nicht ganz ausgeschlossen ist, so erscheint er unter einer so wenig verlockenden Form, daß seine Schilderung auch zartbesaiteten Personen nicht gefährlich werden könnte. Dagegen ist der größte Theil des Buchs von der Darstellung der Kämpfe eingenommen, die eine edle Frauenseele, Aniela, gegen sich selbst und den Mann ihrer Liebe führt, und aus denen sie siegreich hervorgeht. Wenn Aniela uns manchmal etwas zu engelhaft erscheinen möchte — der Verfasser behauptet, daß die polnischen Frauen dies ganz besonders seien —, so ist der Schreiber des Tagebuchs, Leon Plaszowski, ein echtes Product und Bild unserer Zeit, d. h. wie es französischen und slawischen Schriftstellern vorschwebt, und wohl auch manchmal vorkommen mag. Ein slawischer Schopenhauer, und darum unendlich sensitiver und verfeinerter als sein deutsches Vorbild, und kein Misogyn, sondern ein Verehrer des Ewig-Weiblichen, für den die Frau Alles ist, „ce qu'il y a de plus beau au monde", und den schließlich der Tod der Geliebten zum Selbstmord treibt. Leon ist der Sohn eines Vaters, der viel begonnen und nichts vollendet hat, der selbst an die „improductivité slave" glaubt, und der sich als „Genie ohne Portefeuille" persiflirt. Eine Tante lädt ihn zu sich ein, um ihn zu verheirathen, und er verliebt sich auf den ersten Blick, trotz seines Skepticismus, der halb ein Product seines Umgangs mit Pariserinnen, noch mehr aber dessen mit sich selbst ist, in seine Cousine Aniela. Er verschiebt jedoch die Erklärung seiner Liebe von einem Tag auf den anderen, bis ihn eine Erkrankung seines Vaters nach Rom zurück ruft. Dort fällt er in die Netze einer schönen, an einen irrsinnigen Engländer verheiratheten Italienerin,

Frau Davis, halb Circe, halb Messalina, und als er von der Tante, einer Heirathsmacherin, wie die besten Frauen es ja oft sein sollen, einen Brief erhält, in welchem dieselbe ihm mittheilt, daß ein gewisser Kromicki, ein ihm widerlicher und zum Mindesten nicht sympathischer Speculant, Aniela den Hof mache, erwidert er nur mit einem Glückwunsch zu der Vermählung. Bald packt ihn jedoch die Reue, er versucht das Geschehene rückgängig zu machen, aber die tiefverletzte Aniela hat die Bewerbung des ungeliebten Mannes angenommen, zum Theil um die Zukunft ihrer Mutter zu sichern, und Leon geht die Nachricht von der bevorstehenden, bald abgeschlossenen Ehe zu. Hier beginnt das wahre psychologische Interesse des Romans mit dem vergeblichen Kampfe des Skeptikers gegen Aniela's Tugend und seine eigenen Zweifel; schließlich erlöst der Tod Aniela von dem ungeliebten und nicht geachteten, noch zu achtenden Gatten; aber sie stirbt mit dem Geständniß ihrer Liebe zu Leon auf den Lippen, der ihr bald durch Selbstmord nachfolgt. Das Ganze ist eine feine, vortrefflich durchgeführte psychologische Studie des weltmännischen, an sich selbst und Allem zweifelnden Skeptikers und einer absolut reinen und edlen Frauennatur; weit entfernt von dem widrigen Schauspiel der vergnügt in den schmutzigen Wässern der Ehebruchstragödien plätschernden französischen und italienischen psychologisirenden Romanciers.

„Die Familie Polaniecki" ist, wenn man will, die Uebertragung des in „Ohne Dogma" skizzirten Themas in bürgerliche Verhältnisse. Der Held des Romans, Herr Polaniecki, im Begriff, sein Lebensglück, wie Leon, durch die Verkennung und Mißachtung des geliebten Mädchens zu zerstören, findet noch zur rechten Zeit den Weg zu ihr zurück und in der Arbeit und der Liebe zu seinem Weibe die sittliche Kraft, den Versuchungen zu widerstehen, die auch in der glücklichsten Ehe an den Mann heran treten können. Er schildert sich selbst recht zutreffend mit den Worten:

„Ich denke und grüble nicht viel über das Leben nach, denn mir fehlt die Zeit dazu. Wenn mir wohl ist, wie in diesem Augenblick zum Beispiel, dann fühle ich, daß mir wohl ist; wenn mir traurig zu Muthe ist, fühle ich es auch, und damit gebe ich mich zufrieden. Aber vor fünf oder sechs Jahren war es anders. Damals verkehrte ich mit einer Menge Leuten, die das Räthsel des Lebens zu erforschen suchten . . . Gar oft wurde die Frage aufgeworfen: Wohin kommen wir, welchen Sinn, welchen Werth hat Alles? Wir lasen alle möglichen philosophischen Schriften, schließlich aber machte ich mir klar, daß mir die Lust an der Arbeit verdorben ward. Da zauste ich mich an den Ohren und begann mit allen Kräften meine Percale zu färben. Dann sprach ich zu mir selbst: Leben muß man, demnach muß man dem Leben abzugewinnen suchen, was es bietet, und so will ich denn zu erringen suchen, was ich vermag"[1]).

Marynia, Polaniecki's Gattin, ist eine edle und reine Frau, aber viel praktischer angelegt als Aniela; sie führt dem verlumpten Vater die Wirthschaft und sucht das ererbte Gut ihm und sich zu erhalten; als sie es doch verliert, ist sie in Gefahr, an dem Verlust zu Grunde zu gehen, rafft sich aber zur Liebe und zur Arbeit am Glück Anderer auf; sie findet die Belohnung in

[1]) Aus „Die Familie Polaniecki". Uebersetzt von E. und R. Ettlinger. Einsiedeln Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.

der Rückkehr zur Scholle. So hat dieser Roman auch eine agrarische Unterströmung, die der verständige Gutsbesitzer Jamisz vortrefflich charakterisirt. Polaniecki sagt, daß er keine Neigung für die Landwirthschaft habe und in der Art, wie sie jetzt betrieben werde, auch keine Zukunft für sie sehe. Jamisz erwidert:

„Ich sehe die Dinge auch nicht in rosigem Lichte; daß es mit der Landwirthschaft in ganz Europa schlimm bestellt ist, das ist eine bekannte Thatsache, aber bedenken Sie die obwaltenden Verhältnisse. Erstens, hat ein Edelmann vier Söhne, so erbt Jeder von ihnen nur den vierten Theil des väterlichen Vermögens. Und was folgt daraus? An die Lebensweise des Vaters gewöhnt, will Jeder leben wie der Vater gelebt hat, und das Resultat ist leicht voraus zu sehen. Zweitens widmen sich die Tüchtigsten unter ihnen anderen Berufszweigen. Die Landwirthschaft aber übernimmt gewöhnlich der am wenigsten Befähigte. Drittens, was ein ganzes Geschlecht mühsam aufgerichtet hat, wird durch einen Leichtsinnigen oft gänzlich vernichtet. Viertens, wir bestellen unsere Felder nicht schlecht, verstehen jedoch nichts von Verwaltung, aber eine gute Verwaltung ist nutzbringender als ein gut bestellter Acker. Was ist nun die Schlußfolgerung von all' dem? Der Grundbesitz bleibt, aber wir, die Eigenthümer, werden vertrieben; vielleicht kehren wir mit der Zeit wieder zurück."

„Wieso?"

„Zuvörderst beruht Ihr Ausspruch, daß der Grundbesitz nichts Verlockendes für Sie habe, auf einer Täuschung. Die heimathliche Erde übt immer eine gewisse Anziehungskraft aus, ja, eine so starke Anziehungskraft, daß Niemand, der in ein gewisses Alter, zu einem gewissen Ansehen gelangt ist, sich des Wunsches erwehren kann, ein kleines Stückchen Erde sein eigen zu nennen. Eine solche Zeit kommt wohl auch für Sie, das ist ganz natürlich. Außer dem Grund und Boden ist ja schließlich aller Reichthum nur eine Fiction. Von ihm kommt Alles, in ihm wurzelt Alles. Gerade wie eine Banknote nur die Quittung für die in einer staatlichen Bank liegende Geldsumme ist, so ist auch die Industrie, der Handel, kurz, was Sie wollen, am Ende doch nur der in eine andere Form übergegangene Grund und Boden, und Ihr vornehmlich, die Ihr von ihm ausgegangen, müßt auch wieder zu ihm zurückkehren."

„Aber ich wenigstens denke nicht daran."

„Wer weiß, was später kommt! Jetzt machen Sie sich ein Vermögen auf Ihre Art und Weise, und gerade davon hängt Ihre Zukunft ab. Die Kinder der Grundbesitzer müssen zum größten Theil andere Beschäftigungen ergreifen — das ist nothwendig. Einige von ihnen gehen zu Grunde, andere erwerben etwas und kehren zurück — kehren zurück, nicht nur mit Capital, sondern auch mit neuer Energie und mit jener gründlichen Kenntniß der Verwaltung, welche nur durch angestrengtes Studium und durch praktische Arbeit errungen werden kann, kehren zurück vermöge jener geheimnißvollen Anziehungskraft, die die heimathliche Erde ausübt."

Und als am Schlusse des Buches Polaniecki nach dem wieder gekauften Gut zurückkehrt, das einst indirect durch seine Schuld verloren gegangen war, — er hatte eine auf demselben lastende Hypothek, die ihm gehörte, an einen Anderen cedirt — begrüßt ihn Jamicz mit den Worten:

„Sie kommen aufs Land, ohne viel von der Landwirthschaft zu verstehen, aber Sie sind mit dem ausgerüstet, was im Allgemeinen unseren Grundbesitzern fehlt. Sie haben Kenntnisse von der Verwaltung und besitzen Capital; deshalb hoffe und glaube ich, daß Sie das Gut empor bringen werden — Ihre Rückkehr ist eine unendliche Freude für mich — weil sie meine früher ausgesprochene Ansicht bestätigt,

daß zwar die Mehrzahl der älteren Generation den ererbten Grund und Boden verlassen muß, unsere Söhne und Enkel aber doch wieder zurückkehren. Und sie kommen zurück wohl befähigt zum Kampf ums Dasein, zum Rechnen mit den bestehenden Verhältnissen und zur Arbeit wie ihre Vorfahren. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen einst sagte, die Erde ziehe uns förmlich an, und in ihr allein wurzle aller Reichthum? Damals waren Sie anderer Meinung, und jetzt — sehen Sie — sind Sie Eigenthümer von Krzemien."

Dem Milieu, in dem der Roman sich abspielt, und seiner Tendenz entspricht es, daß das ganze Interesse, das sich in „Ohne Dogma" auf die beiden Hauptpersonen concentrirt, hier auf eine Menge Nebenpersonen vertheilt ist. Plawicki, der verschuldete, dummschlaue Edelmann mit dem ausgeprägten Standesdünkel, halb Lebemann, halb Frömmler, eine Art polnischen Pecksniffs; Bukacki, der sich selbst ironisirende Skeptiker mit dem weichen Herzen, dem, als es ans Sterben geht, vor dem eigenen Zweifel graut; Waskowski, der religiöse Schwärmer, dem fortwährend neue, immer gleich überschwängliche Ideen im Kopfe spuken; Zawilowski, der schönheitstrunkene Dichter mit dem weichen Gemüth, der versucht, sich durch ernste Arbeit die Mittel zum Leben zu verschaffen, und an dem Verrath eines eigentlich nicht geliebten Mädchens zu Grunde geht; Maszko, ein gewissenloser Speculant und Streber, der feiner ausgearbeitete Kromicki aus „Ohne Dogma"; Kopowski, der schöne Mann ohne Geist, darum aber gewissen Frauen nicht weniger gefährlich; Swirski, der Frauenkenner, der stets auf dem Sprung ist, sich zu erklären, und doch nie dazu kommt; Osnowski, le mari de sa femme und ihr doch nach jeder Richtung hin unendlich überlegen: sie alle sind vortrefflich gezeichnet, aber man kommt vor der Fülle des Materials kaum zum ruhigen Genuß der Haupthandlung. Auch die Frauencharaktere sind zahlreich und verschieden. Marynia und Emilie vertreten das gute, Frau Osnowski und Mutter und Tochter Bronicz das böse Princip, und zwischen ihnen fehlt es nicht an weniger ausgesprochenen Typen. Sehr hübsch ist die Episode mit der Tochter von Frau Emilie, der kleinen, kranken Litka, die ihre kindliche Liebe zu Polaniecki opfert, um ihn mit Marynia zu vereinigen, vielleicht das Tiefstgefühlte und Reinste in dem ganzen Buche. „Ohne Dogma" ist unzweifelhaft das bedeutendere Werk, während „Die Familie Polaniecki" vermuthlich den weiteren Leserkreis finden und behalten dürfte; beide aber erklären nur theilweise das Interesse seiner Landsleute an dem Dichter. Um dasselbe ganz zu verstehen, muß man sich zu seinen historischen Romanen, vor allen Dingen zu der großen Trilogie wenden, die der Geschichte Polens von 1647—1672 entnommen sind. Vorher aber wird es sich empfehlen, den zu anderen Zeiten und in anderer Mitte spielenden Roman „Quo vadis" zu behandeln.

Der Titel dieses vielleicht bekanntesten Werkes von Sienkiewicz ist die Frage, die der Apostel Petrus auf seiner Flucht von Rom an den ihm auf der Via Appia erscheinenden Christus gerichtet haben soll. „Wohin gehst du, Herr?" — „Nach Rom, um dort nochmals gekreuzigt zu werden!" soll die Antwort gelautet haben, die den Apostel veranlaßte, beschämt nach Rom zurückzukehren und dort selbst den (übrigens historisch nicht nachgewiesenen)

Märtyrertod zu erleiden. Damit ist die Zeit und der Ort der Erzählung gegeben: das Rom Nero's, und es ist selbstverständlich, daß die ersten christlichen Gemeinden, der Brand Roms und die sich daran knüpfende Verfolgung der Christen oder, um mit Ranke zu sprechen, „der Juden und solcher, die man zu diesen rechnete", darin die Hauptrolle spielen. Daß der Verfasser die historisch ganz unhaltbare Behauptung, Nero habe den Brand selbst anlegen lassen, um ein richtiges Bild von der Zerstörung Troja's zu bekommen, verwendet, mag ihm vergeben werden, er konnte sich den Effect kaum entgehen lassen. Bedenklicher ist dagegen vom künstlerischen Standpunkt aus, daß sich das Interesse des Lesers mehr auf Petronius concentrirt, den „arbiter elegantiarum", der mit Nero's Eitelkeit spielt, bis er zum Schluß den Intriguen des Praefectus praetorio Tigellinus unterliegt, als auf Lygia, die Christin, und den durch sie zur Liebe und zum Christenthum bekehrten Vinicius, die doch nach der ganzen Anlage des Romans die Hauptpersonen sein sollten. Aber der sensuelle, geistreiche und skeptische Römer, den der Verfasser als einen Anhänger Anakreon's, des Sängers der Liebe und des Weins, und Pyrrho's, der die Wirklichkeit der Tugend und die Verpflichtungen der Moral lehrte, zweier schwer zu vereinigenden Systeme, schildert, bleibt, wie wir ihm am Anfang und am Ende des Buches begegnen, auch der Mittelpunkt desselben. „Quo vadis" gehört zu der in Deutschland ja hinreichend bekannten Gattung von Romanen, die in antikisirender Form alte Zustände dem Leser nahe zu bringen suchen; er leidet, wie alle solche Werke, an dem Uebelstande, daß das antike Beiwerk mehr zu den Aeußerlichkeiten gehört und die handelnden Personen, wenn auch in Toga und Tunica, doch nur wie Masken in einem Mummenschanz denken und reden. Anerkannt müssen aber zwei Dinge werden: der ungeheure Fortschritt, der zwischen „Folgt ihm nach", der ersten Behandlung des christlichen Themas durch den Dichter, und „Quo vadis" liegt, und die vortreffliche Wirkung, die der Verfasser mit seinen Massenbildern zu erzielen weiß. Man könnte versucht sein, ihn den Meininger des Romans zu nennen. Die Schilderung des brennenden Roms und der flüchtenden Menge, wie der Niedermetzelung der Christen im Amphitheater sind Meisterstücke der Schilderung, die auch den mit kritischem Sinn an das Stück Herantretenden gewaltig packen und in den Bann des Dichters zwingen.

Dasselbe, was von „Quo vadis", kann von der schon erwähnten großen geschichtlichen Trilogie gesagt werden. Wenn Sienkiewicz' erste Versuche auf dem Gebiet der historischen Erzählung, „Selim Murza", „Durch die Steppen" und „Tatarenjoch", die polnische Kritik veranlaßten, dem Verfasser jegliches Talent für den historischen Roman abzusprechen, so hat er in „Mit Feuer und Schwert" und den beiden an dasselbe sich anschließenden Romanen den Beweis geliefert, daß er als ein Meister, vielleicht als der augenblicklich größte Meister auf diesem Gebiete angesehen werden muß. Was von dem historischen Roman — wenigstens von allen denen, die diesen Namen wirklich verdienen — verlangt werden kann, ist, daß er dem Leser die Epoche, die er behandelt, nahe bringt und ihm das Verständniß für dieselbe ermöglicht. Es handelt sich dabei viel weniger um die historisch richtige Zeichnung einzelner Persönlich-

keiten — und ist Geschichte nicht vielfach, wenn nicht immer, wie der Franzose sagt, „une fable convenue"? —, als um die Schilderung socialer Zustände, der materiellen und geistigen Mitte, in der die Handlung sich abspielt, und die, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen soll, den Leser zeitlich und örtlich von ihrer Wahrheit überzeugen muß. Das haben die großen Meister des historischen Romans, Walter Scott und Alexander Dumas der Vater, unter den Deutschen wohl nur Willibald Alexis gethan, und das thut in hohem, im höchsten Maße Sienkiewicz in den erwähnten Werken.

Die Epochen, welche die drei Romane umfassen, sind vielleicht die traurigsten der an inneren und äußeren Kämpfen so reichen polnischen Geschichte. „Mit Feuer und Schwert" schildert den Aufstand der Kosaken unter Bogdan Chmielnicki gegen die Republik. Der Roman endet mit dem Vertrage von Sborow, den die siegreichen Kosaken 1649 den Polen auferlegten, und der alle ihre Forderungen zugestand: ein kurzer Epilog beschreibt dann die Schlacht von Berestechko 1651, in der Chmielnicki geschlagen wurde, und es ist charakteristisch für den Dichter, daß er seine Erzählung mit diesem Siegespäan beschließt, während in Wirklichkeit die Kosaken ein Jahr später die Polen wiederum bei Batov aufs Haupt schlugen, worauf sie den König Johann Kasimir in Zwaniec belagerten und ihn zur Erneuerung des Vertrages von Sborow zwangen. „Die Sintfluth" behandelt im Wesentlichen den Krieg mit Schweden von 1655 bis zum Frieden von Oliva 1660, und „Herr Michael" den Kampf gegen die Türken 1672, der mit der Einnahme von Kaminiec und dem Vertrage von Buczacz endigte, in dem König Michael (Wiesnowiecki) sich verpflichtete, dem Großherrn einen Tribut zu zahlen. Auch diese letzte Erzählung endigt mit einem Epilog, der den Sieg Sobieski's über die Türken bei Hotin 1674 feiert, aber auch hier vergißt der Verfasser, daß zwei Jahre später Sobieski, bei Zuravno von den Türken umzingelt, sich nur dadurch retten konnte, daß er einen Vertrag unterzeichnete, der denselben, mit Ausnahme eines Theiles der Ukraine, alle ihre früheren Eroberungen ließ. Aber wie der Verfasser am Schluß des letzten Bandes der Trilogie sagt: „Hier endigt diese Reihe von Büchern, geschrieben im Laufe einer Anzahl von Jahren und mit nicht geringer Mühe, zur Kräftigung der Herzen," so liefert er damit einen neuen Beweis dafür, daß, wenn die Wahrheit auch die bessere Lehrerin sein mag, „die Illusion immer die willkommenere Trösterin bleibe".

Was nun die einzelnen Theile der Trilogie anbetrifft, so bilden die Abenteuer des tapferen Skshetuski und der schönen Prinzessin Helena Kurtsevichova, die von dem Kosaken Bogun geliebt und verfolgt wird, das Gerüst, um das sich die Erzählung von den Kämpfen der von den Tataren unterstützten Zaporoger Kosaken rankt. Die Ursachen der Erhebung der Kosaken gegen die Republik führt Chmielnicki in dem Roman selbst in drastischer Weise auf:

„Sieh um Dich, wie es in der Ukraine zugeht! O reiches Land, Mutterland, Heimathland! Wer ist in dir noch des morgenden Tages sicher, wer ist glücklich, wer ist nicht seines Glaubens, seiner Freiheit beraubt; wer weint und klagt nicht in dir, ein halbes Dutzend Großer und eine Handvoll Adliger ausgenommen? Für sie sind die Kronländereien, die Würden, das Land und das Volk, für sie

Wohlsein und goldene Freiheit; der Rest der Nation streckt in Thränen seine Hände zum Himmel und wartet auf das Mitleid Gottes, da das des Königs ihnen nichts helfen kann. Wie Viele selbst vom Adel, die diese unerträgliche Bedrückung nicht länger ertragen können, sind, wie ich selbst, in die Steppe geflüchtet? Ich will keinen Krieg mit dem König, ich will keinen mit der Republik. Sie ist die Mutter, und er ist der Vater. Der König ist ein gnädiger Herr . . . aber die Königlein? mit ihnen ist es unmöglich, zu leben; ihre Erpressungen, ihre Auflagen, ihre Steuern, ihre Tyrannei und Bedrückung schreien nach Rache!"

So der Romanschriftsteller; was der Historiker schreibt, ich citire aus Lelewels' „Geschichte Polens" — stimmt damit überein:

„Die Kosaken," sagt er, „ein Volk, welches dem nicht unirten Ritus ebenfalls anhing . . . . . beklagte sich, daß man sie zu bekehren und zu zwingen suche, ihre Religion zu ändern, daß die Starosten und die Magnaten sie zu Knechten machen und den Frohndiensten unterwerfen wollten, von denen sie bis auf diesen Tag befreit waren . . . . Im Jahre 1638 beraubte man sie des Rechts, einen Hetman an ihrer Spitze zu haben; nur einige Tausende wurden zum Kriegsdienst verwendet, die Uebrigen zu Leibeigenen gemacht . . . . . Dies war der Ursprung des Hasses dieser nicht unirten Nation gegen den katholischen Adel und der schrecklichen, blutigen Kriege, welche das weite Land verheerten."

Sienkiewicz geht mit großer Kunst den religiösen Fragen aus dem Wege, die Polen so zerrütteten und zerfleischten; wo er das nicht ganz kann, wie in der Geschichte der Kämpfe mit Schweden und Brandenburg, die den zweiten Theil der Trilogie bilden, und in denen die Unitarier, besonders die Radziwill, eine Rolle spielen, gleitet er mit wenigen Worten, selbstverständlich der Verurtheilung, darüber hinweg. Und doch übten Religionsfragen in dieser und der nächsten Zeit einen durchschlagenden Einfluß.

„Der unermüdliche Eifer der Jesuiten," sagt Lelewel, „befestigte die katholische Religion und erweiterte sie durch Bekehrungen, sowohl in Polen als auch in Lithauen. Mehrere angesehene Familien, darunter selbst die Radziwill, entsagten dem Protestantismus und wurden eifrige Katholiken. Alle diese Bekehrungen waren mit Unduldsamkeit und Verfolgung verbunden, und die Zahl der Staatsbürger minderte sich in der Republik. Im Jahre 1650 erwirkte Johann Kasimir die Vertreibung aller Arianer oder Socianer (Unitarier) aus dem Königreich; mehrere Protestanten verließen ihre Heimath freiwillig. Kein Dissident, mochte er nun Calvinist oder Lutheraner, mochten seine Talente oder Fähigkeiten noch so groß sein, konnte zu einer Stelle gelangen, Keiner konnte dem Vaterlande dienen. Solche Beschlüsse beraubten nicht nur die Republik einer Menge tüchtiger, sowohl adliger als nicht-adliger Bürger, sondern sie erregten auch die Unzufriedenheit eines großen Theiles in dem Maße, daß Viele von ihnen zum Nachtheil des Landes gemeinsame Sache mit dem Auslande machten. Wenn Ihr sehet, meine Freunde, wie dieser übermüthige Adel die Kosaken, die Anhänger des nicht unirten Ritus, alle unteren Classen gegen sich aufbrachte und Leute verstieß, welche dem Lande die besten Dienste leisten konnten, so werdet Ihr leicht erkennen, welche Ursachen das Nationalgefühl schwächten und jene Zwietracht und Unzufriedenheit erregten, deren Resultat der Fall Polens war."

Viele der in „Feuer und Schwert" vorkommenden Persönlichkeiten sind vortrefflich gezeichnet, vor Allem der Held des Buches, Pan Skshetuski, dann Pan Michael Wolodyowski, der kleine Ritter ohne Furcht und Tadel, mit dem sich bei jeder Gemüthsbewegung sträubenden und bewegenden gelben Schnurrbart; der riesige Lithauer Potbipienta, von dem ein Vorfahr die Köpfe von drei

deutschen Rittern mit einem Schwertstreich abgehauen, und der ein Gelübde gethan hat, sich keiner Frau zu weihen, bis ihm ein gleicher Streich gelungen; endlich die köstlichste Figur der ganzen Trilogie, Pan Yan Zagloba, deren Erfindung und Durchführung allein genügen würde, den Ruf eines Schriftstellers zu begründen. Halb Falstaff, halb Chicot, immer aber er selbst, großmäulig und ruhmredig, ein Säufer und Trunkenbold, ohne Disciplin, feige, aber, wenn ihn die Wuth packt, tapfer bis zur Waghalsigkeit, voller Mutterwitz und Schliche, der Ulysses seiner Freunde, denen er treu ergeben ist, und die er, ein deus ex machina, oft aus Noth und Gefahr befreit. Trotz aller seiner Fehler, die zum großen Theil die seiner Zeit und seines Volkes sind, ist Zagloba eine sympathische Figur, und es spricht für die feine psychologische Beobachtungsgabe von Sienkiewicz wie für seinen Muth, daß er es gewagt hat, eine der Hauptfiguren seines ganzen Werkes als der Tugend entbehrend darzustellen, die das Erbtheil seiner Nation war und ist: der Tapferkeit. Freilich besitzen alle anderen Personen davon so viel, daß es fast menschlich berührt, einer zu begegnen, die das Gruseln nicht verlernt hat. Auch in diesem Werke, wie in den beiden anderen Theilen der Trilogie, sind die Massenbilder das, was den Leser am meisten packt und fesselt: so die Berathung der zaporogischen Führer vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten und die Schilderung der Belagerung von Zbaraj; aber auch die einzelnen Charaktere sind vielfach vortrefflich gezeichnet. Es liegt in der Art des historischen Romans, besonders wenn derselbe, wie in diesem Falle, pro patria geschrieben ist, dem Gegner nur ein geringes Maß von Gerechtigkeit zukommen zu lassen; in Sienkiewicz' Werk fahren Tataren, Kosaken, Türken, Schweden und Deutsche ziemlich schlecht, die Letzten vielleicht am schlechtesten, wenn sie auch nur nebenbei erwähnt werden, aber der Haß gegen Brandenburg bricht doch bei einzelnen Gelegenheiten scharf hervor. Wo es sich um Kosaken und Tataren handelt, ist es mehr durch den Mangel an innerer und äußerer Ritterlichkeit der Frau gegenüber, daß der Dichter den Gegner verdammend charakterisirt; aber auch in der Zeichnung Bogun's in „Mit Feuer und Schwert" und Azya's in „Pan Michael", von denen der erste ein Kosak, der zweite ein Tatar ist, hat Sienkiewicz den Unterschied in der ungezähmten Natur beider fein gefühlt und heraus gearbeitet.

Die Hauptfigur in der „Sintfluth" ist Kmitsits, d. h. ein Sohn von Kmita. Ein Raufbold und Wegelagerer, wenn auch aus edlem Geschlecht, tritt er in den Dienst der Radziwill, die er verläßt, als er sich überzeugt hat, daß sie nur ihren eigenen Interessen und nicht denen des Vaterlandes dienen. Die Reue über seine früheren Vergehungen und die Liebe zu Aleksandra (Olenka) Billewich führen ihn nach Czenstochowa, wo er an der Vertheidigung des Klosters von Yasna Gora, die den Wendepunkt in dem Kriege gegen Schweden bildet, einen hervorragenden Antheil nimmt; dann sucht er den König Yan Kasimir in Glogau auf, führt ihn nach Polen zurück, verrichtet unter dem angenommenen Namen Babinich unzählige Heldenthaten gegen die Schweden, besiegt seinen Todfeind Michael Radziwill, nimmt ihn gefangen und wird endlich, nachdem er durch den König von allen gegen ihn erhobenen Anklagen freigesprochen worden ist, mit Olenka vereinigt. — Die

Schweden, gegen die der Kampf geführt wird, bringen eine neue Nüance in die Erzählung; auch tritt das religiöse Element durch die Rolle, die der erfolgreiche Widerstand von Jasna Gora spielt, schärfer hervor, was die Sympathien des katholischen Clerus für den Dichter erklärt.

In dem dritten Theil, „Pan Volodyowski" oder „Pan Michael", wie er in Uebersetzungen vielfach und besser lautet, ist der kleine Ritter aus „Feuer und Schwert" die Hauptperson; er freit oder wird vielmehr von der kühnen Basia gefreit und stirbt den Heldentod, indem er sich nach der Capitulation von Kaminiec mit dem bis dahin von ihm vertheidigten Fort in die Luft sprengt. Das Weibliche und rein Menschliche treten in diesem Theil stärker hervor, und die Schlußscene in der Kirche ist tief bewegend, wie sie hoch charakteristisch ist. Der Sarg steht vor dem Altar, Basia liegt vor ihm in Kreuzesform auf dem Boden und neben ihr Zagloba, gebrochen, altersschwach und zitternd. Die Freunde und Genossen des gefallenen Helden stehen im Kreise um sie her. Der Priester besteigt die Kanzel.

Die Leute in der Kirche begannen zu spucken und zu husten, wie das gewöhnlich vor der Predigt geschieht; dann wurden sie still, und Aller Augen wendeten sich nach der Kanzel. Trommelwirbel ertönte von derselben herab.

Die Zuhörer waren erstaunt. Pater Kaminski schlug die Trommel wie zum Alarm; dann hielt er inne, und eine Todtenstille folgte. Zum zweiten und dritten Male wurde die Trommel gehört; plötzlich warf der Priester die Trommelstöcke auf den Boden der Kirche und rief: „Oberst Volodyowski!" Ein krampfhafter Schrei Basia's antwortete ihm. Es wurde einfach schrecklich in der Kirche. Zagloba stand auf und trug mit Hülfe Mushalski's die ohnmächtige Frau hinaus.

Inzwischen fuhr der Geistliche fort: „Im Namen Gottes, Oberst Volodyowski, sie schlagen Alarm; es ist Krieg, der Feind ist im Lande — und Du springst nicht auf, ergreifst nicht Deinen Säbel, besteigst nicht Dein Pferd? Hast Du Deine frühere Tapferkeit vergessen? Läßt Du uns allein mit unserer Noth, unserem Schrecken?"

Die Brust der Ritter hob sich, und lautes Weinen brach in der Kirche aus, und wieder und wieder, wenn der Priester die Tugend, die Vaterlandsliebe und die Tapferkeit des todten Mannes lobte. Seine eigenen Worte rissen den Priester fort. Sein Angesicht wurde blaß, seine Stirne bedeckte sich mit Schweiß und seine Stimme zitterte. Kummer um den kleinen Ritter riß ihn fort, Kummer um Kaminiec, Kummer um die Republik, zerstört durch die Hände der Krieger des Halbmonds, und endlich schloß er seine Lobpreisung mit dem Gebet:

„O Herr! sie werden Deine Kirchen in Moscheen verwandeln und den Koran dort singen, wo bisher Dein Evangelium gesungen wurde. Du hast uns niedergeworfen, o Herr! Du hast Dein Angesicht von uns gewendet und uns in die Macht der schmutzigen Türken gegeben. Deine Wege sind unerforschlich, aber wer, o Herr, wird dem Türken jetzt widerstehen? Welche Armeen werden an den Grenzen gegen ihn kämpfen? Du, vor dem nichts in der Welt verborgen ist, weißt, daß es nichts gibt, was unsere Reiterei übertrifft. Welche Reiterei kann für Dich ins Feld ziehen, o Herr, wie unsere es vermag? Willst Du die Vertheidiger verwerfen, hinter denen die ganze Christenheit Deinen Namen rühmen könnte? Deinen Namen? O gütiger Vater, verlasse uns nicht! Zeige uns Deine Gnade! Sende uns einen Vertheidiger! Sende uns Jemanden, der den schmutzigen Türken zerschmettert! Laß ihn hierher kommen; laß ihn unter uns stehen, laß ihn unsere gefallenen Herzen aufrichten! Sende ihn, o Herr!"

In dem Augenblick theilte sich das Volk an dem Thore, und herein trat der Hetman Sobieski. Aller Augen wendeten sich auf ihn, und ein Schlag ging durch das Volk, als er mit klirrenden Sporen auf den Katafalk zuschritt, herrlich, mächtig, mit dem Kopf eines Cäsar. Eine Escorte gepanzerter Reiter folgte ihm.

„Salvator!“ rief der Priester in prophetischer Begeisterung.
Sobieski kniete vor dem Katafalk und betete für die Seele Volodyowski's.

Dieser Auszug wird den Beifall verständlich erscheinen lassen, den Sienkiewicz' historische Romane bei seinen Landsleuten gefunden haben. Auch die Thatsache, daß sie durch die vielen in ihnen aufgeführten Namen gewissermaßen zu einem „goldenen Buch“ des polnischen Adels geworden sind, wird zu ihrem Erfolge beigetragen haben. Aber die Bücher haben auch andere, ernstere Eigenschaften, die ihnen heute und für die Zukunft nicht nur einen ehrenvollen, sondern einen hervorragenden Platz in der Literatur aller Völker sichern werden. Die Zeit- und Localfarbe ist in ihnen unvergleichlich getroffen, und wer in ihnen gelesen hat, wird über die Zustände, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Polen herrschten, besser unterrichtet sein, als wenn er ganze Bibliotheken historischer Werke durchgearbeitet hätte. Es sind das freilich Zeiten, die uns fremd und wenig angenehm anmuthen. Die Adligen mit den nach tatarischer Sitte zugeschnittenen Kleidern und dem bis auf einen Haarbüschel auf dem Scheitel glattrasirten Kopf unterscheiden sich auch in Anschauungen und Lebensart nicht viel von ihren Nachbarn. Die Mahlzeiten waren homerische Festgelage, Trunksucht galt als ein Beweis der Gastfreundschaft, Meth und Branntwein waren die gewöhnlichen Getränke und wurden in unglaublichen Mengen vertilgt. Die Säbel saßen sehr locker in der Scheide, Privatfehden und öffentliche Kriege wurden mit furchtbarer Roheit und Grausamkeit geführt; in eroberten Dörfern und Städten wurde die ganze Bevölkerung ausgerottet, die Gefangenen wurden der Tortur unterworfen, um von ihnen Nachrichten zu erpressen, und dann niedergemacht, lebendig geschunden und verbrannt, gepfählt oder lebendig begraben. Das sind Zustände, von denen wir uns schaudernd abwenden, aber es ist immer ganz gut, wenn wir uns darüber klar werden, wie jung die Errungenschaften unserer Civilisation sind, und wie es vor weniger als zweihundertundfünfzig Jahren in den Gegenden aussah, die heute zu Preußen gehören oder dessen Grenzländer bilden. Der Deutsche, der die Trilogie von Sienkiewicz liest, braucht sich nicht zu überheben, aber er wird sich des Gefühls nicht erwehren können, daß damals Jahrhunderte zwischen unseren östlichen Nachbarn und uns lagen, und daß der Unterschied auch heute noch nicht ganz verschwunden ist.

Der neueste historische Roman von Sienkiewicz, „Die Kreuzritter“, scheint nicht ganz auf der Höhe seiner früheren Arbeiten zu stehen. Er behandelt die Kämpfe zwischen den deutschen Rittern und den Polen, richtiger Lithauern, nach dem Tode der heiligen Hedwig, der Gemahlin Jagello's (später Wladislaw), zu Beginn des 15. Jahrhunderts und zeichnet sich mehr durch Detailschilderungen als durch Massenbilder aus. Was in ihm besonders scharf hervortritt, ist der Haß gegen die deutschen Ritter, die fast ohne Ausnahme in den schwärzesten Farben geschildert werden. Vielleicht fühlte der Verfasser in dieser Beziehung ein Bedürfniß, den Antipathien seiner Leser entgegen zu kommen; vielleicht handelte es sich auch nur darum, dem verwöhnten Gaumen seines Publicums eine stärker reizende Nahrung zu bieten. Vom literarischen Standpunkte aus gewinnt sein Werk dadurch nicht.

Aus Insulinde.

Malayische Reisebriefe

von

Ernst Haeckel.

[Nachdruck untersagt.]

VIII. Sumatra.

Das wunderbare Reich von Insulinde ist nicht allein durch die unübertroffene Pracht und Ueppigkeit seiner Tropennatur höchst anziehend, sondern auch durch die auffallende Verschiedenheit seiner einzelnen Theile. Seitdem Alfred Wallace vor dreißig Jahren sein berühmtes Werk über den malayischen Archipel veröffentlichte, ist die von ihm durchgeführte Scheidung desselben in eine westliche, indische und eine östliche, australische Hälfte bis auf den heutigen Tag ein Gegenstand der interessantesten Discussionen und der fruchtbarsten geographischen und phylogenetischen Erkenntnisse geblieben. Wie Wallace auf Grund seiner reichen, langjährigen Erfahrung und seiner ausgedehnten systematisch-chorologischen Kenntnisse nachwies, ist die Thierbevölkerung in diesen beiden Hälften des großen, scheinbar ein Ganzes bildenden malayischen Inselreiches wesentlich verschieden. Die westliche Hälfte, der indomalayische Archipel, mit den drei großen Sunda-Inseln (Java, Sumatra, Borneo) und den Pilippinen, stimmt im allgemeinen Charakter seiner Landfauna mit dem nördlich anstoßenden Gebiete von Südasien, zunächst der malayischen Halbinsel Malacca, überein und hat ursprünglich von diesem seine Landbevölkerung erhalten. Hier finden wir dieselben großen Hauptordnungen der Zottenthiere (oder der höheren, placentalen Säugethiere) wie auf dem südasiatischen Continente, in der indischen oder orientalischen Region; hier sind die Wälder von Scharen echter Affen und Halbaffen belebt; hier finden die großen Hufthiere: Elephanten und Rhinoceros, zahlreiche Arten von Hirschen und Antilopen, Massen von Nagethieren und Insectenfressern, ihr reichliches Futter; und hier wird deren Vermehrung durch zahlreiche blutgierige Raubthiere Einhalt gethan: viele Arten von Katzen, Hunden, Zibetkatzen und Bären, vor Allem durch den majestätischen Königstiger. Ebenso trägt die Vogelwelt und die Landbevölkerung anderer

Thierclassen im indomalayischen Archipel den echten indischen und orientalischen Charakter.

Völlig verschieden ist dagegen die terrestrische Fauna der östlichen Hälfte von Insulinde, des *australmalayischen Archipels*. Hier finden wir auf den Molukken und in Neu-Guinea fast nichts von jenen herrschenden Zottenthieren der westlichen Hälfte oder nur solche Arten, welche vom Menschen erst spät eingeführt sind (Hund, Schwein, Ratte, Maus u. s. w.), oder welche vermittelst ihres Flugvermögens leicht von dorther einwandern konnten (Fledermäuse). Dagegen finden wir an ihrer Stelle eigenthümliche Arten von *Beutelthieren*, von jenen niederen, *marsupialen* Säugethieren, welche außerdem gegenwärtig fast nur auf dem Continente von *Neoranien*, in Neuholland gefunden werden. Da gibt es marsupiale Raubthiere und Insectenfresser, Hufthiere und Nagethiere, welche den entsprechenden placentalen Ordnungen nahe verwandt und oft zum Verwechseln ähnlich erscheinen; und doch tragen sie alle im inneren Körperbau die gemeinsamen Merkmale der Unterclasse der *Marsupialen*, jener niederen und älteren Abtheilung der Säugethiere, aus welcher die höher organisirten *Placentalen* erst später (während der Kreideperiode) hervorgegangen sind. Der geneigte Leser, welcher sich für diese wichtige Frage interessirt, findet darüber Näheres im 26. Capitel meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" und im 22. Vortrage meiner „Anthropogenie".

Wenn man von den indomalayischen großen Sunda-Inseln, Java und Borneo, in wenigen Tagen nach den benachbarten australmalayischen Inseln hinüber fährt, nach Flores und Celebes, weiterhin nach den Molukken und Neu-Guinea, so tritt der charakteristische Unterschied ihrer terrestrischen Fauna — nicht allein in der Classe der Säugethiere, sondern auch in der der Vögel und Reptilien und ebenso in anderen Thierclassen — immer auffallender hervor, um so mehr, je weiter man nach Osten kommt. Wallace zog daraus eine Anzahl von wichtigen Schlüssen über die Entwicklung und Verbreitung dieser Thiergruppen durch Wanderung und betonte namentlich, daß die Trennung der beiden malayischen Gebiete durch tiefe Meerengen schon seit früher Tertiärzeit (seit einigen Millionen Jahren!) ein Hinderniß für die spätere Vermischung der beiderlei Landfaunen gebildet habe. Er irrte jedoch in manchen Einzelheiten und besonders darin, daß er die Grenze zwischen den beiden kleinen Nachbarinseln Bali und Lombok (östlich von Java) zu scharf zog, und daß er weiter nördlich auch den Gegensatz zwischen Borneo und Celebes zu sehr betonte. Spätere Forschungen, namentlich von Max Weber, Richard Semon, Willy Kükenthal u. A., in neuester Zeit von den beiden Herren Sarasin, haben jene Irrthümer berichtigt. Jedoch gehen manche neuere Schriftsteller viel zu weit, wenn sie glauben, daß damit die ganze geistreiche Theorie von Wallace widerlegt und werthlos geworden sei. Vielmehr bleibt diese in ihren Grundzügen bestehen, und es sind nur (wie bei vielen anderen großen Theorien) genauere Aufschlüsse über einzelne Verhältnisse, welche die Aufgabe schwieriger und complicirter erscheinen lassen, als sie zuerst erschien. Insbesondere sind in diesem Falle die chorologischen Fragen nach den vielfachen Wanderungen der

Thiere aus einem Gebiet in das andere, von einer Insel zur anderen, ferner die geologischen Fragen nach den Verhältnissen der jetzigen und der früheren Configuration des Archipels viel verwickelter, als man zuerst annahm.

Trotz alledem — oder besser: eben deswegen — bleibt Insulinde mit seinen beiden so verschiedenen Archipelhälften für den Naturforscher eines der interessantesten Gebiete unserer Erde, und es werden noch viele Jahre (oder Jahrzehnte!) vergehen, ehe die Mehrzahl der vielen hier vorliegenden Probleme gelöst sein wird. An dieser interessanten Arbeit mich zu betheiligen, war mein sehnlicher Wunsch gewesen, und ich hatte bei Antritt meiner malayischen Reise sicher gehofft, wenigstens einige Monate auch im östlichen Gebiete verweilen zu können. Mein verehrter Freund, Professor Max Weber in Amsterdam, hatte mir für diese „Molukkenreise" einen vortrefflichen Plan entworfen und mich reichlich mit werthvollen Empfehlungen ausgestattet. Als Hauptziel schwebte mir dabei die tiefe Bandasee vor, mit ihrem berühmten Reichthum an schönen Korallen und anderen Seethieren. Insbesondere gedachte ich auf der Insel Ambon mein zoologisches Laboratorium aufzuschlagen — einem classischen Orte für die marine Zoologie, seitdem der alte deutsche Naturforscher Georg Eberhard Rumph dort sein großes Werk, die „Amboinische Raritätenkammer", verfaßt hat. Was neuerdings über diese herrliche Insel (südlich von Ceram) mein Schüler und Freund Richard Semon in seiner ausgezeichneten, mehrerwähnten Reiseschilderung über die „Küsten des Korallenmeeres" mitgetheilt und durch mündliche Mittheilungen ergänzt hat, war besonders geeignet, mir diesen längeren Aufenthalt auf Ambon als den zoologisch ergiebigsten Theil meiner Insulindefahrt erscheinen zu lassen.

Allein hier — wie schon öfter auf meinen zahlreichen Reisen! — machte das tückische Schicksal mir einen dicken Querstrich durch meine schönen Pläne. Als ich im November im Garten von Buitenzorg die Lichteffecte der senkrecht stehenden Tropensonne zur Mittagszeit studirte und (trotz der wohlgemeinten Warnung meines Freundes, Professor Treub!) mich Stunden lang mit ihrer photographischen Wiedergabe abquälte, hatte ich das disponible Maß meiner Kräfte überschätzt. Ein leichter Sonnenstich verursachte mir Uebelbefinden und Schwindel, und als ich denselben durch ein kaltes Bad zu neutralisiren versuchte, zog ich mir eine starke Erkältung zu. Die Folge war ein rheumatisches Fieber, welches eine Anschwellung des rechten Kniegelenks nach sich zog und mich mehrere Wochen am Gehen hinderte. Als ich gegen Weihnachten wieder hergestellt war, erschien die noch disponible Zeit zu kurz, um die geplante Molukkenreise auszuführen. Inzwischen hatte ich eine sehr verführerische Einladung zum Besuche der Westküste von Sumatra erhalten, wo mir die reichen Korallenbänke von Padang und den benachbarten Inseln den besten Ersatz für den aufgegebenen Besuch von Ambon zu bieten schienen. Nach Abschluß der Gebirgsreise durch Java, von der ich in meinen letzten Reisebriefen berichtet habe, fuhr ich also direct von Batavia nach Padang.

Diese Reise auf dem Königlich Niederländischen Postdampfer dauert nur zwei Tage (44—52 Stunden gewöhnlich); sie gehört aber zu den theuersten

Vergnügen dieser Art auf dem ganzen Erdenrunde. Ein Platz in der ersten Classe kostet 150 Gulden (= 260 Mark); macht pro Tag 130 Mark! — Ueberhaupt sind die Fahrpreise der holländischen Dampfboote, die in den meisten Theilen des malayischen Archipels den Vorzug des Monopols haben, sehr hoch; es wird darüber allgemein geklagt. Die Schiffe sind von mittlerer Größe, aber gut eingerichtet. Die „Princeß Amalia", auf der ich von Batavia am 23. Januar nach Padang fuhr, war eine Dame von etwas vorgeschrittenen Jahren und brauchte für diese Strecke bei schönem Wetter 54 Stunden.

Nach der Abfahrt von Tandjong Priok, dem neuen Hafen vor Batavia, fuhren wir zunächst längs der Nordküste von Bantam hin, der westlichsten Provinz von Java; wir passirten viele kleine, meistens mit Wald bedeckte Inseln. Dann wendeten wir nach Südwesten und traten in die Sundastraße ein. Zur Rechten erschien bald die Südostspitze von Sumatra, darüber die Kaiserspitze im Gebirge von Lampongs. Zur Linken versperrten die Korangberge von Bantam, südlich der Nicolasspitze, den Blick nach Süden. Besondere Aufmerksamkeit erregte bald ein spitzer Vulcankegel, der sich mitten aus dem südlichen Theil der Sundastraße, nördlich von der Prinzeninsel, erhebt; es ist der berühmte Krakatau. Die furchtbare Eruption dieses modernen Vulcans am 27. August 1883 gehört zu den großartigsten vulcanischen Ausbrüchen, von welchen uns die Geschichte berichtet; sie kostete 40000 Menschen das Leben und bedrohte Westjava und Südsumatra mit Vernichtung.

Der Krakatau liegt in der Mitte einer langen Erdspalte, welche sich von Südwest nach Nordost gegen die Sundastraße hinzieht. Man nimmt an, daß die Decke dieser Spalte damals theilweise einstürzte und daß große Wassermengen in die darunter verborgene, gluthflüssige Masse eindrangen. Der ungeheure Druck der Dämpfe, die dadurch plötzlich entwickelt wurden, sprengte dann den Krater, der seit zweihundert Jahren ganz ruhig gewesen war, vollständig in die Luft. Schon drei Monate zuvor, im Mai, strömten Dampfwolken aus demselben aus, welche 11000 Meter Höhe erreichten. Bei der großen Eruption selbst stieg diese bis zu 27000 Metern, fünfmal die Höhe des Montblanc. Nicht weniger als 18 Kubikkilometer Lava und Bimsstein wurden ausgeworfen. Der ungeheure Aschenregen, welcher sich dabei über Südsumatra und Westjava ergoß, erstreckte sich bis in das Hochland von Preanger und hüllte einen Flächenraum größer als Irland während der Mittagstunden in nächtliche Finsterniß. Der feinere Aschenregen dehnte sich über ein Gebiet größer als Deutschland aus. Die feinsten Theilchen der ausgeworfenen Massen aber erhoben sich in die höchsten Regionen unserer Atmosphäre und breiteten sich hier rings um den ganzen Erdball aus; sie veranlaßten jenes wunderbare rothe Farbenspiel des Abendhimmels, welches uns im Herbst 1883 bei Sonnenuntergang mehrere Monate hindurch in Erstaunen versetzte.

Das gewaltige Erdbeben in Folge dieser Krakatau-Explosion erstreckte sich über einen Flächenraum, dessen Radius der Entfernung zwischen London und Constantinopel gleich kam. Alles Lebendige, was sich im Umkreise von fünf geographischen Meilen von der Eruptionsstelle befand, war dem Tode geweiht und wurde theils verbrannt, theils unter der Asche begraben. Das furcht-

barste Unglück jedoch verursachte eine ungeheure Meereswoge, welche sich in Folge des plötzlichen Einsturzes des halben Vulcans erhob und die benachbarten Küsten überfluthete. An der Westküste von Java schwemmte dieselbe beim Zurücktreten zahlreiche Dörfer nebst 36000 Einwohnern mit sich fort und kehrte Häuser und Vieh, Bäume und Felsen zugleich mit den Menschen in den Abgrund des Meeres. Ein reicher, fruchtbarer Landstrich von 50 Meilen Länge und 5000 Metern Breite wurde mit einem Schlage dadurch in eine öde Wüste verwandelt. An der gegenüber liegenden Südspitze von Sumatra, im Golfe von Telok Betong, erhob sich die furchtbare Fluthwelle bis zu 24 Meter Höhe, sie warf unter Anderem ein dort ankerndes Dampfschiff auf die Mitte eines 3300 Meter entfernten chinesischen Marktplatzes. Die Masse der ausgeworfenen weißen Bimssteine war so groß, daß sie noch mehrere Jahre lang die Oberfläche des Meeres in der Sundastraße und weit hinaus in den Indischen Ocean bedeckten. Noch jetzt begegneten wir an einigen Stellen solchen schwimmenden Bimssteinbänken.

Aber die wunderbare Zeugungskraft der Tropensonne von Insulinde ist so mächtig, daß sie selbst die grauenhaften Folgen dieser furchtbaren Krakatau-Eruption bald wieder vergessen machte. Der neue Kegelberg, welcher sich in Folge derselben erhob, bedeckte sich bald wieder mit neuer Vegetation, und als Professor Treub, fünf Jahre nach dem Ausbruch, denselben besuchte, fand er bereits einen großen Theil des Vulcans wieder mit einer grünen Pflanzendecke geschmückt. Als wir am Nachmittag des 23. Januar nahe seiner Südküste vorbei fuhren, konnten wir deutlich nicht nur die dünnen, braunen Lavarippen unterscheiden, welche vom Gipfel des Kegels nach allen Seiten ausstrahlend seinen grünen Mantel durchsetzten, sondern auch ein kleines Wäldchen am Strande, dessen Bäume 10—15 Meter Höhe zu erreichen schienen.

Den folgenden Tag fuhren wir längs der Südwestküste von Sumatra hin, in solcher Entfernung, daß wir deutlich die zahlreichen hohen Vulcankegel unterscheiden konnten, welche in einer langgestreckten Reihe über dem Rücken des Barissangebirges sich erheben. Dieser mächtige Gebirgszug, über 2000 Meter aufsteigend, zieht in der Richtung von Südost nach Nordwest durch die ganze lange Insel Sumatra hin und scheidet die schmale, steil aufsteigende Südwestküste derselben von dem breiten, flachen Tiefland der Nordostküste; das letztere ist schwach bevölkert und größtentheils mit Sümpfen und Urwald bedeckt. Auch die steilen Abhänge der Südwestseite des Gebirgszuges, in mehreren parallelen Rücken über einander aufsteigend, erscheinen fast ganz mit dichtem grünen Wald bedeckt und lassen nur selten Spuren von menschlichen Bewohnern am Strande erkennen. Der Königstiger, welcher diese einsamen Urwälder in Menge bewohnt, scheint keine menschliche Herrschaft neben sich zu dulden. Auch die zahlreichen kleinen Inseln, an denen wir vorbei fuhren, erscheinen ganz unbewohnt und mit Wald bedeckt.

Am Mittag des 25. Januar näherte sich unser Schiff der malerischen Königinbai, der geräumigen, von hohen, bewaldeten Bergen umschlossenen Bucht, welche im Süden von Padang liegt; sie ist von dieser Hauptstadt der Insel durch einen nach Westen in das Meer vorspringenden Bergrücken

geschieden, den Affenberg. Am Fuße des letzteren liegt der neue, treffliche Hafen von Padang, der „Emmahafen", in dem um 3 Uhr Nachmittags unser Dampfer vor Anker ging. Unter den wenigen Europäern, welche am Ufer seine Ankunft erwarteten, gewahrte ich schon von Bord aus Herrn Theodor Delprat, den ich in Batavia kennen gelernt, und der mir bereits dort seine Gastfreundschaft für die Zeit meines Aufenthalts in Padang angeboten hatte.

In dem schönen Directionswagen, welcher auf der am Hafen mündenden Eisenbahn uns erwartete, gelangten wir in zwanzig Minuten zur Bahnstation von Padang. Der Palmenwald, durch welchen wir am östlichen Fuße des Affenberges hinfuhren, ließ sofort die hohe landschaftliche Schönheit der Umgebung von Padang erkennen und die strahlende Ueppigkeit des tropischen Pflanzenwuchses, der seine felsigen Gebirgsmauern bedeckt. Auf einer eisernen Brücke von 100 Meter Länge überschreitet die Bahn den Padangfluß, welcher an der Westseite des Affenberges in das Meer mündet.

Der Arbeitsplan, welchen ich mir für die fünf bis sechs Wochen meines Aufenthaltes in Sumatra sorgfältig ausgearbeitet hatte, war reiflich erwogen und versprach mir unter ungewöhnlich günstigen Verhältnissen reiche Ausbeute. Ich gedachte zunächst mehrere Woche dem Studium der marinen Zoologie zu widmen, wobei einerseits das südindische Plankton, andererseits die interessante Fauna der Korallenbänke vorzügliches Arbeitsmaterial in Aussicht stellten. Herr Delprat hatte für die damit verknüpften technischen Arbeiten seine bewährte praktische Ingenieurkunst und ein geübtes Personal von eingeborenen Fischern und Tauchern zur Disposition gestellt, sowie treffliche Arbeitsräume, in denen ich meine Instrumente aufstellen und meine Sammlungen verpacken konnte. Weiterhin gedachte ich mehrere der reizenden kleinen Koralleninseln zu besuchen, welche dem Küstensaum von Padang vorliegen, und sowohl ihren Aufbau aus lebenden Korallenthieren als auch ihre übrige Thierbevölkerung zu untersuchen. Der Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, General Rooseboom in Buitenzorg, an welchen ich durch den Großherzog von Weimar und durch das Ministerium der Colonien im Haag besonders empfohlen war, hatte mir für die Ausführung jener Fahrten das Regierungs-Dampfboot „Condor" zur Verfügung gestellt und den Gouverneur von Sumatra ersucht, mir in jeder Weise behülflich zu sein. Aber auch zu einer weiteren Fahrt mit dem „Condor" würde sich die erwünschte Gelegenheit geboten haben, nämlich zu dem Besuche der entfernten Nias-Inseln und vielleicht selbst der Mentawei-Inseln — selten besuchter, mehrere Tagereisen südwestlich von Sumatra gelegener Koralleninseln, die noch heute von Wilden eines eigenthümlichen malayischen Rassenzweiges bewohnt sind. Endlich gedachte ich die letzte Woche meines Aufenthaltes auf Sumatra zu einem Besuche des Padanger-Hochlandes zu verwenden, eines wegen seiner wilden Naturschönheit berühmten Gebirgslandes.

So durfte ich denn hoffen, daß die sechs Wochen auf Sumatra mich mit einer Fülle von interessanten Beobachtungen bereichern und einen glänzenden Abschluß meiner schönen Reise nach Insulinde bilden würden, würdig der herrlichen Eindrücke, mit welchen mich die drei Monate auf Java beschenkt hatten. Mein ganzer „Himmel hing voller Geigen", und ich hoffte, diesen kostbaren

Monat um so intensiver auszubeuten und zu genießen, als mich die prächtige Gebirgsfahrt durch das Preanger-Paradies ungemein erquickt und die letzten Spuren der vorher gegangenen Erkrankung verwischt hatte. Allein — leider! — hatte ich meine schöne Rechnung „ohne den Wirth" gemacht, d. h. ohne Furcht vor jener unheimlichen Macht, welche wir „Schicksal" nennen, ohne Gedanken an das grausame „Kismet", an die „Anangke", welche „Götter und Menschen bändigt". Schon eine halbe Stunde nach meiner glücklichen Ankunft in Padang war mein ganzer herrlicher Sumatra-Traum in flüchtigen Schaum zerronnen, und ich mußte mich an den Gedanken gewöhnen, auf den größten Theil meiner Arbeitspläne zu verzichten.

Das kam nun so! Mein gütiger Gastfreund, Herr Delprat, der Hauptingenieur der niederländischen Staatseisenbahnen an der Südwestküste von Sumatra, wollte mir gleich nach der Ankunft auf dem Bahnhofe in Padang die große Maschinenwerkstätte zeigen, die er neben demselben errichtet und vortrefflich ausgestattet hat. Bei der Wanderung durch dieselbe ereilte mich das Mißgeschick eines gefährlichen Falles. Während mein Begleiter mir eine sinnreiche, über unserem Kopfe angebrachte Einrichtung erklärte, achtete ich nicht auf den Weg und strauchelte über eine schräg darüber gelegte Schiene. Beim Falle verletzte ich mir das linke Bein dergestalt, daß ich nur mit Mühe zu dem bereit stehenden Wagen gehen konnte, und daß in den nächsten Tagen — trotz sofort angewendeter Eisumschläge — eine heftige Entzündung des Kniegelenks eintrat; durch die starke Anschwellung desselben war ich volle vier Wochen am Gehen verhindert. Der holländische Militärarzt, den ich consultirte, Dr. Stibbe, erklärte absolute Ruhe für nothwendig und legte mit großer Sorgfalt einen festen Compressionsverband an. Meine Absicht, in das Militärhospital von Padang überzusiedeln und mich dort festzulegen, wurde durch die Güte meines sorglichen Gastfreundes und seiner vortrefflichen Frau Gemahlin verhindert; sie bestanden darauf, daß ich bis zur völligen Genesung in ihrer Wohnung bleiben müsse. Für die treue und sorgfältige Pflege, die mir beide während dieses Leidensmonats angedeihen ließen, muß ich ihnen auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank wiederholen; ich lernte hier die berühmte „indische Gastfreundschaft" auch in ihrer zartesten Form, als aufmerksame und unermüdliche Krankenpflege kennen.

Unter den mancherlei Unfällen und Widerwärtigkeiten, welche die schönen Eindrücke meiner Insulindefahrt trübten, war dieser unglückliche Fall der störendste. Trotzdem waren die vier Wochen, die mich derselbe kostete, nicht verloren. Bei Tage, während ich steif ausgestreckt auf dem indischen Rohrstuhl lag, hatte ich genug mit Schreiben von Briefen und Reiseerinnerungen zu thun, sowie mit Ausführung der zahlreichen Aquarellskizzen, von denen viele im raschen Laufe der vorhergegangenen Wanderfahrten nur in flüchtigen Umrissen festgehalten worden waren. Schlimm waren nur die heißen Nachmittage, an denen die Temperatur in meinem stillen, sonst sehr freundlichen Krankenzimmer gewöhnlich 28—30° C. betrug (nur wenige Meilen südlich vom Aequator entfernt!). Abends wurde ich in die schöne, luftige Veranda hinaus getragen, wo ich den freien Blick in den üppigen Garten genoß und in

der liebenswürdigen Familie Delprat die angenehmste Unterhaltung fand. Zwei wißbegierige Töchter, von vierzehn und sechzehn Jahren, ließen sich ebenso wie ihre hochgebildeten Eltern gern über meine zoologischen und botanischen Interessen unterrichten; an manchen Abenden hielt ich auf ihren Wunsch längere biologische Vorträge, wobei die Abbildungen in meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" und meinen „Kunstformen der Natur" den Anschauungsunterricht förderten. Ich selbst hingegen genoß reiche Belehrung aus den interessanten Erzählungen, welche mir Herr und Frau Delprat über die vielen Erlebnisse und Abenteuer während ihres vielbewegten zwanzigjährigen Aufenthalts in Insulinde spendeten; sowohl mit verschiedenen Theilen von Sumatra als von Java wurde ich dadurch näher bekannt.

Unter den mancherlei freundlichen Besuchen, welche Abends (zwischen 7 und 9 Uhr) kamen, war mir der angenehmste und lehrreichste derjenige unseres deutschen Consuls in Padang, eines geborenen Wieners, Namens Schild. Derselbe ist nicht nur ein tüchtiger und mit den Handelsverhältnissen von Insulinde wohlvertrauter Kaufmann, sondern auch ein begeisterter Naturfreund und eifriger Sammler, besonders von zoologischen Objecten; dabei ein höchst gefälliger und freundlicher Mann. Meinen Wünschen entgegenkommend, war er bemüht, während meines Aufenthalts in Padang eine Sammlung der charakteristischen Säugethiere von Sumatra mir lebend vorzuführen: Affen und Halbaffen, das Kantschil oder Zwergmoschusthier, ferner große Landschildkröten und andere Reptilien, sowie zahlreiche wirbellose Thiere. Auch eine werthvolle Sammlung von Schädeln, Korallen und Conchylien erhielt ich zum Geschenk für unser zoologisches Museum in Jena. Am Tage vor meiner Abreise konnten für das Letztere im Hause des Herrn Schild acht Kisten mit Sammlungen verpackt werden.

Auch mein Wunsch, die wilden Einwohner der, Sumatra westlich vorgelagerten Inselkette kennen zu lernen, wurde durch Herrn Consul Schild erfüllt. Eines Tages brachte er ein paar Mentawei-Insulaner, von der Insel Siberut, die er selbst einmal besucht hatte. Die wilden braunen Kerle waren ganz nackt, mit Ausnahme eines kleinen Lendenschurzes, am ganzen Körper zierlich tättowirt; die langen Haare schwarz und straff. Im kräftigen Körperbau und in den Gesichtszügen wichen sie von den gewöhnlichen Malayen beträchtlich ab.

Dasselbe gilt auch von den Bewohnern der weiter nördlich gelegenen Insel Nias, von denen Herr Schild uns an einem Sonntagmorgen ein ganzes Dutzend vorführte. Dieselben waren in voller Kriegsrüstung erschienen und führten in der Vorhalle des Hauses ihren wilden Kriegstanz auf. In der rechten Hand schwangen sie den langen Speer, mit welchem sie nach ihrem Gegner zu stechen versuchten; in der linken Hand hielten sie den großen hölzernen Schild, mit dem sie sich gegen dessen Stiche schützten. Mit bunten Bändern, blauen und rothen Lappen waren Kopf und Körper phantastisch verziert. Lautes Geschrei begleitete die hohen Sprünge, in denen sie sich dem Gegner näherten und wieder zurückwichen. Im Beginne des Kriegstanzes, der mehrere Stunden dauerte, traten sich die einzelnen Gegner paarweise gegen-

über, später in geschlossenen Reihen, geführt von ihren Häuptlingen. Die Gewandtheit und Unermüdlichkeit, mit der sie ihre leidenschaftlichen Bewegungen ausführten, war bewunderungswürdig.

Einen sehr angenehmen Zuwachs unseres geselligen Kreises bildete einige Wochen später die Ankunft meines jungen Collegen Professor Anton aus Jena; er bereiste mit seiner Gemahlin, einer geborenen Holländerin, Java und Sumatra zum Zwecke nationalökonomischer Studien. Beide fanden in dem geräumigen Hause des Consul Schild, das nur wenige Häuser von Delprat's Wohnung entfernt lag, gastliche Aufnahme. Für die vielen freundlichen Dienste, welche mir beide während meines Krankenlagers in Padang und später auf unserer gemeinsamen Rückreise über Batavia bis Penang und Colombo leisteten, sei es mir gestattet, ihnen auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank zu wiederholen.

Nachdem ich vier Wochen in Padang still gelegen, war meine Gesundheit so weit wieder hergestellt, daß ich es wagen konnte, die letzte Woche des dortigen Aufenthaltes zu mehreren interessanten Ausflügen zu benutzen, deren erster, am 23. Februar, dem Besuche der Trussan-Bai galt, einer schönen, von Korallenbänken umschlossenen Bucht der Westküste, mehrere Meilen südlich von Padang. Früh um 6 Uhr fuhren wir mit der Eisenbahn nach dem Emmahafen, wo sich außer der Familie Delprat noch das Ehepaar Anton, Consul Schild und einige befreundete Herren unserer Expedition anschlossen. Die vierstündige Fahrt auf dem mir vom Gouverneur zur Verfügung gestellten Regierungsdampfer „Condor" führte uns, vom schönsten Wetter begünstigt, längs der bewaldeten Küste hin, zwischen zahlreichen kleinen Korallen-Inseln hindurch, die wie Blumenbouquets auf dem blauen Meere schwammen. Ueber den steil aufsteigenden Felsen der Küste erhoben sich mehrere parallele Gebirgszüge, alle in dichtes Grün gekleidet, der oberste und höchste Grat der Barrisankette im Blau der Ferne verschwimmend. Hier und da war unten am Strande die einsame Hütte eines eingeborenen Fischers zu sehen. Unten säumte den Fuß der braunen Felsen das weiße Silberband der Brandung. Die mannigfaltigen Formen der schroffen Küstenfelsen und der malerischen, denselben vorliegenden Inseln lieferten Stoff für acht Blätter meines Skizzenbuches.

Das schönste Bild bot die Trussan-Bai selbst, die wir gegen Mittag erreichten. Das runde Wasserbecken derselben ist durch vorgelagerte Korallen-inseln vollkommen abgeschlossen und gewährt den Anblick eines stillen großen Landsees. Aber die prächtigen Korallenbänke, die im südlichen Theile derselben wunderbare bunte Blumengärten unter dem Meeresspiegel bilden, widerlegen jenen Anschein. Im Grund der Bucht breitet sich nördlich am sandigen Ufer das Dorf Trussan aus, dessen malerische Hütten von Cocospalmen beschattet sind. Fischer in kleinen Booten mit Auslegern durchfurchen die blaue Fluth. Wir blieben dort mehrere Stunden liegen, nahmen in fröhlicher Stimmung unser gemeinsames Mittagsmahl an Bord des Dampfers ein und besuchten nachher die am Eingang der Bucht liegenden Korallenbänke, die außer bunten Madreporen und Astraeen noch mehrere seltenere Formen von Gorgonien und anderen Korallen lieferten. Um 3 Uhr Nachmittags wurde die

Rückfahrt angetreten. Die glänzende Abendbeleuchtung der Küste und des Himmels, an welchem Scharen von schönen Monsunwolken sich aufthürmten, erfreute uns durch eine Reihe prachtvoller wechselnder Bilder. Abends 6 Uhr waren wir wieder im Emmahafen und konnten den letzten Zug zur Rückfahrt nach Padang benutzen.

Hatte ich auf dieser prächtigen Excursion nach der Trussan-Bai den wilden Charakter des dicht bewaldeten Küstenlandes von Sumatra kennen gelernt, so machte mich in den nächsten Tagen eine längere Bergfahrt mit dem berühmten Bovenlanden dieser herrlichen Insel bekannt. Herr Delprat hatte die Vorbereitungen dazu so gut getroffen und leitete die Ausführung derselben so praktisch, daß ich, von ihm begleitet, in den kurzen vier Tagen ein möglichst vollständiges Bild von den sehenswerthesten Punkten dieses großartigen Gebirgslandes bekam. Als Hauptingenieur der hiesigen Staatseisenbahn hatte er mir den vortrefflichen Directionswagen derselben zur Verfügung gestellt, der, bald vorn, bald hinten an den Zug angehängt, auf seinen beiden großen, schattigen Plattformen einen ganz freien Umblick in die Landschaft gestattet. Im Mittelraum des bequemen Waggons nahmen wir unsere Mahlzeiten ein.

Die Staatseisenbahn (Staats-Spoorweg) an der Westküste, seit 1896 vollendet, führt von Padang zunächst eine lange Strecke in nördlicher Richtung durch das flache Küstenland, die „Benedenlande", bis Kandang Ampat. Von dort steigt sie in nordöstlicher Richtung durch die Waldschlucht von Anch-Kloof nach dem Gebirgsort Padang-Pandjang hinauf. Hier spaltet sich die Bahnlinie in zwei divergente Aeste, von denen der eine nach Osten, der andere nach Norden sich wendet. Der erstere geht in südöstlicher Richtung nach dem großen Singkarahsee und längs dessen östlichem Ufer nach Solok, von dort zu dem großen Kohlenbergwerk von Sawah Lunto. Der nördliche Zweig hingegen führt nach der Bergfestung Fort de Kock und von dieser weiter bis Paja Kombo. Beide Zweige dieser wundervollen Eisenbahn führen durch eine ununterbrochene Reihe der interessantesten tropischen Gebirgslandschaften. Der Genuß derselben wird dadurch erhöht, daß die Züge langsam fahren und an vielen kleinen Stationen anhalten. Ich hatte von dieser Fahrt doppelte Freude und Belehrung durch die Gesellschaft des Herrn Delprat, der selbst den Bau der Gebirgsbahn Jahre lang geleitet hatte und mit allen einzelnen Localitäten und Verhältnissen genau bekannt ist. So gewährten diese vier Tage, die ich dem widrigen Schicksal abtrotzte, und von denen ich keine Minute unbenutzt ließ, mir befriedigenden Ersatz für den großen Verlust meines vereitelten längeren Reiseplans. Zeugniß davon geben die vierundzwanzig Aquarellskizzen, die ich in diesen vier Tagen gewann. Der berühmte „Directie-Waggon" ging so vortrefflich, daß ich selbst während der Eisenbahnfahrt ununterbrochen zeichnen und malen konnte. Dazu kam, daß das schönste Wetter unsere glückliche, bilderreiche Bergfahrt von Anfang bis zu Ende begünstigte.

Am ersten Tage, dem 25. Februar, fuhren wir von Padang bis Sawah Lunto, von Morgens 6 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr. Der erste Theil dieser

Fahrt führt durch das „Padang'sche Benedenland", den dicht bevölkerten und gut cultivirten Küstenstrich. Die Bahn überschreitet auf eisernen Brücken zahlreiche kleine Flüsse, die vom Westabhang des mächtigen Barrisangebirges herab rauschen und nach kurzem Lauf in das Meer münden. Die Scenerie dieser blühenden Küstenlandschaft ist dieselbe wie auf Java: ausgedehnte, in hellem Smaragdgrün schimmernde Reisfelder, am Gebirge in Terrassen aufsteigend; Haine von Cocospalmen und Pisangbüschen, welche die malerischen Hütten und Campongs unter ihren Schutz nehmen; neben diesen hübsche kleine Blumen- und Fruchtgärten; im Hintergrund die hoch aufsteigenden blauen Coulissen des Gebirges. Viele bunte Vögel und Schmetterlinge belebten die glänzende Tropenlandschaft in den frühen Morgenstunden. Je mehr unser Zug, nach Norden fahrend, sich dem Eingang zum Anehpaß näherte, desto deutlicher traten die blauen Kegel der mächtigen Vulcane hervor, die ihn von beiden Seiten einschließen, rechts der Ambatjang (1959 Meter), links der Tandikat (2458 Meter) und gleich hinter ihm sein Zwillingsbruder, der Singgalang. Besonders imposant erhebt sich über dem Waldgebirge die blaue Mauer des Tandikat, deren Rücken oben in mehrere schöne Zacken gespalten ist, ähnlich dem Salak bei Buitenzorg; und wie bei diesem ziehen viele tiefe Einschnitte strahlenförmig gegen den breiten Fuß herab.

Die praktischen kleinen Gebirgslocomotiven, welche diese Eisenbahn bedienen und großentheils mittelst Zahnrads die steilen Berghänge erklimmen, stammen sämmtlich aus der Maschinenfabrik von Keßler in Eßlingen. Bis Kandang Ampat war die Locomotive vorn am Zuge angespannt, und wir hatten hinten vom Directionswagen freien Ueberblick über das Küstenland. Jetzt wird das Verhältniß umgekehrt: die Maschine wird hinten an den Zug angehängt und schiebt denselben auf der steil ansteigenden Zahnradbahn aufwärts. Der Directionswagen tritt vorn an die Spitze des Zuges und gestattet uns von der offenen vorderen Plattform den vollen Genuß der herrlichen wechselnden Landschaftsbilder, welche der berühmte Anehpaß bis nach Padang-Pandjang hinauf gewährt.

Dieser großartige Anehpaß (oder die „Aneh-Kloof") ist eine wilde, 15 Kilometer lange Schlucht, welche zwischen den beiden mächtigen Vulcanen, dem Tandikat nördlich und dem Ambatjang südlich, zur Hochebene von Padang-Pandjang empor steigt. Die steilen, hohen Felswände, welche die tief eingerissene Kluft von beiden Seiten einschließen und sich im Zickzack hinauf winden, sind mit der üppigsten Vegetation des tropischen Urwaldes bekleidet. Die mächtigen Baumstämme sind reich mit Farnen, Orchideen und anderen Epiphyten bewachsen und durch schön geschlungene Guirlanden verbunden, während ganze Bündel von Lianen von ihren breiten Aesten herab hängen. Wilde Pisangarten treten mit ihren lichtgrünen, breiten Blattkronen leuchtend aus dem dunkeln Grün des Waldesdickichts hervor. Vor Allem aber entzücken das Auge auch hier wieder zahlreiche herrliche Baumfarne (Alsophila und Cyathea), diese zartesten und lieblichsten unter allen Bäumen. Ihre schön gebogenen, braunen Stämme erheben sich allenthalben über die niederen Waldbäume und entfalten den hellgrünen Kranz ihrer zarten, doppelt gefiederten,

breiten Blätter gleich dem elegantesten Kronleuchter. Die märchenhaften Bilder der javanischen Urwälder vom Tjibodas und Garut traten wieder lebendig vor meine Seele.

Zahlreiche bunte Vögel, Affen und Eichhörnchen beleben am Morgen das einsame Dickicht dieses herrlichen Urwaldes. Seine tiefe Stille wird durch den lauten Ruf des Siamang unterbrochen, des großen, schwarzen Menschenaffen von Sumatra, der scharenweis in den hohen Gipfeln der Bäume sich fast fliegend von Ast zu Ast schwingt. Unten im Grunde der tiefen Schlucht aber schäumt der wilde Anehbach in tosenden Fällen über die mächtigen Felsblöcke, welche den Grund des stufenweis abfallenden Strombettes bedecken. An einer Biegung stürzt zu unserer Linken ein prächtiger, 75 Meter hoher Wasserfall von der senkrechten, nackten Felswand herab und sammelt seine zerstäubten Massen in einem geräumigen, von der schönsten Vegetation umkränzten Felsenbecken.

Die heftigen tropischen Regengüsse, die oft Stunden lang in die Schlucht herab stürzen, lassen den Anehbach in ihrem Grunde in kürzester Frist zu einem mächtigen Strome anschwellen. Gleich den gefürchteten Muren in der Schweiz reißt dann der tobende Bergstrom Bäume und Felsen, ja ganze Stücke der Bergwände unaufhaltsam mit sich fort. Als im Jahre 1893 der schwierige und kostspielige Bau dieser schönen Gebirgsbahn kaum beendigt war, löste ein solcher Wirbelstrom oder „Bandjir" große Stücke der Bergwände ab und riß sie, sammt den darauf stehenden Bäumen und Felsen, mit sich in die Tiefe. Die schweren, steinernen Unterbauten von sieben kaum vollendeten Eisenbahnbrücken wurden von ihm gleich den leichten Kieselsteinen des Flußbettes mit fortgeschwemmt, die Eisenschienen und Gitterbogen der Brücken selbst wie dünne Holzstäbe abgeknickt und verbogen. Eine solche abgerissene Eisenbahnbrücke sahen wir noch jetzt tief unter der neuen, später erbauten Brücke querüber im Flußbett liegen; die gewaltigen Felsblöcke, die sie umgaben, hatten zum Theil die Größe eines Hauses und darüber. Der Schaden, den dieser eine Wildstrom innerhalb weniger Minuten anrichtete, belief sich auf mehr als eine halbe Million Gulden.

Oben am Ausgang des malerischen Anehpasses treten wir auf die Hochebene hinaus, auf welcher die kleine Stadt Padang-Pandjang (d. h. Langenfeld) liegt, der Knotenpunkt der Bahn, von welchem sie nach Norden und Süden abzweigt. Wir sind hier zugleich auf der Wasserscheide des Barrisanrückens, von welchem die kurzen Flüsse seines westlichen Hanges steil nach Südwesten, dagegen die langen Flußläufe des östlichen Hanges in sanfterem Abfall nach Südosten abfließen. Unter den hohen Bergen, welche die kühle Hochebene von Padang-Pandjang rings umgeben, hat uns der Zwillingsvulcan Tandikat und Singgalang im Westen schon bisher begleitet, ebenso der Ambatjang im Süden. Jetzt tritt dazu im Osten ein neuer gewaltiger Vulcan, der schön geformte Merapi, 2872 Meter hoch; sein letzter großer Ausbruch fand 1872 statt. Gleich seinem Namensbruder in Java stößt auch dieser „Feuerberg" aus seinem Krater beständig Dampfwolken aus, als warnendes Signal, daß seine vulcanische Thätigkeit keineswegs erloschen ist.

Auf dem Bahnhof von Padang-Pandjang befindet sich eine gute Restauration, deren deutsche Wirthin, durch Herrn Delprat von unserer Ankunft benachrichtigt, uns ein schmackhaftes deutsches Mittagessen in den Directionswagen schickte. Wir verzehrten dasselbe gemächlich, während uns der Zug in südöstlicher Richtung nach dem Singkarasee weiter führte. Bald nach der Abfahrt zeigte sich zur linken Seite der Bahn auf einem Hügel ein steinerner Obelisk an der Stelle des gesprengten Forts Gugur Malintang, zur Erinnerung an eine Heldenthat, welche sich hier in dem Padrikriege vor sechzig Jahren abspielte, und zwar an demselben Februartage, an welchem wir heute diese Stelle passirten. Da sie zu den berühmtesten Episoden in den blutigen Kämpfen zwischen den Holländern und den sumatranischen Eingeborenen gehört, will ich sie hier in den Worten wiedergeben, mit welchen sie Oberst Lange in seiner „Geschichte des Krieges von Westsumatra" schildert.

Im Monat Februar des Jahres 1841 kam in den Padanger Oberländern ein Aufstand zum Ausbruch, welcher die niederländische Oberherrschaft auf Sumatra's Westküste in gefährlicher Weise bedrohte. Der Regent von Batipu, Jahre lang ein getreuer Bundesgenosse der Regierung, hatte unerwarteter Weise die Fahne der Empörung entrollt. Noch vor Sonnenaufgang erschienen am Morgen des 24. Februar einige seiner Vorfechter in den zu Padang-Pandjang befindlichen Wohnungen der eingeborenen Kaufleute und ermordeten deren Bewohner. Mit Anbruch des Tages folgte ein größerer Schwarm, der sich schnell des ganzen Platzes bemeisterte und die Häuser in Brand steckte. Hierauf folgte ein Anfall auf das schwach verschanzte Lager zu Gugur-Malintang. Die geringe Besatzung, vom Feinde überrascht, zog sich, jeden Fuß breit Grundes auf das Hartnäckigste vertheidigend, in das Reduit zurück, worin sich das Pulvermagazin befand. Sie bestand in diesem kritischen Moment aus dem Leutnant Banzer, Commandant, dem Quartiermeister Keppel, 10 europäischen, 35 javanischen Unterofficieren und Soldaten und 14 Frauen und Kindern. Auf dem Reduit standen einige Sechs- und Dreipfünder-Kanonen in Batterie.

Nachdem alle im Lager befindlichen Gebäude geplündert und den Flammen preisgegeben worden waren, machten die Aufrührer von der das Lager umgebenden Brustwehr Gebrauch, um sich gedeckt dem Reduit zu nähern, und nur ein anhaltendes Feuern von unserer Seite konnte dieses Vordringen einigermaßen verzögern. Trotzdem jedoch Geschütz- und Gewehrfeuer stets anhielt, bemerkte man am 26., daß der Feind immer näher heran rückte. Verschiedene Soldaten und auch einige Frauen waren inzwischen verwundet worden, Lebensmittel nicht mehr vorhanden, und ein heftiger, am Mittag einfallender Regen durchnäßte Gewehre und Mannschaften, welche Letzteren nirgends Schutz fanden, da das Reduit kein anderes Gebäude enthielt als das Pulvermagazin. Dazu kam, daß die streitfertigen Mannschaften im höchsten Grade entkräftet und kaum noch im Stande waren, die Waffen zu führen. Mit allem Grunde versuchten deshalb die Truppen, den Commandanten zu überreden, das Fort während der Nacht zu verlassen und sich durch einen heimlichen Abzug zu retten. Doch der brave Banzer wies dieses Ansuchen von der Hand, und es gelang ihm selbst, die Truppen zu überreden, nur noch einen Tag auszuharren. Glücklich lief die folgende Nacht zu Ende, ohne daß die Besatzung beunruhigt wurde.

Inmittelst hatten sich die Meuterer mehr und mehr genähert; die Zahl der außer Gefecht gesetzten Leute vergrößerte sich zusehends, und viele Gewehre waren unbrauchbar geworden. Die Unmöglichkeit einsehend, noch länger Widerstand zu leisten, entschloß sich nun Banzer selbst zum heimlichen Abzug in der kommenden Nacht. Dieser Entschluß wurde dem Unterofficier Schelling (Deutscher) und den

Füsilieren Marion (Belgier) und Sosmito (Javaner) mitgetheilt, welche alle Drei so schwer verwundet darnieder lagen, daß sie unmöglich auf dem Rückzug mitgeführt werden konnten. Die drei Helden sahen das Hülflose ihrer Lage ein, und sich ihrem Geschicke unterwerfend, faßten sie den Plan, das Pulvermagazin in dem Augenblicke in die Luft zu sprengen, wo ihre Kameraden abgezogen und der Feind in das Reduit eingedrungen wäre. Nachdem die Geschütze vernagelt und jeder Mann mit dreißig Patronen versehen worden war, verließ die Besatzung in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar mit Zurücklassung der drei genannten Braven das Fort. Die Flüchtlinge mochten ungefähr 1½ Stunden marschirt sein, als sie plötzlich in der Richtung von Gugur-Malintang einen gewaltigen Knall hörten, woraus sie schlossen, daß die Zurückgelassenen ihren Plan ausgeführt hatten. Wie man später von Augenzeugen vernahm, waren die Malayen, als mit Tagesanbruch nirgends mehr Truppen zu sehen waren, haufenweise in das Reduit eingedrungen. Doch im Augenblick, wo die Ersten, blutlechzend, das Magazin betraten, warfen unsere Helden die brennenden Lunten in das Pulver und sprengten sich mit sammt ihren wuthschnaubenden Feinden in die Luft. Mehrere Hunderte von Malayen kamen durch die Explosion ums Leben oder wurden tödtlich verwundet und verstümmelt.

Von Gefahren umringt, erreichten die schon an Rettung verzweifelnden Flüchtlinge am 2. März die Vorhut der Colonne, welche gleich nach dem Bekanntwerden des Aufstandes von Padang aus nach den Oberländern dirigirt worden war, und sahen sich somit gerettet. Quartiermeister Keppel (Deutscher), welcher kaum von einer schweren Krankheit erstanden war und schon nach wenigen Stunden nicht mehr weiter konnte, bat selbst, man möge ihn liegen lassen, und mit blutenden Herzen waren seine Streitgenossen gezwungen, dieser Bitte zu willfahren. Niemals hat man wieder etwas von ihm gehört noch wurde seine Leiche aufgefunden.

Auf der Stelle, wo das Reduit stand, erhebt sich gegenwärtig ein Obelisk, welcher auf Marmorplatten die Namen der drei Helden trägt. Eine der ruhmreichsten Thaten in der indischen Kriegsgeschichte verherrlichend, zeigt sich das einfache, schöne Monument schon aus der Ferne dem Auge des Ankommenden und trägt nicht wenig zum Schmuck der großartigen Landschaft bei.

Die Gebirgslandschaft in der Umgebung von Padang-Pandjang und weiterhin von Singkara und bis Sawah-Lunto gehört wohl zu den schönsten und eigenartigsten Bildern, mit welchen das Paradies von Insulinde so reich ausgestattet ist. Seine Hauptzierde ist der See von Singkara, 362 Meter über dem Meere gelegen; so glatt wie ein Spiegel; er ist 21 Kilometer lang, 7,7 Kilometer breit und 268 Meter tief; seine blaue Fläche nimmt einen Raum von 112 Quadratkilometern ein. Die Längsachse seines fast lanzettförmigen Beckens ist von Nordwest nach Südost gerichtet. Das lange Thal, dessen Boden der See ausfüllt, ist nur an den beiden spitzen Enden offen; sonst ist es ringsum von grünen Bergen umschlossen. Im Westen erhebt sich über dem See die Barrisankette über 1000 Meter hoch; über ihrem gezackten Rücken steigen die stolzen Häupter von nicht weniger als vier großen Vulcanen gen Himmel empor. Ihre Abhänge sind größtentheils mit dunkelgrünem Urwald bedeckt, in den unteren Theilen jedoch auch vielfach cultivirt und unten am Seeufer mit vielen Hütten und kleinen Dörfern geschmückt. Viel niedriger ist die hellgrüne, mit vielen Zacken gekrönte Kette der Ombilienberge, welche sich nahe dem östlichen Ufer des Singkarasees hinzieht, theils mit Wald bedeckt, theils mit Matten und Gärten. Zwischen ihrem Fuß und dem Seeufer läuft die Eisenbahn hin, eine ununterbrochene

Reihe von malerischen Landschaftsbildern bietend; ich konnte das Skizzenbuch nicht aus der Hand legen.

Obwohl die Gebirgslandschaft dieser Padangschen Bovenlande in ihrem allgemeinen Charakter und im reichen Schmucke der tropischen Vegetation mit derjenigen der Preanger Regentschaft in Java übereinstimmt, erhält sie doch einen eigenthümlichen Reiz nicht nur durch manche Besonderheiten — wie hier den großen, glänzenden See —, sondern namentlich durch die eigenthümliche Bauart der Häuser und die Tracht ihrer Bewohner. Diese sind großentheils bedingt durch die sonderbaren Formen der Familienverhältnisse der Malayen im Gebirge von Sumatra und besonders durch das seltsame „Matriarchat", die Herrschaft der Frauen, die sich hier seit Jahrtausenden in primitiver Weise erhalten hat.

Dieses „Matriarchat" der Malayen von Sumatra ist von größtem, überall sichtbarem Einfluß auf Charakter und Lebensweise der Eingeborenen und bedingt für sich allein schon den auffallenden Gegensatz zu den Malayen auf Java. Von dem sanften, demüthigen und unterwürfigen Charakter dieser Letzteren ist hier oben in Sumatra nichts zu merken. Dieses wilde Gebirgsvolk zeigt schon äußerlich einen viel trotzigeren und selbständigeren Charakter, und die Unterwerfung desselben hat den Holländern viel mehr Mühe, Blut und Geld gekostet als in Java. Auf der Nordspitze von Sumatra, in Atjeh (oder Atschin) dauert der blutige Guerillakrieg noch heute fort, und gerade während meines Aufenthaltes in Padang war eben eine neue Expedition zur Unterwerfung eines gefährlichen, aufständischen Häuptlings ausgesandt worden.

Der wilde Charakter der Sumatraner spricht sich schon äußerlich in ihren trotzigen, stolzen Mienen und in ihrem robusten Körperbau aus, und zwar bei beiden Geschlechtern. Die Javaner erscheinen, damit verglichen, weit schwächer, zarter und zierlicher. Während die Javaner ihre Lasten gewöhnlich an den beiden Enden eines langen, über die Schulter gelegten Bambusstabes tragen, balanciren sie dagegen die Sumatraner oben auf dem Kopfe. Besonders die Frauen erlangen dadurch jene stolze, malerische Haltung, die wir in Italien so oft bewundern, wo auch die Körbe und Wasserkrüge auf dem Kopfe getragen werden.

Die wichtigste Einrichtung in der uralten Sitte des Matriarchats besteht darin, daß nach der Hochzeit Mann und Frau kein gemeinsames Haus gründen, sondern daß jeder der beiden Gatten im Hause seiner Mutter wohnen bleibt oder, wenn diese gestorben ist, im Hause des Bruders oder der Schwester der Mutter, die das eigentliche gebietende Haupt jedes Hauses bildet. Die Kinder bleiben ihrem Vater fremd und dürfen von ihm nicht einmal Geschenke annehmen; sie bleiben im Hause ihrer Mutter und erben deren Besitzthum. Sie erben auch die Hälfte des Besitzes, den beide Eltern gemeinsam erwerben; die andere fällt an die Schwester oder die Schwesterkinder des Gatten.

In zahlreichen merkwürdigen, uns ganz fremdartigen Sitten und Rechtsverhältnissen äußern sich die Folgen dieser seltsamen Frauenherrschaft. Wenn

aber unsere europäischen Frauenrechtler meinen sollten, daß damit eine höhere Stufe des Familienlebens und ein vollkommnerer socialer Zustand erreicht sei, so befinden sie sich in starkem Irrthum. Es kann vielmehr keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Matriarchat einen niederen, barbarischen Zustand der menschlichen Gesellschaft bildet, und daß dadurch nicht nur jedes innige Familienleben zwischen den beiden Eltern und ihren Kindern ausgeschlossen wird, sondern auch in Folge davon eine Menge von complicirten Beziehungen entstehen, welche die Entwicklung seinen Gemüthslebens und höherer Cultur ausschließen. Niemals habe ich in den harten und stolzen Gesichtszügen der Sumatraner Frauen jene harmlose Heiterkeit und jene liebenswürdige Freundlichkeit gegenüber den nächsten Verwandten bemerkt, welcher man in den weicheren und zarteren Gesichtern der javanischen Frauen so häufig begegnet.

Einen auffallenden Ausdruck findet das Matriarchat der Sumatraner in der seltsamen Bauart ihrer Häuser, welche der Landschaft, besonders im Gebirgslande, einen sehr eigenartigen Charakter aufdrücken. Die Häuser sind, gleich denjenigen der meisten anderen Malayen, größtentheils aus Bambus gebaut und mit Rohr oder Palmblättern gedeckt; sie ruhen auf Pfählen, die 1 bis 2 Meter über den Boden sich erheben. Das auffallende Satteldach ist tief ausgeschnitten, oft fast halbmondförmig; die beiden Hörner des Sattels sind vielfach geschmückt. Oft ist in der Mitte ein kleineres Dach aufgesetzt, das bis zur Hälfte der Höhe des unteren herabreicht. Wenn nun eine Tochter des Hauses heirathet, so wird für sie im hinteren Theile des einstöckigen Hauses eine neue, kleine Abtheilung abgesondert, mit einem kleinen Fenster; oder es wird später für die neu hinzugekommene Familie ein neuer Anbau mit einem selbständigen Satteldach angefügt. So entstehen langgestreckte Pfahlbauten, deren steile Dächer sechs bis acht oder noch mehr steile, oft hübsch verzierte Kegelspitzen tragen. Die Bedeckung des Daches bilden bei den ärmeren Leuten meistens Matten aus Idjuk, geflochten aus dem Alang-Alang-Gras oder Bambus, bei den Reicheren dagegen die theuren schwarzen Matten aus Atap, den verfilzten Blattscheiden der Arengapalme. Neuerdings ist aber vielfach billiges Wellblech an ihre Stelle getreten; der von ihm reflectirte Sonnenglanz läßt die Dächer dann auf weite Entfernung wie Silberplatten leuchten. Fenster und Thüren der Häuser sind klein; zur niedrigen Hausthür führt gewöhnlich eine schmale Treppe oder Leiter hinauf. Die offenen Veranden oder Vorgalerien der javanischen Häuser fehlen im Sumatraner Oberlande meist. Der Vordertheil des Hauses ist ein ungetheilter weiter Raum für gemeinsamen Aufenthalt; der Hintertheil ist in die kleinen Kammern für die einzelnen Familien abgetheilt.

Der malerischen Landschaft im Padanger Oberlande prägen diese seltsamen, oft bunt bemalten und verzierten Pfahlbauten mit ihren hohen, vielspitzigen Satteldächern einen ganz eigenthümlichen Charakter auf, sowohl wenn sie einzeln, von Cocospalmen und Pisangbüschen beschattet, liegen, als wenn sie gruppenweise zu kleinen Dörfern oder Campongs vereinigt sind. In diesen letzteren befindet sich dann gewöhnlich ein kleiner Marktplatz, auf

dem ein Balei oder gemeinsames Versammlungshaus steht, eine lange, offene Halle; oft auch daneben ein Passangrahan oder Regierungs-Rasthaus, zur Unterkunft für Beamte und europäische Reisende. In jedem größeren Dorfe steht auch eine Moschee oder Missigit von eigenthümlicher Bauart; in drei oder vier Stockwerken erheben sich über einander vierseitige Säulenhallen, die von unten nach oben an Größe abnehmen, jede Halle mit einem vorspringenden Dach versehen; das oberste bildet eine pyramidale Kuppel mit Aufsatz; die Galerien, welche die einzelnen Stockwerke umgeben, sind oft zierlich bunt bemalt. Besondere Sorgfalt verwenden die Padanger Bauern aber auf die bunte Bemalung der niedlichen Reisscheunen oder Rangkiangs, die in der Nähe der Wohnhäuser stehen; auf vier schlanken, hohen Pfählen, die nach unten convergiren, ruht ein würfelförmiger Kasten, dessen vier Seitenflächen vorgewölbt und durch sechs Stäbe in sieben Felder abgetheilt sind. Das steile, hohe Satteldach ist an den beiden dreieckigen Giebelfeldern meistens mit bunten Borten und mit Arabesken in lebhaften Farben verziert, ebenso wie die Felder der Seitenwände. In diesen und anderen Malereien offenbaren die Bauern der Padangschen „Bovenlande" mehr Kunstsinn und Phantasie, als sonst gewöhnlich in der primitiven malayischen Architektur zu finden ist.

Während wir von Batu Tabal bis Singkara am östlichen Ufer des blauen Sees hinfuhren, erfreute uns eine ganze Reihe der lieblichsten Landschaftsbilder; die Dörfer an den Bergabhängen, die Fischerhütten und Kähne am Ufer, vorspringende Landzungen und lauschige Buchten dazwischen, von üppigem Gebüsch umrahmt und von Palmengruppen bekränzt, dazu die malerische Staffage der bunt geschmückten Eingeborenen, die vom Markte zurückkamen, — Vorlagen für zahlreiche Blätter des Skizzenbuches. Weiterhin ändert sich der mannigfaltige Charakter der Landschaft. Von Singkara bis Solok führt die Bahn in südlicher Richtung durch eine fruchtbare Ebene mit grünen Reisfeldern, während die Berge beiderseits zurücktreten. Hinter Solok wendet sich unser Schienenweg fast rechtwinkelig nach Osten und tritt in das lange und enge Thal des viel gewundenen Bingungflusses; die steilen Berge beiderseits sind aus sedimentärem Tertiärgestein, Kalk und Sandstein gebildet, großentheils bewachsen und als Büffelweiden benutzt; schroffe Felsen mit jähen Abhängen treten vielfach vor. Zuletzt führt die Bahn durch einen 800 Meter langen Tunnel nach ihrem Endpunkte, Sawah-Lunto.

Das große Kohlenbergwerk von Sawah-Lunto, für dessen Erschließung diese kostspielige Gebirgsbahn erbaut wurde, bildet einen werthvollen Besitz der holländischen Regierung; seine mercantile und finanzielle Bedeutung nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die ausgedehnten Kohlenflötze wurden 1868 von dem Ingenieur de Greve entdeckt und in ihrer Bedeutung erkannt; ihren Namen „Ombilien-Kohlenfelder" führen sie von dem Flusse Ombilien, welcher in der Nähe von Batu Tabal entspringt und bei Sawah-Lunto sich mit dem Bingungflusse vereinigt. Die schwarze Kohle, die hier in großer Quantität gewonnen wird, hat das Aussehen und den Brennwerth guter Steinkohle, ist aber viel jüngeren Alters; die Sand- und Kalksteine, welche die drei über einander liegenden Kohlenlager trennen (in Zwischen-

räumen von 25 Meter Dicke), gehören zur Eocänformation und sind während der ältesten Tertiärzeit gebildet worden.

Am Bahnhof von Sawah-Lunto wurden wir vom technischen Director des Kohlenbergwerkes, Herrn van Lessen, als seine Gäste in Empfang genommen. Seine hübsche Wohnung liegt im oberen Theile des engen Thales und gewährt einen schönen Ausblick auf die tiefer gelegenen Theile der Stadt und die umfangreichen Bauten des Bahnhofes. Beim Abendessen erfreute uns die Gesellschaft eines trefflichen deutschen Landsmannes, des Dr. Preitner, und seiner Gattin; geborener Bayer, ist er seit mehreren Jahrzehnten auf Sumatra als Militärarzt thätig gewesen und jetzt als Arzt am Bergwerk angestellt.

Der Vormittag des folgenden Tages (26. Februar) wurde zur Besichtigung des Kohlenbergwerkes verwendet. Das ausgedehnte Terrain, welches im oberen Theile des Thales von Sawah-Lunto in Terrassen ansteigt, ist großentheils mit den Wohnungen von mehreren tausend Arbeitern und von den beaufsichtigenden Beamten, sowie den zugehörigen Gärten und Feldern eingenommen. Die oben gewonnene Kohle wird in kleinen eisernen Karren auf einer sehr zweckmäßig angelegten Doppelbahn zum Bahnhofe abwärts geführt, hier wird sie unmittelbar in die größeren eisernen Wagen verladen, von denen täglich mehrere Züge zum Emmahafen hinabgehen. Die größeren hier ankernden Dampfschiffe können täglich 600 bis 900 Tonnen Kohlen einnehmen.

Die reichen Erträge der Kohlenbergwerke von Sawah-Lunto würden noch ergiebiger sein, wenn eine größere Anzahl von Arbeitern zu beschaffen wäre. Das hat jedoch seine beträchtlichen Schwierigkeiten. Die eingeborenen Malayen, deren Hauptcharakterzug grenzenlose Faulheit ist, sind für diese schwere Arbeit kaum zu haben. Gute chinesische Arbeiter, die sich am meisten dazu eignen, sind nicht in ausreichender Zahl zu bekommen; die englische Regierung in Singapore — hier, wie überall, allein vom nationalen Princip des reinen Egoismus geleitet — bemüht sich nach Kräften, den Export brauchbarer chinesischer Kulis nach Java und Sumatra zu verhindern. So bleiben denn als wichtigster Theil der Arbeiter die „Kettenjungen" übrig, die an Ketten gefesselten malayischen Verbrecher; eine große Zahl dieser Strafgefangenen, in braune Jacken gekleidet, truppweise von Aufsehern geleitet, sahen wir in den verschiedenen Theilen des Bergwerkes bei fleißiger Arbeit. Die Einrichtung des letzteren schien mir sehr zweckmäßig zu sein und bei dem raschen Aufblühen der Unternehmung viel für die Zukunft zu versprechen.

Mittags 12 Uhr fuhren wir nach Padang-Pandjang zurück und von dort weiter nach Fort de Kock. Die herrliche Fahrt längs des Ufers des Singkarasees war von schöner Nachmittagsbeleuchtung, unter der Mitwirkung wechselnder Wolkenschatten, begünstigt und ließ uns die landschaftlichen Reize dieses prächtigen Gebirgssees nochmals genießen. In Padang-Pandjang gingen wir nun auf den nördlichen Zweig der Bahnlinie über, der uns in zwei Stunden über Kota-Baruh und Padang-Luar nach dem Hauptort der Padangschen Bovenlande, nach Fort de Kock, führte. Die Gebirgslandschaft

auf dieser schönen Strecke gewährt Anfangs noch einzelne Rückblicke auf den fernen Singkarasee, später weite Ausblicke nach Norden auf die ausgedehnte Hochebene von Agam; zur Rechten aber tritt hier imposant der gewaltige Vulcan Merapi hervor, während ihm gegenüber zur Linken der Singalang mit seinem mächtigen Kegel in die Wolken steigt. Die zahlreichen Dörfer auf dieser gut cultivirten Hochebene zeigten uns wieder malerische Häusergruppen und Kampongs in mannigfaltigen Formen. Abends 6 Uhr langten wir in Fort de Kock an und fanden in dem kleinen, freundlichen Hotel, dessen deutscher Wirth ein geborener Cölner ist, sehr behagliches Unterkommen für zwei Nächte.

Die Hochebene von Fort de Kock ist gut angebaut und dicht bevölkert; sie öffnet sich nach Norden in das ausgedehnte, 900 Meter hohe Plateau von Agam; an den übrigen Seiten wird der Hintergrund durch mächtige Vulcane abgeschlossen; im Süden der Ambatjang, im Westen der Singalang, im Osten der Merapi; der langgestreckte Rücken des letzteren tritt besonders imposant hervor und entsendet aus seinem Krater eine Rauchsäule, die sich am Abend unserer Ankunft pinienförmig ausbreitete und durch die untergehende Sonne prächtig vergoldet wurde. Die Stadt Fort de Kock selbst, der Hauptort des Padangschen Oberlandes, ist sehr hübsch gelegen, Sitz einer Garnison, durch ihr kühles und gesundes Bergklima (in 940 Meter Höhe) berühmt und wird viel als Luftcurort von solchen Europäern besucht, deren Gesundheit durch längeren Aufenthalt in dem erschlaffenden Klima des heißen Unterlandes gelitten hat. Durch ihre centrale Lage bietet sie Gelegenheit zu mannigfachen Excursionen, als deren schönste der Besuch des Sees von Manindjo, eines ausgedehnten Kratersees, gilt, dessen Spiegel etwa 460 Meter ü. M. liegt. Die steilen Wände des elliptischen Kraters, welche denselben ringsum einschließen, sind mit dichtem Walde bedeckt und lassen nur an der Westseite eine Oeffnung frei, durch welche der Antokanfluß abfließt. Leider ist der Weg dorthin so schlecht, daß ich ihn nicht passiren konnte. Ich mußte mich damit begnügen, den Vormittag des 27. Februar zu einem Ausfluge im Tragsessel zu benutzen, der durch die „Büffelschlucht" zum ersten Theile jenes Weges führt.

Die Büffelschlucht oder die „Karbauen-Gat" ist eine ausgedehnte, tief in das vulcanische Gebirge eingerissene Kluft, welche unweit des Fort de Kock im Westen beginnt und von zwei kleinen, hier zusammen mündenden Flüssen, Masang und Sianok, aus dem weichen Tuffstein ausgewaschen ist, mit welchem vor langen Zeiten der Merapi das weite Thal ausgefüllt hat. Die nackten, hellgelben Tuffwände fallen zu beiden Seiten der Schlucht etwa 120 Meter tief senkrecht ab und sind nur oben auf der Höhe mit grüner Vegetation bedeckt; ihre seltsamen Formen erinnern vielfach an diejenigen der ähnlichen Tuffwände am Posilipp und anderen vulcanischen Abhängen in der Umgebung von Neapel. Im Grunde der Schlucht angelangt, überschritten wir den Masangfluß und setzten dann unseren Weg noch weiter bis zu der Stelle fort, wo er sich mit dem Sianok vereinigt. Hier wird das Auge durch ein höchst malerisches Bild überrascht. Mitten aus dem Fluß-

bett erhebt sich der sogenannte „Inselberg", ein hellgelber Tuffobelisk von 75 Meter Höhe, dessen nackte Tuffwände nach allen vier Seiten senkrecht abfallen. Die entfernten, ebenfalls perpendiculären Tuffwände der beiden Seiten des Flußbettes, von derselben Höhe und Beschaffenheit, erläutern die gewaltige geologische Wirkung des Wassers, welches im Laufe vieler Jahrtausende durch langsame Erosion diese bizarren Felsbildungen hervorgebracht hat.

Der malerische Reiz dieser prächtigen Landschaft wurde nicht wenig durch die vielfarbige Staffage derselben erhöht, durch Hunderte von bunt gekleideten Landleuten und Büffelkarren, welche zu dem großen, heute in Fort de Kock stattfindenden Markte zogen. Die malayischen Frauen dieser Gegend sind wegen ihrer Schönheit berühmt; doch gilt dieser Ruf, so viel ich sehen konnte, wohl hauptsächlich der kräftigen, vollen Gestalt, sowie den bunten, reich mit Gold- und Silberschmuck verzierten Gewändern, in welche die Figuren geschmackvoll drapirt sind. Dagegen konnte ich in den finsteren Herrschermienen der regelmäßig geformten Gesichter nichts Anziehendes finden. Sehr niedlich sind die nackten Kinder mit ihren großen, schwarzen Augen; die kleinen werden von den Müttern rittlings auf der Hüfte getragen; die größeren laufen neben ihnen her. Besonders malerisch war der Anblick, den die bunten Karawanen dieser Leute beim Durchschreiten der Flüsse gewährten, die der Brücken entbehren. Auch das Leben und Treiben vor den Hütten, die in einiger Höhe über den Flußufern am Fuße der steilen Tuffselsen im Gebüsch versteckt liegen, bot viel interessante Genrebilder.

Nachdem wir gegen Mittag vom Karbauen-Gat nach Fort de Kock zurückgekehrt waren, benutzten wir den um Mittag nach Paja-Kombo abgehenden Zug, um auch diese letzte, schöne Strecke der Hochlandbahn kennen zu lernen. Die Bahn führt Anfangs noch durch eine gut cultivirte, mit Reisfeldern und Cocospalmen bedeckte Hochebene. Später passiren wir eine große Strecke Haideland, das ganz mit großen, schwarzbraunen Lavablöcken bedeckt ist und von einem gewaltigen Ausbruch des Merapi erzählt. In der Ferne erblicken wir nördlich die fruchtbare Hochebene von Tanah-Datar, über welcher der majestätische, 2240 Meter hohe Vulcan Sago aufsteigt. Die Bahn windet sich dann durch ein hügelreiches Bergland, dessen helle, gelbliche und graue Kalkfelsen in eine große Zahl von Spitzen und phantastisch geformten Zacken zerklüftet sind. Nachdem wir mehrere Flußwindungen überschritten haben, kommen wir in den großen Cocoswald, in welchem das Städtchen Paja-Kombo liegt, der Endpunkt der Eisenbahn und das vorgeschobenste Fort des holländischen Gebietes. Das blaue Vordergebirge, welches hier im Osten sich erhebt, trennt dasselbe von dem unabhängigen Gebirgslande Sumatra's, das noch heute von wilden Battastämmen (zum Theil Menschenfressern) bewohnt wird.

Da wir nach einer Stunde schon mit dem letzten Zuge nach Fort de Kock zurückkehren mußten, reichte die Zeit eben hin zu einer Wagenfahrt durch die Hauptstraßen von Paja-Kombo über den Markt und bis zu dem holländischen Fort und Hospital, sowie über die Brücke, welche jenseits des letzteren über den Agamfluß führt. Den Ausflug nach der wilden, im

Norden gelegenen Haranschlucht zu machen, mußten wir uns versagen. Auf der zweistündigen Rückfahrt nach Fort de Kock hatten wir noch das Vergnügen, die mannigfaltigen Bilder dieser schönen tropischen Gebirgslandschaft von den wärmsten Tönen der Abendsonne beleuchtet und verklärt zu sehen. Besonders nahm sich der Merapi mit seinem zackigen Gipfel und der daraus aufsteigenden Rauchwolke wieder prachtvoll aus.

Die Rückfahrt nach Padang gab mir Gelegenheit, die hohen landschaftlichen Reize dieser kühnen Gebirgsbahn nochmals zu genießen. Sowohl oben in den Padang'schen Bovenlanden als beim Hinabfahren in die Benedenlande — besonders in der malerischen Anehkluft — werden wir vielfach an die schönsten Gegenden der Schweiz erinnert. Freilich ist die Gotthardtscenerie in allen Theilen großartiger und erhabener; und die Silberhäupter der Schneeberge, die sich glänzend vom blauen Firmament abheben, fehlen dem Hochlande von Padang. Dafür treten hier an deren Stelle die mächtigen Vulcane, deren Rauchsäulen das lebendige innere Feuer unter der starren Felsenkruste der Erde verkünden; und der märchenhafte Reichthum der üppigsten tropischen Vegetation erinnert uns daran, daß wir uns nahe dem Aequator befinden.

Auch die vielen kleinen Gebirgsdörfer oder Campongs mit ihren Bambushütten und deren phantastischer Bemalung beleben im Padang die Hochlandschaft in ähnlicher Weise wie die malerischen Schweizer Dörfer mit ihren hölzernen Hütten, den holzgeschnitzten Galerien und Dächern im Berner Oberlande. Aber an die Stelle der Obstbäume und Tannen, welche die Gärten unserer Alpendörfer zieren, treten hier die riesigen Bambus- und Pisangbüsche, die Cocospalmen und Mangobäume. Der blinkende Spiegel des Singkarasees mit seinem großartigen Gebirgskranze erinnert auch an die Reize des Genfer Sees. Selbst die malayische Bevölkerung der Padanger Hochlande, mit ihrem kräftigen Wuchse, ihrem stolzen Freiheitssinne, ihren bunten, originellen Trachten, ihrer Freude an Musik und Volksfesten, gestattet manche Vergleiche mit den Bauern des Berner Oberlandes.

Für den Reisenden, der einige botanische und geologische Kenntnisse besitzt, ist der Besuch des Padanger Hochlandes doppelt interessant und lehrreich. Denn er lernt dabei nicht nur die mannigfach verschiedenen Vegetationsformen in den über einander aufsteigenden Höhengürteln des Gebirges kennen, sondern auch die merkwürdigen Veränderungen, welche das Letztere noch im jüngeren Verlaufe der Erdgeschichte erfahren hat. Noch während der Kreideperiode war der größte Theil von Sumatra vom Meere bedeckt. Die Hebung desselben begann erst in der Eocänperiode, d. h. im ältesten Abschnitt der darauf folgenden Tertiärzeit. Die Länge dieser Letzteren wird von den neueren Geologen auf mindestens drei Millionen Jahre geschätzt, von anderen noch bedeutend länger. Schon die gewaltige eocäne Sandsteinschicht, welche die Kohlenflötze von Sawah-Lunto einschließt und arm an Versteinerungen ist, erreicht über tausend Fuß Mächtigkeit; wie viel Jahrtausende, die zu deren Bildung erforderlich waren, mögen allein schon in diesem ältesten Abschnitte der Tertiärzeit verflossen gewesen sein!

Die eocänen Sandsteine und Mergelschiefer der Bovenlande sind vielfach von jüngeren Korallenkalken überdeckt, deren Bildung ebenfalls nur während sehr langer Zeiträume stattfinden konnte. Unter denselben aber lagern viel ältere, carbonische und devonische Formationen, die auf krystallinischem Urgebirge, Schiefer, Gneiß und Granit, ruhen. Wollten wir in die graue Urzeit ihrer Entstehung einen scheuen Blick werfen, so müssen wir auf mindestens 30 Millionen Jahre zurückgehen. Diese ganze mächtige feste Decke der Erdrinde wurde gehoben und durchbrochen, als die vulcanischen Kräfte im Erdinnern während der Tertiärzeit ihre erstaunliche Wirksamkeit begannen und jene Gruppen von imposanten, zum Theil noch heute thätigen Feuerbergen aufbauten, deren mächtige Kegel den Hintergrund in den malerischen Landschaftsbildern der Bovenlande bilden.

Es war heute gerade Markttag im Fort de Kock und in Padang-Pandjang, und da waren alle Straßen von Scharen buntgekleideter Landleute belebt: stolze Mädchen und Frauen mit Körben und anderen Lasten auf dem Kopfe, finster blickende Männer, die Büffelkarren führen und Schafe vor sich her treiben. Viele Männer tragen in der Hand ein Vogelbauer, in dem eine Taube sitzt oder der merkwürdige Mino (Eulabes religiosa), jener amselähnliche Vogel mit schwarzem Gefieder und orangegelbem Schnabel und Kopflappen, der die menschliche Stimme noch besser nachahmen lernt als Papageien und Kakadus. Die Malayen sind im Allgemeinen große Liebhaber von Vögeln und halten viele Arten derselben in ihren Hütten. Diese einzelnen Vögel aber, die sie im Bauer mit sich herum tragen, sind etwas ganz Besonderes; es sind „Glücksvögel", deren Gesellschaft dem Besitzer bei jedem Unternehmen den günstigen Ausgang desselben garantirt. Wir lächeln vielleicht über diesen Aberglauben, aber wenn unsere vielgerühmte europäische Bildung noch heute — bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinauf! — von vielen ähnlichen irrationellen Vorstellungen durchsetzt ist, so darf man sich nicht wundern, daß sie im Geistesleben der Naturvölker von Insulinde eine mächtige Rolle spielen. Ueberall in ihrem socialen und Familienleben, in ihrer Medicin und Religion, in Handel und Wandel spuken „Geister" und bestimmen die Geschicke der Menschen auf wunderbare Weise. Oft wohnen diese Dämonen im Körper von wilden Thieren, Tigern und Panthern, Affen und Halbaffen, Krokodilen und Schildkröten. Bei den feierlichen Aufzügen, die ich während meines Aufenthalts in Java und Sumatra mehrfach bei Gelegenheit hoher Feste beobachten konnte, erscheinen diese Thiere, kolossale Drachen und andere thierische Fabelwesen in den wunderbarsten Formen.

Das glanzvollste Fest, welches während der Zeit meines dortigen Aufenthalts gefeiert wurde, fand in Padang Anfang Februar statt, bei Gelegenheit der Vermählung der Königin Wilhelmine von Holland. Festessen, Illuminationen, Feuerwerke, Musik und Tanzbelustigungen hielten mehrere Tage lang die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Das großartigste Schauspiel war jedoch ein kolossaler Festzug, dessen Entwicklung einen ganzen Vormittag in Anspruch nahm. Von den 33 000 Einwohnern der Stadt Padang und mehreren tausend Landbewohnern, welche zu Fuß in die Stadt gekommen

waren, betheiligten sich mindestens 20 000 daran. Den Kopf desselben bildeten das holländische Militär, Landtruppen und Marine; dann die verschiedenen Vereine und Innungen der Europäer, deren Gesammtzahl in der Hauptstadt noch nicht ganz 2000 beträgt. Die eingeborenen Malayen (im Ganzen 26 000) marschirten in verschiedenen, langen Abtheilungen; ihnen folgten die Chinesen (4000), Araber und Inder (zusammen etwa 1000). Eine der kleinsten, aber interessantesten Gruppen des Festzuges bildeten die wilden Eingeborenen der Insel Nias, von denen viele als fleißige Gärtner, Diener und Kulis in Padang geschätzt sind. Unter den mancherlei höchst phantastisch aufgeputzten Fabelthieren, welche zur Decoration des Zuges dienten, fiel besonders ein ungeheurer Drache auf, der gleich einer Riesenschlange sich wand, bewegt durch zahlreiche Männer, welche unter dem Schuppendach des Leibes geschickt versteckt waren.

Ein anderes, sehr interessantes Fest, das ich am Abend vor meiner Abreise von Padang mit ansehen konnte, war die Neujahrsfeier der Chinesen, die, wie überall in Hinterindien, so auch in Sumatra einen sehr wichtigen und vielfach sehr hochgeschätzten Bestandtheil der handeltreibenden Bevölkerung bilden; nicht wenige der bedeutendsten Geschäfte sind in ihren Händen. Der „Capitän der Chinesen", welcher die Familie Delprat und mich in sein Haus eingeladen hatte, war ein sehr intelligenter und gebildeter Mann; er sprach geläufig Holländisch und Englisch, unterhielt sich mit uns mehrere Stunden über die verschiedensten Verhältnisse und offenbarte dabei so vielseitige Kenntnisse und ein so gesundes Urtheil, auch so viel gesellschaftlichen Tact und vornehmen Anstand, daß er sich in jeder feineren europäischen Gesellschaft ohne Bedenken hätte sehen lassen können.

Haus und Garten des Capitäns waren festlich beleuchtet. Der Festzug bestand aus einer Reihe von Wagen, auf deren hohen Thronsesseln hübsche, fürstlich geschmückte Kinder von sechs bis zwölf Jahren saßen. Aeltere Kinder, mit blitzendem Edelsteinschmuck, ritten auf den Pferden, welche den Wagen zogen, und zahlreiche Erwachsene, mit bunten Lampions und Fackeln in den Händen, gingen zu beiden Seiten der Wagenreihe. Auch hier wieder erregten phantastische Drachen und andere Fabelwesen besonderes Aufsehen. Alles war prächtig decorirt, Menschen und Pferde, Drachen und Wagen überladen mit bunten Decken, schönen Blumenguirlanden, glitzerndem Gold- und Silberzierath. Dazu warf noch von oben der Vollmond seinen vollen Glanz auf die märchenhafte Scene. Nachdem der lange Festzug unter Musikbegleitung seinen Weg durch das ganze Chinesenviertel vollendet hatte, gab es noch Tänze und Festspiele, und zuletzt wurde ein großartiges Feuerwerk abgebrannt.

Mit Vergnügen folgten wir sodann der Einladung des Capitäns in den oberen Stock seines stattlichen Wohnhauses. Die eleganten Möbel in den geräumigen, offenen Zimmern waren reich mit Gold verziert; prächtige seidene Vorhänge an Fenstern und Thüren. Die zahlreichen Gemälde an den Wänden zeigten eine seltsame Mischung von verschiedenen Kunstformen: reizende japanische Blumenstücke und barocke chinesische Genrebilder, auch französische Kupferstiche (meistens dramatische Scenen) und deutsche und italienische Land-

schaften (Heidelberg und Neapel). Das interessanteste Object war aber der bunte, goldgeschmückte Hausaltar, der in keinem größeren chinesischen Hause fehlen darf; über demselben groteske Götzenbilder, Trachen u. s. w. Mit besonderem Stolze zeigte uns der Capitän zwei große, wohlgelungene Oelbilder, die Porträts seines Vaters und Großvaters; auch andere Reliquien bezogen sich auf frommen Ahnencultus. Auf dem Altar selbst standen als Opfer zwei große Schüsseln mit Früchten und anderen Leckereien. Auf eine neugierige, etwas indiscrete Frage, ob und wie viel von diesen Delicatessen sich die lebensgroßen Götterbilder über dem Altar schmecken ließen, antwortete der Capitän mit heiterem Lächeln, daß die Speisen zwar täglich erneut, aber unberührt weggetragen und dann von seinen Leuten mit Appetit gegessen würden; diese seien der Ueberzeugung, daß sie nur die „rohe Materie" verzehrten, nachdem der „wahre Geist" der Speisen von den Göttern genossen sei. Wie werden sich unsere akademischen Metaphysiker über diesen „kritischen" Dualismus freuen! Dahingegen erklärte der Capitän, er selbst sei anderer Ansicht; er glaube überhaupt nicht, daß Götter Menschengestalt annähmen und Speisen brauchten; auch sei er überzeugt, daß in diesen Opfergaben wie in allen anderen Dingen „Kraft und Stoff" (matter and force) untrennbar verbunden seien. Der arme Mann schien mir schon von der bösen „monistischen Philosophie" angesteckt zu sein, die neuerdings in dem berüchtigten Buche über „Die Welträthsel" einen so unheimlichen Ausdruck gefunden hat!

Nachdem unser gütiger chinesischer Wirth uns noch mit köstlichem Thee, Zuckergebäck und eingemachten Früchten bewirthet hatte, bestiegen wir sehr befriedigt unseren Wagen und fuhren durch das bunt illuminirte Chinesenviertel nach Hause. Der klare Vollmond schien aber so verlockend von dem wolkenlosen Nachthimmel, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, noch einen weiten Umweg durch die herrliche Parklandschaft zu machen, in welcher hier, nahe dem Aequator, die einzelnen Häuser und Villen der vornehmen Bewohner von Padang weit zerstreut liegen. Tausende von glänzenden Reflexlichtern, welche der taghelle Mondschein auf die steifen, polirt erscheinenden Blätter der Palmen und Pandanen, der Tectonien und Bananen warf, wetteiferten mit zahllosen, im Gebüsche fliegenden Leuchtkäfern, um die Eindrücke des vorher gesehenen chinesischen Feuerwerks in Schatten zu stellen. Eine solche klare Vollmondnacht in den Tropen, die balsamische Luft gekühlt durch die sanfte Seebrise und erfüllt von berauschendem Blumenduft, gehört zu dem Herrlichsten, was dem Menschen auf unserer schönen Erde zu genießen gegönnt ist, und mit diesen zauberhaften Eindrücken meiner letzten Nacht auf Sumatra nahm ich von der wundervollen Smaragdinsel Abschied.

Sofia Wassiljewna Kowalewsky.

Autobiographische Skizze[1]).

[Nachdruck untersagt.]

So viel ich mich erinnern kann, zeigte sich bei mir die Liebe zur Mathematik auf folgende Weise. Ich hatte einen Onkel, Bruder meines Vaters, Peter Wassiljewitsch Korvin-Krukowsky, der zwanzig Werst von unserem Gute in seinem Kirchdorfe Ryschakowo lebte. Schon in vorgerücktem Alter, hatte er die ganze Bewirthschaftung seines Gutes dem einzigen Sohne übergeben, hatte viel freie Zeit und kam oft, um ganze Monate bei uns zuzubringen. Dieser Onkel war in des Wortes vollster Bedeutung Idealist und in vieler Hinsicht ein Mensch, der nicht dieser Welt angehörte. Obschon er zu Hause erzogen worden war, besaß er trotzdem vielseitige und umfassende, wenn auch gleich den meisten Autodidacten nicht sehr eingehende Kenntnisse, welche er lediglich seiner Wißbegierde verdankte und ohne jede fremde Hülfe, auf Grund einer ganz oberflächlichen elementaren Vorbildung, erworben hatte.

Seine Lieblingsbeschäftigung und seinen einzigen Genuß bildete das Lesen, so daß ihn unsere ländliche Bibliothek mächtig anzog. Er las ohne Wahl und mit demselben Vergnügen Alles, was ihm in die Hände kam, Romane, geschichtliche Erzählungen, populär-wissenschaftliche Aufsätze und gelehrte Abhandlungen. Außerordentlich weichen Gemüths, liebte er alle Kinder schwärmerisch, und hatte, obschon damals bereits ein Sechziger, selbst noch die Seele eines Kindes. Darum verband mich, trotz unseres Altersunterschiedes, die innigste, fast kameradschaftliche Freundschaft mit dem Onkel. Seine Erzählungen zogen mich an, während er, immer im Reiche der Phantasie lebend, oft vergaß, daß er ein Kind vor sich hatte, und, im Bedürfniß, seine Gedankenwelt mit Jemandem zu theilen, nicht selten seine ganze Seele vor mir ausgoß. Noch sind mir die vielen, langen Stunden erinnerlich, welche

[1]) Bei Gelegenheit ihres letzten Besuches in Petersburg (Mai 1890) erzählte Sophie Kowalewsky, Professor der Mathematik an der Stockholmer Universität, mit der ihr eigenen Einfachheit und Natürlichkeit in einem kleinen Kreise Bekannter, der sich im Hause ihres langjährigen Freundes, des Herausgebers der „Rüsskaja Starina“ eingefunden hatte, die Hauptereignisse ihres Lebens; und mit ihrer Erlaubniß ward diese Erzählung sogleich stenographirt. Nachdem, noch nicht ein Jahr später (30. Januar 1891), eine der berühmtesten Frauen Rußlands gestorben war, veröffentlichte die genannte Zeitschrift (November 1891) die bis dahin im Stenogramm aufbewahrte Skizze, die wir hier in der Uebersetzung des Fräulein Sophie von Adelung mittheilen. Vergl. von derselben Verfasserin auch „Jugenderinnerungen an Sophie Kowalewsky“. Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXIX, S. 394 ff.

wir zusammen in dem Eckzimmer unseres großen Landhauses verbrachten, in dem sogenannten Thurme, der zugleich als Bibliothek diente. Der Onkel erzählte Märchen, lehrte mich Schach spielen; dazwischen, von seinen Gedanken hingerissen, weihte er mich in die Geheimnisse seiner wirthschaftlichen und socialen Pläne ein, mit denen er die Welt zu beglücken träumte. Vor Allem aber liebte er es, das wieder zu geben, was er im Laufe seines langen Lebens studirt und gelesen hatte. Während dieser Unterhaltungen hörte ich zum ersten Male von einigen mathematischen Begriffen, die einen besonders tiefen Eindruck auf mich machten. Der Onkel sprach von der Quadratur des Kreises, den Asymptoten, geraden Linien, welchen sich die Curve beständig nähert, ohne sie jemals zu erreichen, und von vielen für mich vollständig unverständlichen Dingen, die mir dessen ungeachtet wie etwas Geheimnißvolles und darum besonders Anziehendes erschienen. Zu allem diesem sollte ein rein äußerlicher Vorfall kommen, um den Eindruck noch zu verstärken, welchen diese mathematischen Benennungen bereits auf mich gemacht hatten. Vor unserer Ankunft aus Kaluga wurde das ganze Haus neu eingerichtet. Hierzu verschrieb man Tapeten aus Petersburg; da jedoch die Anzahl der Stücke nicht genau berechnet worden war, so reichten sie nicht für alle Zimmer. Zuerst wollte man das Fehlende nachbestellen, allein wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wurde dies von Tag zu Tag verschoben, dank der angeborenen Trägheit und Sorglosigkeit, die dem Russen auf dem Lande eigen sind. Die Zeit blieb jedoch nicht stille stehen, und während man noch darüber verhandelte, sich besprach und überlegte, war das Haus fertig. Es wurde nun entschieden, daß es sich nicht mehr der Mühe verlohne, wegen der fehlenden Tapeten fünfhundert Werst in die Hauptstadt zu schicken. Uebrigens waren ja die Zimmer alle in Ordnung — mochte immerhin das Kinderzimmer ohne Tapeten bleiben, man konnte die Wände einfach mit Papier überkleben, da auf dem Speicher des Hauses Palibino sich seit vielen Jahren ein Haufen Zeitungen angesammelt hatte, der dort ohne Nutzen lag.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß sich unter alten Papieren und anderem Gerümpel autographirte Nachschriften der Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung des Akademikers Ostrogradsky vorfanden, welche mein Vater einst als ganz junger Officier gehört hatte. Eben mit diesen Blättern wurde mein Kinderzimmer beklebt. Ich zählte damals etwa elf Jahre. Beim Betrachten der Wände bemerkte ich, daß da Verschiedenes abgebildet sei, wovon ich den Onkel bereits hatte reden hören. Elektrisirt, wie ich ohnehin schon durch seine Erzählungen war, fing ich an, die Wände mit besonderer Aufmerksamkeit anzuschauen, da mich die von der Zeit vergilbten Blätter mit ihren geheimnißvollen Hieroglyphen belustigten, deren Sinn mir vollständig dunkel blieb, die aber, wie ich heraus fühlte, etwas sehr Interessantes und Kluges bedeuten mußten. Ganze Stunden lang stand ich vor ihnen und las das dort Gedruckte immer wieder. Ich muß gestehen, daß ich damals geradezu nichts davon verstand, aber es war, als ziehe mich eine unwiderstehliche Macht zu dieser Beschäftigung. Infolge meines beharrlichen Anschauens lernte ich viele Stellen auswendig, und einige Formeln gruben sich so fest in mein

Gedächtniß ein, daß sie tiefe Spuren darin hinterließen. Besonders erinnerlich ist mir, daß sich an der sichtbarsten Stelle der Wand ein Blatt befand mit Erklärungen über Begriffe von den unendlich kleinen Größen und den Grenzen. Wie tief diese Eindrücke waren, geht daraus hervor, daß, als ich einige Jahre später in Petersburg bei A. N. Strannoljubsky Unterricht nahm und wir an die Begriffe kamen, er darüber erstaunte, wie rasch ich sie auffaßte, und zu mir sagte: „Sie haben das so schnell begriffen, als hätten Sie es im Voraus geahnt." Und thatsächlich war mir Vieles, was die Form anbelangt, bereits bekannt. Den ersten systematischen Unterricht in der Mathematik verdanke ich J. J. Malewitsch. Das ist so lange her, daß ich mich seiner Stunden kaum mehr entsinnen kann; sie sind mir nur noch dunkel in der Erinnerung geblieben. Doch haben sie zweifellos einen bedeutenden Einfluß auf mich ausgeübt und sind von großer Wichtigkeit in meiner geistigen Entwicklung gewesen. Besonders gut und eigenartig lehrte Malèwitsch die Arithmetik. Ich muß jedoch gestehen, daß mich diese Anfangs nicht besonders interessirte. Dank wahrscheinlich dem Einflusse des Onkels Peter Wassiljewitsch, beschäftigten mich allerlei abstracte Begriffe, wie z. B. derjenige der Unendlichkeit, weit mehr. Während meines ganzen Lebens hat mich die Mathematik überhaupt mehr durch ihre philosophische Seite angezogen und war mir stets diejenige Wissenschaft, die ganz neue Aussichten eröffnet. Außer in der Arithmetik unterrichtete mich Malèwitsch auch in der elementaren Geometrie und Algebra. Nachdem ich mit letzterer einigermaßen bekannt geworden war, fühlte ich einen so starken Zug zur Mathematik, daß ich alle übrigen Fächer darüber vernachlässigte.

Als mein Vater diese Richtung in mir bemerkte, beschloß er, bei seinem starken Vorurtheil gegen gelehrte Frauen, die Mathematikstunden bei Malèwitsch zu unterbrechen. Doch gelang es mir, bei Josif Ignätiewitsch das Buch „Cursus der Algebra von Bourdon" zu erbetteln, das ich fleißig zu studiren begann. Da ich tagsüber unter strenger Aufsicht der Erzieherin war, mußte ich Schlauheit zu Hülfe nehmen. Wenn ich zu Bette ging, legte ich das Buch unter mein Kissen, und wenn Alles schlief, las ich beim trüben Scheine der ewigen Lampe oder des Nachtlichtes ganze Nächte hindurch.

Unter solchen Umständen wagte ich selbstverständlich nicht, von einer regelmäßigen Fortsetzung meines Lieblingsstudiums zu träumen, und meine mathematischen Kenntnisse wären wohl lange in den Grenzen der Bourdon'schen Algebra geblieben, wenn mir der folgende Zufall nicht günstig gewesen wäre, der meinen Vater bewog, seine Ansicht über meine wissenschaftliche Ausbildung einigermaßen zu ändern.

Unser Gutsnachbar, Professor Tyrtow, brachte uns einstens sein „Lehrbuch der elementaren Physik". Ich versuchte dieses Buch zu lesen, begegnete j doch zu meinem Kummer in dem Capitel über Optik trigonometrischen Formeln und den Ausdrücken Sinus, Cosinus und Tangens. Was bedeutete das — ein Sinus? Diese Frage machte mich stutzig, und um das Räthsel zu lösen, wandte ich mich an Malewitsch. Da dies jedoch nicht in seinen programmmäßigen Plan paßte, erwiderte er, daß er es nicht wisse. Da versuchte ich es

mir selbst zu erklären, indem ich die Formeln in dem Buche verglich. Durch ein sonderbares Zusammentreffen schlug ich denselben Weg ein, welcher bei der Ableitung der Formel gebraucht wird, — d. h. statt des Sinus nahm ich den Bogen. Für spitze Winkel fallen diese Größen nahe zusammen. Und da bei Tyrtow ausschließlich unendlich kleine Winkel in den Formeln vorkamen, so stimmten diese Formeln bei meiner ursprünglichen Annahme vortrefflich. Damit beruhigte ich mich denn auch vorläufig.

Als wir uns einige Zeit darauf mit Tyrtow über sein Buch unterhielten, zweifelte er zuerst daran, daß ich es verstehen könne, und sagte auf meine Bemerkung, daß ich es mit großem Interesse gelesen hätte: „Das ist eitel Prahlerei!" Aber als ich ihm erzählte, auf welche Weise ich zu der Erklärung der trigonometrischen Formeln gelangt sei, änderte er seinen Ton. Er ging sofort zu meinem Vater und hielt ihm mit Leidenschaft die Nothwendigkeit vor, mich ernstlich studiren zu lassen. Dabei verglich er mich mit Pascal. Nach einigem Schwanken beschloß mein Vater, mir A. N. Strannoljubsky zum Lehrer zu geben, mit dem die Arbeit einen erfreulichen Fortschritt machte und bei dem ich im Laufe des Winters die analytische Geometrie und die Differential- und Integralrechnung durchnahm.

Im Jahre darauf verheirathete ich mich mit W. O. Kowalewsky, und bald hiernach reisten wir ins Ausland, um dort verschiedene Wege einzuschlagen. Ich fuhr nach Heidelberg, um meine mathematischen Studien fortzusetzen, er an eine andere Universität, seines speziellen Studiums der Geologie wegen.

In Heidelberg verbrachte ich fast drei Jahre. Dort hörte ich Vorlesungen über höhere Mathematik bei den Professoren Königsberger und Du Bois-Reymond, sowie andere Fächer: Chemie bei Bunsen und Physik bei Kirchhoff und Helmholtz. Von Heidelberg reiste ich nach Berlin, aber dort erwartete mich fürs Erste eine Enttäuschung. So liberal die Heidelberger Universität gewesen war, indem sie mich zugleich mit der männlichen akademischen Jugend zu den Vorlesungen zugelassen hatte, so veraltet erwies sich die preußische Hauptstadt in dieser Hinsicht. Trotz aller meiner Bitten und Bemühungen gelang es mir nicht, die Erlaubniß zum Besuche der Berliner Universität auszuwirken.

Da geschah es zu meinem Glück, daß der berühmte Professor Weierstraß Interesse an mir gewann. Das günstige Urtheil der Heidelberger Professoren, sowie meine guten Vorkenntnisse und mein Wunsch nach einem ernsten Studium, das ich nicht aus Modethorheit betrieb, bewogen ihn zu dem Vorschlag, mir Privatunterricht zu ertheilen. Derselbe hat den allerwichtigsten Einfluß auf meine ganze mathematische Carrière gehabt. Er gab mir die endgültige, unwandelbare Richtung, die ich fortan in meiner wissenschaftlichen Thätigkeit verfolgte, und alle meine Arbeiten sind im Geiste der Weierstraß'schen Ideen verfaßt.

Ich halte Weierstraß für einen der größten Mathematiker aller Zeiten und zweifellos für den bedeutendsten der jetzt lebenden [1]). Er hat der ganzen

[1]) Er ist inzwischen, ebenso wie seine Schülerin, gestorben (19. Februar 1897).

Mathematik eine neue Richtung gegeben, und nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern schuf er eine Schule junger Gelehrten, welche auf dem von ihm bezeichneten Wege fortschreiten und seine Gedanken weiter entwickeln.

Während ich die Vorträge von Weierstraß hörte, begann ich mich zur selben Zeit für mein Doctorexamen vorzubereiten. Da die Pforten der Berliner Universität für mich als Frau verschlossen waren, entschied ich mich, in Göttingen anzufragen. Nach den Bestimmungen der deutschen Universitäten wird zur Erlangung des Doctorgrades neben dem Examen noch die Einreichung einer wissenschaftlichen Arbeit verlangt, der sogenannten Inaugural-Dissertation. Weierstraß schlug mir mehrere Themata zur Ausarbeitung vor, und ich habe während der zwei Jahre meines Aufenthaltes in Berlin statt der einen obligatorischen Arbeit ihrer drei gemacht, und zwar: in der reinen Mathematik: „Ueber partielle Differentialgleichungen" und „Ueber die Anwendung gewisser Abel'scher Functionen auf elliptische Functionen", dann in der Astronomie: „Ueber die Gestalt der Ringe des Saturn."

Alle diese Arbeiten sandte ich der Göttinger Universität ein. Sie wurden so befriedigend befunden, daß mich die Universität gegen die bestehende Regel vom Examen, wie auch von der öffentlichen Disputation (einer im Grunde genommen unwesentlichen Formalität) befreite und mir ohne Weiteres den Titel eines Doctors der Philosophie „summa cum laude" verlieh. Zugleich wurde die erstgenannte meiner Arbeiten unter dem Titel „Zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen" in Crelle's „Journal für die reine und angewandte Mathematik" gedruckt. Dies war eine Ehre, deren nicht alle Mathematiker theilhaftig werden, und für einen jungen Gelehrten besonders groß, da diese Zeitschrift damals für das bedeutendste mathematische Organ in Deutschland galt. An derselben betheiligten sich die besten wissenschaftlichen Kräfte, und in früheren Zeiten erschienen darin die Arbeiten eines Abel und Jakobi. Meine astronomische Arbeit „Ueber die Gestalt der Ringe des Saturn" wurde erst viele Jahre später, 1885, in den „Astronomischen Nachrichten" gedruckt.

Im Jahre 1874 kehrte ich nach Rußland zurück. Hier beschäftigte ich mich lange nicht so eifrig, auch förderten die Lebensverhältnisse dieser Stadt (Petersburg) meine wissenschaftlichen Arbeiten weit weniger als diejenigen in Deutschland. Ich arbeitete mit langen und häufigen Unterbrechungen, so daß ich kaum Zeit fand, dem Gange der Wissenschaft zu folgen. Ueberhaupt habe ich während meines ganzen Aufenthaltes in Rußland nicht *eine* selbständige Arbeit verfaßt. Das Einzige, was mich noch einigermaßen wissenschaftlich anregte, war der Briefwechsel und Gedankenaustausch mit meinem lieben Lehrer Weierstraß.

Verschiedene Umstände zogen mich von ernster Arbeit ab; sowohl die Gesellschaft selbst, als auch die Bedingungen, unter denen ich zu leben gezwungen war. Die ganze russische Gesellschaft war von einem Geiste der Speculation erfaßt worden und stürzte sich auf verschiedene kaufmännische Unternehmungen. Diese Strömung ergriff auch meinen Mann, und, ich muß meine Sünden bekennen, theilweise mich selbst. Wir unternahmen großartige Bauten von steinernen Häusern mit Volksbädern. Alles das endete mit einem Krach und brachte uns völligen Ruin.

Bald nach meiner Rückkehr wurde in Rußland die Zeitung „Nowoje Wrèmja“ gegründet. Mein Mann war ein guter Bekannter des Herausgebers, und auf diese Weise kamen wir in den Kreis der an der Redaction Betheiligten. Ich versuchte meine literarische Befähigung an dieser Zeitung in der Eigenschaft eines Theaterrecensenten. Im Jahre 1882 reiste ich wieder ins Ausland, wo ich seither beinahe beständig lebe — nur selten und auf kurze Zeit komme ich in Geschäften nach Rußland zurück. Im Laufe der Zeit bin ich in vielen Städten und Ländern gewesen, so daß ich behaupten kann, ganz Europa, mit Ausnahme von Spanien und Italien, gut zu kennen. Gleich nach Schweden aber bin ich am heimischsten in Paris. Dort war ich viele Male und auch jetzt noch verbringe ich meine Ferienzeit meistens in Frankreich.

Im Auslande angelangt, machte ich mich aufs Neue energisch an die Arbeit, von der ich in Rußland so lange Jahre ausgeruht hatte. Vor Allem reiste ich nach Paris, wo ich die dortigen hervorragenden Mathematiker kennen lernte, darunter den berühmten Hermite und von den jüngeren Poincaré und Picard. Diese beiden Letzteren sind meiner Meinung nach die talentvollsten der jungen Mathematiker-Schule in ganz Europa.

Ich machte mich damals an eine große Arbeit: „Ueber die Lichtbrechung in den Krystallen.“ Auf selbständige Forschungen im Gebiete der Mathematik wird man meistens durch Lesen von Abhandlungen Anderer geführt. So hat auch mich das Studium des französischen Physikers Lamé auf dieses Thema geleitet.

Meine Arbeit wurde im Jahre 1883 beendet und machte einiges Aufsehen in mathematischen Kreisen, da die Frage bezüglich der Lichtbrechung noch weitaus nicht genügend aufgehellt ist. Ich habe sie von einem ganz anderen, neuen Standpunkte aus betrachtet. Diese Abhandlung erschien im Jahre 1884 in der neuen (1882 gegründeten) Zeitschrift „Acta Mathematica.“ Obschon diese in Schweden erscheint, so ist sie doch vollkommen international, da sie nicht nur vom König von Schweden, sondern auch von den auswärtigen Mächten Subsidien erhält, darunter solche von der französischen Regierung, von Deutschland, Dänemark und Finnland. Heute (im Jahre 1890) gilt sie in der Gelehrtenwelt für eine der hervorragendsten mathematischen Zeitschriften. Die berühmtesten Gelehrten aller Länder zählt sie zu ihren Mitarbeitern, und es werden in ihr alle brennenden Fragen behandelt, welche die Aufmerksamkeit der Mathematiker unserer Zeit am lebhaftesten auf sich ziehen. Dabei kommt es vor, daß sich Mehrere zugleich mit ein und derselben Frage befassen. Ueberhaupt sind die Bedingungen bei Herausgabe einer mathematischen Zeitschrift ganz andere, als die der übrigen Zeitschriften. Die „Acta Mathematica“ erscheinen nicht an vorher festgesetzten Zeitpunkten, sondern je nach Ansammlung genügenden Materiales, nach Aufstellung neuer Fragen und Lösung derselben. Gewöhnlich werden im Jahre zwei Bände herausgegeben.

Außer der genannten Arbeit brachten die „Acta Mathematica“ noch mehrere andere Aufsätze von mir, darunter im Jahre 1883 die zweite meiner in Berlin verfaßten Dissertationen, die ich 1874 nach Göttingen eingesandt hatte. Alle meine gelehrten Abhandlungen sind in deutscher oder französischer Sprache geschrieben. Ich bin derselben ebenso mächtig, wie meiner Mutter-

sprache, der russischen. In mathematischen Arbeiten spielt die Sprache übrigens eine äußerst unwesentliche Rolle. Die Hauptsache ist hier Inhalt, Idee und Begriff; daher bedienen sich Mathematiker zu ihrem Ausdrucke einer eigenen Sprache — der Formel.

Im Anfang der achtziger Jahre blühte die in Schweden unlängst gegründete Stockholmer Universität empor. In der mathematischen Welt war ich zu jener Zeit schon ziemlich bekannt, sowohl durch meine Arbeiten, wie auch durch meine persönlichen Beziehungen zu fast allen hervorragenden mathematischen Größen Europa's. Besonders häufig begegnete ich in Berlin und Paris dem ersten Mathematiker und jetzigen Rector der Stockholmer Universität, Professor Mittag-Leffler, einem der besten Schüler unseres gemeinsamen Lehrers Weierstraß.

Da bekam ich 1883 die Aufforderung, an der Stockholmer Universität Vorlesungen über Mathematik zu halten. Bei dieser Gelegenheit gestatten Sie mir einige Worte über die Entstehung der jungen Stockholmer Universität.

Bis dahin war in Schweden Upsala die Universität gewesen, die schon seit mehreren Jahrhunderten fortbestand. Sie leidet an denselben Mängeln, welche die meisten alten Universitäten kleinerer Städte kennzeichnen. Das Leben ist in ihnen gleichsam erstarrt, und Alles behält denselben Zuschnitt, wie er vor Jahrhunderten üblich war. Die Professoren führen ein abgeschlossenes, fast mittelalterliches Dasein, das zur Entfaltung neuer, befruchtender Ideen wenig beiträgt. Hierbei entsteht unausbleiblich eine gewisse Gevatterschaft, wie auch an den russischen Provinzial-Universitäten, und ein Professor zieht den anderen an der Hand. Es regte sich das Bedürfniß, neue Kräfte zu gewinnen, um diesen Mängeln abzuhelfen, und die öffentliche Meinung, die sich in Schweden einer großen Bedeutung erfreut, verlangte die Gründung einer Universität in der Hauptstadt. Obschon das Leben in Schweden sehr einfach ist, so mangelt es doch nicht an reichen Leuten, die mit Freuden große Geldopfer bringen, wenn es das allgemeine Wohl gilt. Sobald eine Sache der öffentlichen Theilnahme sicher ist, finden sich auch mit Leichtigkeit die Mittel zu deren Durchführung. Diese Thatsache setzt jeden Ausländer in Erstaunen, der nach Schweden kommt. Fast eine jede gemeinnützige Anstalt ist dort durch Privatschenkungen entstanden. Dasselbe gilt von der Stockholmer Universität. Einen der Hauptgründe, weshalb ihre Errichtung erwünscht war, bildet auch die Schwierigkeit für viele Stockholmer Familien, ihre Söhne in das ferne Upsala zu senden. Auf diese Weise hatte das Unternehmen Anfangs einen rein individuellen Charakter. Einzelne Personen traten zusammen und begannen mit vereinten Kräften, die nöthigen Gelder einzusammeln. Als die öffentliche Meinung deutlicher hervortrat, entschloß sich auch die Regierung, sowie hauptsächlich der Stadtrath, sich an der allgemeinen Sache zu betheiligen und die Hälfte der nöthigen Ausgaben auf sich zu nehmen. Hierbei enthielt sich die Regierung aber jedweder dictatorischen Einmischung in das Schicksal der zukünftigen Universität, und die Frage über die Art ihrer ferneren Entwicklung wurde der Gesellschaft überlassen.

Als Grundgedanke wurde ihre völlige Freiheit angenommen, und die deutschen Universitäten mit ihren freien Vorlesungen sollten ihr als Muster

dienen [?]. Dort ist es beispielsweise zum Besuch eines Collegs unnöthig, irgend welche Legitimation vorzuweisen. Zur Erlangung der Doctorwürde ist sie nothwendig; aber zu den Vorlesungen wird Jeder zugelassen, der die dafür festgesetzte Summe zahlt. Hierbei haben (wo sie überhaupt zugelassen werden) die weiblichen Studenten dieselben Rechte wie die männlichen.

Bei meiner Ankunft in Schweden schlug ich vor, meine Vorlesungen in deutscher oder französischer Sprache zu halten. Die Mehrzahl zog die französische vor. Doch war ich nach Jahresfrist bereits im Stande, in schwedischer Sprache vorzutragen. Da ich sofort in die schwedische Gesellschaft aufgenommen wurde und Stunden in der schwedischen Sprache nahm, so bereitete mir dies keine besonderen Schwierigkeiten.

Zuerst wurde ich in der Eigenschaft eines Docenten berufen, schon vor Ablauf eines Jahres jedoch zum ordentlichen Professor ernannt, eine Stellung, die ich seit 1884 ausfülle. Außer den Vorlesungen bin ich verpflichtet, den Sitzungen des Universitätsconseils beizuwohnen, und habe das Stimmrecht gleich den übrigen Professoren.

Ein ordentlicher Professor erhält bei uns 6000 Kronen im Jahr (eine Krone ist etwas mehr als eine deutsche Mark: 700 Kronen = 1000 Francs). Ich halte vier Vorlesungen in der Woche, d. h. zweimal zwei Stunden nacheinander. Da ich sehr specielle Fragen behandle, so habe ich nicht viele Zuhörer, etwa siebzehn bis achtzehn.

Im Jahre nach meiner Ankunft in Schweden habe ich viel und ernst gearbeitet. Unter Anderem habe ich dort meine größte mathematische Arbeit verfaßt, für die ich den Preis der Pariser Akademie der Wissenschaften erhielt. Ich habe darin die Frage „Ueber die Bewegung eines starren Körpers um einen festen Punkt unter dem Einflusse der Schwerkraft" erforscht. Sie hat eine sehr hohe Bedeutung und umfaßt auch die Theorie des Pendels. Dabei ist sie, so zu sagen, eine classische Frage in der Mathematik. Die bedeutendsten Größen haben sich mit ihr abgemüht, darunter Euler, Lagrange und Poisson. Demungeachtet ist sie noch lange nicht völlig gelöst, und wir kennen nicht viele Fälle, in denen sie sich praktisch anwenden ließe. In der Geschichte der Mathematik begegnen wir wenig Aufgaben, deren Lösung so sehnlich erwünscht wäre und an die so viel Mühe und Kräfte verwendet worden sind, ohne zu wesentlichen Resultaten zu führen. Nicht umsonst trägt sie bei deutschen Gelehrten die Benennung: „Die mathematische Nixe."

Diese Aufgabe hat mich von jeher lebhaft interessirt, und schon lange — fast seit meiner Studienzeit — habe ich meine Kraft daran erprobt. Aber meine Bemühungen blieben lange fruchtlos, und erst im Jahre 1888 wurden meine Anstrengungen durch Erfolg gekrönt. Man kann sich vorstellen, wie glücklich ich daher war, als es mir endlich gelang, ein ziemlich bedeutendes Resultat zu erreichen und dadurch der Entscheidung dieser wichtigen Frage um einen großen Schritt näher zu kommen.

Im selben Jahre schrieb die Pariser Akademie der Wissenschaften einen Preis aus, welcher der besten Arbeit „Ueber die Bewegung eines starren Körpers" bestimmt war. Hauptbedingung bildete eine wesentliche Vervoll-

kommnung und Ergänzung der bisherigen Kenntnisse in diesem Theile der Mechanik. Zu jener Zeit hatte ich die Hauptresultate meiner Arbeit schon erreicht, doch hatte ich sie vorläufig noch nicht niedergeschrieben. Da aber die Frage, welche ich gelöst hatte, zu dem von der Pariser Akademie gestellten Thema vollständig paßte, so machte ich mich mit doppeltem Eifer an die Arbeit, um zur bestimmten Zeit das ganze Material zu ordnen, die Einzelheiten auszuarbeiten und die Abhandlung niederzuschreiben.

Als dies Alles glücklich beendet war, sandte ich mein Manuscript nach Paris, den Bedingungen der Preisbewerbung gemäß anonym. Der Erfolg überstieg meine Erwartungen. Im Ganzen waren fünfzehn Arbeiten eingelaufen; der meinigen wurde der Preis zuerkannt. Doch damit nicht genug. In Anbetracht dessen, daß die gleiche Aufgabe bereits dreimal ohne Erfolg gestellt worden war, sowie in Folge der von mir erreichten Resultate, beschloß die Akademie, den ursprünglichen Preis von 3000 Francs auf 5000 Francs zu erhöhen. Ich wurde sofort benachrichtigt und reiste nach Paris, um der Sitzung der Akademie der Wissenschaften beizuwohnen. Man empfing mich mit großer Feierlichkeit, setzte mich neben den Präsidenten, welcher eine mir schmeichelhafte Rede hielt, und überschüttete mich mit Ehren.

Wie ich bereits sagte, ließ ich mich im Jahre 1883 in Schweden nieder, wo ich mich seither so eingelebt habe, daß ich mich völlig heimisch fühle; Stockholm ist eine wunderschöne Stadt mit ziemlich gutem Klima, wenn auch das Frühjahr unangenehm zu sein pflegt.

Ich habe einen großen Bekanntenkreis und gehe viel in Gesellschaften. Sogar zu Hofe werde ich geladen.

Was die schwedische Gesellschaft anbetrifft, so muß ich sagen, daß der gebildete Theil derselben sich von der Petersburger Gesellschaft nur wenig unterscheidet. Doch im Durchschnitt genommen, steht die Bevölkerung in Schweden natürlich weit höher als in Rußland.

Einen besonderen Charakterzug der Schweden bildet eine außerordentliche Gutherzigkeit und Weichheit, die sich vielleicht dadurch ausgebildet hat, daß die Nation niemals unter fremder Herrschaft stand. Es bestehen auch bei ihnen verschiedene Parteien, allein ihre Kämpfe sind gutartig und ohne die Absicht, einander zu kränken. In den Beziehungen Schwedens zu Norwegen tritt der nationale Charakter am deutlichsten hervor: Ersteres pflegt in den meisten Fällen nachzugeben, so daß Norwegen gegenwärtig in jeder Hinsicht gleichberechtigt ist.

König Oskar ist ein liebenswürdiger, gebildeter Mann. In seiner Jugend besuchte er Universitätsvorlesungen und zeigt auch jetzt noch Interesse für die Wissenschaft. Persönlich hat er keinerlei Beziehungen zu der Universität, ist jedoch lebhaft für dieselbe eingenommen, steht in freundschaftlichem Verkehr mit den Professoren und besonders zu mir. In der Politik zeigt er die allgemeinen schwedischen Eigenschaften: Weichheit und Nachgiebigkeit.

Heine und Christiani.

Nebst fünfzehn bisher ungedruckten Briefen Heine's und einem Briefe Immermann's.

Von

Ernst Elster.

[Nachdruck untersagt.]

VII.

Auf unseren inhaltreichen Brief folgen zwei kleine Billets ohne Bedeutung. Das erste trägt eine falsche Jahreszahl: es fällt in den October 1825, nicht 1824. Heine war Anfang August nach Norderney gereist und im September ins Elternhaus nach Lüneburg zurückgekehrt, wo er sich nun auch des häufigen Umgangs mit Christiani wieder erfreuen konnte. Von ihrer vielseitigen literarischen Unterhaltung zeugen die lakonischen Sendeblätter, in denen der durch ein Knieleiden ans Haus gefesselte Dichter den Freund um neue Lectüre bat.

Kann noch nicht ausgehn, und bitte Sie also mir den Werther zu schicken oder den Benvenuto Cellini oder sonst was oder die Odyssee oder Schlegels Geschichte der Literatur oder den IIten Theil von Schubarts Zeitschrift. Ich bin ganz marode.

Ihr Freund

d 10' oct. 1824. H. Heine.

Hamann, Segur u Delphine anbey zurück. Letztere gefällt mir nicht. Keine Gestalten.

Wir sehen, daß wieder Goethe im Vordergrund des Interesses stand. Und bemerkenswerth ist es, daß Heine den „Werther" vermuthlich erst jetzt zum ersten Male las. Wenigstens erzählt Wedekind (a. a. O. S. 322) vom Sommer 1824: „‚Werther's Leiden' hatte Heine noch nicht gelesen; er wollte eines Tages das Buch mit nach Haus nehmen, legte es aber wieder hin, weil „er fürchtete, es werde ihn in seiner damaligen Stimmung zu sehr aufregen. Heine's spätere Urtheile über das Werk sind ziemlich zahlreich, aber ohne Originalität. Die berühmte Lebensgeschichte des Benvenuto Cellini, dessen nur noch der vierte Band der „Reisebilder" (Werke, Bd. III, S. 502) flüchtig gedenkt, las er natürlich auch in Goethe's Verdeutschung (zuerst Tübingen 1803, 2 Bände). Und auch zur Lectüre der Schriften Johann Georg Hamann's wird Goethe's tiefgreifende Darstellung im dritten Bande von „Dichtung und Wahrheit" (Weimarische Ausgabe, Bd. XXVIII, S. 105 ff.) die Anregung gegeben haben. Goethe dachte daran, eine Ausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern, und sah diesen Wunsch einige Jahre später durch Friedrich Roth der Erfüllung nahe gebracht

(Roth's Ausgabe erschien in Berlin 1821—1843 in 8 Bänden). Heine hat den „Magus aus Norden" nie wieder erwähnt. Desgleichen ist er auf die „Delphine" (1802, 4 Bände) der sonst so viel von ihm genannten Frau von Staël nicht wieder zurückgekommen. Friedrich Schlegel's „Geschichte der alten und neuen Literatur" (Wien 1815) studirte er dagegen mit Eifer, und auf sie weist er auch später in der „Romantischen Schule" (Werke, Bd. V, S. 270) mit treffenden Worten hin: „Friedrich Schlegel," sagt er, „übersieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieser hohe Standpunkt ist doch immer der Glockenthurm einer katholischen Kirche. Und bei Allem, was Schlegel sagt, hört man diese Glocken läuten; manchmal hört man sogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir ist, als dufte der Weihrauch des Hochamts aus diesem Buche, und als sähe ich aus den schönsten Stellen desselben lauter tonsurirte Gedanken hervor lauschen. Indessen, trotz dieser Gebrechen wüßte ich kein besseres Buch dieses Fachs." Aber am tiefsten bewegte ihn von allen hier erwähnten Werken die vor Kurzem erschienene „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812" (Paris 1824, 2 Bände) des Grafen Paul Philippe de Ségur, auf die er im zweiten Bande der „Reisebilder" (Werke, Bd. III, S. 117—120) ausführlich und mit hochfliegendem Pathos zu sprechen kommt: „. . . das Lied von Ilion . . . ist doch nicht großartiger und schmerzlicher als das französische Volkslied, worin Ségur den Untergang seiner Heroenwelt besungen hat. Ja, dieses ist ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend ist der schöne Heros, der früh dahin sinkt, wie wir solches Leid schon sahen in dem Tode Baldur's, Siegfried's, Roland's und Achilles', die ebenso durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundert, wir finden sie wieder im Liede des Ségur, wir sehen sie rathschlagen, zanken und kämpfen wie einst vor dem skäischen Thore" u. s. w.

Schubarth's Zeitschrift, deren Heine's Blatt gedenkt, hatte den Titel „Palaeophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch-kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft"; sie brachte es nur auf zwei umfangreiche Hefte, die 1823 und 1824 zu Berlin bei Duncker & Humblot erschienen. Wie schon der Titel dieser Zeitschrift an Goethe's bekanntes Festspiel zum 24. October 1800 anknüpft, worin er die Gegensätze der alten und neuen Zeit geistvoll und milde behandelte, so ist in gewissem Sinne auch der Inhalt mit jenem Festspiel verwandt, nur daß Schubarth nicht wie Goethe auf den Unterschied zweier Generationen, sondern auf den der antiken und modernen Weltanschauung und Lebensführung hinweist. Er sieht in jener die Einheit, in dieser die Zersplitterung, und in echt Goethe'schem Sinne sucht er vor Verwirrung, Halbheit und Zerstreuung zu warnen. „Jene strebten von der Peripherie unaufhörlich zum Centrum, von aller Ferne, von allem Dunklen, Verborgenen zur Nähe, Gewißheit, Deutlichkeit und brachten es dadurch zum Sein und zu Thaten, die vollständig und befriedigend sind; wir streben vom Centrum in eine grenzenlose, ungewisse, unbestimmte Peripherie hinaus und bringen es nur zu dämmernden Gefühlen, unsichern Ahndungen, ungewissen Vorstellungen, bei welchen jedes genügende

Sein und Thun zuletzt aufhört, weil der Gegenstand für die hervorbringende menschliche Kraft ein ganz unverhältnißmäßiger und eigentlich unerreichbarer ist." So berichtet Schubarth selbst in einem Abriß seines Lebens[1]) über die Tendenz, die er bei seiner so bald verunglückten Zeitschrift verfolgte. Sein unverrückbarer Leitstern, zu dem er fast andächtig hinauf schaute, war Goethe; auch im Stil ahmte er den Meister nach, wie schon unsere kleine Probe zeigt. Und so war er denn, wenn auch persönliche Beziehungen fehlten, in seinen innersten Ueberzeugungen ein treuer Genosse Christiani's.

Aber im Gegensatz zu Christiani war er ein schreibfreudiger, productiver Kopf, und während Jener dem Meister nur im Stillen huldigte, war Schubarth einer der Ersten, der sich in einem umfassenden Werke über Goethe verbreitete: während sich Jener in der Ferne zurückhielt, gewann Dieser persönliche und werthvolle briefliche Beziehungen, ja, er sollte an der letzten Ausgabe von Goethe's Werken als Redactor mit Hand anlegen; während Jener als liberaler Politiker bald in Bahnen lenkte, die Goethe's Gesinnungen fern lagen, blieb Dieser zeitlebens dem stillen Bildungsideal seines Meisters treu. Karl Ernst Schubarth wurde 1796 zu Brinitze, einem Dorf bei Konstadt in Oberschlesien, geboren, studirte in Breslau und Leipzig, hielt sich 1821—1824 in Berlin auf, fand aber dort trotz guter Empfehlungen nirgends eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung, zog sich hierauf in seine schlesische Heimath zurück und wirkte hier lange Jahre hindurch als Lehrer am Hirschberger Gymnasium, vorübergehend auch als Professor an der Universität Breslau. Hermann Hettner hat über ihn vor sechsundzwanzig Jahren in dieser Zeitschrift ausführlich berichtet („Deutsche Rundschau", 1875, Bd. V, S. 23 ff.). Der unvergeßliche Forscher rühmt Schubarth's tiefdringenden Unterricht: „Ich hatte das Glück, sein Schüler zu sein. Ich verdanke ihm meine ganze Richtung." Schubarth starb am 10. Juli 1861.

Wie hoch Goethe ihn schätzte, geht aus seinen werthvollen Briefen hervor, die Hettner an dieser Stelle veröffentlicht hat; aber auch in den „Tag- und Jahresheften", den Briefen an Zelter und den Staatsrath Schultz, sowie aus den Gesprächen mit Eckermann spricht unverhohlene Achtung für den jungen Gelehrten. Und Goethe hatte auch Grund zur Dankbarkeit. Schon im Sommer 1817 hatte Schubarth eine kleinere Schrift über Goethe verfaßt; bald darauf erweiterte er sie zu dem von Begeisterung durchdrungenen ausführlichen Werke „Zur Beurtheilung Goethe's" (Breslau 1820, 2 Bände), das dazu beitrug, ein besseres Verständniß für den größten Mann der Zeit anzubahnen. Zehn Jahre später ließ Schubarth seine gedankenreichen „Vorlesungen über Goethe's Faust" folgen. Aber dergleichen Schriften galten damals nicht für wissenschaftlich; sie konnten dem Verfasser jedesfalls in seiner bürgerlichen Laufbahn nicht viel nützen. Dagegen schadete er sich unzweifelhaft durch seine „Ideen über Homer" (1821), in denen er Friedrich August Wolf befehdete: mochte auch Goethe das Buch günstig aufnehmen, die tonangebenden Philologen ver-

[1]) Dr. K. E. Schubarth, Gesammelte Schriften philosophischen, ästhetischen, historischen, biographischen Inhalts. S. 263. Hirschberg 1835.

urtheilten es und erschwerten Schubarth's Fortkommen. Als er dann gar 1829 in mehreren kleinen Schriften gegen den allein seligmachenden Hegel vorging, durfte er sicher sein, die Zahl seiner Gegner um ein Bedeutendes zu vermehren. Heine folgte den Bemühungen Schubarth's mit Antheil, zweifellos angeregt durch Christiani. Im 2. Bande der „Reisebilder" (Werke, Bd. III, S. 99 f.) schreibt er: „Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekömmt, bekömmt auch neue Augen und sieht gar viel Neues in den alten Geisteswerken. Ein Schubarth sieht jetzt in der Ilias etwas Anderes und viel mehr als sämmtliche Alexandriner; dagegen werden einst Kritiker kommen, die viel mehr als Schubarth in Goethe sehen". In der „Romantischen Schule" (Bd. V, S. 259) berührt Heine noch ein Mal das Buch über Goethe und rechnet es zu den „Merkwürdigkeiten der hohen Kritik". Doch welchen Eindruck die Zeitschrift „Palaeophron und Neoterpe" auf ihn gemacht hat, das erfahren wir nicht.

VIII.

Nichts hinzuzufügen ist zu dem folgenden Billet; denn die Arnemann'sche Concurssache lassen wir auf sich beruhen; es lautet:

Guten Morgen kleiner Rudolph!

Anbey den griech. Homer u die Schubarthsche Zeitschrift retour. Ich bitte schicken Sie mir doch den besprochenen Band von Dichtg & Warh.

Mit der Arnemannschen Conkursſache bin ich fast zu Ende u bitte Sie deßhalb mir Molieres reimlose Lustspiele zu schicken. Ich bin ganz trocken.

Mein Knie ist noch nicht heil. Ihr Freund

Lüneb. d 14' Octob. 1825. der Dr Heine.

Man könnte höchstens daran erinnern, daß sich die Homer-Lectüre, auf die das Blatt anspielt, in mehreren gleichzeitigen Hymnen der „Nordsee" spiegelt; so etwa im „Poseidon" (Bd. 1, S. 168):

Und ich las das Lied vom Odyssens,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegen stieg
Der Athem der Götter
Und der leuchtende Menschenfrühling
Und der blühende Himmel von Hellas.

So griff auch Heine, als ihn das „Meer- und Inselhafte" der „Nordseebilder" bewegte, auf Homer zurück, wie sich einst Goethe im öffentlichen Garten zu Palermo sehnend zurück geträumt hatte zu Alkinoos und den Phäaken.

IX.

Hamburg den so und so vielten Dec. 1825.

Lieber Christiany.

Schlechtes Leben hier. Regen, Schnee u zu viel Essen. Und ich sehr verdrießlich. Hamburg ist am Tage eine große Rechenstube und in der Nacht ein großes ..... Alle Menschen sehn mich an als wollten sie das lyrische Intermezzo parodiren. Und ich selbst bin voller Ironie u Sentimentalität. — Deinen[1])

[1]) „Deinen" fraglich: wiederholt Verschiedenes durch einander geschrieben, so daß das Wort schwer zu lesen; spätere Anrede: Du.

Freund Dr. Halle habe ich besucht. Er ist sehr liebreich, sehr zuvorkommend und ein wahrer Jude. Er zeigte sich nemlich im ersten augenblick schon jüdisch zuvorkommend mit der Frage: Sie werden doch mein College? Aergerlich wie ich war (Kleistsche Wendung) sagte ich: Ja; dergestalt daß jetzt jeder glaubt ich bliebe hier um zu advoziren. Ich aber weiß es am allerwenigsten was ich hier thun werde. Indessen glaub nur nicht daß ich hier müßig sey, im Gegentheil wo ich geh u steh mach ich Verse. Folgendes famose Lied machte ich gestern Abend. Ist es nicht wunderschön?

Aber damit du dieses eingestehst, muß ich es wirklich hinschreiben, welches ich hiermit thue:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt es dem Andern gestehn:
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich, und sah'n sich
Nur noch zuweilen im Traum:
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

kennst du in der ganzen deutschen Literatur ein besseres Lied?

Peters, das ist dein bestes.

Aber wirklich, Christiany nachdem du dieses Lied gelesen hast glaubst du noch wirklich daß ich hier Advokat werde? Ich denke ich gehe nach Berlin. Meine Freunde schreiben mir von dort aus Mordbriefe, und wollen mich mit Gensd'armen von hier wegholen lassen. — Messieurs! ich weiche der Gewalt. Die Harzreise ist jetzt an Gubitz abgegangen, und ich bin neugierig wie viel Tannenbäume mir die Censur auf dem Oberharze streichen wird.

Vergiß nicht das Mspt über Cassanova. Ich habe dessen 7ten Theil hier gelesen, u wär ich nicht zu moralisch so hätte mir das manchen Drittel gekostet.

Auch den Brief an den jungen Kaufman hast du mir nicht zukommen lassen. — Lebe wohl so gut es geht. — Grüße mir alle Bekannte. Entschuldige mich nochmals bey Hagen daß ich Ihn vor meiner Abreise nicht gesehn. Aber die schöne, göttinngleiche Jochma, was willst du dieser von mir sagen wenn du sie siehst? Sag ihr daß ich ein Lump sey, der es nicht verdient von der Sonne beschienen zu werden. Sag ihr daß wenn ich Celle ausnehme sey sie die schönste Frau im ganzen Hanovrischen.

Ich bin ein Unglücklicher, oder, was noch mehr sagen will, ein Esel. Du glaubst nicht wie sehr es mich quält die Amtmännin nicht gesehen zu haben. — Grüß mir auch Amtsassessors Melis, so wie auch deine Familie, den Herrn v. Penz u ganz aparat das kleine Mystikerchen. Dein Freund

H. Heine.

Sr. Wohlgebr d Hrrn Rudolph Christiany
Dr. Jur.
in
Lüneburg.

„Und ich selbst bin voller Ironie und Sentimentalität" — diese Worte unseres Briefes könnte man als Motto setzen vor das große, leiderfüllte Capitel aus unseres Dichters Leben, das die Ueberschrift „Hamburg" trägt. Und wenn er von Hamburg spricht, so denkt er an einzelne Stätten, wo ihm des Schicksals Entscheidungsstunde schlug, wo sich sein Herz in jugendlichem Liebesfeuer dehnte, und wo es in Verzweiflung verblutete. Hamburg ist ihm die Wiege seiner Leiden, das Grabmal seiner Ruh', Hamburg ist ihm Elysium und Tartarus zugleich, es ist ihm der Ort, den er detestirt und — liebt . . . noch die

wilden Träume seiner letzten Leidensjahre spielen in der „Affrontenburg" zu Ottensen — Salomon Heine's Landhaus; er gedenkt der schönen Rosen, die dort wuchsen in dem „vermaledeiten Garten", und deren Duft ihm Herz und Sinne so wunderbar berauschte! Heine hatte Lüneburg im November 1825 verlassen, und mit welchen Hoffnungen er die Stadt an der Elbe betrat, das wissen wir. Die Rose von Ottensen war zu lieblichster Schönheit heran geblüht, aber sie verstand das Lied nicht, das „die Nachtigall, der edle Sprosser" zu ihrem Ruhme sang. Therese Heine, sanft, einfach und voller Herzensgüte, fühlte nichts von der gährenden, zwiespältigen Unruhe, die den Vetter Harry in ihrer Nähe verzehrte. Noch in dem letzten Gedicht an sie vom Jahre 1853, das durch einen innig theilnehmenden Brief Thereſens geweckt worden war (Bd. II, S. 96), schreibt Heine:

Selbst Dich ergreift ein Mitgefühl!
Dich, die in meines Lebens Wildniß
So schweigsam standest wie ein Bildniß,
So marmorschön und marmorkühl.

Jetzt, im November und December 1825, als ihn heißeste Leidenschaft durchtobte, erbat er Worte tröstender Freundschaft von Moser, Liebeszeichen, deren er nie so bedürftig gewesen sei „als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Brust ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich sage Dir, es ist ein schlechter Spaß. Laß das gut sein . . . Im Grunde ist es hübsch, daß die Hamburger schon ein halb Jahr im Voraus dran denken, wie sie sich zu Weihnacht beschenken wollen. Auch Du, lieber Moser, sollst Dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bei Kasse bin und Dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich Dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht schenken, nämlich das Versprechen: daß ich mich vor der Hand noch nicht todt schießen will. — Wenn Du wüßtest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest Du einsehen, daß dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und Du würdest nicht lachen, wie Du es jetzt thust, sondern Du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblick aussehe."

Es ist richtig, Heine wurde auch durch bürgerliche Sorgen niedergedrückt; er wollte in Hamburg Advocat werden und wurde es nicht — wir wissen nicht, aus welchem Grunde. Und auch in Berlin, wo er sich zu habilitiren gedachte (vgl. Z. 27), fand er keine Aufnahme. Aber das Alles verursachte ihm doch verhältnißmäßig geringe Schmerzen. „Hab' ganz andere Dinge im Kopfe oder besser gesagt im Herzen," ruft er dem Freunde Moser zu. Dagegen wird er Christiani schwerlich sein Inneres erschlossen haben, obwohl das brüderliche „Du", das in unserem Briefe zum ersten Mal erscheint, auf gesteigerte Innigkeit ihrer Beziehungen hindeutet. Von Christiani war er (Z. 7) an denselben Rechtsanwalt, Dr. Adolf Halle (1798—1866), empfohlen worden, der dann einige Jahre später, 1828, Therese und all' ihren Reichthum für sich gewinnen sollte. Heine hat dem Paare höchst unzarte poetische Hochzeitsgrüße gewidmet (Bd. 2, S. 18, Nr. 33 I—IV; S. 27, Nr. 52—54), die ihm nicht zur Ehre gereichen. In unserem Briefe freilich stehen Verse ganz anderen Charakters, die wir trotz Heine's unausstehlichen Randglossen („Peters,

das ist Dein bestes" u. s. w.) zu den schönsten rechnen, die ihm gelungen sind. Man vergleiche einmal das bekannte Gedicht „Wie es geht" von Emanuel Geibel („Gedichte" S. 141), das dasselbe Motiv behandelt, mit unserem Gedichte, und man wird inne, wie sich Genie und Talent von einander unterscheiden! Bei Geibel Breite, bei Heine unübertreffliche Knappheit, bei Geibel Umschreibung, bei Heine treffende Prägnanz, bei Geibel viel schmückendes Beiwerk, bei Heine schlichteste Einfachheit! Und endlich bei ihm allein jene symbolisch ausstrahlende Tiefe der Gedanken („Sie waren längst gestorben, Und wußten es selber kaum"), an die Ibsen in seinem „dramatischen Epilog" so geistvoll angeknüpft hat.

Wie sehr sich Sentimentalität und unfläthige Ironie in Heine's Seele stritten, zeigt unser Brief wieder aufs Deutlichste. Wir lassen das Hamburger Nachtleben, Casanova und seine moralische Wirkung auf sich beruhen und erwähnen nur noch, warum Celle allein ausgenommen werden mußte, wenn die Jochma, die wir kennen, als die schönste Frau im ganzen Hannövrischen gelten sollte. Heine war 1825 in Norderney viel mit Personen des hannöverschen Adels zusammen gekommen, und er fand hier freundliche Aufnahme, obwohl seine ungünstige Schilderung dieser Kreise im zweiten Bande der „Reisebilder" („Nordsee III") auf das Gegentheil schließen ließe. Hier machte er die Bekanntschaft einer Frau von Anderten aus Celle, Tochter des berühmten russischen Generals von Bennigsen (1745—1820), einer ebenso geistreichen wie schönen Dame, deren Lob seine Briefe in allen Tonarten verkünden. Ihr gegenüber mußte also selbst die Amtmännin Jochmus zurückstehen.

Der Druck der „Harzreise" in Gubitz' „Gesellschafter" (Z. 30) erfolgte, wie schon oben erwähnt, im Januar und Februar 1826 und bestätigte Heine's schlimmste Befürchtungen betreffs der Censur (vgl. Werke, Bd. III S. 5 und 510 ff.). Mehrere Hinweise auf Personen aus Christiani's Bekanntenkreise, die der Brief enthält (den jungen Kaufmann, Hagen, Penz, Amtsassessor Melis und das kleine Mystikerchen), weiß ich nicht zu erläutern, und es wird dabei wohl nicht viel verloren gehen. Aber interessant genug sind die Anspielungen auf Heinrich von Kleist und seinen Stil, denn sie zeigen, daß zwischen den beiden Freunden auch über diesen Dichter, dessen Heine stets mit besonderer Achtung gedenkt, viel verhandelt worden sein mag. Und beachtenswerth ist es, wie scharf Heine, in Vers und Prosa einer der größten Stilkünstler deutscher Zunge, gewisse Eigenheiten des großen, unglücklichen Dichters erfaßt hatte. Acht Tage nach Absendung unseres Briefes (der Poststempel gibt für diesen den 6. December an), am 14. des Monats, schrieb er: „Vor Kurzem hab' ich auch den ‚Kohlhaas' von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, daß er sich todt geschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es gethan." So stand er also noch ganz im Banne der Schreibweise Kleist's, seiner merkwürdigen Satzverschränkungen, Wortstellungen und Lieblingswendungen, über die uns in neuerer Zeit Richard Weißenfels und Georg Minde-Pouet genauere Aufschlüsse gegeben haben. Nebensätze, die durch „dergestalt daß" eingeleitet sind, bringt Kleist bekanntlich in störender Fülle: Heine unterstrich in seinem Briefe (Z. 10) die Redensart, die er ironisch nachbildete. Bei der Wendung „Aerger-

lich, wie ich war" mußte er ausdrücklich auf sein Vorbild verweisen. In der That sind derartige Voranstellungen des prädicativen Adjectivs nicht entfernt so häufig wie das böse „dergestalt", doch bietet der „Kohlhaas" immerhin einige charakteristische Beispiele: „und schmeißt mich . . . vom Pferd herunter, daß ich mich lang, wie ich bin, in den Koth messe" (in Zolling's Ausgabe, Kürschner's „Deutsche National-Literatur", Bd. 150, II, S. 70$_{32}$); „unerhört und beispiellos, wie er war" (92$_{35}$); „die Rappen, dürre und abgehärmt, wie sie waren" (100$_{1}$) u. dgl. m. Wenn wir erst einmal eine Darstellung über Heine's Sprachstil besitzen werden, wird sich sein scharfer Blick für fremde Eigenheiten aus vielen kritischen Aeußerungen erkennen lassen.

X.

Das nächste Blatt ist insofern beachtenswerth, als es auf einen kurzen Aufenthalt Heine's in Lüneburg hinweist, von dem wir bisher nichts wußten. Am 9. Januar war er noch in Hamburg, und unser Billet vom 13. zeigt, daß er im Begriff war, dorthin zurückzukehren. Es lautet:

Da in deinem „Helge" viele Meerschilderungen sind so schreib mir einige davon ab, damit ich eine daraus wählen kann zum Motto der Seebilder. Ich würde darunter setzen "aus Ohlenschlägers Helge, nach einer ungedruckten Uebersetzung von Christiani.„

Du must mir aber diese verlangten Meerschilderungsstückchen unverzüglich nach Hamburg schicken, indem du ja weißt daß dort, gleich bey meiner Ankunft, der Druck des Buches mit den eröffnenden Seebildern, beginnen wird.

Trifft dich dieses Blatt noch diesen Abend, so wünsche ich dir eine gute Nacht.

H. Heine.

Lüneburg den 13ten Jan.
Abend 8 Uhr 1826.

Das Buch, dessen Druck ihn damals beschäftigte, war der erste Band der „Reisebilder". Aber die Seestücke, deren erste Abtheilung es enthielt (doch nicht zu Anfang, sondern am Schluß), wurden nicht durch ein Motto aus Oehlenschläger's berühmtem Romanzencyklus „Helge" (1814) eingeleitet, denn Christiani war mit seiner Uebersetzung noch nicht zum Abschluß gelangt, oder er scheute sich vor der Veröffentlichung, — sie ist niemals erschienen. Statt dessen setzte Heine einige genialische Worte Goethe's an die Spitze seiner großartigen Nordseebilder: „Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?' mir recht aus der Seele gesprochen ist" („Dichtung und Wahrheit", Buch 14). Wieder also Goethe! Und so wäre man wohl geneigt, in der Wahl dieses Mottos den Rath des „großen Goetheaners" Christiani zu erkennen, ließe nicht die deutliche Beziehung auf Therese des Dichters verborgenste Herzensmeinung errathen, von welcher der Freund kaum etwas wußte. Die „Reisebilder" enthielten am Schluß der „Harzreise", sowie in den Gedichten der „Heimkehr" und der „Nordsee" zahlreiche Huldigungen für die Rose von Ottensen. Nun hatte der Dichter ja viel Ursache, die Uneigennützigkeit dieser Huldigungen zu betheuern, zumal er von Feinden und Verleumdern umgeben war. Und so sprach er durch Goethe's Worte aus, was ihm zu

sagen wünschenswerth erschien, wie er einst an Amalie, die ältere Tochter des Millionen-Oheims, die poetische Versicherung gerichtet hatte: „Ich will nicht Deines Vaters Thron Und nicht sein Scepter von Golde!" Doch war dies Alles so wahr wie schön?

XI.

Eine längere Pause des Briefwechsels, vom 13. Januar bis zum 1. November 1826, läßt auf häufigere persönliche Begegnung der Freunde schließen. Im Mai war der erste Band der „Reisebilder" erschienen, den Juli und August verbrachte Heine abermals in Norderney, und fortan lebte er wieder zu Lüneburg in Christiani's nächster Nähe. Zu dem folgenden Billet ist nur zu erwähnen, daß Heine zu Wienebüttel, einem kleinen Orte bei Lüneburg, gern in der Familie des dortigen Predigers, eines Schwagers von seinem Freunde Friedrich Merckel, vorsprach; daß unter dem Scheller dessen bekanntes „Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon" (Leipzig 1792, 2 Bände) und unter dem Friedrich Schlegel dessen oben erwähnte „Geschichte der alten und neuen Literatur" (Wien 1815) zu verstehen ist.

d 1ten Nov. 1826.

Allertheuerster Christian!

Willst du nach Wienebuttel gehn? Wenn das der Fall ist, will ich mich von dir abholen lassen.

Trifft dich dies Billet nicht mehr bey Tisch, so kannst du der Ueberbringerinn den Scheller (den lateinisch deutschen Theil) und den Fr. Schlegel mitgeben.

Im Fall du aber noch bey Tisch bist, wünsche ich dir eine gesegnete Mahlzeit: bey der meinigen war leider heut nicht viel Segen u Braten. Trotzdem preise ich meinen Schöpfer und bin wohlgemuth

Dein aufrichtiger Freund
Chr. J. H. Heine.
Dr. beider Rechte.

XII.

Das nächste Blatt zeigt uns den Dichter mitten bei der Arbeit am zweiten Bande der „Reisebilder", der durch politische Kühnheiten und Rücksichtslosigkeiten ungeheures Aufsehen erregen sollte. Heine spricht von „Ideen zur Geschichte" und meint damit zweifellos die Schrift „Ideen. Das Buch Legrand". Doch würde auch der Inhalt der dritten Abtheilung der „Nordsee", wo die Begeisterung für Napoleon alle Dämme durchbricht, gemeint sein können: auch diese Schrift war in jenem Bande der „Reisebilder" enthalten. Unser Briefchen zeigt, mit welcher Aufregung der Dichter die Entfesselung seiner geheimsten Gedanken begleitet! Soll er es wagen, oder soll er vorsichtig zurückhalten, ehe er aller Welt ins Gesicht schlägt? Er fühlt es: hier steht er an einem Wendepunkt seiner schriftstellerischen Laufbahn.

Und in dieser Stunde macht er Christiani zu seinem vertrauten Berather. Was Der geäußert, wir wissen es nicht. Aber aus der Thatsache, daß Heine's Fanfarenruf in unverminderter Kraft erscholl, läßt sich schließen, daß Christiani wenigstens keinen scharfen Widerspruch erhob. Vielleicht (wer weiß es?) stimmte er begeistert zu. Denn nicht mit einem Schlage, sondern allmählich verwandelte sich der strenggläubige Goetheaner in den Häuptling des Liberalismus; die drängenden Ideen der Zeit ließen in ihm langsam die Anschauungen seiner dritten Periode reifen. Heine's Billet hat folgenden Wortlaut:

Anbey, lieber Christiani, schicke ich dir das 2te Capitel meiner "Ideen zur Geschichte.„ Ich wiederhole daß du Niemanden ein Wort davon mittheilen darfst, u daß ich deßhalb dein Ehrenwort verlangt. Dies geschieht absonderlich aus meiner Ungewißheit in Hinsicht des Abdrucks. Sag mir morgen scharf deine Meinung über Form und Inhalt des ll opus. Lies es ohne Vorurtheil. Verdamme nicht meine Härte; man hat mich gezwungen zum Schwert zu greifen, aber ach! ich weiß sehr gut daß wer das Schwert führt auch durch das Schwert umkommen wird. Wartich meine Stellung begünstigte nie meine Ausbildung zum weichen Minneliederlieder[1]) — aux armes! armes! dröhnte mir immer in die Ohren — Alea jacta est. Heine.

Lüneburg Mitte Nov. 1826

An meinen Freund Christiani,

Wohlgeb.

Die Schlußtöne dieses Briefchens klingen in den „Reisebildern" mannigfach wieder. So in der „Reise von München nach Genua" (Werke, Bd. III, S. 281): „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit." Und jenes „Aux armes, citoyens, aux armes" (das. S. 430) hören wir immer wieder erschallen. Der Eine vernimmt es mit Freude, der Andere mit Kopfschütteln! Aber mögen wir, historisch denkend, auch dem politischen Freischärler Heine seine Verdienste lassen: Thatsache bleibt doch, daß er auch hier ganz überwiegend durch die Kraft seines dichterischen Wortes gewirkt, daß er es dagegen an charaktervoller Treue der liberalen Ueberzeugungen wiederholt hat fehlen lassen. Sein politisches Banner ist nicht fleckenrein. Man denke nur an die „Transactionen" in den Jahren 1828 und 1837! Als Salondemagog bestrickt von den Reizen der vornehmen Welt und zugleich zum Sturm läutend für die Armen und Unterdrückten, ist er nie zu einer unerschütterlichen Einheit seiner Ueberzeugungen gelangt.

XIII.

Der Vollständigkeit halber sei auch folgendes Zettelchen mit abgedruckt:

Lieber Christiany!

Ich habe heute wieder meinen allzustarken Anfall von Kopfschmerzen und bitte dich daher mich bey deinen Eltern zu entschuldigen, daß ich mir nicht das Vergnügen machen kann diesen Abend bey ihnen zu seyn. Empfiel mich ihnen bestens.

Dein Freund

Lüneburg d 29 November 1826. H. Heine.

XIV.

Zwischen diesem Blättchen und dem nächsten Briefe liegt ein Zeitraum von mehr als einem Jahre. Der zweite Band der „Reisebilder" war erschienen, und nicht ohne Furcht vor den Folgen dieses literarischen Handstreichs, hatte

[1]) Verschrieben für: Minneliederdichter.

sich Heine am 15. Januar 1827 nach England zurückgezogen, wo er eindrucksvolle Monate verlebte. Ueber Ramsgate, Holland, Norderney und Wangeroog kehrte er erst Ende September nach Hamburg zurück. Die Beziehungen zu der Familie des Oheims Salomon waren durch mannigfache Wirrnisse getrübt; aber es hat den Anschein, daß sich Therese dem Dichter jetzt näherte, daß sie ihrerseits seinen Liebeswünschen Gehör versprach, denn sonst wäre es unverständlich, daß er wenige Monate später durch die Nachricht von ihrer Verlobung völlig niedergeschmettert und in tiefster Seele gekränkt war. Es waren noch äußere, aber keine inneren Hindernisse zu überwinden. In dieser Lage dichtete Heine das unvergleichliche Lied „Entflieh mit mir und sei mein Weib". In Hamburg besorgte er damals den Druck des „Buchs der Lieder" und nahm hier den Ruf Cotta's als Redacteur der „Neuen Allgemeinen politischen Annalen" nach München an. Er traf an diesem Orte nach kurzem Aufenthalt in Lüneburg, Göttingen, Kassel, Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart zu Ende des Monats November 1827 ein. Bald darauf richtete er an Christiani einen Brief, der uns zeigt, daß sich dessen Antheil an politischen Dingen immer entschiedener regte.

München d 15 Dec. 1827.

Liebster Genitiv von Christianus!

Die Ursache meiner schnellen Abreise von Lüneburg hast Du gewiß nicht begriffen. Es geschah nur um Jemanden dort zu vermeiden. — Ich reiste über Hannover, Göttingen, Cassel, Francfurt, u Stndtgard. In Cassel lebte ich 8 Tage mit Straube, in alter Weise. Du warest oft der schöne Gegenstand unseres Gesprächs. Der Gegenstand des heutigen Briefes ist aber Dich zu mahnen den besprochenen Aufsatz für die Annalen zu liefern. Nochmals mein Ehrenwort der heiligsten Verschwiegenheit. Schreib mir gleich ob ich ihn bestimmt bekomme u wann. Einer Pro ist eingelaufen, aber ich schlage ihn unter, denn er ist zu gut. Da ich aber auf jeden Fall einen liefern muß, so habe ich mir einen schwachen Pro im einliegenden Briefe verschrieben. Ich bitte Dich einliegenden Brief an Grüter zu versiegeln u ihm zuzustellen. Hast Du keine Lust einen contra H. Aufsatz zu schreiben, so mußt Du den Brief an Grüter durchaus abgeben: willst Du aber ganz bestimmt einen schreiben, dergestalt, daß ich ihn in 3 Wochen hier habe, so steht es in Deinem Belieben ob Du den Brief an Grüter abgeben willst oder nicht; es erscheint alsdann gar kein pro oder ein pro, dessen Inhalt u Logik du leicht voraus wissen kannst. Der pro wird alsdann gedruckt u der contra gleich dahinter, wie eine harte Ruthe die . . . . . Meine Addresse ist: Dr. H. H. per Addresse der Literarisch Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München. Leb wohl, ich hab viel zu thun u schreib gleich — beides, Antwort u Aufsatz. letzter braucht ja nicht so elaborirt zu seyn, u nicht lang. — Leb wohl Dein Freund

H. Heine.

Die in dem Briefe genannten Persönlichkeiten (Straube und Diepenbroick-Grüter) sind uns bereits bekannt. Aber nicht sicher zu erklären ist die politische Angelegenheit, für die Heine Christiani's Feder in Anspruch nehmen wollte. Möglich ist es, daß es sich um den Federkrieg handelte, der damals zwischen dem Grafen Münster und dem Herzog Karl von Braunschweig (dem „Diamantenherzog") ausgefochten wurde. Der Herzog, der unter der Vormundschaft Georg's IV. von England-Hannover durch den Grafen Ernst zu Münster (den Vater des früheren deutschen Botschafters in Paris) erzogen worden

war, hatte nach seiner Großjährigkeitserklärung an den deutschen Höfen Verdächtigungen gegen Münster ausgestreut, die Dieser durch eine ausführliche Schrift „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen" ꝛc. (Hannover 1827) zurückwies. Heine wollte über den Aufsehen erregenden Streitfall in den „Politischen Annalen" berichtet wissen, und es war sein Wunsch, daß die Sache von beiden Seiten beleuchtet werde. In einem Briefe an Wit von Dörring vom 23. Januar 1828, den ich vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe (Deutsche Rundschau 1897, Bd. LXXXXI, S. 386) schreibt er: „Ich habe Jemanden, der es gern thut, beauftragt, für Münster zum Behuf der Annalen etwas zu schreiben." Wäre diese Beziehung richtig, so würde die Abkürzung „contra H." (Z. 13) wohl als „contra Hannover" zu deuten sein. Da sich die „Annalen" jedoch thatsächlich über die Angelegenheit ausgeschwiegen haben, so läßt sich keine sichere Auskunft gewinnen.

XV.

Obwohl die Beziehungen Heine's zu Christiani in der Folge keineswegs gelockert, sondern eher noch fester geknüpft wurden, so erlosch doch bei ihnen das Bedürfniß eines häufigeren schriftlichen Gedankenaustausches, und wir haben nur noch von einem Briefe Heine's zu berichten, der überdies aus besonderem Anlaß geschrieben wurde. Zwischen diesem Brief und dem vorigen liegt eine Pause von fünfeinhalb Jahren. Persönlichen Wiedersehens konnten sich beide zunächst noch oft erfreuen. So berichtet Ludolf Wienbarg in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg" (in der Wochenschrift „Der Kompaß" vom 13. September 1857, S. 294), daß Heine ihm in Wandsbeck einen bekannten Lüneburger Advocaten, also Christiani, mit den Worten vorgestellt habe: „Dies ist der Mann, der so ausgezeichnet redet und so miserabel schreibt." Das war zweifellos im Jahre 1830. Immerhin ist es auffallend, daß Christiani's Name während mehrerer Jahre in Heine's Briefwechsel nicht vorkommt.

Inzwischen hatte der tüchtige Mann tiefgehende innere Wandlungen erlebt, die erst das in ihm zur Reife brachten, wodurch er während längerer Zeit in seinem engeren Vaterland Hannover zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Wir haben gesehen, daß er in seiner ersten Periode als Mitherausgeber der „Wünschelruthe" den romantischen Ideen huldigte, und daß er sich in seiner zweiten verständnißvoll in das lebenweckende Humanitätsideal Goethe's versenkte. Aber die drängende Ideenfülle der neuen Zeit ergriff auch ihn; und ohne der Verehrung für den gefeierten Meister untreu zu werden, betrat Christiani Bahnen, auf welche ihn dieser nimmer gelenkt hätte. Damit beginnt seine dritte Periode, die Periode seiner politischen Thätigkeit, in der er erst sein eigentlichstes Wesen entfaltete.

Auch in dem neuen Königreich Hannover besaß man seit 1819 eine sogenannte Verfassung, aber sie gewährte der Volksvertretung nur ganz unzulängliche Rechte. In die zweite Kammer wurden zwar außer den Prälaten auch Deputirte der Städte, Flecken und freien Landeigenthümer gewählt, aber ihre Befugnisse bestanden nur in dem Recht, Steuern zu bewilligen, während sie auf die Gesetzgebung keinen Einfluß übten. Das waren Zustände, die dem

politischen Verständniß und Willen des herangereiften Bürgerthums nicht entsprachen, und als nach Georg's IV. Tode (24. Juni 1830) die Julirevolution auch in Hannover die Geister weckte, sah sich der neue König, Wilhelm I., veranlaßt, dem Drängen nach einer constitutionellen Volksvertretung nachzugeben. Er entließ den Grafen Münster und setzte den Herzog von Cambridge zum Vicekönig ein, der bald große Beliebtheit gewann und auch einen Aufstand in Göttingen (Januar 1831) schnell niederschlug. An den Berathungen des neuen Staatsgrundgesetzes, auf welche Männer wie Dahlmann und Stüve bestimmenden Einfluß übten, nahm nun auch Rudolf Christiani hervorragenden Antheil, und zwar im Sinne des fortgeschrittenen Liberalismus. Ihm war das Gute, was man erlangte, noch lange nicht gut genug. Seine alten Beziehungen zum skandinavischen Norden bewirkten, daß ihm die norwegischen Zustände als bestes Vorbild vor Augen standen; scherzend bezeichnete Dahlmann die Verfassung Christiania's als Christiani's liebste Tochter. So kam es denn, daß Christiani alle einzelnen Paragraphen des Verfassungs-Entwurfes als nicht weit genug gehend ablehnte; aber als man am 13. März 1833 zur Gesammtabstimmung schritt, drängte ihn sein Gewissen, das zur Zeit Erreichbare dennoch anzunehmen [1]).

Zu dieser Zeit hatte Christiani's Name im liberalen Lager einen gefeierten Klang. Auch Heine widmete (1832) dem alten Freunde ein Lobgedicht (Bd. I, S. 302), beginnend mit den bezeichnenden Worten:

Hast Du wirklich Dich erhoben
Aus dem müßig-kalten Dunstkreis,
Womit einst der kluge Kunstgreis
Dich von Weimar aus umwoben?

Es ist dasselbe Gedicht, welches Christiani das echt Heine'sche Witzwort eines „Mirabeau's von der Lüneburger Heide" eintrug! Beide waren sich in ihren Anschauungen noch weit näher gerückt als zuvor. Und nun sollten sie auch durch verwandtschaftliche Bande vereint werden: Christiani verlobte und vermählte sich 1833 mit einer in Bordeaux geborenen und französisch erzogenen Cousine des Dichters, Charlotte Heine, einer Tochter Isaak Heine's, des ältesten Bruders von Heinrich Heine's Vater. Nicht ungeschickt — ob wahr, muß dahin gestellt sein — berichtet Heine's Bruder Max über die Art, wie dieser Herzensbund zu Stande gekommen sei („Erinnerungen", S. 69—71):

Unsere Schwester, so begabt und intelligent sie auch war, theilte das Loos aller Töchter Eva's, die Lust, Heirathen zu stiften, und so sprach sie denn von einer unserer Cousinen, die sich zum Besuche im Hause des reichen Onkels befand, so lange, bis der Doctor Christiani warm wurde, das junge Mädchen voll französischer Schwatzhaftigkeit, das auch Charlotte hieß, in unserer Familie kennen lernte und seine entschiedene Neigung zur Heirath aussprach. Meine Schwester beeilte sich, bei dem alten Onkel, von dem sie eine reiche Mitgift für die Nichte voraussetzte, ein dahin zielendes Wort fallen zu lassen, das aber für den ersten Augenblick ignorirt wurde. Schon glaubte meine Schwester die Sache für immer beseitigt, im Herzen selbst darüber nicht unzufrieden, weil sie fürchtete, indiscret

[1]) Christiani's Bedenken gegen das neue Grundgesetz sind nach dem Protokoll ausführlich wieder gegeben in dem Werke „Hannoversches Portfolio", Bd. II, S. 181—183 und S. 353—360. Stuttgart 1839.

und nicht diplomatisch genug verfahren zu sein. Da trat nach einiger Zeit, an einem Sonntag Morgen (dieser geschäftsfreie Morgen wurde vom Onkel immer den angenehmen und unangenehmen Familienangelegenheiten besonders gewidmet), der alte Onkel plötzlich und unangemeldet in das Boudoir meiner Schwester: „Guten Morgen, Lottchen! gieb mir einmal einen Bogen Papier, einen Bleistift und wiederhole mir ganz wörtlich, was Du mir über Doctor Christiani gesagt hast." Meine Schwester, die des alten Onkels lakonisches Verfahren zu gut kannte, war nicht wenig erschrocken, da sie wohl wußte, daß man hier nicht zu wenig sagen und in dem, was man sagte, auch nicht ein Haar breit von der absolutesten Wahrheit abweichen durfte. Welch eine schwere Aufgabe für eine Hochzeitsstifterin, die pflichtgemäß ihren Candidaten auf das Vortheilhafteste herausstreichen soll!

Nun gingen die Fragen los über Alles, Lebensweise, Tugenden, Vermögensverhältnisse und sonstige Fähigkeiten des designirten Bräutigams, was alles vom Onkel, wie von einem Instructionsrichter, zu Papier genommen wurde. Meine Schwester hielt das Kreuzfeuer der Fragen mit großer Vorsicht aus; die Partie kam zu Stande, und der Onkel gab achtzigtausend Mark Banco der Nichte als Mitgift. Ein glänzender Polterabend, zu dem ich ein Festspiel mit Tanz geschrieben hatte, wurde von ihm arrangirt, die Trauung vom Vater Christiani's, dem alten General-Superintendenten, vollzogen, die Hochzeit in Ottensen (der schönen Villa des Onkels) gefeiert, und wir hatten eine Frau Doctor Christiani in unserer Familie.

Unser Dichter beglückwünschte den alten Freund durch folgenden Brief, dessen witzigste Stellen bereits in Max Heine's Erinnerungen und darnach in allen Heine-Biographien mitgetheilt worden sind:

Paris, ich glaube den 15' Julius 1833.

Mon chèr cousin!

Wir können uns also jetzt wie die Könige anreden.

Mit größtem Vergnügen ersah ich diese Nachricht aus dem Schreiben meiner Mutter und Deinem Zwischenbrief, welchen ich diesen Morgen erhalten, und worauf ich zu gratuliren eile, damit ich es nicht vergesse. Du heurathest also mein liebes Mühmelein Charlotte, und wirst ein wirkliches Mitglied unserer Familienmenagerie! Sonderbar! Die Sache kommt mir gar nicht befremdlich vor. Dunkel lag mir dergleichen im Sinn; denn als wahrer Dichter, bin ich auch ein wahrer Prophet. Als ich Dich zuerst nach Ottensen führte, hatte ich ein sonderbares Vorgefühl. Ich erkläre Dir aufs heiligste das ist mein voller Ernst; wie ich denn nie scherze.

Uebrigens war es leicht vorauszusehen, daß Du gleich nach dem Tode Goethes heurathen würdest. Du wolltest nur erst warten bis der 2te Theil des Faust herauskam. Jetzt bist Du aufs Reine und heurathest. — Uebrigens auch ist es Dir sehr nützlich, daß Du eben Charlotte häurathest; das ist für Dich eine sehr gute Uebung im Französischen.

Was mich betrifft, so fehlt es mir auch nicht an solcher Uebung im Französischen. Was das aber eine große Uebung ist, die man durch die Französinnen erlangt, das ist was außerordentliches! Frag mahl meinen Vetter Karl. Die schwierigsten Conjugationen werden einem fast spielend beygebracht. Das que, das merkwürdige Bindewort, das lernt man erst durch den Gebrauch. — Grüße mir Carl, meinen lieben Vetter. — Im Fall Dich dieser Brief in Hamburg trifft, so grüß mir auch herzlichst Charlotte; ich will ihr nächste Woche einen französischen Brief schreiben. Auch meinem Oheim, dem Löwen unserer Menagerie schreib ich. Erichrick nicht gleich wenn er mahl brüllt. Ist er doch von Herzen edel und gut. In der Fütterungstunde ist er immer sehr zahm. — Und nun leb wohl und bleib mein Freund, obgleich wir jetzt verwandt sind. Du weißt ich unterstreiche selten.

In einigen Wochen reise ich ins Bad meiner armen gelähmten Hand wegen. Bin geistig sehr ermüdet; hab in der letzten Zeit auch zu viel Uebung im Französischen gehabt. — Dennoch wirst Du noch viele tapiere Thaten von mir hören.

Ich verbleibe H. Heine.

„Dieser so höchst originelle Brief," erzählt Max Heine weiterhin, „hatte Abschriften gefunden und sollte den Feinden und Widersachern des Dichters — und zu diesen gehörten ganz besonders Dr. Rieffer in Hamburg, die Schwiegersohne des Onkels, Halle und Oppenheimer — zur Angriffswaffe dienen, als Onkel und Neffe einstmals wieder in momentanen Conflict gerathen waren. Aber der gute Onkel nahm die Sache von der heitersten Seite und unterschrieb einst einen in bester Laune abgefaßten Brief an mich mit den Worten: ‚Dein Dich liebender Onkel vor der Fütterungsstunde'."

So wenig Christiani durch das Grundgesetz von 1833 befriedigt war, so gehörte er doch zu den Eifrigsten, die es gegen König Ernst August's berüchtigten Verfassungsbruch von 1837 zu schützen sich bemühten. Die Männer der Gewalt suchten diesen redlichen Kampf freilich dadurch zu verdächtigen, daß sie Christiani's frühere Bedenken gegen das Gesetz veröffentlichten, behaupteten, er rufe um Hülfe für ein Gut, das er jüngst selbst vernachlässigt habe, und ihn vor Land und Bundestag als den leibhaftigen Gott-sei-bei-uns der Revolution hinstellten. Christiani ließ sich hierdurch nicht beirren. Er nahm Theil an allen ständischen Versammlungen dieser Zeit und gehörte auch der kurzlebigen zweiten Kammer vom Sommer 1841 an; bald darauf schnitt man ihm jedoch durch Urlaubsverweigerung die Möglichkeit zu weiterer parlamentarischer Thätigkeit ab. Ueberblicken wir diese Periode von Christiani's Wirken, so wird man ihm den Ruhm eines ehrlichen Ringers im Dienste der Zeitideen nicht absprechen können, mag man im Uebrigen politische Ueberzeugungen hegen, welche man wolle. Und wenn wir Gelegenheit finden, einige Ergüsse seiner vormärzlichen Beredsamkeit zu lesen, so belebt sich das Bild des wackeren Mannes noch um ein Bedeutendes: wir hören seinen Nationalismus in langathmigen Perioden dahin rauschen, bald pathetisch sich überschlagend, bald in advocatorischer Spitzfindigkeit sich festbohrend, bald in geistreicher Witzelei den Einfluß der jungdeutschen Epoche verrathend. Man fühlt sich unwillkürlich gedrängt, den eleganten Volkstribun auf der Rednerbühne zu denken, wie er die empörten Gegner mit überfließender Wortfülle und erregten Gebärden niederschmettert — und der Mirabeau der Lüneburger Heide ist fertig.

Christiani hat einige Jahre später noch einmal eine halbwegs politische Rolle gespielt, wobei er durch sein unvorsichtiges und zweideutiges Verhalten die Gunst vieler deutschen Freunde verlor. Die alten Beziehungen seiner Familie zu Dänemark erklären es leicht, daß Christiani schon als Jüngling mit dem Prinzen Christian, dem späteren König Christian VIII., bekannt wurde: er hatte 1819 bei dessen Besuch in Lüneburg den Führer gespielt und war auch von ihm zur Abendtafel herangezogen worden. Dann begegnete er dem König aufs Neue im Sommer 1844 auf Föhr und wurde abermals von ihm und auch von seiner Gemahlin empfangen, und derselben Gunst durfte er sich, wiederum auf Föhr, im Sommer 1846 erfreuen; Christiani rühmt den vornehmen Charakter dieses ihm „ewig unvergeßlichen, hochgebildeten, kenntnißreichen, geistvollen, edlen und liebenswürdigen Fürsten" in allen Tonarten[1]). Dem gegenüber darf man jedoch nicht verhehlen, daß dieser

[1]) Vergl. seine Erklärung in der „Staats- und Gelehrtenzeitung des Hamburgischen unparteiischen Correspondenten" vom 30. December 1848.

tüchtige Monarch zwar segensreich für sein Land, aber durchaus im absolutistischen Sinne regierte, und daß sich Christiani in Ehrerbietung dem Vertreter eines politischen Systems näherte, das er daheim verabscheute. Vor Allem aber verfolgte Christian's VIII. Politik mit rücksichtslosem Nachdruck das Ziel, die deutschen Länder Schleswig und Holstein dem „dänischen Gesammtstaat" einzuverleiben; ja, er hatte soeben durch seinen „Offenen Brief" vom 8. Juli 1846 dieses Ziel in einer für ganz Deutschland beunruhigenden Weise aufgedeckt. In dieser kritischen Lage verließ Christiani, den rationalistischen Politiker, das richtige Gefühl. Er, der da schreibt, er sei „als zwölfjähriger Knabe schon nach dem gelobten Lande seiner jugendlichen Sehnsucht, nach Deutschland, gekommen, dem Lande, für das sein verewigter Vater von frühester Kindheit auf die unvergängliche Saat heiliger Vaterlandsliebe in seine junge Brust niedergesenkt hatte", er hätte als Deutscher klar wissen müssen, wohin er sich zu wenden hatte. Aber, bestochen von des Dänenkönigs imponirender Persönlichkeit, ließ er nicht sein Nationalgefühl, sondern den spitzfindigen Juristen und wissenschaftlichen Forscher in sich zu Worte kommen. Er spricht mit dem König von dem Eindruck seines „Offenen Briefes" in Deutschland und versichert ihm, daß die entscheidenden Documente über die Frage der schleswig-holsteinischen Erbfolge noch in den dänischen Archiven zu finden sein müßten. Man weiß, wie gern der Fürst seine politischen Ansprüche durch wirksamere, wenn auch noch so verwitterte Urkunden unterstützt haben würde, und so gibt er denn Befehl, daß dem deutschen Gelehrten die dänischen Archive geöffnet werden. Christiani weilt seit dem Herbst 1846 „zu wissenschaftlicher Privatforschung" in Kopenhagen, er wühlt und wühlt in unergründlichen Actenstößen und findet die, wie er meint, wichtigsten Documente zu spät — vier Wochen vor dem (am 20. Januar 1848 erfolgten) Tode des verehrten Königs. Er hat sie ihm nicht mehr zeigen können, er hat keinen Gebrauch davon gemacht. Wir haben keinen Grund, an seiner Versicherung zu zweifeln, daß er weder zur dänischen Regierung noch zu Christian's VIII. Nachfolger auf dem Throne irgend welche Beziehungen gesucht und gefunden, daß er niemals der Camarilla angehört, niemals die Trennung der beiden Herzogthümer erstrebt und niemals in der ganzen Angelegenheit einen einzigen Buchstaben mittelbar oder unmittelbar habe drucken lassen. Aber die öffentliche Meinung verurtheilte sein Verhalten und legte ihm Gesinnungen zur Last, die er nie gehegt, Handlungen, die er nie begangen hatte; den Deutschen erschien er verdächtig, den Dänen nicht warm genug. Und er hat durch seine überdies ergebnißlose „wissenschaftliche Privatforschung" das Ansehen seines Namens zweifellos nicht gesteigert.

Heine, den vaterländischen Interessen entrückt und durch elendes Siechthum gelähmt, wird von all' diesen Dingen schwerlich etwas erfahren haben. Aber von ihm hören wir von finanziellen Wirrnissen Christiani's und von leichtsinnigem Spiel, das man diesem am wenigsten hätte zutrauen mögen. Am 25. November 1843 schrieb Heine von Hamburg aus an seine Frau: „Es ist die Pflicht jedes Mannes, für das Schicksal seiner Frau in seinem Todesfalle zu sorgen und seine Wittwe nicht Streitigkeiten ausgesetzt zu lassen. Das ist

kein Verdienst, sondern eine Pflicht. — Leider hat mein Freund Christiani nicht so gedacht, und der Wicht hat das ganze Vermögen verplempert, welches meine arme Cousine ihm als Mitgift zugebracht, 140000 Franken, die mein Oheim ihr geschenkt hatte, und er hat unter lügnerischen Vorwänden eine andere enorme Summe meinem Oheim abgepreßt, der nichts mehr von ihm wissen will. Er hat das Alles im Spiel verloren, und man hat Alles bei ihm versteigert, bis auf die Nippsachen seiner Frau herab. Welch' ein Unglück! Dieser Vorfall hat die ganze Familie betrübt, und ich habe mir die Sache tief zu Herzen genommen." Noch einige Jahre später (1847) deutet Heine in Briefen an die Mutter auf Christiani's Leidenschaft zum Spiel hin; die Mutter hatte ihm gegen sein Augenleiden eine Kur in Wiesbaden empfohlen: auch Christiani habe im gleichen Falle dort Heilung gefunden. Aber Heine antwortete (29. December 1847) witzig und schlagfertig: „Mit Christiani's Heilung dort hat es seine eigene Bewandtniß. Der hat in Wiesbaden gespielt, und als er dort all' sein Geld verspielt hatte, gingen ihm plötzlich die Augen auf!!"

Indessen, diese Wirren in Christiani's Leben gingen vorüber, wurden ausgeglichen und bald vergessen. Auch unser Dichter erhielt die alten freundschaftlichen Beziehungen aufrecht, was schon daraus hervorgeht, daß er in seinem letzten, dem rechtsgültigen Testament vom 13. November 1851 (Werke, Bd. VII, S. 518) Christiani zum Herausgeber seiner Werke bestimmte — ein Auftrag, den der Freund, da er zwei Jahre nach Heine, am 21. Januar 1858, starb, nicht mehr auszuführen vermochte.

Einige Blätter von Christiani's Hand haben sich auch in Heine's Nachlaß erhalten, dessen größter Theil vor einigen Monaten durch mich in Paris für meinen Freund, Herrn Professor Hans Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts in Leipzig, erworben worden ist. Dem jetzigen Besitzer gebührt für die großen Opfer, die er gebracht hat, um diese Schätze für Deutschland und die Wissenschaft zu sichern, nicht nur mein Dank, sondern derjenige aller Freunde unseres Dichters. Aus diesem Nachlaß Heine's sei hier schließlich noch ein Brief Christiani's eingeschaltet, durch den er einen nach Paris reisenden jungen Mann im Hause des Freundes und „Vetters" einführen wollte. Der „Verstorbene", dessen der Brief gedenkt, ist Salomon Heine, der in seinem Testament dem Dichter statt der versprochenen lebenslänglichen Rente nur ein verhältnißmäßig kleines Legat ausgesetzt hatte. Der Brief lautet:

Lüneburg, den 4. October 1845.

Der Überbringer dieser Zeilen, mein bester Heine! ist Herr Doctor med. Burghard von hier, der nach Paris geht, um seine Studien zu vollenden. Ich erlaube mir ihn Dir mit der Bitte zu empfehlen, ihn wo Dir Zeit und Kräfte gestatten, mit Rath und That zu unterstützen. Als Sohn wohlhabender Eltern, wird er vor allen Dingen auch wünschen, sich social auszubilden und Dir sehr dankbar seyn, wenn Du in dieser Beziehung ihm förderlich seyn willst.

Von Dir mein lieber alter Freund habe ich leider, besonders rücksichtlich Deines körperlichen Zustandes wenig Erfreuliches vernommen, ohne indessen selbst noch vor 14 Tagen, als ich in Hamburg war, von Deiner Schwester etwas Gewisses erfahren zu können. Möchte mir doch recht bald in dieser Beziehung beruhigende

Kunde zu kommen. — Über den Verstorbenen der Dich so unväterlich in seinen letzten Stunden vergessen, äußere ich mich hier nicht weiter. So viel ist mir indessen gewiß, daß wenn er eine Ahndung davon hätte haben können (wozu er nicht befähigt war), daß die Sicherstellung Deiner Zukunft ihm mehr Ruhm bey der Nachwelt verbürgt hätte, als alle seine Stiftungen, er anders gehandelt haben würde.

Meiner Charlotte und mir geht es Gott lob, gut. Sie hat 8 Wochen bei ihrer Schwester heiter in Hamburg verlebt, während ich von meinem Augenübel im März befallen, im Juli u. August in Wiesbaden Heilung suchte und fand, so daß ich wohler wie je bin. Auf dem Rückwege machte ich das Fest in Bonn und den sonstigen Hocuspocus am Rhein mit, wovon ich manche interessante Erinnerungen mit heim gebracht habe, mit denen ich durch die Steppe des Lüneburger Winterlebens hindurch zu kommen hoffe. Lebe wohl alter Freund! Ich umarme Dich von ganzem Herzen, küsse die schöne Hand Deiner Frau und grüße Dich freundlichst von meiner Charlotte. Dein Christiani, Dr.

Die letzten zehn Jahre von Christiani's Leben sind für uns in Dunkel gehüllt; 1848 ist er politisch nicht hervorgetreten, da er durch sein früheres Verhältniß zu Christian VIII. von den öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen blieb, und die Zeiten der Reaction verboten einem Manne von seiner Gesinnung jede freie Bethätigung im Staatsleben. Heine freilich hing ihm noch einmal einige Spottverse an, worin er diese veränderte Haltung des ehemaligen Volkstribunen geißelt (in dem Gedicht „Testament", Bd. II, S. 221):

Und eine Schlafmütz', weiß wie Kreid',
Vermach' ich dem Vetter, der zur Zeit
Für die Heidschnuckenrechte so kühn geredet;
Jetzt schweigt er wie ein echter Römer.

Die Hauptmasse der Briefe Heine's an Christiani fällt in die Zeit von dessen Begeisterung für Goethe, in seine zweite Periode. Damals, als beide noch im Werden waren, hat Christiani dem befreundeten Dichter ohne Zweifel Anregungen geboten, die nicht spurlos an ihm vorüber gingen. Es waren ähnliche Einflüsse, wie sie Heine zu Berlin im Varnhagen'schen Kreise erfahren hatte. Und es war gewiß Christiani's beste Zeit, als er in dem „müßig-kalten Dunstkreis" lebte, „worin ihn der kluge Kunstgreis einst von Weimar aus umwoben". Wer je in Goethe gelebt hat und wird ihm untreu, muß von seinem Besten verlieren. Aber: „Andre Zeiten, andre Vögel! Andre Vögel, andre Lieder!" Auch Christiani schwirrte dahin, mit „des Völkerfrühlings kolossalen Maienkäfern, Von Berserkerwuth ergriffen!" Auch er wurde mitgerissen von den Wellen der Zeit, Anfangs ein titanischer Ringer, dann aber erlahmend und wie Horaz den Schild nicht allzu rühmlich zurücklassend. Eins aber blieb er in allem Wandel: eine achtbare geistige Kraft; als „Wünschelruth-Häuptling", als Goetheaner und als Mirabeau der Lüneburger Heide erfüllt er sein Leben mit bedeutendem Inhalt, und so mochte der große Dichter, der sein Freund ward, ihm mit Fug und Recht seine letzte geistige Habe überweisen.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt]

Berlin, Mitte Juni.

Der Generalfeldmarschall Graf Waldersee hat am 4. Juni seine Functionen als Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in der chinesischen Provinz Petschili eingestellt. Auch wird das Gros dieser Truppen zurückgezogen, so daß der wesentliche Theil der Expedition im äußersten Orient als beendet gelten darf. Dem deutschen Generalfeldmarschall gebührt das Verdienst, während seiner Wirksamkeit als Oberbefehlshaber unter den mißlichsten Verhältnissen die zahlreichen Klippen vermieden zu haben, an denen die gemeinschaftliche Action scheitern konnte. Zu wiederholten Malen drohten schroffere Gegensätze, und dies kann nicht überraschen, da es darauf ankam, die höhere Einheit nicht bloß für die Interessen der europäischen Mächte, sondern auch der Vereinigten Staaten von Amerika und Japans zu finden. Die maßvolle, conciliante Art des Grafen Waldersee hat alle Spitzen abzuschleifen vermocht, und es ist in hohem Grade bezeichnend, daß nicht nur der Kaiser von Rußland, sondern auch maßgebende Factoren in den Vereinigten Staaten die Anerkennung für die Wirksamkeit des Oberbefehlshabers ausgesprochen haben.

Alle militärische Tüchtigkeit und das versöhnliche Vorgehen des deutschen Oberbefehlshabers bedurften jedoch auch der zielbewußten Action der Diplomatie, und diese hat sich in vollem Maße bewährt. Daß der deutsche Gesandte in Peking, Dr. Mumm von Schwarzenstein, vom Kaiser Wilhelm durch einen hohen Orden ausgezeichnet wurde, war der Ausdruck einer wohlverdienten Anerkennung. Der Reichskanzler Graf Bülow und der Staatssecretär der Auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr Dr. von Richthofen, dürfen vor Allem mit großer Befriedigung auf die von ihnen erzielten Ergebnisse blicken, bei denen kein Fehlschlag der deutschen Diplomatie retardirend gewirkt hatte. Freilich waren sowohl in Peking als auch in Berlin rastlose Thätigkeit, sowie nie versagende Sorgfalt und Aufmerksamkeit geboten. Eines wie großen Aufgebotes von Tact bedurfte es, um die Anerkennung eines deutschen Heerführers allen betheiligten Mächten durchaus annehmbar zu machen! Unzweifelhaft hätte es noch vor Jahresfrist in Frankreich als unmöglich gegolten, daß umfassende Streitkräfte dieses Landes unter ein deutsches Obercommando gestellt werden könnten. In dieser Beziehung darf nun der Hoffnung Ausdruck geliehen werden, daß das Beispiel guter Kameradschaft, das gerade von den französischen und den deutschen Truppen in China gegeben wurde, in der Zukunft nicht verloren gehen werde.

Ohne ein solches Zusammengehen aller betheiligten Mächte, die bei manchen Meinungsverschiedenheiten über Modalitäten der Ausführung doch das friedliche Hauptziel nicht aus den Augen verloren, hätten die Wirren in China auch für den Weltfrieden bedenklich werden können. Die deutsche Diplomatie hat auch in dieser Hinsicht das gute Beispiel gegeben, indem sie trotz der schweren Kränkung, die Deutschland durch die Ermordung seines früheren Gesandten in Peking erfahren hatte, zwar an der Forderung und Gewährung einer ausreichenden Genugthuung

festhielt, einen Rachefeldzug gegen die chinesische Bevölkerung jedoch vermieden wissen wollte. Sehr bald erwiesen sich die Besorgnisse, die in dieser Beziehung in anderen Ländern gehegt wurden, als durchaus grundlos. In der französischen Deputirtenkammer war die von dem Abgeordneten d'Estournelles de Constant an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Delcassé, unlängst von Neuem gerichtete Anfrage gleichsam der Nachhall dieser Besorgnisse.

„Wann werden wir aus China abziehen?" In dieser Formel faßte der Deputirte d'Estournelles de Constant seine eigenen Herzensbeklemmungen und die vieler Franzosen zusammen, die früher bereits in Wort und Schrift die eine Zeit lang dem Grafen Waldersee zugeschriebene Absicht einer großen Expedition ins Innere China's zurückgewiesen hatten. Daß jemals eine solche Absicht ernsthaft bestanden hat, darf ohne Weiteres als ausgeschlossen gelten. Der Oberbefehl des deutschen Feldmarschalls bezog sich von Anfang an nur auf die Provinz Petschili. Wohl aber konnte es aus taktischen Gründen nur erwünscht sein, daß, wie die chinesischen Bevollmächtigten, auch weitere Kreise China's mit der Möglichkeit einer Expedition der verbündeten Streitkräfte im Inneren des Landes rechneten. Das beschleunigte Tempo in der Bewilligung der von den diplomatischen Vertretern der Mächte erhobenen Forderungen darf unzweifelhaft auf die Besorgniß vor Eventualitäten zurückgeführt werden, die vom Obercommando selbst niemals bestimmt ins Auge gefaßt worden sind.

Nachdem die chinesischen Bevollmächtigten auf der Grundlage kaiserlicher Edicte alle wesentlichen Forderungen der diplomatischen Vertreter der Mächte zugestanden hatten, war auch Herr Delcassé in der Lage, in jeder Hinsicht beruhigende Erklärungen in der französischen Deputirtenkammer abzugeben. Wohl bleibt noch eine Reihe von Fragen ungelöst. Insbesondere haben die chinesischen Bevollmächtigten wohl im Princip die von den Mächten geforderte Gesammtsumme der Entschädigung anerkannt; in welcher Weise jedoch die Zahlung erfolgen soll, das mußte noch weiteren Verhandlungen vorbehalten bleiben, zumal da die Auffassungen der Mächte selbst aus einander gingen. Nicht minder sind noch umfassende Erörterungen darüber nothwendig, wie die Sicherheiten für die Leistung der Entschädigungssummen beschaffen sein sollen. Der deutsche Gesandte in Peking hat es auch hier nicht an Bemühungen fehlen lassen, um die Interessen aller an der befriedigenden Ordnung dieser Angelegenheit Betheiligten zu wahren.

Wird nun hier und da die Frage aufgeworfen, ob die von den verbündeten Mächten erzielten Resultate in einem richtigen Verhältnisse zu den angewendeten großen Mitteln stehen, so wird diese Frage nur bejaht werden dürfen. In Deutschland muß vor Allem daran festgehalten werden, wie die Ermordung des früheren deutschen Gesandten in Peking, Herrn von Ketteler, einen so schweren Bruch des Völkerrechts darstellte, daß unter allen Umständen eine ausreichende Sühne und Genugthuung erlangt werden mußte. Es wäre durchaus verfehlt, bestreiten zu wollen, daß dieses Ziel thatsächlich erreicht worden ist. Mögen auch nicht alle Einzelheiten des ursprünglichen Programms Erfüllung gefunden haben, so war doch jedem Kenner der Verhältnisse von Anfang an klar, daß im äußersten Orient ein anderer Maßstab angelegt werden muß wie in den modernen Culturstaaten. Die weitere Erschließung China's für den freien Handelsverkehr darf ebenfalls als ein Ergebniß der Expedition der verbündeten Mächte angesehen werden. Auch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß insbesondere Deutschland durch sein energisches Vorgehen das Ansehen verstärkt hat, dessen es für eine weitere gedeihliche Entwicklung Kiautschous bedarf. Die Chinesen der benachbarten Provinz Schantung werden sicherlich nach den gemachten Erfahrungen Ruhe und Frieden halten.

Besondere Zufriedenheit mit dem Verlaufe der chinesischen Angelegenheit herrscht in Frankreich, da die Gefahr nicht ausgeschlossen war, daß die Wirren in der Provinz Petschili eine Rückwirkung in den Tongking benachbarten chinesischen Gebietstheilen ausüben würden. Auch die innere Politik Frankreichs hätte dann

in Mitleidenschaft gezogen werden können, wie denn ja Jules Ferry seiner Zeit jäh gestürzt wurde, weil durch ein Mißgeschick der französischen Expeditionstruppen in Tongking die Kammermehrheit in die heftigste Erregtheit versetzt worden war. Heute freilich wird gerade die Besitzergreifung Tongkings als eines der größten Verdienste Jules Ferry's angesehen, dessen staatsmännische Begabung und Leistungen auch im Uebrigen nunmehr volle Anerkennung finden.

Der gegenwärtige Conseilpräsident Waldeck-Rousseau bedarf vor Allem deshalb des Friedens, weil im nächsten Jahre die Neuwahlen für die Deputirtenkammer stattfinden. Hieraus erklärt sich auch der Eifer, mit dem die Abgeordneten der Regierungsmehrheit das politische Programm, auf das hin sie gewählt worden sind, noch in letzter Stunde zum Theil wenigstens verwirklichen oder doch wenigstens den Anschein erwecken möchten, als ob sie ihren Wählern keine eitlen Versprechungen gemacht hätten.

Dies gilt insbesondere von dem Projecte der Einkommensteuer, das seit geraumer Zeit in dem Programm der Radicalen und der äußersten Linken figurirt. Mit 17 gegen 13 Stimmen beschloß der Budgetausschuß der Deputirtenkammer, daß das Princip der Einkommensteuer bereits in den Entwurf des Staatshaushaltes für das Jahr 1902 aufgenommen werden soll. Vergebens sprach sich der Finanzminister gegen einen solchen Beschluß aus; nur mag Mancher unter den radicalen Augurен gelächelt haben, als er sah, daß der Minister diese Komödie ernst nahm. Die Schwierigkeiten, die sich einer raschen Einführung der Einkommensteuer entgegenstellen, sind so groß, daß die Deputirtenkammer gar nicht im Stande wäre, den Beschluß ihres Budgetausschusses zu verwirklichen. Einige Mitglieder dieses Ausschusses schlagen vor, zunächst eine „statistische Gebühr" zu beschließen. Dieser impôt de statistique sollte zunächst den Zweck haben, die Höhe der in Betracht kommenden Vermögen festzustellen; nur daß für diese Statistik zugleich eine Steuer erhoben werden sollte. „Wenn es dabei bleiben sollte," führte das „Journal des Débats" in einem Leitartikel aus, „so gäbe es in der französischen Sprache keinen Ausdruck, der stark genug wäre, um die Absurdität, die Thorheit dieser Steuer zu kennzeichnen. Dies wäre der Wahnsinn der Statistik; und Niemand in Frankreich verhehlt sich, daß dieser impôt de statistique lediglich bestimmt wäre, die Einkommensteuer selbst vorzubereiten. Dabei würde der Kampf für und wider diese auch dann entbrennen, wenn es sich selbst zunächst nur um eine statistische Untersuchung über den Umfang der Vermögen handeln sollte, da in Frankreich das System der indirecten Steuern in hohem Maße entwickelt ist, und sich deshalb die besitzenden Classen aus allen Kräften gegen das nach ihrer Auffassung vexatorische Eindringen in das Privatleben sträuben.

Die Berathungen der Deputirtenkammer über die Alters- und Invaliditätsversicherung werden gleichfalls kaum zu einem praktischen Ergebnisse führen. Durch Amendements jeder Art werden die den Arbeitgebern und dem Staate aufzuerlegenden Lasten so gesteigert, daß es für die Verwirklichung des Projects der Alters- und Invaliditätsversicherung vieler Milliarden bedürfte. Auch den Arbeitern selbst werden weit größere Verpflichtungen auferlegt als in Deutschland, wo die socialpolitische Gesetzgebung auf einer besser gesicherten Grundlage beruht. Paul Leroy-Beaulieu, der angesehene Nationalökonom, hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Zahl der Arbeitgeber, die nur eine ganz geringe Anzahl von Arbeitern beschäftigen, in Frankreich viel größer ist als in Deutschland.

Die Ansicht, daß die socialpolitische Gesetzgebung in Frankreich unter dem Ministerium Waldeck-Rousseau, dem der frühere socialistische Führer Millerand als Handelsminister angehört, in leichteren Fluß gerathen würde, konnte sich also als trügerisch erweisen. Selbst wenn die Deputirtenkammer im Hinblick auf die bevorstehenden Neuwahlen einen Gesetzentwurf zu Stande bringen sollte, würde dieser allem Anscheine nach im Senate Schiffbruch leiden. Wohl aber sprechen alle Anzeichen dafür, daß das von der Deputirtenkammer genehmigte Gesetz über die

geistlichen Genossenschaften vom Senate im Wesentlichen genehmigt werden wird, so daß es mit einigen den Kern nicht berührenden Abänderungen in dieser Legislaturperiode zur Verabschiedung gelangen wird.

In Spanien haben die Neuwahlen für die Cortes stattgefunden und sowohl für die Deputirtenkammer als auch für den Senat eine Regierungsmehrheit ergeben. Dieses Resultat entspricht nur dem in Spanien herrschenden Brauche, nach dem die gerade am Staatsruder sich befindende Regierung in der Lage ist, sich auch die Majorität zu sichern. Daher mußte es, als das conservative Ministerium Azcarraga von dem liberalen Cabinet Sagasta abgelöst wurde, von Anfang an als gewiß gelten, daß bei den Neuwahlen die frühere conservative Mehrheit durch eine liberale ersetzt werden würde. Auch erfährt der gesammte Verwaltungsmechanismus nach einem Regierungswechsel eine vollständige Umgestaltung, und dies gilt nicht nur von dem Beamtenpersonal, mit Ausnahme der unabsetzbaren Richter, sondern auch von den Alcalden derjenigen Gemeinden, in denen der Regierung das Ernennungsrecht dieser Bürgermeister zusteht.

Ungemein bezeichnend ist ein Vorgang, der sich bei den jüngsten Wahlen in Spaniens volkreichster Stadt, der Hauptstadt Cataloniens, Barcelona, abspielte, wo die catalanische Bewegung ihr Hauptquartier hat. Am Abend der Wahl wurde von dem Civilgouverneur festgestellt, daß zunächst den Liberalen vier Sitze zugefallen wären, während die Conservativen drei und die catalanische Partei einen erlangt hätten. Im Bewußtsein ihrer Stärke legte die catalanische Partei energische Verwahrung gegen diese als unrichtig bezeichnete Feststellung ein, und es fehlte nicht an deutlichen Anzeichen, daß es bei der amtlichen Verkündigung des Wahlergebnisses zu ernsthaften Ruhestörungen kommen würde, falls dann noch an der ersten Auffassung des Civilgouverneurs festgehalten werden sollte. Welche Geheimnisse die Wahlurnen in Spanien bergen, das zeigte sich nun bei der Proclamirung des amtlichen Wahlresultates. Allerdings ging die Uneigennützigkeit der politischen Behörde in Barcelona nicht so weit, daß sie die von der neuen Regierungspartei errungenen Siege verkürzt hätte; wohl aber wurden den stürmischen und mit ihren Drohungen nicht zurückhaltenden Catalanen neben dem bereits zugestandenen ersten Mandate drei weitere zugewiesen, die den Conservativen entzogen wurden. Daß die Anhänger des früheren Régimes von dieser Form der ausgleichenden Gerechtigkeit nicht gerade entzückt waren, leuchtet ohne Weiteres ein. Auch sind aus dem ganzen Lande bereits mehr als 160 Corteswahlen angefochten worden, ohne daß jedoch die Zusammensetzung der beiden parlamentarischen Körperschaften eine wesentliche Veränderung erfahren wird.

Das Ministerium Sagasta befindet sich trotzdem keineswegs in einer gesicherten Stellung; denn obgleich es auch im Senate auf eine Mehrheit zählen zu können glaubt, haben sich doch die Verhältnisse in dieser parlamentarischen Körperschaft insofern eigenthümlich gestaltet, als neben den gewählten Mitgliedern andere Kategorien bestehen, die theils kraft eigenen Rechts, theils auf Grund königlicher Erneuerung dem Oberhause auf Lebenszeit angehören. Die Prinzen von Geblüt, die spanischen Granden, die über Renten von bestimmter Höhe verfügen, hohe Staatsbeamte und die von der Krone ernannten Senatoren bilden gleichsam ein Gegengewicht gegenüber den gewählten Mitgliedern dieser parlamentarischen Körperschaft. So wird der Senat nach den in spanischen Blättern vorliegenden Berechnungen aus 163 Liberalen, 112 Conservativen, 24 Anhängern des früheren Ministers des Auswärtigen, Herzogs von Tetuan, 17 Anhängern Gamazos, sowie 44 unabhängigen Mitgliedern verschiedener Gruppen bestehen. Mag diese Berechnung auch im Einzelnen später sich nicht als ganz zutreffend erweisen, so muß doch die liberale Regierung ungemein vorsichtig vorgehen, weil sie andernfalls bei ihrer Reformpolitik im Senate auf Schwierigkeiten stoßen konnte. Dieses Dilemma konnte dem Ministerium Sagasta verhängnißvoll werden, zumal wenn die Gährung im Lande weitere Fortschritte machen sollte.

Nicht ohne Besorgniß wurden in der gesammten spanischen Presse die jüngsten Vorgänge in Marokko erörtert, da es eine Zeit lang den Anschein gewann, als ob die Franzosen dort eine größere Action unternehmen könnten. Nicht bloß für die Ermordung eines französischen Staatsbürgers forderte die Regierung Genugthuung, sondern sie bestand auch darauf, daß der Sultan von Marokko ein an die Häuptlinge einzelner Stämme gerichtetes Schreiben desavouirte, wonach den von Algerien aus in der Richtung der Tuat-Oasen vordringenden Franzosen Schwierigkeiten bereitet werden sollten. In Frankreich regte sich andererseits um so größeres Mißtrauen, als eine marokkanische Mission nach London und Berlin angekündigt worden war. Nach zuverlässigen Mittheilungen stand von Anfang an fest, daß diese Mission nicht etwa mit gemeinsamen Plänen Deutschlands und Englands in Bezug auf Marokko in Zusammenhang gebracht werden durfte. Vielmehr ließ sich der Sultan von Marokko vor Allem von dem Wunsche leiten, dem deutschen Kaiser gleichsam durch einen Act der Courtoisie zu zeigen, wie hoch er die Beziehungen zu schätzen weiß, die der deutsche Ministerresident in Tanger bei seinem dem Scherif vor einiger Zeit abgestatteten Besuche befestigte.

In Frankreich zeigte sich überdies sehr bald eine beruhigtere Stimmung, zumal da der Sultan sich bereit erklärte, die verlangte Genugthuung in vollem Maße zu gewähren und eine besondere Mission nach Paris und St. Petersburg zu entsenden. Auch nach den im englischen Parlamente abgegebenen officiellen Erklärungen steht nicht zu befürchten, daß die marokkanische Frage in absehbarer Zeit aufgerollt werden könnte. Im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens kann diese Wendung nur mit Genugthuung begrüßt werden. Nicht nur England und Spanien würden andernfalls auf den Plan gerufen worden sein, sondern auch in Italien hätten sich unverzüglich Besorgnisse wegen der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere geregt, falls Frankreich eine Action größeren Stils in Marokko unternommen haben würde. Zugleich fehlt es nicht an Anzeichen, daß Großbritannien in einem solchen Falle trotz der Wirren in Südafrika unverzüglich eine Flotte nach den Gewässern von Tanger geschickt hätte. Die englische Regierung ist eben unter allen Umständen entschlossen, sich den Weg durch den Suezkanal nach Ostindien offen zu halten. Der französische Minister des Auswärtigen, Herr Delcassé, hat andererseits, indem er zur Lösung des Conflictes mit dem Sultan von Marokko beitrug, den Interessen des Friedens gedient. Was Deutschland betrifft, so hat es in Marokko keine politischen, wohl aber wichtige handelspolitische Interessen, deren Wahrung es sich angelegen sein lassen muß.

An Reibungsflächen mit Frankreich fehlt es also für Deutschland auch dort wie überhaupt auf dem Gebiete der Colonialpolitik. Der jüngste Besuch, den zwei höhere französische Officiere bei Gelegenheit der Frühjahrsparaden in Berlin und Potsdam dem deutschen Kaiser, dessen Einladung entsprechend, abstatteten, mußte gleichfalls dazu beitragen, die maßgebenden Kreise in Frankreich von der friedfertigen Gesinnung Deutschlands zu überzeugen. Mag immerhin dieser Besuch ebenso wenig politische Bedeutung haben wie derjenige der sympathischen jungen Königin der Niederlande, so gehörte er doch zu den Imponderabilien, deren symptomatischer Werth im Völkerleben nicht unterschätzt werden darf. Auch durch die jüngste Reise des Kaisers Franz Josef nach Böhmen werden sicherlich die schroffen Gegensätze zwischen Deutschen und Tschechen nicht aus der Welt geschafft. Wohl aber zeigte sich von Neuem, daß die in allen inneren Kämpfen bewährte Dynastie der Habsburger nach wie vor den festen Kern bildet, um den sich alle Nationalitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie scharen müssen.

Literarische Rundschau.

Einige neue Bücher.

[Nachdruck untersagt.]

1.

Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe. Von Reinhold Steig. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901.

Bücher, voll von Dingen, die zu unmittelbar anknüpfendem Nachdenken Anstoß geben, regen zuweilen auch Fragen in uns an, die weit abliegen. So hat Steig's Arbeit mich zu lebhaften Betrachtungen verführt, bis in welche Zeiten gewisse angeborene geistige Unterschiede deutscher Bevölkerungstheile rückwärts sich verfolgen lassen. Die heutige Gelehrsamkeit verweist uns für die verbürgt prähistorischen Zeiten auf „Wanderungen deutscher Stämme". Der Deutsche wandert ja gern. Tacitus berichtet von uns, als hätten wir ewig an den gleichen Stellen gesessen. Meiner geschichtsforschenden Erfahrung nach haben gewissen Theilen Deutschlands „von jeher" gewisse geistige Eigenschaften angehaftet, aus denen sich Ergebnisse der Beobachtung neuester Gegenwart vielleicht deuten lassen. Unter den Karten des mir seit langer Zeit vertrauten historischen Spruner'schen Atlasses gab mir die Deutschlands öfter Anlaß zum Nachdenken, welche den Titel führt: „Kirchliche Eintheilung Deutschlands bis zum 16. Jahrhundert": Darstellung der Bereiche des mächtigsten Einflusses also, dem Deutschland bis auf Luther in getrennten Provinzen unterlag.

Diese Provinzen bestehen geistig fort. Wie weit entsprach die in ihnen sich darbietende Theilung unseres Vaterlandes bereits vorhandenen Theilungen in heidnischer Zeit? Worin lag und liegt die Kraft ihrer Dauer? Denn noch heute sind ihre Abgrenzungen das Maßgebende, wenn wir in die Tiefe gehen. Ohne daß das politische Publicum sich dessen erinnert, bestehen die „Trierische, Bremische, Cölnische, Mainzer, Salzburgische, Magdeburgische und Prager Kirchenprovinzen" als lebendige deutsche Culturprovinzen weiter. Keine andere Eintheilung Deutschlands auch beruht so sehr auf gegebenen natürlichen Verhältnissen. Jede dieser Provinzen ist das Bett eines oder eines Zusammenhanges deutscher Flüsse und Ströme mit den Nebenflüssen. Diese Flußthäler umgrenzen sich durch die Gebirge, von denen herab ihre Nebengewässer dahin und dorthin ihnen zufließen. Daher vielleicht die getrennten Dialekte, welche einheitlicher geistiger Einfluß von festen Mittelpunkten aus, die ehemals geistige Burgen waren, bewirkt hatte. In den Zeiten der Reformation wurden diese Einheiten freilich zerstört, und dennoch beruhten Goethe und Schiller noch darauf, daß die Menschen, von denen sie zuerst verstanden wurden, in der Cölnischen und Mainzer Kirchenprovinz wohnten, die der Rhein mit seinen Nebenflüssen durchströmt; Herder, Klopstock und Bürger gehörten der Bremischen, die weit gestreckt die nörd-

liche Küste Deutschlands inne hatte; Lessing und Kleist waren Magdeburger Kirchenprovinziale. Cöln und Mainz nun aber sind uraltes romisches Culturland gewesen, das nach Gallien gravitirte; Bremen stand durch das Meer mit England und Scandinavien in Verbindung. Die Provincia Magdeburgensis, Kleist's Heimath, aber war zwischen Elbe und Oder eingeklemmt, und einige nur von den Nebenflüssen der Elbe und Oder, während die Mutterströme aus slawischen Landstrichen kommen, durchschnitten sie. Außerhalb dieses Gebietes, in dem Berlin, Halle, Leipzig und Dresden aufkamen, haben Lessing und Kleist sich niemals von Grund aus heimisch gefühlt. Daher sind sie Goethe und Schiller fremd geblieben: fast wie von nationaler Abneigung und Mangel gegenseitigen Verständnisses könnte hier gesprochen werden. Wie fern stehen sich heute noch Schwaben, Hessen, Franken und Thüringer dort, Preußen und Sachsen hier! Dort Straßburg, Frankfurt, Stuttgart, Heidelberg, Darmstadt, Cassel, Weimar; hier Leipzig, Dresden, Halle, Berlin. Anerkannt hat man sich, aber nur über unsichtbare Grenzpfähle hinüber; Begeisterung jedoch vermochte man sich über den Zaun nicht hinüber zu reichen. Andere Blutmischung verbietet es. In Frankreich und in Italien haben wir vergleichungsfähige Verhältnisse. Nie werden die nördlichen Provinzen in beiden Ländern die südlichen voll verwandtschaftlich empfinden. Verstehen vielleicht, empfinden nicht. Wären wir im Stande, mit Hülfe zureichenden Materials exact vorzugehen, so würden wir in den Chauken, Ingävonen und Istävonen vielleicht diese Charakterunterschiede bereits finden. Gewisse durch die Natur des Grund und Bodens bedingte Urgegensätze bestehen bei allen Völkern vielleicht mächtiger in der Stille weiter als man denkt. Daß Süditalien und Spanien einmal carthagisch-ägyptische Provinzen waren, wird heute von Diesem und Jenem nur noch mehr empfunden als daß es nachzuweisen wäre.

Das beschränkte Heimathsgebiet fällt bei Heinrich von Kleist's Schicksal besonders schwer ins Gewicht, weil seiner geistigen Ausbildung noch durch Geburt und Erziehung Grenzen gezogen wurden, aus denen auch ein Mensch mit energischem Triebe nach Selbständigkeit ebenso schwer herausbricht. Kleist's Familie gehörte dem eingesessenen Adel an, der von jeher der herrschenden Dynastie Officiere lieferte, und dafür war auch Heinrich von Kleist bestimmt und erzogen und willig. Im dreiundzwanzigsten Jahre erst hat er in Frankfurt a. O. einige Semester hindurch studirt, ist aber kein Student gewesen; was unsere sämmtlichen anderen Dichter der Universitätsfreiheit verdankten, hat er überhaupt nie besessen. Das daraus erwachsende Geistig-nur-auf-sich-gestellt-sein hat er sich in langem innerem Kampfe erringen müssen. Und dieser leidenschaftliche, unbändige Mensch fiel in Zeiten, in denen Preußen zerstört wurde, für dessen Wiedererstehen Kleist alle Kraft vergebens eingesetzt hatte. Kleist steht heute als einer der größten deutschen Dichter und Schriftsteller da. Ehe er noch das fünfunddreißigste Jahr erreichte, ist er unverstanden, verhöhnt, mißhandelt und arm endlich zu Grunde gegangen. Und heute erst fängt das Verständniß an, aufzutauchen, fast hundert Jahre nach seinem Tode, warum das Alles so sein mußte. Die Zeit von 1806—1811 sind die traurigsten Jahre, die Deutschland erlebt hat. Nie ist ein Mensch so verlassen gewesen als dieser in der Erziehung seines Standes befangene preußische Officier, nie hat dieser arme, einsame Mann einen einzigen rein sonnigen Tag erlebt. Und doch eine freudige, frische, nach Glück durstende und in den kürzesten Momenten Glück genießende Welt in sich getragen. Neben Goethe und Schiller ist er der Dritte heute. Herder und Lessing müssen es eben leiden. Es werden dem Dichter des „Käthchens von Heilbronn" und des „Prinzen von Homburg" schon die Statuen einst noch errichtet werden, die er nicht mehr bedarf, aber die wir bedürfen.

Reinhold Steig berichtet von Kleist's beiden letzten Lebensjahren, weil hier Alles über ihn im Argen lag, und weil dies seine reifsten, arbeitsreichsten Jahre sind. Er kam nach Berlin wie seine Freunde, um sich in die politische Bewegung zu stürzen. Da erfahren wir jetzt nun, wie er dort unmenschliche Anstrengungen

machte, einen Umschwung zum Besseren hervorzurufen, nebenbei auch sich das Leben zu gewinnen, und wie das Leben ihm stückweise gleichsam so weit entrissen wurde, daß er in der geknechteten Bevölkerung den letzten Rest von sich warf. Das Buch enthält keine Anschuldigungen, denn es sind deren keine zu machen gewesen. Kleist wurde in den großen Untergang, seiner gewaltigen Natur nach, mit hinein gerissen. Es gibt geschichtliche Erscheinungen, die die dämonische Bestimmung gehabt zu haben scheinen, nur das Traurigste an äußeren Geschicken zu erleben. Erinnern wir uns nur an Leopardi, an Keats, an Shelley. Jungen Menschen, die für ein ruhig schaffendes, friedliches, anspruchloses Leben gemacht, alle Fähigkeiten besessen hätten, es auf das Edelste auszufüllen und zu genießen. Es lag im großen Plane der Schöpfung, daß sie untergingen. Auch die übrige Menschheit trägt keine Schuld an ihrem Verluste. So fallen junge Soldaten, die keinen ihrer Feinde noch angerührt haben, in den Anfängen von Schlachten zu Dutzenden, noch ehe Kampf begonnen hat.

Kleist's Wunsch war, in dem geistig dürstenden Berlin als Redacteur eines die öffentliche Meinung organisirenden Blattes, als Novellist so wie als Verfasser maßgebender Bühnenstücke eine herrschende Stellung einzunehmen, und die öffentliche Meinung den Franzosen gegenüber wieder stark zu machen. Kleist hoffte, den König dahin zu bringen, sich auf die Leute zu stützen, mit denen er verbunden, auf eigene Faust nun für das entnervte Vaterland eintrat. Wie Unmögliches er mit diesen Hoffnungen begehrte, vermochten er und seine Freunde weder einzusehen noch war Hardenberg, dessen Person sie sich zu Gunsten zu zwingen suchten, in der Lage, es ihnen klar zu machen. Von Napoleon wurde der König und seine Regierung auf das Genaueste beobachtet und jede Connivenz Hardenberg's, wenn er dazu geneigt gewesen wäre, vereitelt. Hierdurch entstand ein dauerndes gegenseitiges Versteckspielen, und da das Erscheinen der Kleist'schen „Abendblätter" denn doch in irgend einer Gestalt tägliche Nothwendigkeit blieb, so besteht ein Theil der Arbeit Steig's darin, nachzuweisen, was thatsächlich von Tag zu Tag sich hier ereignete. Daneben war ganz von Frischem festzustellen, sowohl welche auswärtigen Blätter Kleist versorgte, als welchen Stoff er diesen für sein Blatt entnahm; wie weit seine Freunde contribuirten und, höchst merkwürdige Enthüllungen: welche Fassung er aus eigenem Gutdünken ihren Beiträgen verlieh: all' dies auch deshalb von Wichtigkeit, weil festzustellen ist, was vom Inhalte der „Abendblätter" in eine zukünftige Ausgabe der Werke Kleist's aufzunehmen wäre. Von höherem historischen Werthe aber ist Steig's Darlegung, welches Programm Kleist auch im Namen seiner Partei den großen Fragen innerer Politik und Cultur gegenüber vertrat, Fragen, auf deren Beantwortung die Zukunft des in unklarem Sumpfe stagnirenden Landes lag. Hier stellt Steig in einer Reihe von Capiteln das auf, wofür Kleist und viele andere geistig hervorragende jüngere Männer 1810 und 1811 eintraten, bis die französische Uebermacht und die unheilvolle Wendung der ihrer siegreichen Gewalt völlig unterliegenden Weltpolitik diesen Bestrebungen ein Ende machte.

Kleist als Dichter tritt neben der hier sich entfaltenden energischen journalistischen Thatigkeit scheinbar mehr zurück. Die Versuche, für seine bereits vorhandenen, theils neu entstehenden Bühnenwerke auf dem Berliner Theater eine Statte zu finden, scheiterten. Iffland durfte er offen angreifen; es gelang ihm nur, diesen tief zu verletzen, nicht aber ihn zur Seite zu drängen. Wie es in Berlin dabei zuging, lesen wir in neuen Details. Literarhistorische Hauptsache unter diesen Nachrichten sind die über die Stellung der bis dahin mehr süddeutschen älteren Romantik zu der in Berlin neu aufkommenden Berliner mit politischem Hintergrunde. Für Fouqué, der das Schicksal hat, immer nur als nebenher laufend behandelt zu werden, finden wir hier neues Material. Wie einzelne literarische Größen mittleren Ranges damals sich des Berliner öffentlichen Urtheils bemächtigten, wird an einzelnen lehrreichen Exempeln gezeigt; Steig zieht aus dem Vorrath der

ihm bekannten Fälle nur einzelne ans Licht. Das gesammte dortige Wesen, der Inhalt des täglichen Lebens des in sich beschränkten, von dem unter viel directerem französischen Einflusse stehenden übrigen Deutschland getrennten Preußens gewinnt durch seine Behandlung eine besondere Umrahmung und tritt als historischer Factor an sich aus der engeren Literaturgeschichte heraus. Staatsarchiv und Nachlässe anderer Art sind benutzt. Auch als Ordner und Verwalter des Grimm'schen Nachlasses, welcher jetzt von ihm für den Grimm-Schrank durchgearbeitet wird, hat Steig eine Anzahl Briefe und Aeußerungen gewonnen, welche für die deutsche Geschichte in den französischen Zeiten bisher unbekanntes Material darbieten, Correspondenzen, welche außerdem die historische Stellung der Brüder Grimm in der volleren Beleuchtung zeigen, die ihnen bisher nicht gewährt werden konnte.

Professor Steig hat als deutscher Literarhistoriker für sein Buch dagegen den besonderen Vortheil noch, Märker zu sein und für Kleist als Märker (Provincia Magdeburgensis) einzutreten. Wichtig, weil die deutsche Literaturgeschichte unserer Zeit mit geringen Ausnahmen in der Mainzer und Bremischen Kirchenprovinz empor gewachsen ist. Heinrich von Kleist hat in seinem miteingeborenen Biographen den rechten Vertreter seines Ruhmes gefunden. Es wird Reinhold Steig selber vielleicht oder auch es werden später ihm zuwachsende Geschichtsschreiber gleichen Auswuchses mit ihm die Geschichte der in der Mark sich entwickelnden Dichtung, ausgehend vom ästhetischen Aufbau der Werke, schreiben. Kleist, Wilibald Alexis, Fontane, Wildenbruch werden da eine eigene Gruppe bilden. Ohne mit einander durch sich berührende Lebensläufe verbunden zu sein, haben sie im Ton, im Fall der Sprache und der Gedanken etwas Engverwandtes. Eine gewisse gleichmäßige, stille Landschaft und Volksbildung umgibt ihre Gestalten, eine sich ähnelnde Gedanken- und Gefühlsproduction erfüllt deren geistiges Dasein, eine eigenthümlich verwandte Lebensbehandlung beherrscht das Thun und bewirkt das Zusammenstoßen der Charaktere. Kant und Rosenkranz sind die Philosophen dieser Gruppe. Auch Ernst Moritz Arndt und Klaus Groth gehören zu ihr. Fassen wir diese Dichter und Denker als ein Ganzes zusammen, so finden sich Goethe, Schiller, Hölderlin, Clemens Brentano, Hebel, Uhland, Jean Paul und Schelling ihnen gegenüber wie von selbst zu einander und bilden bei höherer Betrachtung ein Gegenlager. Nicht als ob hüben und drüben an Kampf gedacht würde, sondern nur, daß, um ein anderes Bild zu brauchen, der Wald deutscher Eichen dort mit Fichten, Linden und Gartenbäumen, hier mit Buchen, Kiefern und Birken stärker gemischt, das Vaterland mit heiligem Grün überwölbt, daß ihre Stämme dort mehr die Ufer strömender Flüsse, hier mehr ruhende Seen umsäumen.

2.

Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich von Treitschke. Herausgegeben von Max Cornicelius. Register. Leipzig, S. Hirzel. 1901.

Die Verwaltung des Treitschke'schen Nachruhms liegt, scheint es, nicht in fest zugreifenden Händen. Man würde sonst nicht die Frage aufwerfen müssen, warum dieses wichtige, unentbehrliche, vortreffliche Register so langsam dem Buche nachgefolgt ist, für das es bestimmt ist und seit geraumer Zeit fertig vorlag. Es ist mit derselben Sachkenntniß zusammengestellt, der wir die Entstehung des ganzen Werkes zu verdanken haben. Ohne Cornicelius' unablässiges Nachforschen nach Material und ohne den wahrhaft künstlerischen, mühsamen Aufbau des Textes wäre dies Buch so wie es ist nicht zu Stande gekommen.

Wie traurig hat sich das Schicksal unseres Freundes nun noch gestaltet. Menschliche bitterliche Verfolgung und, fast möchte man es sagen: Neid böser Dämonen gönnen ihm auch nach dem Tode die Ruhe nicht. Noch immer nicht scheinen sich diese Mächte beruhigen zu wollen. Was ich über die bevorstehende Aufstellung seines Denkmals höre, erscheint fast als eine Fortsetzung dieser bösen Verfolgungen. Indessen, Denkmäler sind an die Stelle ja nicht angefesselt, wohin sie Anfangs gestellt werden. Man kann ihnen nach Jahren noch den Platz geben, dessen sie bedürfen. So wird Goethe's im Weimaraner Museum halb versteckt gehaltenes Marmordenkmal noch einmal in Sonne und freie Luft gelangen.

Es wird noch Jahre bedürfen, ehe Heinrich von Treitschke's noch immer ruheloser Schatten still und unbehelligt als eine Gestalt dastehen wird, von dem das Volk nicht viel mehr zu wissen braucht, als daß er zu den Größten gehört, die „Deutsche Geschichte" geschrieben haben, und daß der Tod ihm sein Hauptwerk zu vollenden nicht erlaubte. Daß er für sich und für uns zu früh starb. Mehr bedarf es für solche Männer nicht, um den Inhalt ihres Lebens in die nothwendigsten Worte zusammen zu fassen.

Wie daseinsfroh stand dieser Mensch im Leben drin. Wie kampfmuthig. Wie bot die Sprache sich ihm zu Dienst an. Wie neu war immer sein neuestes Buch. Wie wenig konnten selbst die ihm böse sein, die im Gedränge des geistigen Verkehrs seine Ellenbogen zu kosten bekamen. Auch Diese werden mitrufen: „Ja, er war unser!"

Mai 1901. Herman Grimm.

Diese Blätter von deutscher Art und Kunst gehören zu den letzten, die Herman Grimm zu öffentlicher Mittheilung bereitet hat. Am Morgen des 16. Juni, des Berliner Bismarck-Tages, nahm ihn, trotz langen Leiden ganz unerwartet, der sanfteste Tod hinweg. Die „Deutsche Rundschau" muß vorerst in das einzige, hier oben nun so stolz und so wehmüthig stimmende Valet „Er war unser" den Dank für Alles zusammenfassen, was ihr von dem Meister des deutschen Essays als einem der vornehmsten und treuesten Mitarbeiter viele Jahre hindurch bis zur Scheidestunde beschert worden ist.

Berlin, den 17. Juni 1901.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Fr. **Histoire d'Allemagne** depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Par J. de Ditfurth. Paris, Librairie F. Vieweg. 1900.

Zum Schluß der Vorrede sagt die Verfasserin — denn eine deutsche, aus der bekannten hessischen Familie stammende und in Paris lebende Dame hat dieses Buch geschrieben — sie hoffe auf eine sympathische Aufnahme desselben, da es „zahlreiche geschichtliche Einzelheiten enthalte, deren Darlegung vor der französischen Leserwelt bisher noch Niemand versucht habe". Zu Anfang derselben Vorrede hatte es geheißen, daß die germanische Rasse nach barbarischen Anfängen eine sehr hohe Stellung unter den übrigen Völkern erlangt habe; daß sie in Beziehung auf Civilisation, Industrie, Künste und Wissenschaften den übrigen großen Culturnationen ebenbürtig sei und hinsichtlich der Kriegskunst den ersten Rang unter den Mächten einnehme. — Der letzte Satz des Werkes lautet wie folgt: „Es ist ein wunderbares Schauspiel, die Entwicklung eines Volkes von seinen Anfängen bis in unsere Tage zu verfolgen, von Stufe zu Stufe seine Fortschritte zu begleiten und Zeuge seiner Kämpfe und Ruhmesthaten (gloires) zu sein." — Nach dem Vorstehenden verräth der Inhalt des Werkes sich von selbst. Der Leser hat es mit einer durchaus sachlichen, zuweilen trockenen, immer aber wahrheitsgetreuen Darstellung der deutschen Geschichte, „wie sie wirklich gewesen ist", zu thun. Ueber die Abschnitte, welche deutsch-französische Nationalkriege zum Gegenstande haben (1813—1815 und 1870/71), wird mit derselben ruhigen Kälte und Unparteilichkeit geurtheilt wie über die Kämpfe Hermann's des Cheruskers, der sächsischen, fränkischen und staufischen Häuser. Das Nämliche gilt von der Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts, über welche Ida von Ditfurth mit einer Objectivität berichtet, die derjenigen der bekannten Walter'schen Weltgeschichte (Walter war Katholik) entspricht und gleich dieser jeden confessionellen Anstoß vermeidet. Ueber das classische Zeitalter unserer Literatur urtheilt die Verfasserin ungefähr wie Frau von Staël, deren Zeugniß über die Bedeutung Goethe's: „l'homme de grandes facultés pour le bien et pour le mal" wiedergegeben wird. Schiller, der mit besonderer Wärme behandelt wird, zählt (wie bei anderen Franzosen) unter die Häupter der romantischen Schule. — Das Buch ist in Frankreich gut aufgenommen worden; und in mehr als einer Rücksicht dürfte diese fleißige und ernsthafte Arbeit geeignet sein, verjährte Vorurtheile unserer Nachbarn zu berichtigen und die Verständigung zwischen den beiden führenden Nationen Mitteleuropa's zu fördern.

Fr. **Aus der Zeit der Noth** 1806—1815. Schilderungen zur preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau. Von Albert Pick. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Hinter der Freude an den großen Erfolgen des Jahres 1870/71 sind die Erinnerungen an Kampf und Sieg Preußens in den Jahren 1806—1815 so weit zurück getreten, daß es in hohem Grade verdienstlich erscheint, wenn das Gedächtniß an die Ehrentage unserer Väter und Großväter der Nation auch im zwanzigsten Jahrhundert erneuert wird. An Zügen großherzigen Opfermuthes und selbstloser Hingabe an die Sache des Vaterlandes ist diese „Zeit der Noth" reicher gewesen als irgend ein anderer Abschnitt deutscher Geschichte — die Ruhmesperiode des letzten großen Krieges nicht ausgenommen. Galt es damals doch die Wiederherstellungsarbeit eines verarmten und zertretenen Volkes, das im Kampfe gegen einen übermächtigen Feind Alles, ja (wie die stolzesten seiner Söhne meinten) selbst die Ehre verloren haben sollte! Die Geschichte der beispiellosen, mit Daransetzung der letzten Kräfte durchgeführten Anstrengung des damaligen Geschlechts wird in dem vorliegenden Buche nicht sowohl erzählt als durch zeitgenössische, mit Geschick und Sachkenntniß ausgewählte Zeugnisse von Mitlebenden aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten erläutert und verdeutlicht. Aufgereiht sind die vielfachen neuen und durchweg interessanten Berichte an den Fäden von Gneisenau's ruhmreichem Lebensgange. Daß der große Patriot, lange bevor er Feldmarschall geworden, dem erlauchten Kreise der moralischen Heerführer seines Volkes angehört und das Vertrauen bürgerlicher und soldatischer, vornehmer und bescheidener Patrioten in gleich hohem Maße zu erwerben gewußt hatte, läßt die von dem Verfasser gewählte Art der Darstellung als besonders glückliche erscheinen. Dazu kommt, daß das Pick'sche Buch die richtige Mitte zwischen Gesammtdarstellung des in Rede stehenden Zeitraumes und monographischer Zusammenfassung des auf einen ausgezeichneten Mann bezüglichen Stoffes zu halten gewußt hat. — Das sorgfältig zusammengestellte Namensverzeichniß wird die vorliegende Arbeit auch für Specialforscher nützlich machen. Der dem Texte beigegebenen, nach Zeichnungen von Zeitgenossen ausgeführten Lichtbilder darf anerkennende Erwähnung gethan werden, weil dieselben für den Zeitgeschmack in hohem Grade charakteristisch sind.

πβ. **König Friedrich Wilhelm IV.** Von H. von Petersdorff. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Nicht eine Biographie König Friedrich Wilhelm's IV. zu geben hat Petersdorff mit diesem Buche beabsichtigt: nur einige „Bemerkungen" wollte er zu einer „Skizze" zusammenfassen, um damit zugleich zu einer „gerechteren Würdigung des viel verkannten Königs" beizutragen. Er hatte das Glück, in die Original-Tagebücher und andere Papiere des Generals Leopold von Gerlach, Generaladjutanten und Vertrauten Friedrich Wilhelm's, Einsicht zu erhalten und ihnen eine Fülle von Berichtigungen und Ergänzungen zu der bekannten Publication der Tagebücher entnehmen zu können, wodurch unsere Kenntniß des unglücklichen Königs, seiner Persönlichkeit und seiner Politik, in vielen und wichtigen Punkten bereichert wird. Neben Beiträgen zur Geschichte der Märzrevolution, die hauptsächlich einem bisher nicht bekannten Schreiben des Prinzen Wilhelm an seine Schwester Charlotte, die

Kaiserin von Rußland, entstammen, ferner zur Geschichte der Ratification des Olmützer Vertrages, der Vorgeschichte der Regentschaft u. s. w. sei hier besonders hingewiesen auf die Niederschrift Friedrich Wilhelm's vom 8. November 1848, in der der König dem Ministerium Brandenburg ein Programm für die preußischen wie für die deutschen Angelegenheiten vorgezeichnet hat, ein seltsames Gemisch kluger Gedanken und haltloser Phantasie. Bei der Verwerthung dieses neuen Materials, das dem Buche wesentlichen Inhalt und bleibende Bedeutung gibt, ist der Verfasser, wie schon angedeutet, zu einer günstigeren Auffassung des Königs als der sonst üblichen gelangt. Er vermißt an ihm Willenskraft und den Sinn für das Einfache und Naheliegende: aber er ruhmt seinen politischen Weitblick, und findet, daß er in der Frage der Kaiserwahl, in der Unionssache und im Krimkriege die „einzig richtige" Entscheidung doch schließlich getroffen habe. Diese apologetische Tendenz für den König, der ein scharfes Urtheil über Bodelschwingh und Radowitz entspricht, wollen wir uns begnügen hier zu constatiren, ohne vorläufig ihre Berechtigung oder ihre Uebertreibung zu erörtern: wir hoffen, im Zusammenhang einer Besprechung der von Poschinger kürzlich herausgegebenen Denkwürdigkeiten Manteuffel's näher auf das Problem „Friedrich Wilhelm IV." eingehen zu können.

7. **Fünfundachtzig Jahre preußischer Regierungspolitik in Posen und Westpreußen,** von 1815—1900. Geschichtliche Skizze von A. von Boguslawski, Generallieutnant z. D. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1900.

Die vorliegende Broschüre des vielfach verdienten militärisch-politischen Schriftstellers ist in national-deutschem Geiste gehalten, ohne jedoch in schroffe Einseitigkeit zu verfallen, und ist darum Denen, welche sich in sachgemäßer Weise über die „polnische Gefahr" unterrichten wollen, sehr zu empfehlen. Boguslawski führt an unserem Auge die verschiedenen Regierungssysteme vorüber, die sich im Laufe des Jahrhunderts in Posen und Westpreußen abgelöst haben, zeigt die verderblichen Folgen jeder schwachen Politik gegenüber den Polen und gibt statistische Angaben, aus denen erhellt, daß bei fortschreitender Polonisirung der Ostmarken schließlich Ostpreußen durch einen polnischen Gürtel vom deutschen Hauptkörper abgetrennt und der slawischen Ueberfluthung überantwortet werden wird. Aus dieser schweren Gefahr leitet der Verfasser die Forderung her, daß die deutsche Bevölkerung selber, die zum Theil den Polen Vorspann leistet, sich zu energischer Abwehr auf allen Gebieten zusammenschließen und die Regierung jeder unberechtigten polnischen Agitation kräftig, aber ohne kleinliche Plackerei begegnen muß: durch Ansiedelung protestantischer Deutscher, Belegung der geeigneten Städte mit deutschen Garnisonen, durch Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Posen und Gnesen mit einem deutschen Priester und andere Maßnahmen. Auf diejenige Partei, die, das eigene Interesse voran stellend, den Polen bei Wahlen offen Hülfe leistet, darf in dieser Frage, um des deutschen Interesses willen, keine Rücksicht genommen werden.

7. **Geschichte der Weltliteratur.** Von Alexander Baumgartner, S. J. Vierter Band. Freiburg i. Br., Herder. 1900.

Der vierte Theil dieses schon früher von uns an dieser Stelle besprochenen Werkes umfaßt die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker vom Beginn des Christenthums bis zu den lateinischen Dichtungen Leo's XIII. Baumgartner entwickelt mit Nachdruck, daß das Heidenthum keineswegs jene Harmonie, Schönheit und Vollkommenheit der Bildung besessen habe, die ihm vielfach fälschlich nachgerühmt werde, daß es vielmehr die wichtigsten Grundlagen der gottgewollten Ordnung umgestürzt, das Geschöpf an die Stelle des Schöpfers gesetzt und Polytheismus, Atheismus und Sittenlosigkeit habe groß werden lassen. So war eine neue Barbarei empor gewachsen, gegen welche Herrscher und Staatsmänner, Philosophen und Dichter machtlos ankämpften, und welche nur durch göttliches Eingreifen überwunden werden konnte. Christus ist der Schlußstein der Jahrhunderte: in ihm erfüllten sich alle Verheißungen, das Sehnen der Völker nach Befreiung vom Joch der Sünde, das dunkle Ringen nach Erkenntniß des ewig Wahren, der Traum der Dichter vom Wiederkehren des goldenen Zeitalters, der Aufschrei der von stolzen Gewaltherren niedergetretenen Rassen, das Gebet der Frauen, die von Geschlecht zu Geschlecht immer nach dem Messias riefen. Christus ist die Fülle der Zeiten; von ihm aber haben Petrus und dessen Nachfolger die Wahrheit und ihre Verwaltung empfangen. Auf diesen, wie man sieht, strict christkatholischen Voraussetzungen baut Baumgartner in vier Büchern dann seinen Stoff mit großer Beherrschung der Einzelheiten und in durchsichtiger, anschaulicher Sprache auf. Gerade weil die Dichtungen, die er hier charakterisirt, der gewöhnlichen Betrachtung ferner liegen, messen wir diesem Bande eine besondere Bedeutung bei: Männer wie Synesius, Hilarius, Ausonius, Prudentius, Boethius, Bonifatius, Hrabanus Maurus u. s. w. ziehen in knapp und scharf umrissenen Bildern an uns vorüber. Luther wird kurz abgethan, da seine eigentliche Kraft nicht in seinen lateinischen, sondern seinen deutschen Werken liege; Melanchthon aber wird die Anerkennung gezollt, daß er von der Bahn schroffsten religiosen Umsturzes eingelenkt, den Humanismus auf den neuen Boden verpflanzt und so zahlreiche abgerissene Fäden wieder angeknüpft habe, was der deutschen Bildung zum Vortheil gereichte. Daß aber Hugo Grotius „wenigstens der Gesinnung nach" als Katholik gestorben sei, halten wir für mehr als fraglich, wenn es auch von interessirter Seite „bewiesen" worden ist. Arminianer und Katholik sein ist doch zweierlei.

8. **Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient.** Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Heinrich Gelzer. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Ein höchst lehrreiches Buch für Leser, die zu lesen verstehen, d. h. die die Fähigkeit besitzen, Wesentliches von Beiläufigem zu unter-

scheiden und über die Mängel einer Composition hinweg zu kommen, wie sie unglücklicher kaum hätte sein können. In der für viele Gelehrte anscheinend noch heute schwer erreichbaren Absicht, im höchsten Sinne des Wortes populär zu sein und das prodesse mit dem delectare zu vereinigen, berichtet ein Mann, der allenthalben von richtigen Voraussetzungen ausgeht und über die Bedeutung religiöser Gegensätze für das östliche Europa überraschend genauen Bescheid weiß, unterschiedslos und in einem Athem über Tageserlebnisse von nicht selten höchst trivialer Beschaffenheit und über politische bezw. confessionelle und nationale Probleme der complicirtesten und schwierigsten Natur. Inmitten von Erörterungen, welche die Aufmerksamkeit des Sachkundigsten in höchstem Maße in Anspruch zu nehmen geeignet sind, springt der Verfasser zu Plaudereien über, wie man sie sonst bei Feuilletonisten zweiten und dritten Ranges gewohnt ist. Das Beste bleibt ungesagt — nicht etwa weil der Verfasser es nicht wüßte, sondern weil er sich verpflichtet glaubt, der Betrachtung strengen Ernst durch Späße zu mildern und die Gegenstände seines Berichtes anmuthig, zuweilen auch höchst unanmuthig zu wechseln. So niedrig wird der Leser eingeschätzt, daß man ihm zumuthet, innere Widersprüche der Beurtheilung in den Kauf zu nehmen, deren Auflösung einem Manne von der Sachkenntniß des Verfassers ein Leichtes hätte sein müssen. Dem Bedauern über diese Art schriftstellerischen Verfahrens muß um so lebhafterer Ausdruck gegeben werden, als sich von Abschnitt zu Abschnitt deutlicher herausstellt, daß der Verfasser nicht nur Vorkenntnisse und Vorbildung zur richtigen Einsicht in die kirchlichen Zustände des Orients, sondern auch gewisse zur Anknüpfung mit orientalischen Menschen erforderliche Eigenschaften in reichlichem Maße besitzt. Danach wäre er in der Lage gewesen, über die wenig bekannten und außerordentlich wichtigen inneren Verhältnisse des ökumenischen Patriarchats, der bulgarischen Landeskirche und ihres Exarchats, der nationalen und kirchlichen Kämpfe zwischen Griechen und Slawen u. s. w. Aufschlüsse zu ertheilen, die für Politiker und Theologen, zünftige und unzünftige Zeitungsleser gleich werthvoll gewesen wären. *Gewisse* Belehrungen können aus dem bunt zusammengewürfelten Inhalte des Gelzer'schen Buches allerdings auch jetzt und *trotz* der Mängel desselben gewonnen werden — nur daß sie zusammengesucht, ergänzt und da berichtigt werden müssen, wo der Verfasser durch die Art seiner Darstellung zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben und wo er seine Gedanken nicht zu Ende gedacht hat. — Da sich von einer in wissenschaftlicher Absicht unternommenen Reise annehmen läßt, daß sie zu wissenschaftlichen Ergebnissen führen werde, so darf der Veröffentlichung solcher entgegen gesehen werden. Voraussichtlich wird der Verfasser den ernsthaften Leser seines Buches alsdann für das entschädigen, was er ihm dieses Mal schuldig geblieben ist.

M. **1. Studii di Politica e di Storia. 2. Studii di Letteratura e d'Arte.** Di Tullo Massarani. 2ª Edizione. Firenze, Successori Le Monnier. 1879.

Die hier, im ersteangenannten Werke, wieder abgedruckten Studien eines italienischen Literaten und Gelehrten über Politik und Geschichte seines Vaterlandes sind in der Verbannung 1850 begonnen worden. Damals entstand die schöne Abhandlung über die Entwicklung des italienischen Gedankens seit dem Sturz des römischen Reiches, dessen municipale Institutionen als unverwüstliches Element in den communalen Freiheiten fortlebten, bis im Mittelalter Venedig die staatliche Ordnung, Florenz die bürgerliche Freiheit, Mailand die territoriale Macht repräsentirten, der Einheitsgedanke jedoch durch die Verschiedenheit der Interessen verdunkelt wurde, und die fremden Invasionen, der Verfall des Kaiserthums und die Politik der Päpste den nationalen Aufschwung hemmten. Das Wiederaufleben des Einheitsgedankens während der Renaissance, die Ursachen des moralischen Verfalles, die geistige Arbeit des 18. Jahrhunderts, das Eingreifen Napoleon's und die Folgen seines Systems, die Idealität des Reformgedankes, der die nationale Bewegung einleitete, all' diese Momente sind in großen Zügen, mit geistreicher Schärfe und Originalität entwickelt. Studien wie die über „Deutschland und Italien vor 1859" können selbstverständlich den zufälligen Charakter ihres Entstehens nicht verleugnen. Andere beruhen auf gründlichen Untersuchungen und sind von bleibendem Werth, so die Arbeit über „das politische Italien", in welcher der Verfasser ein System weitgehender administrativer Decentralisation mit Zugrundelegung communaler Localverwaltung befürwortet. — Die gleichfalls oben angezeigte zweite Ausgabe der 1873 und 1875 zuerst gedruckten Studien vorwiegend literarischen Inhalts desselben Verfassers ist zum Theil durch des Franzosen Charles Dejob Unternehmung angeregt worden, das Band zwischen französischer und italienischer Literatur durch die von ihm ins Leben gerufene „Société d'Études italiennes" fester zu knüpfen. In dieses Gebiet gehört die werthvolle Untersuchung über die italienischen Studien in Frankreich, in der ausgeführt wird, wie die Kriege Karl's VIII. es gewesen sind, welche die beiden Völker literarisch einander nahe brachten, nachdem Dante, Petrarca, Boccaccio zu Füßen der Pariser Alma Mater gesessen. Von diesem Zeitpunkt an hat die Wechselwirkung zwischen den beiden Literaturen fortbestanden. In diesem Jahrhundert haben Fauriel, Ozanam, Michelet, Lamennais, E. Quinet und so viele Andere eine alte Tradition fortgesetzt, als sie ihre Werke über italienische Dichter und Denker schrieben. Massarani's schöne Studien über lateinische Classiker und englische Dichter, über Heinrich Heine, über die Kunstentwicklung des deutschen Südens im Capitel „München und Nürnberg" dienten den gleichen Zwecken eines Austausches der Gedanken und Eindrücke auf dem internationalen Gebiete der Wechselwirkungen geistigen Schaffens.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allfeld. — Die Gesetze, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst und über das Verlagsrecht. Von Philipp Allfeld. München, C. H. Beck. 1901.

Aszalos. — Memoiren aus meinem Künstlerleben. Von Elisa von Aszalos. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter. O. J.

Baedeker. — Süddeutschland. Oberrhein, Baden, Württemberg, Bayern und die angrenzenden Theile in Oesterreich. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Siebenundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1901.

Baedeker. — Die Schweiz nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Neunundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1901.

Barnabei. — La villa pompeiana di P. Fannio Sinistore scoperta presso boscoreale. Relazione di Felice Barnabei. Roma, Tipografia della R. Academia dei Lincei. 1901.

Bauer. — Evelyn's Lehrjahre. Roman von Martin Bauer. Zwei Bände. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Beaunier. — Notes sur la Russie. Deuxième edition. Paris, Tricon. 1901.

Becker. — Sonnenkinder. Ein Lieder-Cyklus von Marie Lutie Becker. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1901.

Bédier. — Der Roman von Tristan und Isolde. Von Joseph Bédier. Mit Geleitwort von Gaston Paris. Autorisirte Uebersetzung von Julius Zeitler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Bedürfniss, Das, grösserer Sauberkeit im Kleinvertrieb von Nahrungsmitteln. Achtzehn Aufsätze. Veröffentlicht von dem Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege. Frankfurt a. M., Druck von Reinhold Mahlau. 1901.

Bernstein. — Wie ist wissenschaftlicher Socialismus möglich? Von Eduard Bernstein. Berlin, Verlag der „socialistischen Monatshefte". 1901.

Bleibtreu. — Der Militarismus im 19. Jahrhundert. Von Carl Bleibtreu. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1901.

Bölsche. — London. Sociale Gedichte von Martin Boelsche. Berlin-Eberswalde und Leipzig, Verlag „Jung Deutschland". O. J.

Bohn. — Der Fall Rothe. Eine criminal-psychologische Untersuchung von Erich Bohn. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Bourget. — Œuvres completes de Paul Bourget. Romans II. Mensonges, physiologie de l'amour moderne. Paris, Librairie Plon. 1901.

Brenning. — Geld und Währung. Zwei Vorträge von Emil Brenning. Göttingen, Franz Wunder. O. J.

Breysig. — Culturgeschichte der Neuzeit. Von Kurt Breysig. Zweiter Band: Alterthum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. Zweite Hälfte. Berlin, Georg Bondi. 1901.

Brockdorff-Ahlefeldt. — Aus dem Burenkrieg. Gedichte von Gräfin Louise Brockdorff-Ahlefeldt. Riga, Jonck & Poliewsky. 1901.

Brödy. — Die Vergessenen. Schauspiel in vier Acten von Armand Brody. Berlin-Eberswalde und Leipzig, Verlag „Jung Deutschland". 1901.

Brüllmann. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Brüllmann. Vierter Band. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1901.

Carte de la répartition et de l'emplacement des troupes de l'armée française pour l'année 1901. Paris, H. Le Soudier. 1901.

Consentius. — Gedichte von Rudolf Otto Consentius. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Corberon. — Un diplomatique français à la cour de Catherine II. 1775—1780. Journal intime du Chevalier de Corberon. Publié d'après le manuscrit original, avec une introduction et des notes par L. H. Labande. Deux tomes. Paris, Librairie Plon. 1901.

Cornell Studies in classical philology. No. XIII. The subjunctive substantive clauses in Plautus not including indirect questions by Charles L. Durham. No. XIV. A Study in Case Rivalry an Investigation regarding the use of the genitive and the accusative in Latin with verbs of remembring and forgetting. By Clinton L. Babcock. Cornell University. Ithaca, New-York. 1901.

Dix. — Deutschland auf den Hochstraßen des Weltwirthschaftsverkehrs. Von Arthur Dix. Jena, Gustav Fischer. 1901.

Dutmeyer. — Des Sittenmeisters Aergernisse. Eine Komödie in drei Acten von Friedrich Dutmeyer. München, Staegmeyer. 1901.

Eisenschitz. — Ja wir! Acht Nichtigkeiten für die lieben Mitjungens und Mitmädels. Von Friedrich Eisenschitz. Berlin-Eberswalde, Verlag „Jung-Deutschland". O. J.

Erler. — Giganten. Künstlertragödie in drei Aufzügen von Otto Erler. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1901.

Eschericht. — Das buckligе Männlein. Märchendrama von Mella Escherich. Hamburg, E. A. Christians. O. J.

Eucken. — Thomas von Aquino und Kant, ein Kampf zweier Welten. Von Rudolf Eucken. Berlin, Reuther & Reichardt. 1901.

Eucken. — Der Wahrheitsgehalt der Religion. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Veit & Co. 1901.

Falckenberg. — Der Sieger. Ein dramatisches Gedicht von Otto Falckenberg. München, Verlag der „Deutsch-französischen Rundschau". 1901.

Fechner. — Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. Von Gustav Theodor Fechner. Zweite Auflage. Besorgt von Kurd Laßwitz. Erster Band. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1901.

Finot. — Die Philosophie der Langlebigkeit. Von Jean Finot. Autorisirte Uebersetzung von Alfred H. Fried. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Walther. 1901.

Frank. — Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischenreichsbetrachtung von Hermann Frank. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Freytag. — Tableaux du passé germanique par Gustave Freytag. Le peuple allemand à l'epoque de la guerre de trente ans. Traduction par Aimé Mercier. Paris, Librairie Plon. 1901.

Fuhrmann. — Roman eines Decedenten. Von Manfred Fuhrmann. Berlin, „Harmonie". O. J.

Galdós. — Electra. Schauspiel in fünf Acten von Benito Pérez Galdós. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von Rudolf Beer. Dritte Auflage. Wien, Wiener Verlag. 1901.

Georgy. — Diesseits und jenseits der Liebe. Moderne Geschichten über die Liebe. Von Ernst Georgy. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. O. J.

Gerichmann. — Kunst und Moral. Vortrag von Hans Gerschmann. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch. 1901.

Goldschmidt. — Kantkritik oder Kantstudium? Für Immanuel Kant. Von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 1901.

Goldschmidt. — Ueber Harmonie und Complication. Von Victor Goldschmidt. Mit 28 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Julius Springer. 1901.

Gorki. — Das Ehepaar Orlow. Von Maxim Gorki. Deutsch von August Scholz. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 1901.

Gorki. — Ein Individualist. Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von P. Jakowleff. Leipzig, Richard Wopke. 1901.

Gorki. — Der Pilger. Von Maxim Gorki. Deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 1901.

Grimm. — Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. Herausgegeben und geschmückt von Richard Grimm. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Guglia. — Friedrich von Gentz. Eine biographische Studie. Von Eugen Guglia. Wien, Wiener Verlag. 1901.

Gumppenberg. — Das deutsche Dichterroß, in allen Gangarten vorgeritten von Hans von Gumppenberg. München, Verlag der „Deutsch-französischen Rundschau". 1901.

Günther. — Heerwesen und Kriegführung in unserer Zeit. Von Reinhold Günther. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1901.

Gutheil. — Angelo's Bild. Roman von Arthur Gutheil. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 1901.

Gutheil. — Von Einst und Jetzt. Verse von Arthur Gutheil. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 1901.

Hanoum. — Ata. Weiteres vom Orient und Occident. Von Kérimée Hanoum. Breslau, S. Schottlaender. O. J.

Hausstein. — Musiker- und Dichterbriefe an Paul Kuczynski. Herausgegeben von Adalbert von Hanstein. Berlin, „Harmonie". O. J.

Helden der Menschheit. Heft I—IV: Buddha, Cromwell, Tolstoy, Hutten, Sappho, Washington, Copernicus. Berlin, Verlag „Aufklärung". O. J.

Henschel. — Feierabend-Geschichten. Von Anna Henschel Eberswalde-Berlin, Leipzig, Verlag „Jung Deutschland". O. J.

Hertzog. — Das Wesen der Kunst im Spiegel deutscher Kunstanschauung. Auf Grund einer Rundfrage zusammengestellt von Albert Hertzog. Karlsruhe, G. Braun. 1901.

Herzen. — Wissenschaft und Sittlichkeit. (Ein Wort an die männliche Jugend.) Vortrag von A. Herzen. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Verein „Jugendschutz". 1901.

Heymann. — Weiße Rächte. Märchen von Robert Heymann. München, Verlag „Frührot". 1901.

Heymel. — Der Tod des Narcissus. Ein dramatisches Gedicht in einem Aufzug von Alfred Walter Heymel. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1901.

Hieber. — Sündige Rechte. Drei Einacter von Albert Hieber. Dresden, E. Pierson. 1901.

Höcker. — Weiße Seele. Roman von Paul Oscar Höcker. Leipzig, Paul List. O. J.

Hofmann. — Neues und Altes. Ausgewählte Gedichte von Bernhard Hofmann. München, C. H. Beck. 1901.

Horneffer. — Zu Nietzsche's Gedächtniss. Von Ernst Horneffer. Göttingen, Franz Wunder. 1901.

Jahrhundert, Das neunzehnte in Bildnissen. Bis zur fünfundsiebenzigsten Lieferung. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1900. Siebenter Jahrgang. Herausgegeben von Emil Vogel. Leipzig, C. F. Peters. 1901.

Kaehlbrandt. — Vier Vorträge über das Wesen des Christenthums. Von Emil Kaehlbrandt. Riga, Jonck & Poltewsky. 1901.

Keben. — Das schöne Leid. Drei Erzählungen von Georg Keben. Jena, Hermann Costenoble. 1901.

Kellner. — Hesperische Bilderbogen. Von A. Kellner. Zwei Theile. Leipzig, E. G. Naumann. 1900.

Kemény. — Entwurf einer internationalen Gesammt-Academie: Weltakademie. Nebst einem französischen Anhang von Franz Kemény. Dresden, E. Pierson. 1901.

Kierkegaard. — Ausgewählte christliche Reden von Sören Kierkegaard. Aus dem Dänischen übersetzt von Julie von Reincke. Gießen, J. Ricker. 1901.

Klein. — Arnold Böcklin. Von Rudolf Klein. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1901.

Knoop. — Das Element. Roman von Gerhard Ouckama Knoop. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler, Insel-Verlag. 1901.

Koigen. — Zur Vorgeschichte des modernen philosophischen Socialismus in Deutschland. Zur Geschichte der Philosophie und Socialphilosophie des Junghegelianismus. Von David Koigen. Bern, C. Sturzenegger. 1901.

König. — W. Wundt Seine Philosophie und Psychologie. Von Edmund König. Stuttgart, Fr. Frommann. 1901.

Kraucl. — Die Bekenntnisse des jungen Bismarck. Von R. Kraucl. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1901.

Kriege, Die, Friedrich's des Großen. Dritter Theil. Der Siebenjährige Krieg, 1756—1763. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, kriegsgeschichtliche Abtheilung II. Zweiter Band: Prag. Mit 12 Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Kügelgen. — Luther's Auffassung der Gottheit Christi. Von Constantin von Kügelgen. Leipzig, Richard Wopke. 1901.

Kuhlenbeck. — Otto von Bismarck. Reden und Aussprüche zur deutschen Reichsverfassung. Nach der Legalordnung zusammengestellt von Ludwig Kuhlenbeck. Berlin, Carl Heymann. 1901.

Kühtmann. — Maine de Biran. Ein Beitrag zur Geschichte der Metaphysik und der Psychologie des Willens. Von Alfred Kühtmann. Bremen, Max Nössler. 1901.

Lebreton. — Caesariana syntaxis quatenus a Ciceroniana differat. Par Julius Lebreton. Paris, Hachette et Cie. 1901.

Lie. — In Kunt Arnebergs Hans. Roman von Bernt Lie. München, Albert Langen. 1901.

Liebmann. — Die Sprechstunden geistig zurückgebliebener Kinder. Von Albert Liebmann. Berlin, Reuther & Reichardt. 1901.

Liermann. — Politische und sozialpolitische Erziehung durch das klassische Alterthum. Ein Vortrag von Otto Liermann. Heidelberg, Carl Winter. 1901.

Lingg. — Schlußrhythmen und neuere Gedichte von Hermann Lingg. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Li-Tai. — Le mystère posthume. Causeries médicales sur la mort et sur la vie par Li-Tai. Deuxième édition. Paris, Schleicher frères. 1901.

Maugras. — Der Herzog von Lauzun und die intimen Hoftreise (1747—93). Von Gustav Maugras. Einzig autorisirte Uebersetzung von Paul Bernstein. Zwei Bände. München, Albert Langen. 1901.

Mauke. — Das neue Lied. Zur Aesthetik der modernen musikalischen Lyrik. Von Wilhelm Mauke. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Mehrmann. — Deutsche Welt- und Wirthschaftspolitik. Von Karl Mehrmann. München, „Odin". 1900.

Meissner. — Im Wechsel der Zeiten. Allegorisches Gedicht von Rudolf Meissner. Selbstverlag des Verfassers. 1901.

Meyer. — Die Sprache der Turen. Einleitung, Sprachlehre und Sprachprobe. Von Heinrich Meyer. Gottingen, Franz Wunder. 1901.

Meyke. — Funken unter Asche. Roman von Nina Meyke. Leipzig, Paul List. O. J.

Möbius. — Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Von P. J. Möbius. Dritte Auflage. Halle a. S., Carl Marhold. 1901.

Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. IX. Stilismus. Von Arthur Moeller-Bruck. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1901.

Möller. — Künstler und Publikum. Eine literarische Studie für Laien von Alfred Möller. Eberswalde, Berlin und Leipzig, Verlag „Jung Deutschland". 1901.

Moll. — Reminiscere. Gedenkblätter aus dem Feldzuge 1870/71. Von Max Moll. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Mongré. — Ekstasen. Von Paul Mongre. Leipzig, Hermann Seemann, Nachf. O. J.

Muther. — Studien und Kritiken. Von Richard Muther. Band I. 1900. Zweite Auflage. Wien, Wiener Verlag. O. J.

Merrlich. — Ein Reformator als exakter Forscher. Ein Vademecum für den Herrn Pfarrer Dr. Josef Müller in Pasing bei München. Von Paul Nerrlich. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1901.

Neumann. — Das Hohelied. Von Hermann Kunibert Neumann. Dresden und Leipzig. In Commission bei Heinrich Minden. O. J.

Nossig. — Revision des Socialismus. Von Alfred Nossig. Erster Band: Das System des Socialismus. Erster Theil. Berlin, Dr. John Edelheim. 1901.

Nyholm. — Die Stellung Finnlands im russischen Kaiserreich. Von C. V. Nyholm. Leipzig, Duncker & Humblot. 1901.

Oemisch. — Vom Leben und vom Lieben. Lieder eines Zukunftslosen. Von Walter Oemisch. Dresden, E. Pierson. 1901.

Oeser. — Aus der Kunststadt Karl Theodors. Heimathliche Studien über das Kunstleben Mannheims. Von Max Oeser. Mannheim, J. Bensheimer. 1901.

Osten-Sacken. — Der Feldzug von 1812. Geschichte des russisch-französischen Krieges von Freiherrn von der Osten-Sacken und von Rhein. Berlin, Russische Buchhandlung. 1901.

Palmer. — Russian life in Town and Country. By Francis H. E. Palmer. With fifteen illustrations. London, George Newnes. 1901.

Pasqué. — Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Ernst Pasqué. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Pasqué. — Das Dombauteh zu Köln. Eine Erzählung aus den Oktobertagen des Jahres 1880. Von Ernst Pasqué. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Pellissier. — Le mouvement littéraire contemporain. Par Georges Pellissier. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1901.

Perfall. — Aus der Schule der Ehe. Zwei Geschichten von A. von Perfall. Berlin, Richard Eckstein Nachf. O. J.

Perkins-Stetson. — Mann und Frau. Die wirthschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der socialen Entwicklung. Von Charlotte Perkins-Stetson. Einzig berechtigte Uebersetzung von Marie Stritt. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Pestalozzi's sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffahrt. Neunter und zehnter Band. Liegnitz, Carl Seyffahrt. 1901.

Pomeranz. — Im Lande der Noth. Von Rosa Pomeranz. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Possart. — Die Separat-Vorstellungen vor König Ludwig II. Erinnerungen von Ernst von Possart. München, C. H. Beck. 1901.

Predigten außerhalb der Kirche von der Verfasserin von „John Halifax" ꝛc. Uebersetzt von v. V. Dresden, E. Pierson. 1901.

Prévost. — Der gelbe Domino. Roman von Marcel Prévost. München, Albert Langen. 1901.

Proelß. — Modelle. Künstlernovellen von Johannes Proelß. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichworter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Karl Reiser. Bis zum neunzehnten Heft. Kempten, J. Kösel.

Rembe. — Aus der Einsamkeit einer kanadischen Landpfarre. Stimmungen in Liedern und Gedichten von Heinrich Rembe. Halle a. S., M. Paul Nietschmann. O. J.

Riezler-Heigel. — Zur Erinnerung an den 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Zwei Festreden von Sigmund von Riezler und M. Th. von Heigel. München, C. H. Beck. 1901.

Ritter. — Ueber die materielle und sociale Lage des Orchestermusikers. Ein Mahnruf an Eltern, Vormünder, Erzieher. Von Hermann Ritter. München, Max Poessl. 1901.

Rittershaus. — Ziele, Wege und Leistungen unserer Mädchenschulen und Vorschlag einer Reformschule Von Adeline Rittershaus. Jena, Gustav Fischer. 1901.

Rodenberg. — Lieder und Gedichte. Von Julius Rodenberg. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Romocki. — Distinguirt. Geschichten von Ludwig von Romocki. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. O. J.

Saenger. — John Stuart Mill. Sein Leben und Lebenswerk. Von Samuel Saenger. Mit Bildniss. Stuttgart, Fr. Frommann. 1901.

Schacht. — Nietzsche. Eine psychiatrisch-philosophische Untersuchung. Von Wilhelm Schacht. Bern, Schmid & Francke. 1901.

Schieler. — Giordano Bruno, der Dichter-Philosoph und Märtyrer der Geistesfreiheit. Von C. Schieler. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1901.

Schlesinger. — Energismus. Die Lehre von der absolut ruhenden substantiellen Wesenheit des allgemeinen Weltenraumes und der aus ihr wirkenden schöpferischen Urkraft. Von Josef Schlesinger. Mit 14 Figuren. Berlin, Karl Siegismund. 1901.

Schlicht. — Excellenz Seyffert. Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht. Zweite Auflage. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Schultze. — Königsberg und Ostpreußen zu Anfang 1813. Ein Tagebuch vom 1. Januar bis 25. Februar 1813. Herausgegeben von Maximilian Schultze. Berlin, Richard Schröder. 1901.

Schultze. — Die Religion der Zukunft. Von Th. Schultze. Zweiter Theil: Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Dritte, stark vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1901.

Schwartzkoppen. — Gedichte von Clotilde von Schwartzkoppen. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, C. L. Hirschfeld. O. J.

Schwarz. — Der Ungebändigte. Roman von Karl Joh. Schwarz. Berlin-Eberswalde, Verlag „Jung-Deutschland". O. J.

Schwarz. — Der Weg zur Ehe. Theaterstück in drei Acten von Karl Johannes Schwarz. Berlin-Eberswalde. Verlag „Jung-Deutschland". O. J.

Siebs. — Die Stamm- und Sprachverwandtschaft der Buren mit den Niederdeutschen, Deutschen und Engländern. Ein Beitrag zur germanischen Stammesgeschichte. Von Theodor Siebs. Berlin, Verlagsanstalt „Strauß". O. J.

Somborn. — Das venezianische Volkslied: Die Villotta. Von Karl Somborn. Heidelberg, Carl Winter. 1901.

Stahly. — Massia und Monarchie in Italien. Ein Mahnruf an Victor Emanuel III. von Savoyen. Von Arthur Stahly. Berlin, Dr. John Edelheim. 1901.

Stavenhagen. — Jürgen Pievers. Niederdeutsches Volksstück von Fritz Stavenhagen. Hamburg, August Harms. 1901.

Steig. — Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe. Von Reinhold Steig. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901.

Stern. — Abdul Hamid II. Seine Familie. Sein Hofstaat. Nach eigenen Ermittlungen von Bernhard Stern. Budapest, Sigmund Deutsch & Co. 1901.

Stille. — Die ewigen Wahrheiten im Lichte der heutigen Wissenschaft. Eine erkenntniss-theorotische Studie in leichtverständlicher Form. Von Werner A. Stille. Berlin, R. Friedländer & Sohn. 1901.

Stock. — Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet. Von Otto Stock. Braunschweig, George Westermann. 1901.

Strobel. — Aus Gründen und Abgründen. Skizzen aus dem Alltag und von drüben. Von Karl Hans Strobel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Suse. — Merlin. Ein Buch Liebeslieder von Theodor Suse. Leipzig, C. Hirzel. 1901.

Tewes. — Goethe's „Faust" am Hofe des Kaisers. In drei Akten für die Bühne eingerichtet von Johann Peter Eckermann. Aus Eckermann's Nachlass herausgegeben von Friedrich Tewes. Berlin, Georg Reimer. 1901.

Thiele. — Hinauf zur bildenden Kunst! Laiengedanken von Adolf Thiele. Chemnitz, Selbstverlag des Verfassers. 1901.

Waal. — Juda's Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christenthums in Rom. Von Anton Dr. Waal. Mit 12 Tafelbildern. Zweite Auflage. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 1901.

Wachs. — Schlaglichter auf Ostasien und den Pacific. Von Otto Wachs. Berlin, Richard Schröder. 1901.

Wachs. — Malta, seine kriegshistorische Vergangenheit und seine heutige strategische Bedeutung. Von Otto Wachs. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Walsh. — The Measurement of General Exchange-Value. By Correa Moylan Walsh. New-York, Macmillan. 1901.

Wied. — Die leidhaftige Posheit. Roman von Gustav Wied. München, Albert Langen. 1901.

Wied. — Vier Satyrspiele. Von Gustav Wied. München, Albert Langen. 1901.

Wirth. — Die Wirkung Asiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Albrecht Wirth. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1901.

Zell. — Polyphem ein Gorilla. Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homer's Odyssee Buch IX. V. 105 ff. Von Th. Zell. Berlin, W. Junk. 1901.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Entsagende Liebe.

Novelle

von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Der December war sehr sonnig und mild. In den Gärten blühten noch Rosen, die gesunden Wintergäste stiegen fleißig in den Bergen herum bis zur Madonna della Neve und dem Gipfel des Pizzoccolo, die Kranken wandelten oder saßen Stunden lang auf der Kurpromenade, dem sogenannten Viale, der, über der Landstraße erhöht, von Gardone aus bis nach Fasano hin läuft, an der einen Seite durch Gärten und terrassenförmige Olivenhalden begrenzt, auf der anderen durch ziemlich dicht gepflanzte junge Stämmchen immergrüner Gewächse. Niemand wollte noch so recht an den Winter glauben.

Regelmäßig um die elfte Vormittagsstunde verließen drei hochgewachsene Gestalten das Gartenthor des großen Hôtels und beschritten langsam die um diese Zeit warm besonnte Promenade. Zwei Herren, zwischen denen eine reizende junge Dame auf den zierlichsten Füßen dahin wandelte, Anfangs mit elastischer Lebhaftigkeit, bald genug so sichtbar ermattet, daß sie auf der nächsten Bank Rast halten mußte. Die Herren, die sie begleiteten, verhielten sich dann verschieden. Der Aeltere, ein stattlicher Mann, der die Vierzig nicht weit hinter sich haben konnte, ließ sich neben ihr nieder. Der Jüngere, ein sehr elegant gekleideter, auffallend hübscher junger Herr, dem die Blässe des Gesichts gleichwohl nicht den Anstrich eines Kranken gab, blieb vor dem sitzenden Paare stehen, spielte mit seinem Stock, der aus einer Weinrebe mit silbernem Griff gearbeitet war, und plauderte, offenbar in der besten Laune, weiter, da er sehen konnte, daß die junge Frau sehr dankbar für die Bemühung war, mit seinen Scherzen ihr über die Empfindung der versagenden Kraft hinweg zu helfen.

Sie erhob sich dann wieder, den Spaziergang fortzusetzen, wobei sie ihren linken Arm nicht unter den rechten des älteren Herrn schob, sondern sich nur leicht mit der behandschuhten kleinen Hand auf ihn stützte, mit der anderen auf ihren zierlichen Spazierstock. Der jüngere Herr blieb an ihrer rechten

Seite und fuhr fort, lebhaft in sie hinein zu reden, während der ältere in ernsten Gedanken stumm vor sich hin sah.

So oft ich dieser Gruppe begegnete, was fast täglich geschah, frappirte mich immer von Neuem das Gesicht der jungen Dame, nicht sowohl die Züge, die nicht auffallend reizvoller waren als viele unserer anmuthigen deutschen Frauengesichter, sondern ein seltsamer Gegensatz im Ausdruck des Mundes und der Augen. Diese waren das Schönste in dem blassen Leidensgesichtchen, groß und tief saphirblau, schön bewimpert mit braun-goldenen Härchen, das Weiß noch von kinderhafter Bläne. Aber sie hatten einen so eigen starren, langen, ins Weite gerichteten Blick, als suchten sie beständig irgend etwas im Weiten, das sie nicht zu entdecken vermöchten. Ueber dieser vergeblichen Mühe wurden sie so traurig, daß sie in Thränen überzufließen drohten, wozu es jedoch niemals kam. Denn im vollen Widerspruch zu ihnen war der blasse Mund mit den zart geschwungenen Lippen beständig zum Lachen oder Lächeln halb geöffnet, und zwar, wie mir scheinen wollte, nicht in einer künstlich erheuchelten Grimasse, sondern so aufrichtig zur Heiterkeit aufgelegt, wie es ohne die Krankheit das gute Recht dieser dreiundzwanzig Jahre gewesen wäre.

Man war auch sonst geneigt, dem lachenden Munde Recht zu geben gegen die schwermüthigen Augen. Dann wer die reizende Gestalt, in die pelzverbrämte, eng anschließende Sammetjacke geschmiegt, auf dem reichen braunen Haar ein kokettes Pelzmützchen, darunter das vom frischen Hauch der Sonne gerötheten liebliche Gesicht nur flüchtig betrachtete, konnte sich nicht vorstellen, daß dieser frischen Menschenblüthe kein langer Sommer und milder Winter beschieden sein sollte. Und sie hatte einen so warmen Klang in der Stimme, ein so morgenhelles Lachen — vergebens wurde sie von ihrem älteren Begleiter daran erinnert, daß der Arzt ihr das Sprechen im Gehen verboten hatte — klang das nicht Alles nach junger Lebenslust und übersprudelnder Lebenskraft? Bis sie dann auf einmal nach einem kurzen, trockenen Hüsteln jäh verstummte, ihr Battisttüchlein an die Lippen drückte und still stand. Die traurig-klugen Augen behielten doch wieder Recht gegen den lachlustigen Mund.

Von einem alten, weißhaarigen Herrn, den ich zuweilen in ihrer Gesellschaft gesehen hatte, erfuhr ich, was es mit diesen drei Unzertrennlichen für eine Bewandtniß hätte. Ich hatte seine Bekanntschaft auf einem Spaziergang über einen der herrlichen Höhenwege gemacht, und unsere gemeinsame Bewunderung des Ausblicks über den schimmernden See zu den frisch bereiften Berggipfeln hinüber hatte uns die Zungen gelöst.

Er war Arzt, hatte eines leichten, aber hartnäckigen Halsleidens wegen seine Praxis aufgeben und für den Winter in ein milderes Klima flüchten müssen.

„Für mich ist es milde genug," sagte er, „und an mir altem Knorren ist ja auch nichts mehr zu schonen oder zu retten. Zum Blühen brächte ich's auch in den Tropen nicht mehr. Aber diese liebe junge Frau — ich war nicht eigentlich ihr Hausarzt, da nach ihrer Verheirathung ihre zärtliche Mutter darauf bestand, ihr eigener langjähriger Arzt müsse das Töchterchen behandeln. Der Mann aber, dessen Familie ich seit dreißig Jahren berathen

hatte, gab mir darum nicht den Abschied. Und wenn ich auch meinem Collegen die Sorge für die junge Hausfrau überlassen mußte, ich erfuhr ja von ihm so viel ich wissen wollte, und die Diagnose war leider auch ohne eigene Auscultation und Percussion unzweifelhaft."

Sie sei zu früh in die Ehe gekommen, habe ein todtes Kind zur Welt gebracht, dann erst, nach drei, vier Jahren, ein zweites, dessen überkräftiges Leben der Mutter zu viel von ihrem eigenen entzogen habe. Da habe sich eine tiefe Erschöpfung ihrer Natur eingenistet, seltsame hysterische Zufälle, und auch die Brust sei mit angegriffen worden. Der Mann, der sie mit einer Leidenschaft vergöttere, wie sie seiner sonst nüchternen Natur völlig fremd zu sein scheine, habe nach dem Ausspruch des Arztes darauf bestanden, sie nach Madeira zu bringen, dem einzigen Ort, wo auf eine Abwehr der drohenden Gefahr und eine vollständige Heilung zu rechnen gewesen wäre. Sie aber habe, da sie ihr Kind bei der Mutter hatte zurücklassen müssen, von einer so weiten Trennung nichts wissen wollen und sich nur zu einem Winteraufenthalt in Gardone verstanden. Das sei nun eine halbe Maßregel, für beide Gatten unheilvoll. Der Mann, Stadtrath L.**, an Arbeit gewöhnt, Besitzer einer großen Fabrik am Niederrhein, sei hier nicht so weit von Hause entfernt, um nicht doch immer in Versuchung zu gerathen, durch briefliche Anordnung sich an den Geschäften und städtischen Angelegenheiten zu betheiligen, was manche Unzukömmlichkeiten mit sich bringe. Die junge Frau werde beständig aufgeregt durch die Möglichkeit, in vierundzwanzig Stunden ihr Baby zu erreichen, und finde den Aufenthalt hier überdies so eintönig, daß sie trotz der großartigen Natur sich wegwünsche. Da wäre ihr eine Verbannung nach Madeira, wo so viel Fremdes und Neues sie umgeben hätte, eine ganz andere Wohlthat gewesen.

Was sie einzig noch über die Langeweile der Tage, die sie auf dem Balcon, in Decken eingehüllt verdehnen müsse, hinweg bringe, sei die Gesellschaft des „Dritten im Bunde", eines jungen Architekten, der ihnen ihre schöne, vielbeneidete Villa hoch überm Rhein gebaut habe. Ein sehr liebenswürdiger, gescheidter und heiterer Mensch, durch einen Fall vom Gerüst ziemlich schwer verletzt, so daß ihm nach der Heilung eine wunderliche Nervenschwäche zurückgeblieben sei. Man habe ihm ein ganzes Jahr der tiefsten Ruhe verordnet, um wieder arbeitsfähig zu werden. Und da der Villenbau ihn auch gesellig dem Ehepaar nahe gebracht, sei der Entschluß sehr natürlich gewesen, seine „Strafzeit" an demselben Orte abzubüßen, wo die junge Frau überwintern sollte.

* * *

So viel hatte ich von dem alten Arzt erfahren und betrachtete nun die Drei, wenn ich ihnen begegnete, mit doppeltem Interesse.

Das sollte aber nicht lange der Fall sein. Bald nach Weihnachten schlug das Wetter um. Schwere Nebel zogen über den „ewig blauen Himmel des Südens", um den uns die Freunde im Norden beneideten, herauf, und viele Wochen lang sahen wir die Sonne höchstens ein paarmal wie ein schwaches, röthlich glimmendes, verweintes Auge durch die graue Decke des Firmamentes blicken.

Der Viale war verödet, die gesunden Wintergäste pendelten mit hochgezogenem Mantelkragen, nur der Pflicht gehorchend, unter den triefenden Bäumchen auf und ab, und die Optimisten unter ihnen priesen nichtsdestoweniger das Klima von Gardone wegen seiner Windstille. Die Kranken blieben zu Hause, und wer einen guten Ofen hatte, steckte nach und nach ein kleines Vermögen an Olivenholz hinein.

Zu diesen gehörte natürlich das Ehepaar mit dem jungen Hausfreunde, eine Zeit lang sogar auch mein guter alter Doctor.

Als ich ihm endlich einmal wieder begegnete, fand ich ihn nicht in der besten Laune.

Er habe die ganze Zeit mit einer dummen Erkältung das Zimmer hüten müssen und schwer an Langerweile gelitten. Seine Augen ertrügen es nicht, den ganzen Tag zu lesen, und Gesellschaft habe er nur selten gehabt. Denn die Skatpartie mit seinem Freunde, dem Stadtrath, und dem Architekten habe aufgehört. Der Arzt der jungen Frau habe darauf bestanden, da ihr Zustand sich verschlimmerte und der Wirth in der Regel nur Reconvalescenten oder Nervenkranke bei sich aufnähme, daß sie das Hôtel verlassen und in sein Sanatorium übersiedeln müsse, jenes Haus, das unter dem Namen „Villa Primavera" oben in Gardone di sopra liegt, und wo er diejenigen seiner Patienten unterbringe, die er in beständiger Aufsicht zu halten wünsche. Das sei im Hôtel nicht möglich, wo er auch die Kost und sonstige Pflege nicht so genau zu überwachen im Stande sei. Oben könne sie die vollständige Ruhe genießen, die nöthig sei, wenn sie genesen solle.

Da sei sie denn schon Mitte Januar hinauf gebracht worden. Ihr Gatte habe sein Quartier unten behalten, da der Arzt auch die Trennung von ihm wünschenswerth gefunden habe. Doch eine mitgebrachte treue alte Dienerin und eine hier gemiethete Kammerjungfer, eine Schweizerin, blieben droben der Frau zur Seite. Um ihr aber die Weltabgeschiedenheit in diesem Asyl ein wenig erträglicher zu machen, da die Besuche des Gatten nur immer auf kurze halbe Stunden beschränkt bleiben müßten, habe sich auch der Architekt zu dem Opfer entschlossen, ein Zimmerchen droben zu beziehen. Auch ihm war ja verordnet worden, die längsten Stunden des Tages schweigend auf einem Ruhebett zuzubringen — wenn die Witterung es irgend zuließ, im Freien, was ja auch für die Schwerkranken gestrenge Vorschrift war.

Konnte also von heiterem Geplauder nicht viel die Rede sein, so war es für die junge Frau doch ein tröstlicher Gedanke, noch außer der alten Dienerin eine befreundete Seele in der Nähe zu wissen.

„Dennoch," sagte der alte Arzt, „bin ich nicht sicher, ob die Gefahr, die in dieser Leidensgenossenschaft liegt, den Vortheil derselben nicht überwiegt. Ich zweifle nicht an dem ehrlichen guten Willen der Beiden, die Temperatur ihres Verhältnisses den geziemenden Grad nicht übersteigen zu lassen. Aber gerade in Fällen hochgradiger Hysterie treten nur allzu oft seltsame Erscheinungen auf, psychische Erregungszustände, die aller psychologischen Weisheit und Voraussicht spotten. Ich selbst habe einmal eine durchaus ehrwürdige Frau nahe an den Fünfzig behandelt, die plötzlich zu ihrer eigenen

tiefen Beschämung eine zärtliche Neigung zu ihrem Bedienten fühlte, einem unansehnlichen, ziemlich stupiden Menschen, dessen Gestalt sich aber ihrer Phantasie dermaßen bemächtigte, daß sie sich nur durch seine Entlassung zu retten wußte.

„Ich habe," fuhr er fort, „dem Manne Andeutungen gemacht; er legte aber kein Gewicht darauf, obwohl er sonst von Eifersucht nicht ganz frei ist. Und dann,' sagte er, ‚was wollen Sie, lieber Freund, daß ich thun soll? Ellen hat den Vorschlag unseres jungen Freundes so sichtlich erfreut angenommen — würden Sie den Muth haben, ihr die Freude wieder zu verderben?'"

„Nein, den Muth hatte ich allerdings nicht. Und dann glaube ich auch den Charakter Veit's genug zu kennen, um zu wissen, daß er keiner niedrigen Handlung fähig ist gegen einen Mann, dem er so viel Dank schuldet. Er hat ja schon bei seinen Studien allerhand Unterstützung von ihm genossen. Nur eine gewisse Aufregung fürchte ich für die junge Frau, wenn sie sich da oben, vom Leben der Tageswelt abgeschieden, gleichsam in einem moralischen Zwielicht befinden wird, wo alle möglichen Phantasmen sie bestürmen können."

* * *

Mir selbst, mit meiner Novellistenphantasie, schien die Sache nicht ganz geheuer.

Ich bekam aber einen ganz anderen, beruhigenden Eindruck, als ich an einem der milden Sonnentage, die der Februar brachte, durch den Garten der Villa Primavera schlenderte und zwischen den schönen Palmen, Magnolien und seltenen Coniferen langsam bis zur Höhe des Hauses selbst hinauf stieg.

Hie und da auf den Wiesen fand ich schon Crocus, Veilchen und Immergrün, die Büsche waren voll dicker Knospen, die letzten Oliven wurden den hohen Bäumen von den Zweigen gestreift. Und was an Vögeln nicht der unsinnigen Jagdlust dieser Südländer zum Opfer gefallen war, sang hoffnungsvoll dem Frühling entgegen.

Ganz oben aber, auf dem Kiesplatz vor dem Hause, der jetzt von warmem Licht überfluthet war, traf ich sechs oder sieben blasse, in Decken gewickelte Patienten, die, lang ausgestreckt auf ihren Ruhebetten, keiner anderen Beschäftigung oblagen, als die köstlich reine, staubfreie, mild durchsonnte Luft einzuathmen.

Unter ihnen erkannte ich sofort das junge Paar, das meine Theilnahme gewonnen hatte, das Gesicht der Frau nur noch ein wenig zarter und durchsichtiger als früher. Ein großer chinesischer Sonnenschirm war hinter ihr befestigt, dessen rothe Blumen in der Sonne leuchteten. Der zarte Schatten fiel über ihr halbes Gesicht, das eigenthümlich reizvoll erschien, Mund und Augen nur halb geöffnet, aber mit einem süßen, fast schelmischen Ausdruck, bei dem ein Grübchen auf der einen Wange hervor trat. Ein kostbarer brauner Pelz bedeckte sie von den Hüften bis über die Füße, der Oberkörper war in eine weiche türkische Decke gewickelt, über die ihr reiches braunes Haar aufgelöst herab hing, ein seidenes, golddurchwirktes Tuch um den Kopf geschlungen. So lag sie, die Hände fest unter der Pelzhülle, wie eine Prinzessin aus Tausend und Einer Nacht, regungslos. Etwa zwei Meter weit

von ihr getrennt hatte sich der junge Leidensgefährte sein Lager bereitet, ebenfalls gegen die Frühlingsschauer wohl verwahrt. Er aber, da er weniger empfindlich und nicht wie sie zur äußersten Schonung verpflichtet war, hielt in den freien Händen ein Zeitungsblatt, die Nummer irgend eines illustrirten Witzblattes, aus dem er seiner Nachbarin vorzulesen schien, wenn er etwas Lustiges fand. Ich hörte, da ich langsam vorüber ging, ohne daß die Beiden mich beachteten, nur einmal das wohlbekannte helle Kinderlachen der jungen Frau. Die Gruppe sah, im Gegensatz zu den Anderen, die hier ihre stillen Lustexercitien fortsetzten, so heiter und liebenswürdig aus, daß Niemand in dieser nachbarlichen Munterkeit nur einen Hauch von leidenschaftlicher Empfindung wittern konnte.

Als ich dann durch die Hofthür hinaus ging, sah ich auf dem schmalen Sträßchen, das von unten neben der hohen Gartenmauer herauf führte, meinen alten Doctor daher kommen, Arm in Arm mit dem Stadtrath. Ich blieb stehen, die Herren zu begrüßen, der Doctor stellte uns einander vor und sagte, sie wollten eben der jungen Frau ihren Morgenbesuch machen. Nachmittags komme der Gemahl allein, immer nur auf eine halbe Stunde.

Der Mann hatte sich stumm verneigt. Er schien nicht begierig nach einer längeren Unterhaltung. Wie ich ihn jetzt, nachdem ich ihm eine Weile nicht begegnet war, genauer betrachtete, erschien er mir selbst wie ein Kranker, das wohlgebildete, männliche Gesicht mit dem kleinen Backenbart grauer und hagerer, die ernsten Augen tiefer in ihren Höhlen. Er trug einen kleinen Strauß von Veilchen und Cyclamen, aus einem Treibhause oder dem Nizzaer Blumenmarkt stammend, in ein Seidenpapier gehüllt in der Linken. Auf meine Bemerkung, ich hätte im Vorbeigehen seine Gattin gesehen und mich ihres guten Aussehens und heiteren Lachens gefreut; sie habe mich an eine junge Frau in München erinnert, die in Davos auch durch eine solche Luft- und Sonnenkur vollständig wieder hergestellt worden sei — zuckte er nur mit den Achseln und sagte, indem er sich zum Abschied wieder verneigte: „Wir wollen hoffen!"

Dann betraten sie den Hof, und ich setzte meinen Weg auf der Höhe von Gardone fort, auf dem sogenannten Lorbeerweg, der sich an die letzten Häuser anschließt.

Ich gelangte auf ihm nach wenigen hundert Schritten zu der schmalen Cypressenallee, hinter der das Friedhofsthor sich aufthut. Durch das verschlossene Gitter blickten die Grabkapelle an der Wand gegenüber und die kahlen, von keinem Grün umschatteten weißen Denksteine und kleinen Obelisken auf den Weg herab. Und draußen war es so warm und freundlich. An allen Hecken sprossen die kleinen Frühlingsblätter hervor, in den Reben- und Olivengärten zur Linken wurde fleißig gearbeitet, und die Luft war erfüllt mit dem kräftigen, aromatisch süßen Geruch der Lorbeerbäume, deren blanke Blätter sich still in der reinen Sonnenluft wiegten.

Ich war nicht weit gegangen, so hörte ich Schritte hinter mir; mein alter Doctor holte mich ein, mit einem bekümmerten Ausdruck in dem guten, klugen Gesicht.

Ob er die Kranke beunruhigender gefunden, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf, indem er sich auf einer Bank am Wege niederließ und mit einer Handbewegung mich einlud, neben ihm Platz zu nehmen.

„Ueber das Schicksal der armen Frau," sagte er, „habe ich mich längst resignirt, obwohl der Arzt noch Hoffnung macht und den Zustand der Lunge nicht einmal für so verhängnißvoll hält, wenn keine neue Complicationen hinzu kommen. Aber seltsam, so ein alter Practicus ich bin und an den Anblick menschlicher Hülflosigkeit in Kliniken und Lazarethen gewöhnt, — dieses Bild junger, blasser Menschen, die so hoffnungsvoll in der Sonne liegen, erschüttert mich jedesmal von Neuem. In dem Halbtraum, der sie da nach und nach überschleicht, vergessen sie, wie ernst es meistentheils mit ihnen steht. Viele werden ganz aufgeräumt, — Frau Ellen haben Sie ja selbst lachen hören über die dürftigen Späße der ‚Fliegenden Blätter', die ihr Nachbar ihr vorlas. Und sie thut gut zu lachen. Il riso fa buon sangue, sagen die Italiener. Manch Einer lacht sich auch vielleicht gesund, und ich kenne selbst Einige unter dieser Schar, die aus dieser ‚Frühlingsvilla' hoffen dürfen in einen heiteren Lebenssommer zurückzukehren. Für Andere aber ist's wie ein Wartesaal auf der letzten Station ihrer Fahrt ins Jenseits. Mit solchen Gedanken kommt auch mein Freund hier herauf. Auch die Blumen, die er täglich seiner Frau auf den Schoß legt, haben so einen Abschiedsgeruch, und es kostet ihn eine ungeheure Anstrengung, sich's nicht merken zu lassen."

Ich bemerkte, wie verändert ich ihn gefunden hätte.

„Kein Wunder, bei diesem Leben! Er ist an scharfe Thätigkeit gewöhnt. Eigentlich dachte er nicht daran, die Fabrik seines Vaters einmal zu übernehmen, er studirte Jus, und sein Ehrgeiz ging auf eine Docentenlaufbahn. Dann starb der Papa, die Verhältnisse erwiesen sich sehr verworren, der Fortbestand der Fabrik durch die große Schuldenlast bedroht. Da setzte er seine ganze Kraft und sein strammes Pflichtbewußtsein an die Sanirung und Hebung des väterlichen Werks und brachte es auch in zehn harten Jahren glorreich zu Stande. Er hatte bei seinen Mitbürgern so großen Einfluß und so hohe Achtung gewonnen, daß sie ihn zum Stadtrath wählten, wozu ihn auch seine juristischen Kenntnisse befähigten. Gegönnt hat er sich in der ganzen Zeit weder eine Erholung noch ein Vergnügen. Erst als er mit seinem Vorsatz durch war — jetzt kein Jüngling mehr —, fiel ihm ein, daß der Arbeiter wohl auch seines Lohnes werth sei. Da begegnete ihm das reizende junge Mädchen, die erste Leidenschaft seines Lebens, und nun ruhte er nicht, bis er sie sich errungen hatte, nicht ganz glatt und leicht. Denn er verstand nicht, den schmachtenden Liebhaber zu machen, er hatte als Student über seine Bücher nicht viel hinaus geblickt, als Fabrikherr Tag und Nacht andere Sorgen gehabt.

„Und nun werden Sie begreifen, wie ihm zu Muth ist: von der Frau, über deren Verhängniß er trotz aller tröstlichen Versicherungen des Arztes und der Tage, in denen das Leiden stillsteht, sich keine Illusionen macht, bis auf die kurzen zwei Besuche getrennt, ohne Arbeit im Hotel seine Stunden verbrütend oder auf weiten Kletterwegen seine Glieder ermüdend. Zerstreuungen, Unterhaltungen, und wär's nur durch eine obligate Kurmusik, die mir übrigens

ein Greuel ist, gibt es ja nicht in diesem jungen ‚klimatischen Kurort', der weder von der Commune noch von der Provinz irgendwie in seinem Aufstreben unterstützt wird; als ob man alles Weitere, was an anderen Orten für leidende Wintergäste geschieht, getrost der Mutter Natur und dem Vater Monte Baldo überlassen könnte! Dazu täglich mit anzusehen, daß sie selbst nichts zu vermissen scheint, ihn am wenigsten, aber nicht einmal ihr Kind, wenn sie nur den jungen Freund neben sich hat und über seine oft sehr billigen Witze lachen kann."

„Also doch — Eifersucht?"

„Nein, aber Neid, brennender Neid auf die Gaben, die ihm selbst fehlen, und die Jener besitzt: leichter Sinn, Sorglosigkeit und das Talent, die Langeweile zu vertreiben. Und dabei sieht er ein, daß er mit dem besten Willen nichts daran ändern kann, und vermag sich doch nicht zu entschließen, was ich ihm so oft dringend angerathen, fortzugehen und an seiner Selbsterhaltung zu arbeiten. Die Nähe dieser Frau, die ihn peinigt, hält ihn doch fest wie mit magischen Banden. Wenn das so fort geht, fürchte ich, zugleich mit ihrem Lebensfaden reißt auch der seine."

* * *

Wenige Tage nach diesem Gespräch sah ich eines Nachmittags, als ich an dem großen Hôtel vorbei ging, ein Wägelchen vor dem Eingang halten, auf das eben ein Reisekoffer und eine Plaidtasche gehoben worden war. Aus dem Portal trat der Stadtrath im Reisemantel, hinter ihm der alte Doctor, der ihm bis zum Wagen das Geleit gab, noch einige Aufträge entgegen zu nehmen schien und sich dann mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete.

Auch gegen mich lüftete der Scheidende im Davonrollen den Hut und winkte mir mit ernstem Gesicht einen höflichen Abschiedsgruß zu.

„Gottlob, daß wir so weit sind!" sagte der Doctor, zu dem ich heran getreten war. „Zuweilen habe ich gedacht, er würde mir hier unter den Händen ersticken, an einem psychischen oder moralischen Luftmangel. Da kam gestern ein Brief von seinem Geschäftsführer; in einer der Werkstätten war Feuer ausgebrochen, kein beträchtlicher Schaden, immerhin schien es nothwendig, daß der Fabrikherr selbst nach dem Rechten sähe. Er will höchstens acht Tage wegbleiben, täglich soll ich ihm ein Telegramm schicken, wie es oben in Villa Primavera steht, — nun, wenn er sich wirklich nicht länger fern halten läßt, so muß man schon für dieses kurze Aufathmen in der Luft, die ihm zuträglich ist, dankbar sein.

„Das Schmerzlichste war für ihn, daß die Frau ihn Abschied nehmen sah, wie wenn er nur einen Ausflug von vierundzwanzig Stunden vorhätte. Und ob er ihre Mutter und das Kind grüßen solle, hat er sie erst fragen müssen. Dabei ist sie keine unzärtliche Natur. Aber man weiß ja, wie jede chronische Krankheit die Menschen egoistisch und gleichgültig macht gegen Alles, was sich nicht auf ihren Zustand bezieht." — —

* * *

Hierauf verging eine Woche, in der ich den Doctor nicht mehr sah.

Als er mir endlich wieder einmal begegnete, war es nahe bei meinem Hause. Er habe eben zu mir gewollt, Abschied von mir zu nehmen. Eine

nahe Verwandte, die er in guter Gesundheit verlassen, sei plötzlich erkrankt, es lasse ihm keine Ruhe, sich persönlich von ihrem Zustande zu überzeugen, zumal er selbst sich ja als genesen betrachten könne.

Wie es der jungen Frau droben gehe, und ob ihr Mann schon zurückgekehrt sei?

Er wich mit einem seltsamen Ausdruck verlegener Traurigkeit meinen Blicken aus.

„Das Verderben droben in der Villa Primavera geht seinen Gang. Der Mann ist gottlob noch nicht zurückgekehrt, hat ihr aber täglich geschrieben. Was ist dabei zu thun oder nur zu wünschen? Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, — und wie es dann weiter heißt. Wer lange lebt, erlebt viel und überlebt Viele. Ich wünsche Ihnen wohl zu leben. Adieu!"

Dabei ging er, und ich räthselte an seinen wunderlichen Worten herum, in die ich keinen rechten Sinn bringen konnte.

Dann aber kam er mir aus den Gedanken, er und die Anderen, an deren Schicksal ich durch seine Mittheilungen Antheil genommen hatte. Bis ich viele Wochen später wieder an sie erinnert wurde.

Es war Frühling geworden, ein richtiger südlicher Frühling, der es an Wärme manchem deutschen Sommer zuvor thut. Meine Tage in Gardone waren gezählt. Ich benutzte die letzten, vorm Abschied mich noch so recht am Zauber dieser Gegenden zu weiden. Der See blaute immer fabelhafter, die Lorbeeren hatten ihr weniges abgestorbenes, braunes Winterlaub abgeworfen und schienen sich von Kopf bis Fuß neu begrünt zu haben, auf den Wiesen unter den Reben und Oliven sprossen alle Blumen hervor, die bei uns erst der Mai bringt, obwohl hier erst April war.

Ich war von dem kleinen Nest Morgnaga herüber gekommen, das mit seiner Kirche und den weißen Häusern so malerisch über dem tiefen, mit Oelbäumen bewaldeten Thälchen liegt, und schlenderte auf dem Lorbeerwege Gardone zu. Als ich zu der Cypressenallee gelangte, die zum Friedhof hinan führt, sah ich vom Ort her einen Leichenzug mir entgegen kommen und das Friedhofsgitter weit offen stehen, um ihn einzulassen. Nach der Sitte des Landes trugen vier rüstige Männer in ihren Alltagskleidern eine schmucklose Bahre, auf der der Sarg ruhte, mit einem schwarzen Bahrtuch überdeckt, von dem aber nur die Zipfel zu sehen waren, da eine verschwenderische Fülle von Blumen und Palmen darüber ausgebreitet war.

Ich war stehen geblieben, den Trauerzug an mir vorbei zu lassen. Da sah ich, als die Träger in den Cypressenweg einbogen, zunächst hinter ihnen die wohlbekannte Gestalt des Stadtraths, barhaupt, die Stirne tief gesenkt in der Haltung eines Schlafwandlers. Neben ihm schritt der protestantische Geistliche, der während des Winters hier für die Fremden Gottesdienst hält, hinter diesen Beiden der jüngere Freund, ebenfalls in schwankender Gebärde, beständig in sein Taschentuch hinein weinend, und neben ihm eine tiefschwarz gekleidete dicke alte Frau, offenbar jene treue Dienerin, die der kranken Herrin in ihre letzte Zufluchtsstätte gefolgt war.

An diese Trauernden schloß sich ein Häuflein Weiber und Kinder aus dem alten Bergnest, ganz ohne Theilnahme, nur von der Neugier gelockt, ein Begräbniß nach ketzerischem Brauch ohne Chorknaben mit Wedel und Weihrauchkessel mit anzusehen.

Die Herren waren an mir vorbei gegangen, ohne mich zu erkennen. Ich fühlte mich aber gedrungen, dem armen, schönen jungen Leben, das hier zu Grabe getragen wurde, die letzte Ehre zu erweisen, und überschritt als der Letzte des Zuges die Schwelle des Friedhofs.

Hier besteht nun die Sitte, daß die Särge der Wohlhabenderen nicht in die Erde versenkt, sondern in die Wände des Friedhofs eingemauert werden, in drei Reihen über einander, jeder dieser viereckigen Schachte durch eine Marmortafel verschlossen, auf welcher Name und Daten zu lesen sind. Nur die Todten der ärmeren Classe werden in die dürre, steinige Erde gebettet. Der Mangel an Wasser macht die Anlage von Rasen und Gesträuch unmöglich, und die Palmen in Kübeln, die an den weißen Marmorwänden vor einigen Grabstätten stehen, kommen nur dürftig fort.

Dies kalte Aufspeichern des armen Staubes hatte mich schon in dem berühmten Cimetero von Bologna und anderen italienischen Friedhöfen abgestoßen. In dieser ländlichen Umgebung, wo die Mutter Erde ihre todten Kinder so viel freundlicher wieder in ihren Schoß genommen hätte, schien es mir doppelt unfreundlich, und es überkam mich ordentlich ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den verwittweten Mann, als ich sah, daß er sein kurzes Liebesglück den Elementen zurückgeben, den Sarg in die Erde versenken wollte.

Es ging sonst nicht allzu feierlich dabei zu. Der Geistliche, der wohl schon im Hause die Leiche eingesegnet hatte, sprach nur ein kurzes Gebet; ich beobachtete dabei das Gesicht des verwittweten Mannes, auf dem kein weicher Schmerzenszug, nur ein fast steinerner und verbissener Gram zu entdecken war, während dem jungen Architekten die Thränen unaufhaltsam über das todtenblasse Gesicht liefen, und die alte Dienerin herzbrechend aufschluchzte.

Dann aber, als der Gatte die drei Schaufeln Erde auf den Sarg geworfen hatte und den Spaten nun dem jungen Freunde reichte, sah ich, wie Dieser, statt nach dem hölzernen Griff, nach der Hand des Aelteren haschte, sich mit dem Gesicht, um sie zu küssen, tief auf sie herab beugte und plötzlich taumelnd in den Schutt vor ihm auf die Kniee sank.

Einen Augenblick sah der Andere auf ihn herab, mit einem Ausdruck, der fast etwas Feindliches hatte. Dann aber sah ich, wie sein Gesicht sich zum Weinen verzog. Mit einer lebhaften Gebärde hob er den Hingesunkenen auf, umschlang ihn mit beiden Armen und suchte nun das Schluchzen, das gewaltsam hervorbrach, an seinem Halse zu ersticken.

Alle, selbst die ganz gleichgültigen alten Weiber, fühlten eine seltsame Erschütterung bei diesem Anblick. Sie machten auch ehrerbietig Platz, als die beiden Männer Hand in Hand den Todtenbezirk verließen. Ich selbst hätte gern wenigstens mit einem stummen Händedruck meinen Antheil ausgesprochen. Ich fühlte aber, daß diese beiden Trauernden keinem Anderen einen Theil an ihrem Schmerz gönnen würden.

* * *

Keinem von beiden begegnete ich dann wieder; sie waren wohl bald nach der letzten traurigen Scene in ihre Heimath zurückgekehrt. Von der armen Hingeschiedenen erfuhr ich, daß eine Lungenentzündung hinzu getreten war und sie von ihren Leiden erlöst hatte.

Mich selbst litt die rasch wachsende Sommergluth nicht mehr lange in meinem Winterquartier, zumal um Mitte Mai fast alle Fremden sich wieder nach Norden ziehen, die Hôtels geschlossen werden und nur die Eingeborenen zurückbleiben, die wohl auch klagen, daß die drei Hochsommermonate ein inferno seien, aber ebenso sich darein ergeben, jetzt „zur Kohle zu verglühen", wie sie im Winter in ihren ungeheizten steinernen Höhlen alles Zähneklappern des Frostes ertragen.

Der Herbst aber führte mich wieder zu den Palmen und Agaven meines Gärtchens am Seeufer zurück. Und manche von den Kurgästen, die im vorigen Winter am hitzigsten auf das schwankende Klima dieser Winterstation geschimpft und dies und das vermißt hatten, was anderwärts den Aufenthalt behaglicher mache, fanden sich doch wieder ein und schlenderten so widerwillig-ergeben wie gefangene Raubthiere in ihrem Käfig den Viale hinauf und hinunter, nun immer wieder von Neuem durch den herrlichen Ausblick auf die purpurne Seefluth und das Silberhaupt des Monte Baldo mit ihrem Schicksal ausgesöhnt.

Also wunderte ich mich gar nicht, an einem milden Novembertage auch meinem alten Doctor wieder zu begegnen, obwohl er sich selbst beim Scheiden für genesen erklärt hatte.

Er sei auch nicht wieder seiner Gesundheit wegen hier, sagte er, noch auch zu seinem Vergnügen und habe auf der Weiterreise nach Rom nur einige Tage hier Station machen wollen. Die Mutter der armen jungen Frau Ellen habe ihn darum gebeten, nachzusehen, ob das einfache Grabmal, das sie der Tochter habe setzen lassen, so ausgefallen sei, wie sie angeordnet habe, und einen Kranz darauf nieder zu legen. Das sei nun schon besorgt, und am nächsten Tage werde er seine Reise fortsetzen. Er habe vorgehabt, mir noch vorher guten Tag zu sagen.

„Wie haben Sie es zu Hause verlassen?" fragte ich. „Wie geht es dem Manne und dem jungen Kinde?"

„So gut sich's Menschen nur wünschen können," versetzte er mit einem stillen, bitteren Ton. „Den Mann hat bald nach seiner Heimkehr ein Nervenfieber hingerafft. Er war so thöricht, daß er die Wunde nicht wollte ausbluten lassen, hemmte den Schmerz gewaltsam zurück und stürzte sich kopfüber in Arbeit. Dabei war seine sonst so robuste Kraft heimlich aufgezehrt durch die lange Zeit der Angst und Sorge, — da mußte sie zusammenbrechen. Das Kind war gescheidt genug, einzusehen, daß es ohne seine Eltern sich nur kümmerlich in der Welt durchschlagen würde, und zog es vor, ihnen nachzueilen. Nun sind alle drei wohl aufgehoben, ‚sicher beigepackt', wie Hamlet sagt."

„Und — der junge ‚Dritte im Bunde'?

„Sie meinen den Herrn Baumeister? Nun, der hat von Allen die gesundesten Nerven. Ein älterer Bruder von ihm, auch ein Architekt und Ingenieur, hat drüben in Amerika große Aufträge, Brückenbauten, Millionärpaläste, — was weiß ich. Da hat er ihn als seinen Assistenten zu sich gerufen, und der junge Herr ist schon seit einigen Monaten in New York. Es heißt sogar, er sei schon halb und halb verlobt mit irgend einer Gründertochter. Gewisse Leute sind wie Kork und schwimmen, so tief das Schicksal sie auch untertaucht, immer gleich wieder oben."

„O," sagt' ich, „Verehrtester, Sie sind, wie ich sehe, dem jungen Manne noch immer nicht grün, immer noch wegen des alten Verdachts. Aber wenn der Gatte selbst ihn absolvirt hat —"

Und nun erzählte ich dem Doctor die Scene am offenen Grabe, die ich mit erlebt hatte.

Er hörte mir mit seinem klugen, feinen Ernst ruhig zu. „Ja ja," sagte er endlich, „daran erkenn' ich meinen alten Freund. Es war das nur die Fortsetzung von Allem, was er vorher schon für diese Frau gethan hatte, jetzt sogar bis über das Grab hinaus. Heute brauche ich ja kein Geheimniß mehr daraus zu machen, die Betheiligten sind todt oder jenseits des großen Wassers, und keine Indiscretion kann ihnen mehr wehe thun. Also lassen Sie sich sagen —

„Nämlich in der Nacht nach dem Tage, wo mein Freund abgereist war — Sie kamen ja selbst dazu, als ich ihn zu seinem Wagen begleitete, und vielleicht entsinnen Sie sich, er mußte wegen eines Brandes in der Fabrik nach Hause, wollte aber in acht Tagen zurück sein — länger glaubte er die Trennung von seiner angebeteten Frau nicht aushalten zu können —, nun, wie gesagt, ich war froh, daß er wenigstens eine Woche lang eine Luftveränderung genoß, und hier war er ja überflüssig. In der Villa Primavera wurde er nicht vermißt, ganz im Gegentheil.

„Also ich gehe mit einer großen Erleichterung seinetwegen — ich hatte ihn wirklich lieb wie einen jüngeren Bruder — an jenem Abend zu Bett und denke noch vorm Einschlafen: jetzt ist er schon weit über Mailand hinaus. Denn er wollte die Nacht durch fahren, um keine Zeit zu verlieren.

„Ich hatte aber kaum ein paar Stunden geschlafen, da fuhr ich im Bette auf, weil leise an meine Thür gepocht wird. ‚Wer ist da?' rufe ich. — ‚Machen Sie auf, Doctor. Ich bin's.' — Ich erkenne sogleich seine Stimme und denke, ich träume nur von ihm, bleibe also noch liegen. Was sollte ihn selbst hier zurückgeführt haben? Wie es aber wieder klopft, spring' ich denn doch aus dem Bette und öffne die Thür. Im Corridor brannte noch ein Lämpchen, ich sah, er war's wirklich, schob sich hastig durch die Thür und zog sie hinter sich zu. ‚Guten Abend, Doctor! Verzeihen Sie, daß ich Sie aufwecken mußte. Ein Doctor ist's ja sonst gewohnt. Aber Sie prakticiren freilich nicht mehr.'

„Seine Stimme klang ganz verwandelt, heiser und wie von einem Betrunkenen. Ich drehte sogleich den elektrischen Knopf. Als es hell wurde, sah ich, daß auch sein Gesicht völlig verändert war, aschfarben, der Mund verzerrt, die Augen flackerten hin und her.

„Was haben Sie?“ rief ich erschrocken. „Sie sind plötzlich erkrankt. Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen.“

„Nein nein, wehrte er heftig ab, ich bin gesund wie ein Fisch, nur etwas erschöpft von dem Nachtspaziergang und — etwas Anderem. Geben Sie mir ein Glas Wasser, — die Zunge steckt mir wie ein dürres Stück Holz im Munde.

„Ich gab es ihm, er stürzte es auf einen Zug hinunter und ließ sich dann auf den Divan fallen, indem er tief aufathmete.

„Verzeihen Sie nur die Störung, sagte er — er war immer sehr rücksichtsvoll — aber wahrhaftig, es ging nicht anders, und einen anderen Freund habe ich ja nicht in der Nähe. O Gott, Gott! Gibt es überhaupt Freunde? Nein, Sie sind mir immer aufrichtig zugethan gewesen, da müssen Sie's nun leiden — —‘ dann schwieg er und ließ den Kopf tief auf die Brust sinken. Er sah aus, wie ein völlig gebrochener Mann.

„Daß Sie auf meine Freundschaft rechnen können, brauche ich nicht zu versichern, sagte ich. Aber ich verstehe ja noch immer nicht, — was haben Sie denn erlebt? Wo kommen Sie denn eigentlich her?

„Woher ich komme? sagte er und lachte bitter, ein unheimlich leises Lachen. Nun von da, wohin ich gegangen bin, von Desenzano, von wo ich die Eisenbahn benutzen wollte. Ich hatte plötzlich Grund, die Reise nicht fortzusetzen, obwohl — es ist nicht klug, den revenant zu spielen, nachdem man Abschied genommen hat. Man erfährt da allerlei von den ‚tieftrauernd Hinterbliebenen‘, wie's in den Todesanzeigen heißt, was man lieber nicht erfahren sollte. Aber was wollen Sie? Wenn einem solch ein Wörtchen nachgerufen wird, wie das da, — das könnte sogar einen Todten noch einmal zurückrufen.

„Damit griff er in die Brusttasche und zog ein Billet heraus, das so aussah, als ob es beim Empfang zerknüllt worden wäre. Es waren nur ein paar Zeilen, mit einer ungeübten oder vielleicht verstellten Hand geschrieben, ohne Unterschrift, und lautete ungefähr so:

‚Wenn Sie wissen wollen, wie Ihre Frau sich über die Trennung von Ihnen tröstet, besuchen Sie sie heute Abend nach Zehn, ohne sich anmelden zu lassen.‘

„Ich hielt das infame Blatt eine Weile in der Hand und reichte es ihm dann wieder hin. Er ließ es auf den Teppich fallen, nachdem er es langsam in kleine Stücke zerpflückt hatte.

„Ob er wisse, fragte ich, wer es geschrieben?

„O gewiß. Es könne nur von Einer Hand herrühren. Vor ein paar Tagen habe seine Frau die Kammerjungfer entlassen; das Mädchen sei schon sehr widerwillig mit in die Primavera hinaufgezogen, da sie mit einem der Kellner unten eine Liebschaft angefangen hatte und oben sich langweilte. Es sei eine nichtswürdige Sache.

„Und darauf hin, sagte ich, sind Sie zurückgekehrt? Auf eine anonyme Denunciation?

„Ja, wie Sie sehen. Ich sagte schon, es ist dumm, den revenant zu spielen. Als ich den Kutscher, der mich nach Desenzano gebracht, bezahlt hatte, gab er mir das Billet. Ein Unbekannter habe es ihm mitgegeben, doch erst

in Desenzano sollte er's abliefern. Mein erster Gedanke war auch: Es wäre schmachvoll, auf eine so niedrige anonyme Verdächtigung hin — aber dann — ein Teufel raunte mir zu: um so glänzender wird Dir die Unschuld der armen Verleumdeten entgegen strahlen, wenn Du kommst und Dich selbst überzeugst — denn wirklich, daß sie dessen fähig sein sollte, ihre heiligsten Pflichten, die gelobte Treue, Alles, was sie in den fünf Jahren unserer Ehe mir schuldig geworden war, dem Vater ihres Kindes — und das — wie hatten Sie es doch einmal genannt? — im Vorhof der Ewigkeit —? nein! Es war undenkbar!

„Sie war nie sehr zärtlich aufgelegt gewesen, etwas Sprödes, Zurückhaltendes war in ihrem ganzen Wesen — selbst bei unserem letzten Abschied — aber wenn diese Kühle während der Krankheit noch zugenommen hatte, mußte ich nicht froh darüber sein? Mit leidenschaftlicherem Gemüth würde sie sich heftiger an das Leben angeklammert haben, während sie jetzt noch zum Lachen gestimmt war, mit dem Leichtsinn eines jungen Vogels sich in der Sonne wärmte, ohne davor zu schaudern, daß der Tod wie ein schwarzer Raubvogel schon über ihr schwebte.

„Das alles sagte ich mir; ich war einen Augenblick fest entschlossen, die Reise fortzusetzen, in der nächsten Minute befahl ich, mein Gepäck wieder aufzuladen, und sagte dem Kutscher, der Brief erinnere mich, daß ich etwas Wichtiges zu Hause vergessen hätte. Ich wolle aber erst in aller Ruhe zu Mittag essen, gegen Abend, wenn es kühler geworden, sei noch Zeit genug zur Rückfahrt.

„Wie ich diese Wartezeit überstanden habe, weiß ich nicht. Von Essen und Trinken war keine Rede, nur die Cigarre blieb mir treu.

„Und endlich war die Sonne hinunter. Wir konnten uns langsam in Bewegung setzen.

„Oben in Portese ließ ich noch einmal anhalten. Es war erst neun Uhr, zu früh zu meinem „unangemeldeten" Besuch. Ich trank droben ein Glas schlechten Wein, der mir wie Galle schmeckte; den Rest in der Flasche gab ich dem Kutscher. Daß er sich über den seltsamen Passagier seine Gedanken machte, konnte ich ihm ansehen.

„Endlich gegen Zehn stieg ich in Gardone aus und gab ihm ein so reiches Trinkgeld, als wenn ich ihm besonderen Dank schuldig geworden wäre. Das Gepäck vertraute ich seiner Obhut an, möglich sei's, daß ich schon nach ein paar Stunden ihn aus dem Schlaf klopfen würde, um die Straße nach Desenzano zum dritten Mal zurückzulegen.

„Dann machte ich mich auf den Weg.

„Es war ganz finster, eine schwere Föhnluft hatte den Himmel mit Wolken bedeckt, die spärlichen Laternen in der Gasse glommen wie beständig im Erlöschen durch den trüben Dunst. In dem kleinen Nest regte sich nichts mehr, außer in einer schmutzigen Schenke, wo ein paar Kerle beim Wein und Kartenspiel saßen. Als ich dann das schmale, steinige Sträßchen nach Morgnaga hinauf stieg, empfing mich gleich eine Todtenstille, daß ich das Laub an den Oelbäumen wispern hörte — und das Blut in meinen Schläfen hämmern.

„Es war immer noch zu früh, drüben in einem Hause des alten Nestes war noch Licht, die Uhr im Kirchthurm schlug langsam Zehn. Ich war in Schweiß gebadet, so langsam ich hinan stieg. Oben mußte ich mich auf eine Bank setzen. Die Kniee wollten unter mir zusammenbrechen. Doch litt es mich nicht länger als fünf Minuten in der Ruhe. Ich raffte mich auf und schlich den Lorbeerweg entlang, mit einem so schlechten Gewissen wie ein Dieb, der zu einem nächtlichen Einbruch geht.

„Und so kam ich endlich nach der Villa, auf der Straße an ihrer Rückseite. Ich wußte, es wurde drinnen früh Nacht gemacht, und ein Licht war auch hinter den Sprossen der Fensterläden nicht mehr zu sehen. Da stand ich wohl zehn Minuten, mühsam athmend. Endlich faßte ich mir doch ein Herz, leise anzuklopfen.

„Eine Frau, die Hausmeisterin, öffnete mir, nachdem ich meinen Namen genannt. Ich stotterte ihr einen triftigen Grund für meinen späten Besuch vor, eine telegraphische Nachricht von meiner Schwiegermutter, die Genesung des Kindes von einer Kinderkrankheit, die wolle ich meiner Frau so rasch als möglich mittheilen und dann erst die Reise fortsetzen. Ich glaube, ich habe ziemlich gut gelogen. Wenigstens wurde ich ohne Weiteres eingelassen, wies auch die Begleitung die Treppe hinauf ab, da ich ja ortskundig sei und meine Frau noch wach finden würde; sie sei gewohnt, noch lange vor dem Einschlafen im Bett zu lesen.

„So schwankte ich die Stufen hinauf. Alles im Hause war still, im Corridor brannte ein schläfriges Nachtlämpchen, kein Laut drang aus den verschlossenen Thüren. Vor der meiner Frau stand ich eine Weile und horchte hinein; Alles still. Da faßte ich mit einer gewaltsamen Anstrengung den Thürgriff und stieß die Thür auf. Das Zimmer war hell vom elektrischen Licht — aber leer. Die Thür zu der Kammer nebenan stand auf, ich sah beim Schein eines trüben Nachtlichts die alte Auguste in ihrem Bette in tiefem Schlaf. Es war ihr wohl zu langweilig geworden, auf ihre Herrin zu warten, von der sie wußte, daß sie sich über die Trennung von ihrem Manne, so gut es ging, zu trösten suchte. — — —

* * *

„Er saß dann eine Weile stumm, hatte die Augen zugedrückt; man hätte glauben können, er schlafe. Dann erhob er sich schwerfällig vom Sopha, ging langsam an das Fenster und stieß es auf. Als er ein paar Athemzüge der reinen Nachtluft gethan hatte, drehte er sich zu mir um und sagte mit ganz ruhigem Ton:

„Es ist nun vorbei. Ich habe auch das überstanden. Im ersten Augenblick freilich war ich so betäubt, als hätte mir Jemand mit einer Keule vor die Stirn geschlagen. Denn Sie mögen von meinem Verstande denken, was Sie wollen: noch als ich die Thür öffnete, glaubte ich's nicht.

„Nun freilich — wie ich in dem leeren Zimmer stand, alle Gegenstände von dem grellen elektrischen Licht beschienen, mußte mir's wohl einleuchten, das Unbegreifliche, Entsetzliche. Aber sonderbar: es wurde immer ruhiger in mir der Gewißheit gegenüber. Ich sah all' die Sachen, die ihr gehörten, den

orientalischen Shawl, den sie um den Kopf zu wickeln pflegte, das seidene Jäckchen, das sie getragen hatte, als ich Abschied von ihr nahm, mit einer Empfindung an, wie Besitzgegenstände einer Person, die gestorben ist. Nur wie ich auf dem Tisch den schönen Strauß gelber Rosen liegen sah, den ich ihr zuletzt noch gebracht hatte, ganz so, wie ich ihn gebracht hatte in dem Spitzenpapier, nicht in Wasser gestellt und schon halb verwelkt, da stieg es heiß und bitter in mir auf. So wenig war ich ihr werth gewesen — sogar die armen Rosen hatten es empfinden müssen!

„Aber dann wurde es immer kälter, ruhiger, steinerner in mir. Es war ja aus zwischen uns, für immer. Ganz so überschwänglich, wie ich diese Frau geliebt hatte, so über alle Maßen haßte ich sie in diesem Augenblick. Nein, ich haßte sie nicht, ich hatte einen Abscheu vor ihr wie vor etwas Greuelhaftem, Unmenschlichem, dessen Nähe schon besudelt. Das mir anzuthun, mir, der ich sie auf Händen getragen, bereit gewesen war, mein Herzblut für sie hinzugeben, und dennoch, hier, wo selbst das leichtsinnigste Gemüth der Gedanke an die letzten Dinge zum Ernst stimmen und das Gewissen wecken müßte, wenn es einzuschlafen drohte — es war zu viel. Das konnte kein Mensch und kein Gott entschuldigen oder gar verzeihen!

„Und so fühlte ich in mir eine Art Wollust bei dem Gedanken, wie mein Anblick, wenn sie nun plötzlich herein träte, sie zerschmettern würde, daß sie kein Wort hervor bringen, in die Kniee zusammenbrechen müßte und mich halb wahnsinnig vor Scham und Reue um Gnade anflehen. Ich aber, ich würde ihr dann sagen — nein, sagen wollte ich ihr nichts. Sie war ja keines Wortes werth, und es war viel vernichtender und zugleich verächtlicher, wenn ich ihr stumm den Rücken kehrte und mit einer Gebärde sie von mir stieß.

„Ja, erwarten wollte ich sie, nicht etwa sie im Zimmer ihres Mitschuldigen aufsuchen. Ich habe es nie begriffen, wie Jemand es über sich gewinnen kann, seine Frau in flagranti zu überraschen. Was sie auch gesündigt haben mag, er hat sie doch einst geliebt, sie hat ihm Kinder geboren — ihr eine so tödtliche Beschämung angesichts eines Dritten zuzufügen, müßte ihn selbst erniedrigen.

„Also wartete ich — wartete — wartete — ich glaube, eine volle halbe Stunde. Dabei hörte ich immer nur die tiefen Schlaftöne der Alten in der Kammer nebenan, die den Schlaf der Gerechten schlief, obwohl sie Mitwisserin des verbrecherischen Geheimnisses war, gewiß ihrer Herrin Kupplerinnendienste geleistet hatte. Und auch sie hatte ich mit Wohlthaten überhäuft!

„Aber seltsam: gerade indem ich an diese Wohlthaten dachte, war mir's, als hörte ich Jemand ganz laut neben meinem Ohre sagen: Du Narr, was bildest Du Dir ein? Was hast Du denn Deiner Frau so besonders Herrliches erwiesen, daß sie Dir nun bis ans Grab dankbar sein müßte? Du hast das junge Mädchen zu Deiner Frau gemacht, ohne viel zu fragen, ob ihr Herz auch mit in den Kauf ging, ob sie nur halb so sehr in Dich verliebt war wie Du in sie. Blutjung war sie, kaum aus den Kinderschuhen heraus, und hat schon mit Schmerzen gebären und ein Kindchen hingeben müssen und muß nun die

Geburt eines zweiten mit dem Opfer ihres jungen Lebens bezahlen. Und jetzt wacht in ihr zehn Schritt vom Rande des Grabes ein Glückshunger, ein Lebensdurst auf, den Du mit Deinem Luxus, Deinen Zärtlichkeiten und gelben Rosen nicht stillen kannst, und da begegnet ihr Einer der das alles könnte, wenn sie ihn früher gefunden hätte, und erheitert ihr Herz und erquickt ihre Sinne, und Du willst es ihr als eine Todsünde anrechnen, daß sie sich ihm an den Hals wirft? Daß sie Alles vergißt, was sie Menschen schuldig ist, die ihr so kurz vor dem Scheiden keine Freude mehr machen können, ihren Mann, der sich zweimal am Tage nach ihrem Befinden erkundigt, während der Andere ihr in dieses stille Haus gefolgt war, um ihr stündlich nahe zu sein, ihr Kind, das man ihr genommen hat, damit es von der Krankheit der Mutter nicht ergriffen würde? Und wenn sie nun vergißt, was sie am Altar gelobt hat, und den Taumeltrank an die Lippen setzt, um sich noch ein Mal zu berauschen, gerade hier im Vorhof der Ewigkeit, wo schon alle Schranken der Zeit eingerissen scheinen und das arme Herz von allen irdischen Banden gelöst, aller Zurechnung entbunden im freien Aether schwebt, — da kommst Du mit einer grausam richterlichen Miene und willst ihr den halb geleerten Kelch von den Lippen ziehen, weil sie ihn nicht mit Dir, sondern mit einem Anderen theilt? Und in dieser Deiner Unmenschlichkeit dünkst Du Dich hoch erhaben über der armen Sünderin und besinnst Dich nicht, ihr vielleicht die letzte Lebensfrist zu verkürzen, indem Du ihr den Stab brichst? Wenn der Schrecken, Dich hier zu finden, sie so gewaltsam erschüttert, daß sie auf dem Fleck todt niedersinkt, wirst Du dann Dein Gewissen damit beruhigen, daß Du sie nicht getödtet, sondern gerecht gerichtet habest?

Er schwieg und sah still vor sich nieder.

„Ich bewundere Sie, lieber Freund, sagt' ich. Zu dieser Höhe selbstloser Opferwilligkeit würden sich Wenige empor schwingen.

„Nach einer Weile erwiderte er, wie wenn er zu sich selbst spräche: Es weiß ja auch Niemand, was diese Frau mir gewesen ist. Welchen anderen Beweis meiner Liebe könnte ich ihr jetzt noch geben, als daß ich ihr entsage? Nicht mit leichtem Herzen wahrlich, aber ich hätte mich verachtet, wenn ich dies Opfer nicht gebracht hätte. Und so bald mir das klar geworden war, riß es mich aus meinem starren Brüten auf. Nein, das durfte nicht geschehen! Wir waren hinfort getrennt, das Band zerrissen; aber nun gehörte sie mir auch nicht mehr an, nun hatte ich kein Recht mehr an ihr, sie keine Pflicht gegen mich; und so mußte ich auch noch das Letzte thun: jede Spur verwischen, daß ich in ihr Geheimniß eingedrungen war, von ihr gehen auf Nimmerwiedersehen.

„Da bin ich denn aus dem Zimmer geschlichen mit einem so beklommenen Gefühl wie ein Kirchenräuber, der im letzten Augenblick die Hand von dem silbernen Kelch wieder zurückzieht, den er schon vom Altar hat nehmen wollen. Das Geräusch meiner Tritte muß die Alte nebenan geweckt haben. Ich hörte sie plötzlich rufen: „Wer ist da? Sind Sie's gnädige Frau?" Ich stand still und hielt den Athem an, der Angstschweiß brach mir aus; endlich kamen wieder die tiefen Athemzüge aus der Kammer, da schlich ich durch die Thür.

„Der Hausmeisterin, die mir wieder öffnete, sagte ich, ich hätte meine Frau schlafend gefunden und sie nicht wecken und durch meine unerwartete Rückkehr erschrecken wollen. Nun würde ich ihr morgen ein Telegramm schicken und heute noch wieder abreisen. Ich band es ihr aufs Gewissen, von meinem Nachtbesuch nichts zu erwähnen, und gab ihr ein ansehnliches Trinkgeld. Gott weiß, ob es mir gelungen war, sie an meine Märchen glauben zu machen.

„Dann, wie von einer Centnerlast befreit, bin ich den Weg nach Gardone wieder hinunter gestiegen. Es war Mitternacht geworden. Ich konnte nicht dran denken, gleich jetzt meinen Kutscher aus dem Schlaf zu trommeln. Schon mit dem Portier hier im Hôtel gelang es erst nach wiederholtem Anläuten. Ich hatte auch für ihn ein Märchen in Bereitschaft, von einer Brieftasche mit wichtigen Papieren, die ich in meinem Zimmer zurückgelassen hätte. Er solle mich nur hinauflassen. Das Zimmer sei schon wieder vergeben; von etwas Zurückgebliebenem wisse er nichts. Nun, dann will ich zu meinem Freunde, dem Doctor, der hat vielleicht das Vermißte an sich genommen, da er versprochen hat, Alles, was für mich ankommen sollte, nachzuschicken."

„Und so habe ich Sie in der tiefen Nacht stören müssen, bester Freund, sagte er. Nun gehen Sie wieder zu Bett. Mir erlauben Sie, mich für ein paar Stunden auf Ihre Chaiselongue zu strecken. Um Fünf empfehle ich mich auf Französisch. Dann werde ich wohl meines Kutschers schon wieder habhaft werden können.

* * *

„Daß an Schlafen in dieser Nacht nicht zu denken war, werden Sie sich vorstellen können. Es war mir ergreifend, zu hören, wie unerschöpflich in immer neuen Argumenten er war, sie zu entschuldigen und alles Unrecht sich selber zuzuwälzen.

„Und noch Eins war merkwürdig: ihres Mitschuldigen erwähnte er mit keinem Wort. Wie ich Ihnen schon früher einmal sagte: er fühlte nur Neid gegen ihn, nicht Groll noch Eifersucht. Und das wollte er sich selbst nicht eingestehen.

„Vor Thau und Tage nahm er dann Abschied. Ich hatte darauf bestanden, daß er sich noch eine Tasse Thee von mir machen ließ; ich goß, ohne ihn zu fragen, reichlich Arrac hinein, denn er war sichtbar schwach und hinfällig, so sehr er sich auch zusammennahm. So verließ er das Hôtel.

„Am Abend erhielt ich ein Telegramm aus Mailand. ‚Wohl angekommen. Grüße an Ellen.'

„Er verpflichtete mich dadurch, am anderen Tage sie zu besuchen. Ich that es sehr widerstrebend. Denn ich — so sehr er mich zu überzeugen gesucht hatte — ich konnte ihr nicht verzeihen. Und so brachte ich's auch nicht übers Herz, wie früher täglich nach ihr zu sehen, und länger als acht Tage hielt ich's auch nicht aus, Komödie mit ihr zu spielen. Meine eilige Abreise hatte nur diesen Grund: die Erkrankung meiner Verwandten, die ich vorschützte, war nicht im Mindesten bedenklich.

„Aber er — mein Freund — werden Sie glauben, daß er sich so weit bezwingen konnte, täglich an sie zu schreiben, immer in dem gleichen, herzlich besorgten Ton, immer von Neuem bedauernd, daß es ihm dringende Gründe ganz unmöglich machten, zu ihr zurückzukehren?

„Es gibt ein Heldenthum, das mehr Herzblut kostet als das auf dem Schlachtfeld.

„Erst als der Arzt telegraphirte, das Ende stehe nahe bevor, reiste er hieher. Er kam nach acht Tagen zurück, ohne ein Wort über das ganze Schicksal mit mir zu sprechen. Nur in der ersten Stunde des Wiedersehens zog er einen Brief hervor, den er neben ihrem Sterbebette gefunden hatte. Darin schrieb sie ihm ungefähr so — den genauen Wortlaut habe ich nicht behalten —:

„Du bist der edelste, großmüthigste Mensch, den die Erde trägt. Ich habe Alles erfahren, Du warst hier, Du hast entdeckt, was mich in Deinen Augen mit einer Schuld belasten mußte, die nie zu verzeihen, nie zu sühnen ist. Und ich muß mich anklagen, daß ich den größeren Theil der Schuld auf mich geladen habe. Denn wenn ich ihm nicht so leidenschaftlich entgegengekommen wäre, er hätte, so sehr er mein Gefühl theilte, die Kraft besessen, zu widerstehen. Laß es drum ihn nicht entgelten, Eduard, sei großmüthig auch gegen ihn, der schwer darunter gelitten hat, daß er ein so großes Unrecht an Dir thun mußte. Ich aber — ich habe nur die eine Hoffnung, noch so lange zu leben, bis ich, wenn Du mich dessen werth hältst, Deine Hand fassen und sie mit meinen Tränen benetzen kann. Nicht Thränen der Reue, Eduard! Ich bin von einer unwiderstehlichen Macht zu dem gezogen worden, was ich gethan, und ich war schwach durch die Schauer des Todes, die ich in meinem Blute fühlte. Aber Thränen der Dankbarkeit, daß ich einem solchen Manne angehört hatte, der so hoch über mir stand und mich dennoch nicht verstoßen wollte!“

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg.

[Nachdruck untersagt.]

II. Das Haus Rothschild.

IV.

1. Die Entwicklung des öffentlichen Credits.

Die Bedeutung des Hauses Rothschild wurzelt noch weit ausschließlicher als diejenige der Fugger in der Entwicklung des öffentlichen Credits. Will man jene würdigen, so muß man zunächst diese verfolgen, und zwar muß das hier in Kürze geschehen für die zwei Jahrhunderte, welche zwischen dem „Zeitalter der Fugger", d. h. der finanziellen General-Unternehmer und dem Zeitraume liegen, in dem das Haus Rothschild auftrat.

Wie früher, so war auch noch im 17. und 18. Jahrhundert weitaus das Wichtigste derjenigen Bedürfnisse, die zur Ausübung des Staatscredits zwangen, der Krieg. Darunter hat man aber nicht allein die eigentliche Kriegführung zu verstehen, sondern auch die Heilung der durch den Krieg geschlagenen Wunden und ebenso die Ausrüstung und Unterhaltung von Kriegsheeren und Kriegsflotten in Friedenszeiten. Die durch alle diese Aufgaben entstehenden Kosten konnten früher noch bei Weitem nicht in dem Maße wie jetzt aus den ordentlichen Staatseinnahmen bestritten werden, sondern bedurften in größtem Umfange der Bereitstellung außergewöhnlicher Mittel, namentlich der Anleihen, in zweiter Linie der Subsidien.

Es war die Zeit, in der die Kriegführung eigentlich erst „verstaatlicht" wurde, die Zeit der Verdrängung gewerbsmäßiger Kriegsunternehmer vom Schlage Wallenstein's durch die stehenden Heere, der von den Fürsten für den Seekrieg requirirten und nothdürftig ausgerüsteten Handelsschiffe durch besondere Kriegsflotten. Das Frankreich Ludwig's XIV. war der erste große „Militärstaat"; der zweite war das Preußen Friedrich Wilhelm's I. und des großen Friedrich. Die erste eigentliche Seemacht war die Republik der Vereinigten Niederlande, der aber England auf dem Fuße folgte.

Was die Deckung der hierdurch entstehenden gewaltigen Capitalbedürfnisse betrifft, so lassen sich drei finanzwirthschaftliche Haupttypen unterscheiden, nämlich erstens diejenigen Staaten, welche mit geringen Anleihen zu wirthschaften suchten, sodann diejenigen, welche den Credit stark in Anspruch nahmen, ohne daß ihre Einnahmewirthschaft hierfür ausreichend entwickelt war, endlich die Staaten mit ausgebildeter moderner Finanzwirthschaft und mit entsprechendem Staatscredite, die führenden Staaten dieser Entwicklung.

Ehe ich aber diese Typen kurz schildere, muß ich zunächst nochmals auf eine schon früher erwähnte wichtige Eigenthümlichkeit des Finanzbedarfes für Kriegszwecke aufmerksam machen. Dieses Bedürfniß war zwar stets ein sehr dringliches, dessen Befriedigung keinen Aufschub duldete. Aber es war nur zum Theil ein dauerndes, zum anderen Theile ein vorübergehendes Bedürfniß, darin bestehend, daß die Staatseinnahmen nicht am Orte und nicht zur Zeit des Bedarfes verfügbar waren — ein Verhältniß, das früher, bei den schlechteren Verkehrsverhältnissen und der mangelhaften Organisation der meisten staatlichen Finanzwirthschaften, eine noch weit größere Rolle spielte als gegenwärtig. Deshalb waren für die Deckung des Kriegsbedarfes vorübergehende „schwebende" Schulden verhältnißmäßig sehr wichtig, während die eigentlichen „fundirten" Staatsschulden erst allmählich in diesem Zeitraume sich entwickelten.

Beginnen wir mit Frankreich. In der Geschichte des europäischen Heerwesens bildet das Jahr 1630 einen wichtigen Wendepunkt. Damals gelang es Richelieu, durch Vermittlung des aus einer oberdeutschen Kaufmannsfamilie stammenden Financiers Herwart, die Truppen des jäh verstorbenen großen Condottiere Bernhard von Weimar zum Uebertritt in französische Dienste zu bestimmen. Hierdurch entstand das erste „stehende Heer" von großem Umfange. Zwar versuchte Turenne, der Führer dieses Heeres, in der Zeit der „Fronde" (1649) noch einmal, in Wallenstein's Art den Condottiere zu spielen; denn als damals im Staatsschatze kein Geld vorhanden war, um die Truppen zu bezahlen, ging Turenne zu den „Frondeurs" über und marschirte auf Paris. Doch abermals trat Herwart als Nothhelfer dazwischen: er gewann die Truppen durch Zahlung des rückständigen Soldes aufs Neue für die Krone, so daß Turenne von ihnen verlassen wurde. Voltaire hat von diesem Vorgange gesagt, er lehre, daß nur der Herr sei, welcher Geld hat. Das ist gewiß wahr; aber so weit ich sehen kann, war es das letzte Mal, daß ein Geldmann so persönlich und unmittelbar in den Gang der Geschäfte eingriff, wie es für das „Zeitalter der Fugger" charakteristisch ist.

Turenne wurde dann ein getreuer Diener seines Herrn, und es begann die Zeit des Kriegsministers Louvois, der die Armee vollkommen aus den Händen der Kriegsspeculanten in die des Königs brachte, die Zeit Colbert's, der mit den Staatsfinanzen ebenso verfuhr, wobei Herwart als eines der ersten Opfer fiel. Das „Zeitalter der Fugger" war zu Ende.

Colbert wollte den Finanzbedarf, der durch das stehende Heer und durch den Luxus des Hofes gewaltig anwuchs, mittelst Steigerung der ordentlichen Staatseinkünfte, namentlich der Zölle decken, welche letztere zugleich als

Schutzzölle der Hebung des Volkswohlstandes dienen sollten. Er wollte so die Finanzen von der Uebermacht der großen Financiers befreien. Beides gelang ihm freilich nur unvollkommen: das Wirthschaften ohne Anleihen erwies sich bei einem Ludwig XIV. als Chimäre, und vollends nach Colbert's Tode gerieth die französische Finanzwirthschaft wieder in heillose Unordnung. Sie krankte unausgesetzt an Riesenmassen „schwebender Schulden", welche Wucherzinsen kosteten und wegen der Nothwendigkeit häufiger Verlängerung auch sonst besonders drückend waren, und die fundirte Schuld war ebenfalls viel zu groß im Verhältnisse zu den Einnahmen. Deshalb mußte die Bedeutung der Financiers wieder anwachsen; sie war — man braucht nur den Namen „Law" auszusprechen — in Frankreich größer als in irgend einem anderen Staate des 18. Jahrhunderts. Aber eine Machtfülle wie in der Zeit vor Colbert haben die großen Creditvermittler selbst in Frankreich nur ganz ausnahmsweise wieder erlangt.

Die französische Finanzwirthschaft hat in ihren guten wie in ihren schlimmen Zeiten auf die anderen Staaten des europäischen Festlandes, mit Ausnahme der Niederlande, viel Einfluß ausgeübt. Erst König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat sich von ihm völlig emancipirt, und Preußen hat seitdem im ganzen 18. Jahrhundert ein bedeutendes stehendes Heer selbst im Kriege ohne erhebliche Anleihen unterhalten. Da unter den Hülfsmitteln, welche dies ermöglichten, die Subsidien der Seemächte eine ansehnliche Rolle spielten, so müssen wir zunächst uns den Finanzwirthschaften der letzteren zuwenden.

Die Seemächte England und Holland waren die ersten Staaten mit modernen Staatshaushalten, insbesondere mit ausgebildetem Steuersystem und einem hochentwickelten Staatscredite. Beide Staaten erlangten kraft ihrer corporativen Verfassung eine Macht über die wirthschaftlichen Leistungen ihrer Angehörigen, wie sie die absolutesten Monarchen nicht besaßen, deren Unterthanen überdies sich bei Weitem nicht der gleichen Wohlhabenheit erfreuten wie die Bürger der beiden Seestaaten. Da ferner deren Finanzverwaltungen an Einsicht und Ehrlichkeit allen anderen voraneilten, so konnten sie zu dem modernen Systeme der fundirten Staatsschulden übergehen, ohne ihren Credit zu überspannen. Sie benutzten dies hauptsächlich zur Entwicklung ihrer Seemacht, während sie zu Lande das gleiche Resultat zu erreichen suchten durch Anwerbung ausländischer Truppen und durch Zahlung von Subsidien an solche Fürsten, welche stehende Heere unterhielten, ohne doch hierfür ausreichende Geldmittel zu besitzen. Sowohl jene Truppen wie diese Fürsten waren meist Deutsche.

Die ganze Erscheinung, die so viel Schmerzliches für das deutsche Nationalgefühl enthält, wurde am letzten Ende durch das Nichtvorhandensein einer starken einheitlichen Staatsgewalt verursacht, welche die überströmende deutsche Wehrkraft im Dienste der eigenen Nation entsprechend hätte verwenden können. Deshalb war Deutschland schon in der Blüthezeit der Condottieri für deren Werbetrommel das wichtigste Land gewesen, und bereits Kaiser Max war als Söldnerführer in englische Dienste getreten.

Für die kleinen deutschen Fürsten war dies im 18. Jahrhundert eine liebe Gewohnheit, so daß ein venetianischer Gesandter 1564 das schrecklich Wort aussprechen konnte: „Die Deutschen sind alle Soldner, Fürsten wie Privatpersonen; für Geld dienen sie nicht nur gegen die eigene Nation; nein, selbst der Bruder dient gegen den Bruder."

Später, mit der Zunahme des politischen Ehrgefühls, wurde es zwar immer seltener, daß deutsche Fürsten sich selbst sammt ihren Truppen an ein fremdes Land vermietheten; aber daß sie gegen baare Bezahlung „Hülfstruppen" entsandten, dieser „Soldatenhandel" bestand bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, und die Annahme von Subsidien hörte sogar erst 1815 auf.

Natürlich dürfen diese verschiedenen Arten der Waffenhülfe gegen Geld vom Standpunkte der politischen Moral aus nicht gleich beurtheilt werden. Es war etwas ganz Anderes, ob deutsches Blut zur Wahrung fremder Interessen verkauft wurde, oder ob gemeinsame deutsch-holländische oder deutsch-englische Interessen Anlaß gaben zu Bündnissen, bei denen die Seemächte außer ihren Kriegsflotten noch baares Geld, die deutschen Fürsten dagegen Truppen hergaben. Aber in finanzwirthschaftlicher Hinsicht war beiden Verhältnissen die Thatsache gemeinsam, daß deutsche Truppen mit ausländischem Gelde bezahlt wurden. Bei den Seemächten wurde jener politische Unterschied nicht immer hinreichend beachtet. So mußte z. B. der englische Minister Granville im Coalitionskriege von 1793 gegenüber parlamentarischen Angriffen auf den Haager Subsidienvertrag mit Preußen darauf aufmerksam machen, daß England über die preußischen Truppen nicht die gleiche Verfügungsgewalt besitze wie über die „gemietheten" Hessen und andere „Hülfstruppen"; dafür kosteten letztere aber auch mehr als die Preußen. Die Coalition ging sehr bald in die Brüche, weil Preußen die englischen Subsidien hauptsächlich im eigenen Interesse verwendete.

Keine größeren Gegensätze lassen sich denken als die Finanzwirthschaften der Seemächte und diejenige Preußens im 18. Jahrhundert. Das Jahreserforderniß der fundirten niederländischen Staatsschuld belief sich im Jahre 1799 auf 30 Millionen Gulden, dasjenige der fundirten englischen Staatsschuld schon 1793 noch viermal höher, nämlich auf 9¼ Millionen Pfd. Sterl. In beiden Ländern gewöhnte man sich immer mehr daran, die Staatsschuld nicht ausschließlich vom finanzwirthschaftlichen Standpunkte, d. h. als ein möglichst zu vermeidendes Uebel, zu betrachten, begann vielmehr ihre volkswirthschaftliche Nothwendigkeit und Bedeutung zu begreifen. Freilich führte dies alsbald zu einer „Vergötterung" des öffentlichen Credits, wie sie zuerst der Schotte John Law und nach ihm namentlich der portugiesische Jude Pinto in Amsterdam betrieben hatten, beide die spätere Entwicklung genial voraus ahnend, aber in der grundsätzlichen Beurtheilung des Credits diesen überschätzend, indem sie ihn für an sich productiv erklärten, während er es doch nur so weit ist, als es ihm gelingt, die Capitalien dorthin zu schaffen, wo sie möglichst productiv verwendet werden. Gegen solche Uebertreibungen wandte sich Adam Smith mit Fug und Recht; doch berücksichtigte er seinerseits nicht genügend den entscheidenden Umstand, daß die Zwecke, für welche

der englische Staat seine bereits stark anschwellende Schuld aufnahm, productiv im höchsten Sinne des Wortes waren. Wie seine ganze Volkswirthschaftslehre, so hat auch seine Auffassung der Staatsschulden ein zu privatwirthschaftliches Gepräge.

Das Gleiche gilt nun in noch weit höherem Maße von derjenigen Anschauung, welche die preußische Finanzpolitik seit Friedrich Wilhelm I. beherrschte. Es war die Auffassung des guten, sparsamen pater familias. Sie war zwar eine durchaus nothwendige Reaction gegen das liederliche Wirthschaften nach französischem Muster. Aber andererseits verkannte sie noch die Eigenart der staatlichen Finanzwirthschaft, die sich doch schon daraus ergibt, daß das Dasein des Staates nicht in zeitlich enge Grenzen gebannt ist, wie das des Einzelmenschen, weshalb er sich an Aufgaben wagen kann und soll, deren Ergebnisse erst späteren Generationen zu gute kommen, und deren Kosten daher durch den Credit auf lange Zeit vertheilt werden können. Freilich war Preußen damals eben doch noch nicht ein „Staat" im modernen Sinne geworden, beruhte vielmehr noch größtentheils auf der Person seines Fürsten. Aber das konnte nicht dauern. Wenn noch im Jahre 1793 Friedrich Wilhelm II. dem englischen Gesandten sagte, die Natur der preußischen Monarchie sei so beschaffen, daß sie keine Staatsschuld vertragen könne, so enthielt dieser Ausspruch damals bereits eine ungewollte Verurtheilung der herkömmlichen preußischen Finanzwirthschaft. Nur wenige Monate später sah Preußen sich gezwungen, im Auslande eine Anleihe aufzunehmen. Doch durfte man auf diesem Wege nur ganz langsam vorwärts gehen, weil das Steuersystem selbst für Anleihen von mäßiger Höhe noch viel zu schwach entwickelt war. Mit dem ganzen altpreußischen Staatswesen mußte auch das Finanzsystem in der Katastrophe von 1806 zusammenbrechen.

Wenn wir somit von Preußen hier absehen müssen, so vollzog sich die Entwicklung der Staatsschulden während des 18. Jahrhunderts im Uebrigen derart, daß die weltgeschichtlichen Kämpfe dieses Jahrhunderts etappenartig ein Anschwellen der Staatsschulden veranlaßten. So wirkte der Siebenjährige Krieg, so der immer wieder ausbrechende Kampf zwischen England und Frankreich um die überseeischen Gebiete, so der Unabhängigkeitskampf der englischen Colonien in Nordamerika. Doch unvergleichlich größere Capitalien als alle diese Kriege zusammen erforderte die Kriegsperiode die 1793 begann und 1815 endigte. Nur ein einziger Staat erwies sich den ungeheuren Anforderungen dieser Zeit finanziell gewachsen: Großbritannien. Seine Staatsschuld nahm um mehr als 600 Millionen Pfd. Sterl. zu, und es entstand auf solche Weise die größte Schuld, welche bis dahin ein Staat auf sich genommen hatte. Davon waren 50—60 Millionen durch Subsidien an Festlandsstaaten erwachsen. Die Finanzwirthschaften der letzteren dagegen wurden durch die Kriegszeit völlig zerrüttet und mußten nach den Friedensschlüssen auf ganz neuen Grundlagen wieder aufgebaut werden.

Was endlich den großen Gegner aller dieser Staaten, was Napoleon anlangt, so erfahren wir über seine Auffassung vom öffentlichen Credite alles Nöthige durch Ouvrard, der ihn von dieser Seite besser kannte als irgend ein anderer Zeitgenosse.

„Napoleon" — so sagt Ouvrard — „kannte im Grunde keine anderen Einnahmequellen als die Fiscalität und die Eroberung. Der Credit war für ihn eine Abstraction; er erblickte darin nichts als Ideologie, leere Hirngespinnste der Nationalökonomen. Von diesem Standpunkte aus wurde er nicht müde, [illegible] den Bankerott Englands vorher zu sagen, den seine Unkenntniß der eigentlichen Quellen des öffentlichen Credits ihm stets als nahe bevorstehend erscheinen ließ. Die üblen Erfahrungen, die er in seiner näheren Umgebung früher gemacht hatte, ließen ihm die Menschheit in einem ungünstigen Lichte erscheinen. Aus jener Periode seines Lebens hatte er sich ein System des Mißtrauens erhalten, welches ihn veranlaßte, bei jedem Finanzplane, den man ihm unterbreitete, sich die Frage vorzulegen: Wie viel wird er bei dieser Operation stehlen? Deshalb glaubte er sich immer berechtigt, alle Lieferanten und Finanzleute nach Art orientalischer Despoten zu behandeln."

Das war der Zustand des öffentlichen Credits während der langen Kriegszeit. Er bot den Rothschilds noch wenig Gelegenheit, sich im großen Stile zu bethätigen, wofür sie auch noch gar nicht reif waren. Aber Mayer Amschel und seine Söhne bereiteten sich in dieser Zeit auf den späteren Beruf ihres Hauses vor und sammelten ohne Frage auch schon ein ansehnliches Vermögen, zunächst durch die Geschäfte mit dem Kurfürsten von Hessen, dann namentlich durch die viel schwierigere Uebermittlung der englischen Subsidien nach dem Festlande. Hierbei handelte es sich um ein Problem des internationalen Zahlungsverkehres, welcher in Folge der früher geschilderten Zeitverhältnisse aufs Aeußerste behindert war. Den Rothschilds gelang es, diese Hindernisse durch ihre vielseitige Geschicklichkeit zu überwinden. Aber ihre große Zeit brach erst nach den Friedensschlüssen an, als die Staaten des europäischen Festlandes in der Entwicklung des öffentlichen Credits dem Beispiele Englands folgen mußten.

Zu dem Zwecke mußten die Staaten ihre Finanzwirthschaften modernisiren, d. h. namentlich ihr Steuersystem ausbauen, ihre Finanzverwaltung ehrlich und rationell gestalten. Aber das genügte noch nicht. Sie bedurften bei ihren Anleihen auch dann noch berufsmäßiger Creditvermittler, zwar keiner „Fugger" mehr, die ihren eigenen Credit den Fürsten zur Verfügung gestellt hatten, weil diese überhaupt noch creditlos gewesen waren; wohl aber noch immer Creditvermittler von größter Geschicklichkeit, welche es verstanden, die örtliche und zeitliche Concentration des Capitalverkehrs an den Börsen zu fördern und für die Creditbedürfnisse der Staaten nutzbar zu machen. Die Rothschilds hatten sich schon bei den englischen Subsidien als Meister in der Behandlung der Börsen gezeigt; jetzt wendeten sie diese Meisterschaft auf die Unterbringung großer Staatsanleihen an. Ehe ich indeß hierauf eingehen kann, muß ich zunächst die Entwicklung der Börsen bis zu diesem Zeitpunkte mit möglichster Kürze schildern.

2. Die Entwicklung der Capitalbörsen.

Die Börse ist das Centralorgan des modernen wirthschaftlichen Lebens sowohl der einzelnen Volkswirthschaften wie auch der Weltwirthschaft, d. h. der mit einander verkehrenden Volkswirthschaften. Sie ist ein Erzeugniß der dem Tauschverkehre von jeher inne wohnenden Tendenz zur Marktbildung, zur

örtlichen und zeitlichen Verkehrsconcentration. Aber diese Entwicklungstendenz führte erst *spät* zur Entstehung von Börsen.

Die Börse ist nämlich nicht ein Markt in beliebigen, sondern nur in sogenannten „*vertretbaren*" Gütern, welche Eigenschaft die Güter erst mit hoher Entwicklung des Tauschverkehres dadurch erlangen, daß sich große Massen qualitativ gleichartiger Bedürfnisse bilden, und daß es der Technik des Großbetriebes gelingt, massenhaft Güter herzustellen, die in ihrer Qualität so gleichartig sind, daß jeder Mengentheil von ihnen durch einen gleich großen anderen Mengentheil vertreten werden kann. Daher braucht beim Geschäftsabschlusse die Qualität der einzelnen Mengentheile dieser vertretbaren Güter nicht geprüft zu werden, und es können an den Börsen auch solche Gütermengen concurriren, die weit vom Marktorte entfernt sind, ebenso auch solche, die überhaupt noch nicht existiren. Hierdurch ermöglichen die Börsen eine weit stärkere örtliche und zeitliche Verkehrsconcentration, sind *weit größere* Märkte als die älteren Marktarten.

Wir haben es hier nur zu thun mit *einigen* Arten vertretbarer Güter, nämlich mit internationalen Zahlungsmitteln (ausländischen Geldsorten und Wechseln), sowie mit Leihcapitalien für öffentliche Zwecke, insbesondere mit Staatsschuldverschreibungen.

Das *Geld* ist das vertretbarste aller Güter, sowohl als Zahlungsmittel wie als Geldcapital. Weil nämlich das Geld alle anderen Güter zu vertreten hat, muß auch seine eigene Qualität so gleichartig wie möglich sein. Trotzdem ist dies erst spät im jetzigen Maße erreicht worden, in Folge der grenzenlosen Zersplitterung, der fiskalischen Ausbeutung und der mangelhaften Technik des Münzwesens früherer Zeiten.

Das Währungsgeld eines Landes kann natürlich, weil es selbst allgemeines Tauschmittel und Werthmaß ist, *als solches* im Inlande nicht Gegenstand eines Marktverkehres werden. Wohl aber sind *ausländische* Geldsorten und Wechsel, welche im Vergleiche mit dem inländischen Gelde häufigen Werthschwankungen unterliegen, für den Marktverkehr geeignet und, so weit sie die Eigenschaft der Vertretbarkeit besitzen, auch für den Börsenverkehr. Da sie diese Eigenschaft von allen Gütern am frühesten erlangt haben, nahm bei ihnen — schon im Mittelalter — die Entwicklung des Börsenverkehrs ihren Anfang. Weil ferner der Wechsel im großen Umfange dem kaufmännischen Creditbedürfnisse dient, und weil dies früher bei den Wechseln in fremden Währungen regelmäßig der Fall war, entwickelte sich, im Anschlusse an den Börsenverkehr in solchen Wechseln, auch derjenige in Leihcapitalien für kaufmännische Zwecke. Doch blieb die Bedeutung dieses Verkehrs im Mittelalter beschränkt auf die Verkehrsconcentration innerhalb der einzelnen Handelsstädte, während für den Fernverkehr die *Messe* die eigentliche Marktart des Mittelalters war. Für die *öffentlichen* Creditbedürfnisse erlangte der Börsenverkehr, abgesehen von einzelnen italienischen Republiken, überhaupt erst im 16. Jahrhundert Bedeutung.

Die Qualität von Leihcapitalien hängt, außer von der Qualität des Geldes, in dem sie verbrieft sind, hauptsächlich von ihrer Sicherheit ab, so-

dann auch von der Höhe ihres Zinsfußes, welche aber wiederum durch ihre Sicherheit mit bestimmt wird. Letztere ist das entscheidende Moment.

So lange nun die geldbedürftigen Fürsten noch lediglich mit einzelnen Geldverleihern zu thun hatten, in deren Händen ihre Obligationen verblieben, gab es nur zahlreiche Forderungen von ganz verschiedener Qualität. Letztere wurde hauptsächlich bestimmt durch die Güte der im Einzelfalle gewahrten Realsicherheit. Ohne solche wurde einem Fürsten nur ausnahmsweise Credit bewilligt. Als dagegen im Laufe des 16. Jahrhunderts an den großen Weltbörsen Antwerpen und Lyon sich ein regelmäßiger Verkehr in Leihcapitalien für öffentliche Zwecke entwickelte, verlor die Specialsicherheit an Bedeutung, und das Schwergewicht fiel immer mehr auf die Beurtheilung der allgemeinen Creditwürdigkeit der verschiedenen Fürsten. Diese Beurtheilung wurde jetzt, auf Grund des sich an den Börsen concentrirenden Nachrichtenverkehrs, vorgenommen von der „Börsenmeinung", welche die Einzelforderungen als gleichwerthig behandelte, so daß ihre Qualität im Einzelfalle nicht mehr geprüft zu werden brauchte.

Der Zinsfuß dieser Leihcapitalien wurde nun ein relativ gleichmäßiger; er wurde „Marktzinsfuß", und es entstanden unter dem Einflusse der Börsenmeinung für solche Leihcapitalien Marktpreise, „Börsencurse", welche zuerst durch Handelsbriefe, später durch besondere „Kurszettel" nach auswärts gemeldet wurden. An der Hand jener Handelsbriefe läßt sich genau verfolgen, wie zunächst durch die fürstlichen Finanzagenten eine günstige Stimmung — wir würden „Hausseströmung" sagen — für die Anleihen entfacht wurde, wie sich allmählich bis in weit entlegene Länder die Neigung zur Betheiligung an den hochverzinslichen Anleihen verbreitete, wie dann Zweifel an der Zahlungsfähigkeit der Fürsten auftauchten, wie sich nun eine „Baisseströmung" bildete, wie häufige Kursschwankungen entstanden u. s. w.

Die Creditvermittler vom Schlage der Fugger verloren hierdurch ihre beherrschende Stellung; ja, die Fugger wurden selbst in den Strudel der Börse hinein gezogen und büßten hierdurch einen erheblichen Theil ihres Vermögens ein. Aber auch die Entwicklung der Weltbörsen Antwerpen und Lyon gerieth ins Stocken. Sie hatte sich zu rasch vollzogen. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam es zu schweren Rückschlägen, großen europäischen Finanzkrisen, deren Wirkung im Verein mit den politisch-religiösen Kämpfen jener Zeit die Bedeutung der beiden Börsen völlig vernichtete. Sie wurden ersetzt durch eine einzige Weltbörse, Amsterdam, die aber für den öffentlichen Credit erst spät weitere Fortschritte herbeiführte. Ehe ich mich diesen zuwende, muß ich zunächst noch auf eine außerordentlich wichtige Eigenthümlichkeit des modernen Börsenwesens eingehen, welche sich zuerst im Amsterdamer Actienhandel herausbildete, nämlich auf die Entwicklung der modernen Börsentechnik und auf die damit zusammenhängende Arbeitstheilung zwischen Handel und Speculation.

Die Marktbildung, die örtliche und zeitliche Concentration des Tauschverkehrs, war ursprünglich vorzugsweise ein Werk des Handels, der sowohl für Ueberwindung der örtlichen wie der zeitlichen Güterknappheit zu sorgen

hatte. Diese beiden Thätigkeiten sind aber in ihrem Wesen grundverschieden. Deshalb mußte sich zwischen ihnen früher oder später eine Arbeitstheilung herausbilden. Ich werde das hier für den Staatspapierhandel nachzuweisen suchen.

Der Tauschverkehr in Geldcapitalien dient auf der einen Seite dem Anlagebedürfniß der Capitalisten, auf der anderen dem Capitalbedürfnisse der Staaten, Actiengesellschaften u. s. w. Die Vermittlung zwischen beiden Bedürfnissen fiel zunächst dem Handel mit solchen Capitalien zu, den wir in Deutschland zum „Bankgeschäfte" rechnen, was freilich in England, dem classischen Lande dieser Geschäftsart, nicht geschieht. Trotzdem wollen wir den Handel mit Anlagecapitalien hier der Einfachheit halber „Bankgeschäft" nennen. Wie die „Fondsbörse" die örtliche und zeitliche, so ist das „Bankgeschäft" die persönliche, berufsmäßige Organisation des Tauschverkehrs in solchen Capitalien. Die Börse ist für das „Bankgeschäft" das wichtigste Mittel, um die Capitalien zu sammeln und sie den Capitalbedürftigen am Orte und zur Zeit des Bedarfs zur Verfügung zu stellen.

Dieses Problem zerfällt offenbar in zwei Unteraufgaben: Erstens muß das gegenwärtige Capitalbedürfniß mit dem gegenwärtigen Anlagebedürfniß verknüpft werden und zweitens das gegenwärtige Capitalbedürfniß mit dem künftigen Anlagebedürfnisse oder umgekehrt. Jede dieser Unteraufgaben bringt ihre besonderen Schwierigkeiten und Gefahren mit sich, welche der Händler mit Anlagecapitalien zunächst sämmtlich übernehmen mußte. Aber es kam schließlich dahin, daß seine Kraft schon völlig in Anspruch genommen wurde durch die Kunst, viele kleine Capitalien örtlich zu sammeln und sie zur Befriedigung des Bedarfes zu verwenden, während er die Kunst, die künftigen Veränderungen des Zinsfußes oder, was dasselbe ist, der Börsenkurse richtig zu veranschlagen, anderen Leuten überlassen mußte. Diese zweite Aufgabe fiel nunmehr den Speculanten zu.

Die Speculanten bezwecken nicht Capitalanlage sondern Gewinn; mit anderen Worten: sie suchen zu ermitteln, wie künftig voraussichtlich das Verhältniß von Capitalbedürfniß und Anlagebedürfniß sein wird; sie suchen für die zeitliche Ausgleichung dieser Bedürfnisse zu sorgen. Hierdurch gelangt die unmittelbare Preisbildung in die Hände der Speculation, welche auf Grund der ihr zu Gebote stehenden Nachrichten die „Börsenmeinung" bildet, d. h. bestrebt ist, die den künftigen Preisgang bestimmenden Momente vorauszusehen und sie, wie der jetzige Börsenausdruck lautet, schon im jetzigen Cursstande zu „escomptiren", offenbar eine schwierige Aufgabe, thatsächlich die schwierigste, die im wirthschaftlichen Leben überhaupt vorkommt. Sie wird denn auch noch in sehr unvollständiger Weise gelöst, aber immerhin schon besser als vor der Arbeitstheilung zwischen Handel und Speculation.

Wenn die Speculation Cursteigerung erwartet, so übernimmt sie einstweilen Massen von Börsenpapieren; hierdurch befriedigt sie ein gegenwärtiges Capitalbedürfniß in der Erwartung künftiger Anlagebedürfnisse. Erwartet sie dagegen Kursrückgang, so macht sie ihren Einfluß in umgekehrter Richtung geltend. Beides aber ist nur möglich dank der Entwicklung einer eigenen

Börsentechnik, welche die Speculation in den Stand setzt, ihre ganze Thätigkeit auf die Preisbildung zu concentriren, ohne sich mit Qualitätsprüfung, Transport, Lieferung, Bezahlung und Aufbewahrung von Börsenpapieren befassen, ohne überhaupt unverhältnißmäßig große Capitalien aufwenden zu müssen. Dies ist gelungen durch die Entstehung des börsenmäßigen Termingeschäfts. Bei ihm sind Lieferungsqualität, Lieferungstermin und sonstige Lieferungsbedingungen sämmtlich ein für alle Mal durch Börsenüsance festgesetzt, so daß alle danach abgeschlossenen Geschäfte sich im Lieferungstermin durch einfache Compensation und Differenzzahlung erfüllen lassen. Damit hat die „Vertretbarkeit" der Börsenpapiere ihre höchste Entwicklung erlangt, die Börse kann den Verkehr in solchen Papieren, örtlich wie zeitlich, beliebig concentriren.

Diese Entwicklung begann, wie schon erwähnt, beim Amsterdamer Actienhandel schon im 17. Jahrhundert. Amsterdam war im 17. und 18. Jahrhundert die einzige Börse von großer internationaler Bedeutung, zunächst jedoch nur als Waaren- und Wechselbörse. Ihr Capitalverkehr kam im 17. Jahrhundert fast nur den Niederlanden selbst zu gute, vor Allem ihrem Seehandel. Zwei große Handelsgesellschaften, die Ost- und die Westindische Compagnie, wurden als monopolisirte Actiengesellschaften begründet, und ihre Actien bildeten an der Amsterdamer Börse bereits den Gegenstand eines hochentwickelten Termingeschäftes. Von Staatsobligationen wurden solche der Republik und der einzelnen niederländischen Provinzen in Amsterdam regelmäßig gehandelt; doch unterschied sich dieser Verkehr, wie es scheint, nicht wesentlich von demjenigen Antwerpens und Lyons im 16. Jahrhundert. Eine internationale Fondsbörse wurde Amsterdam jedenfalls erst im 18. Jahrhundert, vorzugsweise in dessen zweiter Hälfte. Noch 1747 enthielt der Amsterdamer Kurszettel neben 28 inländischen erst 16 ausländische Papiere. Dann aber nahm ihre Zahl rasch zu, so daß sie sich 1783 auf etwa 80 inländische und etwa 100 ausländische Sorten belief, unter denen deutsche Länder, namentlich Oesterreich, dann auch Dänemark, Schweden, Rußland, Spanien, Frankreich und einige amerikanische Colonien am stärksten vertreten waren. Die Gesammtsumme der bis zum Jahre 1770 in Amsterdam aufgenommenen fremdstaatlichen Anleihen wurde auf etwa 250 Millionen Gulden geschätzt und vermehrte sich später noch ganz erheblich.

In weitem Abstande folgte der Amsterdamer Börse an Bedeutung diejenige Londons. Sie hatte gleich allen anderen Börsen damaliger Zeit, außer Amsterdam, nur volkswirthschaftliche, noch nicht weltwirthschaftliche Bedeutung. Aber jene war bei London schon im 18. Jahrhundert recht ansehnlich: vor Allem das so nothwendige Wachsthum der englischen Staatsschuld konnte sich nur vollziehen, weil die Londoner Börse die für Anlage- und Speculationszwecke verfügbaren englischen Capitalien zeitlich wie örtlich concentrirte. Dagegen wirkte die Pariser Börse im 18. Jahrhundert noch überwiegend schädlich, weil die Zwecke, für welche dort Capitalien zusammenflossen, nicht dem Interesse der französischen Volkswirthschaft, sondern dem der Dynastie und dem übermäßigen Luxus ihres Hofes dienten.

In Deutschland waren von einem Börsenverkehre in Anlagecapitalien erst Anfänge vorhanden. Während Deutschland im 16. Jahrhundert nächst Italien das reichste Land der Welt gewesen war, so daß es ausländischen Fürsten große Massen von Capitalien hatte leihen können, war es nach dem Dreißigjährigen Kriege zu jämmerlicher Armuth herab gesunken und bedurfte einer Erholungszeit von mehreren Jahrhunderten.

Hamburg, der größte deutsche Handelsplatz, hatte zwar eine ansehnliche Waaren- und Wechselbörse, aber es war, wie Büsch noch am Ende des 18. Jahrhunderts sagte, nicht dahin gelangt, „den Ueberschuß seiner Erwerbsthätigkeit in großen Gelddarlehen außerhalb der Grenzen seines Gebietes anlegen zu können". Die Nachbarhöfe konnten dort wohl kleine Anleihen aufnehmen, aber selbst für diese mußten meist höhere Zinsen bezahlt werden als an anderen Orten. Ein regelmäßiger Fondsverkehr existirte in Hamburg überhaupt noch nicht.

Die Berliner Börse diente im 18. Jahrhundert noch so gut wie ausschließlich dem Wechselhandel, der aber auch erst in seinen Anfängen begriffen war. Die Wiener Börse wurde allerdings 1771 für den Handel in Börsenpapieren errichtet, und der dortige Curszettel enthielt thatsächlich gleich anfangs 16 Sorten österreichischer Obligationen, deren Zahl bis 1805 auf 24 wuchs. Doch wurden davon nur wenige regelmäßig gehandelt, und ein eigentlicher Capitalmarkt ist Wien selbst viel später noch nicht geworden.

Der einzige deutsche Börsenplatz, der im 18. Jahrhundert wirkliche Bedeutung für den Capitalverkehr hatte, war Frankfurt am Main. Diese Stadt hat ja eine unvergleichliche Lage inmitten der fruchtbarsten Gegenden von ganz Europa. Sie ist der natürliche Centralmarkt für das gesegnete Rheingebiet, und für den Waaren- und Wechselhandel erstreckte sich die Bedeutung der Frankfurter Messen seit dem 16. Jahrhundert schon weit darüber hinaus. Aber auch ihr Capitalverkehr begann sich seitdem zu entwickeln. Von jeher hatte es in den Rheinlanden und in Süddeutschland viele Kirchen und Klöster, adelige und bürgerliche Rentner gegeben, die auf Einkommen aus Capitalzins angewiesen waren. Doch erlangte der Frankfurter Capitalverkehr erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, mit dem Niedergange Antwerpens, einige Bedeutung.

Damals wurden nicht nur ansehnliche Theile des Antwerpener Waaren- und Wechselverkehrs nach Frankfurt übertragen, sondern es ließen sich dort auch manche Antwerpener Flüchtlinge nieder, welche in ihrem neuen Wohnorte einen schwunghaften Handel mit eigenen und fremden Capitalien zu treiben begannen. Deutsche Fürsten und Städte nahmen bei ihnen vielfach Anleihen auf, die sich indeß, so weit ersichtlich, nur in der Höhe von 1000—50000 Thalern bewegten, auch sämmtlich den Charakter kurzfristiger, schwebender Anleihen hatten. Bemerkenswerth ist jedenfalls die Thatsache, daß der Frankfurter Börsenzinsfuß sich schon im Dreißigjährigen Kriege ganz parallel mit demjenigen Amsterdams bewegte, nämlich von etwa 6 auf etwa 1½ % zurückging. Der ganze Frankfurter Wechselcapitalverkehr war eng mit Amsterdam verbunden, was auch darin zum Ausdruck gelangte, daß manche Familien, die früher in Ant-

werden ansässig gewesen waren, sowohl in Amsterdam wie in Frankfurt Geschäftshäuser begründeten.

Zu größerer Selbständigkeit und Bedeutung gelangte der Frankfurter Capitalverkehr jedenfalls erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts und zwar war es hauptsächlich das seit 1748 bestehende Bankhaus Gebrüder Bethmann, welches diese Entwicklung förderte. Etwa um das Jahr 1785 begann nämlich in Amsterdam die Fluth der internationalen Finanzgeschäfte zu stocken wobei wiederholte schwere Creditkrisen und politische Gefahren zusammen wirkten. Mit der Eroberung Hollands durch die Franzosen im Jahre 1795 kam Amsterdams Entwicklung vollends zum Stillstand. Erst in dieser Zeit wurde Frankfurt eine eigentliche Fondsbörse. Besonders Oesterreich nahm damals fast alle Jahre durch Vermittlung von Gebrüder Bethmann Anleihen auf, von denen sich seit 1790 jede auf mehrere Millionen Gulden belief. Dänemark, Preußen und noch einige andere deutsche Staaten wie auch die Reichsstadt Frankfurt selbst, beschritten den gleichen Weg. Neben Bethmanns befaßten sich namentlich die Bankhäuser Ruppell & Harnier, Metzler, Willemer u. a. mit solchen Geschäften. Zu ihnen gesellte sich nun seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts Meyer Amschel Rothschild. Aber noch 1801 betrug die Zahl der im Frankfurter Kurszettel notirten Papiere erst 26, von denen die meisten offenbar nur selten gehandelt wurden.

Die Technik dieses Geschäfts war noch verhältnißmäßig einfach. Die Anleihen wurden von den Bankhäusern offenbar hauptsächlich in ihrem eigenen Kundenkreise abgesetzt, und wir haben ja schon gesehen, daß unter Umständen die ganze Anleihe von einem einzigen großen Capitalisten übernommen wurde. Jedenfalls ist es oft nicht zur Veranstaltung einer öffentlichen Zeichnung gekommen. Aber die Thatsache, daß die Obligationen an der Frankfurter Börse verkauft werden konnten, war bereits von großer Bedeutung für ihre Unterbringung. Wie seit geraumer Zeit schon in Amsterdam, wurden Partialobligationen ausgegeben, die auf runde Beträge von verschiedener Höhe und auf den Inhaber lauteten. Dagegen war von einem Börsenterminegeschäfte noch keine Rede. Eine Anleihe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler war bereits ein außerordentlich großes Object. Auch waren es meist noch keine eigentlichen fundirten Anleihen; galt es doch schon für etwas Besonderes, wenn Rothschild ausbedang, daß die Anleihe 10—15 Jahre unkündbar sein und dann innerhalb 20—30 Jahren zurückgezahlt werden sollte. In der Regel mußte noch irgend eine Specialsicherheit gegeben werden, wie denn Oesterreich z. B. vielfach Wiener Stadt-Banko-Obligationen hinterlegte. Preußen gewisse Einkünfte speciell verpfändete. Kurz, es waren eben noch halb privatwirthschaftliche Anleihen, im Gegensatze zu den eigentlichen Staatsanleihen, wie sie in England längst eingeführt waren. Nach ihrem Vorbilde entwickelte sich seit 1815 auch das festländische Anleihewesen.

Zunächst nahm die Größe der Anleihen ganz außerordentlich zu. Man lernte, welche Riesencapitalien durch Vermittlung der Börse zu beschaffen waren, und die Emissionshäuser, welche dies erkannt hatten, mochten sich jetzt überhaupt nur mit großen Anleihen befassen. Charakteristisch dafür ist das Ver-

halten Nathan Rothschild's bei den ersten Verhandlungen über die preußische Anleihe von 1818. Aber freilich ließ sich der Absatz großer Anleihen nur ermöglichen durch eine neue Technik.

Vor Allem mußte das Publicum im weitesten Maße mit der Anleihe bekannt gemacht und für sie gewonnen werden, man bedurfte der Oeffentlichkeit. Diese war schon dringend erwünscht im Interesse der creditbedürftigen Staaten; denn sie beförderte wesentlich die Concurrenz unter den Creditvermittlern. Man vergleiche in dieser Hinsicht einmal die Sachlage bei der kleinen preußischen Rothschild-Anleihe von 1817, bei welcher Preußen ängstlich die Oeffentlichkeit ausschloß, mit dem Vergleich der Verhandlungen über die preußisch-englische Anleihe von 1818, bei der durch vorzeitige Veröffentlichung des Prospectes die Concurrenz entfesselt wurde. Aber noch weit wichtiger war es für den Erfolg großer Anleihen, wenn die Emissionshäuser auf dem Wege der Oeffentlichkeit neben den anlagebedürftigen Capitalisten noch die Speculation für die Anleihen interessiren konnten. Das war um so nöthiger, je größer die Anleihen im Verhältniß zu der augenblicklich verfügbaren Capitalmenge und je unbekannter oder aus anderen Gründen creditloser die anleihenden Staaten waren. Als die Entwicklung der großen Anleihen erst begann, bedurften selbst Staaten mit guten Finanzen noch sehr der Hülfe durch die Speculation. Sie ist, mindestens auf dem Festlande, zuerst durch die Rothschilds für die Staatsanleihen in großem Umfange zur Mitwirkung herangezogen worden.

Die Rothschilds waren selbst große und erfolgreiche Börsenspeculanten. Sie verstanden sich weit besser als andere Geschäftsleute ihrer Zeit auf alle Feinheiten der Börsentechnik, die sie in Deutschland zuerst einführten, in den übrigen Ländern des Festlandes zum ersten Male als Berufstechnik des Emissionsgeschäfts auf Staatsanleihen anwendeten. Was Ouvrard ihnen in dieser Hinsicht vorwarf, wird in einzelnen Theilen unwahr oder doch übertrieben gewesen sein; aber im Ganzen muß er doch ihr Verfahren richtig begriffen haben. Denn in der Hauptsache stimmt seine Darstellung überein mit dem, was aus anderen Quellen, z. B. über die Emission der Rothschild-Loose, berichtet wird. Hauptzweck war immer, im Publicum für die neue Anleihe Stimmung zu machen. Zur Erreichung dieses Zweckes wurden nicht nur gute, sondern, wenn es nöthig war, auch bedenkliche Mittel angewendet. Trotzdem ist es den Rothschilds keineswegs immer gelungen, jenen Zweck zu erreichen. Wiederholt wurde ihre ganze Campagne noch im letzten Augenblicke durch unvorhergesehene Ereignisse durchkreuzt. Rother, der eminente Finanzpraktiker, wußte genau, warum er seinen Plan, die preußische Anleihe von 1818 ohne Vermittler abzusetzen, nicht zur Ausführung brachte. Die Emission einer großen Anleihe ist eben immer ein schwieriges und riskantes Unternehmen, und in jener Zeit war das noch weit mehr der Fall als gegenwärtig.

Wenn die Rothschilds trotzdem meist glänzende Erfolge erzielten, so verdankten sie viel davon dem bedeutsamen Umstande, daß sie zuerst es waren, welche derartige Geschäfte gleichzeitig an den verschiedenen großen Börsenplätzen Europa's in Angriff nahmen. In dem internationalen Charakter des Hauses Rothschild liegt ein wesentlicher Theil seiner Stärke.

London war die eigentliche Basis für die europäische Bedeutung des Hauses Rothschild. Schon seit geraumer Zeit war London der größte nationale Capitalmarkt Europa's gewesen; jetzt wurde es, unter wesentlicher Mitwirkung der Rothschilds, der Weltmarkt des Capitalverkehrs, übernahm also in unvergleichlich größerem Maßstabe die Rolle, die im 18. Jahrhundert Amsterdam gespielt hatte. Noch bei den ersten ausländischen Anleihen, welche Nathan Rothschild in London einführte, war viel davon die Rede, wie ungern sich die Engländer bei fremden Anleihen betheiligten. Daran gewöhnten sie sich jetzt innerhalb weniger Jahre. Wir wissen, wie nöthig das damals für die Anleihen der Festlandsstaaten war. Aber daneben war es auch nöthig, die festländischen Capitalien in ihren eigenen Mittelpunkten zu sammeln, und endlich mußten noch die speculativen Strömungen der verschiedenen Börsenplätze nutzbar gemacht, für eine günstige Coursentwicklung Wechselwirkungen zwischen ihnen hervorgerufen werden. Erst hierdurch konnten alle verfügbaren Kräfte auf einmal für den einen großen Zweck angespannt werden. Das aber war nöthig, wenn der Zweck erreicht werden sollte. Wurde der günstige Augenblick verpaßt, so kehrte er, bei den häufig wechselnden Strömungen im Capitalmarkte, so leicht nicht wieder. Dies alles müssen wir uns vergegenwärtigen, wenn wir das Verfahren der Rothschilds gerecht beurtheilen wollen.

Ehe wir uns schließlich den persönlichen Eigenschaften und Kräften zuwenden, welche den Rothschilds für ihre großen Unternehmungen zur Verfügung standen, müssen wir zunächst dasjenige ins Auge fassen, was ihnen davon ihre Vorfahren überliefert hatten.

3. Die Juden als Creditvermittler und Speculanten.

In denjenigen Lebenskreisen, welche der berufsmäßigen, örtlichen und zeitlichen Organisation des Capitalverkehrs dienen, also im Bankgeschäft und an der Börse, nehmen die Juden gegenwärtig unzweifelhaft mehr Raum ein, als ihrer Volkszahl entspricht. Dies ist indeß bekanntlich nicht überall in gleichem Maße der Fall. Die Bedeutung der Juden für jene Lebenskreise ist in Rußland vermuthlich größer als im übrigen Europa, in Deutschland jedenfalls größer als in Westeuropa, auf dem Festlande Europa's unbedingt größer als in England oder gar als in den Vereinigten Staaten von Amerika. Auch in Deutschland ist sie keineswegs immer gleich groß gewesen.

Die Ursachen dieser Verschiedenheiten und Veränderungen sind die nämlichen, welche auch sonst das Leben der Völker bestimmen: ihre eigene Veranlagung und die äußeren Verhältnisse, unter denen sie sich entwickeln. Jedes Volk hat seinen besonderen Charakter, der seine Eigenart nie verleugnen kann; aber innerhalb dieser — mehr oder weniger weit gezogenen — Grenzen sind die äußeren Verhältnisse der ausschlaggebende Factor. Sie entscheiden über die Richtung, in welcher diejenigen Individuen sich bethätigen können, deren Begabung den Durchschnitt übersteigt, und diese führenden Elemente entscheiden dann ihrerseits über die ganze Richtung der Volksthätigkeit.

Die Juden waren seit alters ein unruhiges, streit- und wanderlustiges Volk. Ihre Begabung für geistige Arbeit war wohl von jeher größer als

diejenige für Handarbeit. Jedenfalls haben sie sich letzterer seit ihrer Vertreibung aus Palästina entwöhnt und haben sich ihr seitdem stets nur nothgedrungen unterzogen. Hierin unterscheiden sie sich von anderen Völkern freilich nur dem Grade nach: jedes Volk strebt mehr oder weniger nach Entwicklung seiner höheren Anlagen, und je weiter es darin fortschreitet, um so mehr wendet es sich ab von der Handarbeit. Aber zunächst ist diese ja hoher Veredelung fähig, und wenn ein Volk sich frühzeitig der Handarbeit entwöhnt, so büßt es damit auch die Möglichkeit ein, an ihrer Veredelung hervorragenden Antheil zu nehmen. Das große Geschick der Germanen für bildende Kunst und höhere Technik haben die Juden entweder nie besessen oder frühzeitig wieder verloren. Auch ihre körperliche Gesundheit und Kraft ist durch diese Entwicklung geschädigt worden.

Lieblingsfeld ihrer Talente war seit den ältesten Zeiten das Nachdenken über Gott und Welt, Religion und Wissenschaft; ihr Haupterwerb aber war, mindestens seitdem sie unter anderen Völkern leben, der Handel und ist jetzt in steigendem Maße die Speculation geworden. Letztere ist ihrer ganzen Natur nach eine rein geistige Thätigkeit, und auch der eigentliche Handel, d. h. der Großhandel hat, seit seiner Trennung vom Verkehrswesen, fast alle nicht geistigen Bestandtheile verloren. Handel und Speculation bestehen jetzt fast nur noch aus *Verfügungen* über die örtliche und zeitliche Vertheilung der Güter.

Während aber diese geistigen Arbeiten bei uns meist als solche noch gar nicht recht anerkannt werden, steht zugleich die überwiegende Mehrzahl der Menschen noch unter dem Banne der Anschauung, daß wirkliche Arbeit nur solche sei, bei der auch die Hand thätig ist. In Deutschland namentlich sind beide Irrthümer noch weit verbreitet. Unter ihrem Einflusse ist es begreiflicher Weise nicht möglich, die Thätigkeit der Juden gerecht zu beurtheilen. Vor Allem muß man wissen, wie der jetzige Zustand sich herausgebildet hat. Dies aber ist, trotz aller darüber vergossenen Tinte, bisher erst zum kleinsten Theile bekannt[1]).

In ihren Ursitzen Jahrhunderte lang ein Volk von Kriegern, Priestern und Nomaden, dann auch von Ackerbauern, begannen die Juden erst etwa seit König Salomon in größerem Maße sich städtische Cultur anzueignen. Jetzt erst begann auch ihr Handel, der früher in den Händen von Phöniziern und anderen Kanaanitern gewesen war, weitere Kreise zu ziehen. Als sie sich später — und zwar schon vor der endgültigen Vernichtung ihres Gemeinwesens — über den ganzen bekannten Erdkreis ausbreiteten, wurde der Handel, in älteren Zeiten die naturgemäße Thätigkeit der Fremden, jedenfalls ihre wichtigste Erwerbsquelle. Daneben betrieben sie aber lange Zeit hindurch noch andere Berufsarten, darunter auch Handwerke, so weit sie solcher Beschäftigung bedurften und ihnen dieselbe gestattet war.

[1]) Vergl. hier für das Alterthum namentlich Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte. Zweite Ausgabe. 1895. — Herzfeld, Handelsgeschichte der Juden des Alterthums. 1879. — Für das Mittelalter: Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger. Bd. I, S. 42 ff., 64 ff. — Jacobs, The Jews of Angevin England. 1893 und Andere.

Dieser Zustand endigte für die Juden des Abendlandes erst im Zeitalter der Kreuzzüge, als die Völker Mittel- und Westeuropa's, die seit dem Verfalle des Römerreichs vorzugsweise agrarisch thätig gewesen waren, zur Bildung eines eigenen Bürgerstandes gelangten, in dessen Zunft- und Gildewesen für die Juden kein Raum vorhanden war. Romanen wie Germanen begannen jetzt Activhandel zu treiben, wodurch die Juden ihre bisherige wirthschaftliche Hauptbedeutung verloren. Gleichzeitig wurde gegen sie der religiöse Fanatismus der Kreuzzüge entfesselt. Jetzt erst wendeten sie sich allgemein den Geldgeschäften zu.

Gelegentlich werden sie freilich schon früher Geldgeschäfte gemacht haben; denn regelmäßig waren fremde Kaufleute die ersten Geldleiher, weil sie am frühesten flüssige Geldcapitalien besaßen, und weil sie durch leihweise Hergabe solcher Capitalien sich Rechte erkaufen konnten, die sie als Fremde zunächst sonst nirgends besaßen. Die Juden vollends waren überall Fremde; sie besaßen nirgends andere Rechte als solche, welche sie sich durch ihre Leistungen erkauft hatten. Als nun ihre bisherige Unentbehrlichkeit verschwand, blieb die Creditvermittlung ihr einziges Mittel, um sich vor dem Untergange zu retten, womit indeß durchaus zu vereinigen ist, daß sie für diese Geschäftsart vermuthlich eine besondere Begabung mitbrachten.

Er war ein zweischneidiges Rettungsmittel. Denn der Credit, den die Juden gewährten, war noch zum großen Theile Consumtivcredit, und bei dieser Art des Credits sind die Gläubiger zu allen Zeiten verhaßt gewesen, weil er regelmäßig in Wucher ausartet. Auf der einen Seite ist dabei stets eine Nothlage vorhanden, auf der anderen ein sehr großes Risico. Hieraus geht ein abnorm hoher Zinsfuß hervor, der im Mittelalter, wegen der herrschenden Capitalknappheit und der mangelhaften Organisation des Capitalverkehrs, noch weit höher war, als dies gegenwärtig unter solchen Verhältnissen der Fall ist.

Auch der Credit, dessen die Fürsten in steigendem Maße bedurften, war anfangs zum größten Theile Consumtivcredit. Beim öffentlichen Credite gehen ja die Kategorien Productiv- und Consumtivcredit überhaupt in einander über, weil die Zwecke, denen er dient, regelmäßig nur mittelbar productiv wirken. Deshalb waren die Juden im Mittelalter auch den Fürsten ebenso verhaßt als unentbehrlich. Wenn irgend möglich, wählten diese statt der theuren Darlehen einen kürzeren und billigeren Weg, um die Geldcapitalien der Juden nutzbar zu machen, den der Confiscation ihres Vermögens. Die übrigen Schuldner konnten zu diesem Mittel nicht so häufig greifen; wenn es aber geschah, so nahm die Sache gleich einen großartigen Charakter an: man schlachtete die Juden in Masse ab, plünderte ihre Häuser rein aus und brannte sie dann nieder. Doch durch solche Verfolgungen wurden die Juden nur noch mehr gezwungen, sich den Schutz der Landesherren aufs Neue zu erkaufen.

Aber auch diese neue Erwerbsquelle wurde ihnen im späteren Mittelalter wieder dadurch abgegraben, daß zunächst in Italien und im südöstlichen Frankreich — anfangs namentlich in Cahors — christliche Kaufleute sich zu be-

rufsmäßigen Creditvermittlern ausbildeten, daß dann die „Lombarden" und „Caorsinen" — typische Bezeichnungen für alle südeuropäischen, namentlich italienischen Geldleiher — seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts auch im übrigen Europa die Juden aus den oberen Schichten der Geldgeschäfte zu verdrängen begannen. Dieser Proceß vollzog sich in England, Frankreich und den Niederlanden wesentlich rascher als in Deutschland und Spanien, aber am Ende des Mittelalters war er in allen Hauptländern Europa's vollendet. Nur waren freilich damals jene Südeuropäer schon nicht mehr die einzigen Concurrenten der Juden, sondern es hatten sich schon auch in anderen Ländern die Anfänge eines nationalen Berufsstandes von Creditvermittlern gebildet.

Im 16. Jahrhundert waren also die Juden in allen Hauptländern Europa's bereits zu Pfandleihern und Geldmaklern von untergeordneter localer Bedeutung herab gesunken. Die großen internationalen Finanzgeschäfte wurden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hauptsächlich von oberdeutschen Handelshäusern unter Führung der Fugger beherrscht, während später die Genuesen die erste Rolle spielten, in der ganzen Zeit aber daneben noch Florentiner und andere Toscaner, vielfach auch Antwerpener Geschäftsleute sich nicht unerheblich bei diesen Geschäften betheiligten.

Im 17. und 18. Jahrhundert vollzogen sich umfassende Veränderungen: In England, wo die Juden im 13. Jahrhundert durch die italienischen Geldleiher verdrängt worden waren, widerfuhr Letzteren unter der Königin Elisabeth das Gleiche, und es entstand jetzt allmählich ein bedeutendes nationales Bankgeschäft. Ebenso in den Niederlanden, wo die Religionswirren und die Vernichtung Antwerpens einen bedeutsamen Abschnitt bildeten. Zwar waren auch in Amsterdam noch viele Fremde thätig, aber diese verloren den exterritorialen Charakter der früheren Zeiten und vermischten sich mehr und mehr mit dem großen einheimischen Handelsstande. In Frankreich wird das Ende der italienischen Geldgeschäfte bezeichnet durch die Unruhen der Fronde und durch den Staatsbankerott des Jahres 1648. Unter Colbert wurde die Nationalisirung der französischen Finanzwelt vollendet. Spanien dagegen wurde noch mindestens im ganzen 17. Jahrhundert finanziell von den Genuesen beherrscht, die überhaupt unter allen Geldmächten des 16. Jahrhunderts ihre internationale Bedeutung am längsten erhielten; den letzten Rest davon verloren sie erst am Ende des 18. Jahrhunderts.

In diesem ganzen Zeitraume spielten die Juden bei den großen internationalen Finanzgeschäften keine erhebliche Rolle, selbst in Amsterdam nicht, wo sie mehr Freiheit hatten als im übrigen Europa. Während des 18. Jahrhunderts waren, wie wir wissen, die Holländer die wichtigsten Vermittler solcher Geschäfte, aber unter allen den vielen Häusern, welche ein vor mir liegender Amsterdamer Curszettel aus dem Jahre 1783 als Unternehmer ausländischer Anleihen aufführt, ist kein einziger Name eines Juden zu finden.

Die Amsterdamer Juden waren bekanntlich theils portugiesische, theils aus Deutschland eingewanderte Juden. Jene hatten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von ihrem früheren Reichthume schon viel eingebüßt, während

die hochdeutschen Juden damals umgekehrt durch ihre große Rührigkeit sich emporarbeiteten; doch war deren Bedeutung im Wesentlichen noch auf Amsterdam selbst beschränkt; die meisten von ihnen waren locale Geldwechsler, Makler, Trödler, Pfandleiher und dergleichen; kein einziger von ihnen hatte einen Namen von internationalem Rufe. Die vielen in Amsterdam wohnenden portugiesischen Juden hatten früher bedeutenden Waarenhandel mit Spanien, Portugal und den Colonien getrieben. Diesen hatten sie aber bereits größtentheils verloren. Als Haupterwerb war ihnen geblieben der Handel mit Edelsteinen und das Schleifen derselben, sodann namentlich die Actienspeculation an der Amsterdamer Börse. Sie rühmten sich sogar, diese Geschäftsart erfunden zu haben; das ist jedoch unrichtig. Allerdings waren sie bereits im 17. Jahrhundert stark bei ihr betheiligt, und der Rückgang ihrer früheren Wohlhabenheit wurde hauptsächlich ihren Verlusten an Actienspeculationen zugeschrieben. Aber auch dies hatte nur Bedeutung für den inneren niederländischen Verkehr.

Während also im 17. und 18. Jahrhundert in allen Hauptländern Europa's die wirthschaftliche Bedeutung der Juden entweder immer mehr zurückging oder doch stagnirte, erlangten sie in Deutschland umgekehrt gerade im 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges, wieder erhöhte Bedeutung. Ich kann dies hier nur für die zwei größten deutschen Handelsstädte nachweisen.

In Hamburg waren, wie in den meisten anderen Hansestädten, während des späteren Mittelalters gar keine oder doch nur vereinzelte Juden ansässig gewesen. Dies brachten die hansischen Handelsgrundsätze mit sich, die dem Handel der Fremden überhaupt durchaus abgeneigt waren. Im Anfange des 17. Jahrhunderts aber, als Hamburg sich nach längerem Schwanken mit vollem Bewußtsein von jenen Grundsätzen lossagte und einer Reihe von Colonien Fremder (Engländer, Niederländer u. s. w.) ansehnliche Privilegien ertheilte, nahm es auch eine größere Zahl von Juden bei sich auf, zuerst portugiesische, die aus den Niederlanden geflüchtet waren, bald auch deutsche Juden. Namentlich jene Ersteren brachten der Stadt gleich anfangs bedeutenden Nutzen; sie trugen wesentlich bei zum Aufschwunge des Handels mit Spanien und Portugal, sie bürgerten in Hamburg das Wechsel- und Bankgeschäft ein, und sie gehörten zu den Hauptgründern der Hamburger Bank, dieser unverwüstlichen Grundlage des Hamburger Geldwesens. Am bekanntesten waren im 17. Jahrhundert die beiden Texeiras, Vater und Sohn, als Bankiers und Rathgeber der Königin Christine von Schweden. Im Jahre 1697 sollten unter dem Einflusse der Geistlichkeit die Freiheiten der Juden beschränkt werden, weshalb sie nach Altona übersiedeln wollten. Da richtete die Hamburger Kaufmannschaft an den Rath das dringende Ersuchen, ihnen entgegen zu kommen, um schwere Schädigung des Hamburger Handels zu verhindern. Hundert Jahre später waren die Juden bei zahlreichen Hamburger Geschäftszweigen betheiligt; aber ihre Thätigkeit machte nur noch einen bescheidenen Theil des Hamburger Gesammthandels aus. Selbst bei den verhältnißmäßig unbedeutenden Anleihen, welche einige fremde Staaten damals in Hamburg aufnahmen, werden mehr

christliche als jüdische Namen genannt, und auch hier waren die Portugiesen längst von den deutschen Juden in den Hintergrund gedrängt worden.

Wesentlich anders war die Entwicklung in Frankfurt am Main. Hier hatte seit Alters eine Judengemeinde bestanden, deren Mitglieder sich, so weit die Quellen zurück reichen, hauptsächlich als Geldwechsler, Pfandleiher, Makler und Trödler, dann auch als Edelstein-, Tuch- und Viehhändler ernährt hatten. Ihre Behandlung war namentlich seit dem 15. Jahrhundert eine sehr erniedrigende, wobei, wie überall, religiöse und wirthschaftliche Momente zusammen wirkten. Die Aufnahme flüchtiger portugiesischer Juden wurde vom Rathe verweigert, weshalb sie sich nach Hanau wandten. Der von Vincenz Fettmilch geleitete Aufstand (1612—1616) bezweckte u. A. namentlich Vertreibung der Juden; thatsächlich kam es zur Plünderung der Judengasse durch Handwerksgesellen und Lehrlinge, und die Juden mußten vorübergehend die Stadt verlassen. Zwar durften sie bald wieder zurückkehren, aber ihre Behandlung blieb auch dann eine äußerst schimpfliche. „Man warf sie mit Steinen, Koth und Schneeballen, rupfte sie am Bart, stieß sie und dergleichen mehr. Auch pflegten die meisten Christen einen Juden nicht anders als mit Du anzureden. Diese Mißhandlungen dauerten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Namentlich nahm zuletzt jeder christliche Gassenjunge das Recht in Anspruch, einen ihm begegnenden Juden durch den Zuruf ‚Judd', mach' Mores'! zum Abnehmen des Hutes zu zwingen." (Kriegk, Geschichte von Frankfurt am Main, S. 465.) Noch der 1855 verstorbene Chef des Frankfurter Hauses Rothschild hatte sich in seiner Jugend mehr als einmal eine solche Mißhandlung gefallen lassen müssen.

Trotz alledem nahm die wirthschaftliche Bedeutung der Frankfurter Juden im 17. und 18. Jahrhundert wesentlich zu. Im Jahre 1685 äußerte sich darüber ein Ausschuß des Rathes folgendermaßen: „Der größte Schaden der Frankfurter Handlung kommt durch das aus seinen Schranken und Stetigkeit" — so hieß ihr Sonderrecht — „schreitende Judenvolk, mit dem es leider so weit gekommen, daß alle Bürger und Christen darüben lamentiren, jämmerlich seufzen und wehklagen." Als besondere Beschwerdepunkte werden namentlich folgende aufgeführt: sie griffen in jede Art von Handlung ein, so in die Leinen- und Seidenkrämerei, in den Materialwaaren- und Buchhandel; die Juweliere, Gold- und Silberarbeiter müßten all' ihr altes Bruchgold und Silber von den Juden kaufen, „welche es durch ihre unzählbare Spione der Christen immer vor der Nase wegfischen;" der Commissionshandel, so hieß es, sei den Juden ausdrücklich verboten; trotzdem übten sie ihn massenhaft aus. Wenn dem nicht gesteuert werde, müsse ein Bürger nach dem anderen „wie ein Licht ausgehen und verlöschen". Insbesondere aber hätten sie sich der Wechselhandlung bemächtigt, und fast alle Juden unterfingen sich der Maklerthätigkeit, mit deren Hülfe den Fremden ihr gutes Geld abgenommen und dagegen schlechtes aufgehängt werde u. s. w.

Im Jahre 1762 richtete die Kaufmannschaft an den Rath eine Beschwerde, deren charakteristischer Inhalt hier noch zum Schluß wiedergegeben werden soll; sie wendete sich gegen den „Unfug und die Mißbräuche der Juden auf

der Börse". In den Börsen großer Handelsstädte, so heißt es dann zumal der Seestädte, seien zwar „wegen Enge des Raumes und großer Anzahl der Menschen alle Nationen unter einander gleichsam zusammengepackt;" immerhin hätten sogar an der Amsterdam Börse die Juden ihren besonderen Platz. In Frankfurt hatten die christlichen Kaufleute ihre Börsenversammlungen früher auf dem Römerberge vor dem Hause zum „Löwenstein" gehalten. Da nun diese Seite des Römerberges von den Juden überhaupt nicht betreten werden durfte so mußten sie ihren Stand auf der anderen Seite haben, und wie die Kaufmannschaft meinte, hatte dies weder ihrem Credite geschadet noch sie sonst behindert. Später hatten die christlichen Kaufleute einen Raum im Hause zum „Braunfels" als Börse gemiethet, die Juden aber wiederum ausgeschlossen so daß sie gegenüber der Börse auf der Straße sich hatten aufhalten müssen. Seit einiger Zeit aber hatten sie sich an der Börse selbst Eingang verschafft. Die Kaufmannschaft hielt sich nun für vollkommen berechtigt, die Juden auszuschließen, und ersuchte den Rath, sie hierbei zu schützen, die jüdischen Anmaßungen aber abzustellen. Sie könnten ja, so wurde ihnen gesagt, an ihrem früheren Platze sehr wohl ungehindert mit Jedermann handeln, „ohne doch die Geschäfte der christlichen Kaufleute auszuspähen". Thatsächlich scheint der Rath diesem Gesuche Folge gegeben zu haben. Erst im Jahre 1811, unter dem Fürstprimas Dalberg, wurde den Frankfurter Juden gegen Bezahlung von 440000 Gulden die bürgerliche Gleichberechtigung verliehen, in demselben Jahre auch den Juden Hamburgs und denen der meisten anderen deutschen Staaten.

Aus einem Vergleiche der Hamburger und der Frankfurter Verhältnisse ergibt sich, daß die verhältnißmäßig gut behandelten Hamburger Juden zwar an wirthschaftlicher Bedeutung zunahmen, aber keineswegs außer Verhältniß zu dem Anwachsen des Hamburger Gesammthandels. Dagegen überflügelten die sehr schlecht behandelten Frankfurter Juden ihre christlichen Berufsgenossen immer mehr, namentlich im Geld- und Capitalverkehre. Besonders charakteristisch ist dafür die Art, wie die Rothschilds die christlichen Firmen Gebrüder Bethmann, Ruppell & Harnier u. a. verdrängten, ebenso wie später im europäischen Wettkampfe die großen Geschäftshäuser Baring, Hope, Ouvrard, Parish u. s. w.

Wenn die Juden im Bank- und Börsenwesen des 19. Jahrhunderts so große Bedeutung erlangten, so ist das durch zwei offenkundige Thatsachen veranlaßt worden; erstens nämlich dadurch, daß jene Theile des wirthschaftlichen Lebens sich besonders stark und besonders rasch entwickelten, und sodann dadurch, daß die Juden für die Thätigkeit auf diesen Gebieten sich als besonders veranlagt erwiesen. Die ganz verschiedene wirthschaftliche Bedeutung der Juden in den einzelnen Ländern rührt lediglich her von der verschiedenen Begabung der Völker, unter denen die Juden lebten, für jene Thätigkeiten, auf welche die Juden sich angewiesen sahen, wenn sie ihre schimpfliche Lage verbessern wollten. Um sich zu vergegenwärtigen, was dies für sie bedeutete, braucht man nur daran zu denken, wie die Söhne Mayer Amschel Rothschild's in ihrer Jugend noch vor Frankfurter Gassenbuben „Mores machen" mußten, während einige Jahrzehnte später Nathan Rothschild, nach dem Ausspruche

Wilhelm von Humboldt's, „durchaus die Unabhängigkeit hatte, welche der Reichthum und längeres Leben in England hervorbrachte". Wenige Jahre später saßen die Rothschilds zu Tische mit den leitenden Staatsmännern Europa's, die sie als ‚Freunde' nicht nur anredeten, sondern auch als solche gegenüber Dritten in vertraulichen Aeußerungen, Tagebuchnotizen u. s. w. bezeichneten. Der unvermeidlich sehr mächtige Antrieb, sich auf solche Weise zu bethätigen, konnte lediglich dadurch geringer werden, daß ihnen (und zwar nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich) gestattet wurde, ihre Fähigkeiten auf anderen Gebieten anzuwenden. Soweit das geschehen ist, sind die Wirkungen nicht ausgeblieben.

4. Die Eigenart der Rothschilds.

Friedrich Gentz, der die Rothschilds vielleicht besser kannte als irgend ein Anderer, bezeichnete sie schon im Jahre 1818 als „eine eigene species plantarum, die ihre eigenen charakteristischen Merkmale hat". Das ist durchaus richtig, und diese Richtigkeit wird keineswegs dadurch beeinträchtigt, daß es von *allen* bedeutenden Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens gilt. Deren *charakteristische* Eigenschaften zu ermitteln ist wohl die nächste Aufgabe der Wirthschaftslehre, während unsere Nationalökonomen sich noch meist damit abmühen, die *typischen* Eigenschaften der wirthschaftlichen Thatsachen und der wirthschaftenden Menschen festzustellen, was doch mit Erfolg erst dann geschehen kann, wenn wir ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten kennen.

Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Rothschilds lernen wir kennen aus ihren Handlungen, sowie aus Aeußerungen sachkundiger Zeitgenossen. Da unsere unmittelbare Kenntniß von jenen unzureichend ist, sind wir in erheblichem Maße auf diese angewiesen, müssen aber dabei natürlich mit vorsichtiger Kritik verfahren. Die Aeußerungen unabhängiger Staatsbeamter, wie Rother, Humboldt, Herries, haben unvergleichlich größeren Werth, als diejenigen eines Gentz, der von den Rothschilds bezahlt wurde. Bei Gentz ist ein vertraulicher Brief an Adam Müller viel wichtiger als eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Abhandlung. Die Aeußerungen von Concurrenten sind mit besonderer Vorsicht aufzunehmen, es sei denn, daß sie günstig lauten, wie der überdies vertrauliche Brief Moritz Bethmann's aus dem Jahre 1821. Auch der Abschiedsbrief eines bei Seite gedrängten, maßlos verbitterten Selbstmörders kann nicht ohne Weiteres als vollgültiges Beweismaterial gelten. Wenn dagegen Nathan Rothschild selbst sich am Ende seines Lebens mit einem guten Freunde after dinner über die Ursachen seiner Erfolge unterhielt, so haben wir allen Anlaß, jedes Wort davon recht genau zu erwägen.

Eine Eigenthümlichkeit der Brüder Rothschild war es vor Allem, welche von den verschiedensten Seiten als besonders wichtig für ihre Erfolge bezeichnet wurde: ihre *Einigkeit*. In ihrem Wappenentwurfe von 1817 legten sie selbst darauf das Hauptgewicht. Das Gleiche hat Gentz in seiner „Biographie" gethan und ganz besonders auch Moritz Bethmann in seinem Briefe von 1821.

Wir wissen, daß die Rothschilds ihre Unternehmungen an den verschiedenen Börsen Europa's gleichzeitig durchzuführen suchten. Diesem Zwecke diente die Begründung dauernder Firmen an den einzelnen Plätzen, die aber nur bei engstem Zusammenhalten der Brüder mit der durchaus erforderlichen Einheitlichkeit operiren konnten. Das ist wohl bei keinem anderen Geschäftshause von solcher Bedeutung je im gleichen Maße erreicht worden.

„Seit dem Tode des Vaters," so berichtet Gentz, jedenfalls nach Angaben Salomon Rothschild's, „ward jeder Antrag, von welcher Seite er auch ausgehen mochte, der Gegenstand gemeinsamer Berathungen. Jede nur einigermaßen bedeutende Operation ward nach einem verabredeten Plane und mit vereinten Anstrengungen geführt, und Alle hatten gleichen Antheil an den Resultaten."

Die Aufrechterhaltung unbedingter Einigkeit war für die Rothschilds ein leitender Geschäftsgrundsatz. Hatten sie deren noch andere, wie Gentz in seiner „Biographie" mit Emphase betonte, oder handelten sie im Uebrigen nur instinctiv, von Fall zu Fall, als bedeutende Empiriker vom reinsten Wasser, wie derselbe Gentz früher an Adam Müller geschrieben hatte? Nathan Rothschild sagte später: „Mein Erfolg beruhte auf einem einzigen Grundsatze. Ich sagte mir: was ein Anderer kann, das kann ich auch. — — Ich war ein Kaufmann aus dem Stegreif. Ich nahm Alles mit und schloß immer meinen Handel auf der Stelle ab." Das schmeckt freilich nicht nach Grundsätzen. Aber der Gewährsmann, dem wir hier folgen, Sir Thomas Fowell Burton, selbst ein bedeutender Geschäftsmann, betrachtete gerade jenes rasche Handeln als einen Grundsatz. Und sein Bericht lautet folgendermaßen weiter:

Ein anderer Grundsatz, den er (Nathan Rothschild) auch streng beobachtete, war: sich nie mit einem unglücklichen Orte oder mit einem unglücklichen Manne einzulassen. „Ich habe," so äußerte er sich wörtlich, „sehr kluge, sehr geschickte Leute gesehen, die fast barfuß gingen. Nie mache ich Geschäfte mit solchen. Ihr Rath klingt sehr gut, aber das Schicksal ist gegen sie. Sie können selbst nicht vorwärts, sie können sich selbst nicht helfen, — wie wollen sie da mir helfen?"

War das wirklich ein Geschäftsgrundsatz? Mir scheint, es war nur der naiv-abergläubische Ausdruck des instinctiven Bedürfnisses, zwischen der Theorie der Anderen und der rein empirischen eigenen Praxis zu unterscheiden. Wie hatte doch Gentz an Adam Müller geschrieben?

„Die tiefsinnigsten Raisonnements von Baring flößen mir, seitdem ich das alles in der Nähe gesehen habe, weniger Vertrauen ein als ein gesunder Blick eines der klügeren Rothschilds, und wenn Baring und Hope je fehlen, — — so weiß ich im Voraus, daß es geschehen wird, weil sie sich weiser dünkten als Rothschild und seinen Rath nicht befolgten."

Aber die Rothschilds waren keineswegs „Spieler". Vielmehr waren sie, um weiter mit Gentz zu reden:

„mit einem bewunderungswürdigen Instincte begabt, der sie immer (das ist viel zu viel gesagt. R. E.) das Rechte und zwischen zwei Rechten immer das Beste wählen hieß. Ihr ungeheurer Reichthum ist durchaus das Werk dieses Instinctes, welchen die Menge Glück zu nennen pflegt."

Das ist eine Schilderung des geschäftlichen Genies, der angeborenen höchsten Begabung für große Unternehmungen. Indeß ist es keineswegs un-

möglich, die einzelnen Eigenschaften und Fähigkeiten, aus denen diese Begabung sich zusammensetzte, wenigstens theilweise ausfindig zu machen.

Vor Allem wäre es durchaus verkehrt, anzunehmen, daß die Rothschilds, etwa im Vertrauen auf ihre Begabung, es verschmäht hätten, ihre Unternehmungen auf möglichst genaue Ermittlung aller für deren Erfolg in Betracht kommenden Thatsachen zu begründen. Vielmehr haben sie stets den größten Werth gelegt auf Informationen aus bester Quelle. Um sie zu erlangen, unterhielten sie — nicht immer mit lauteren Mitteln — Verbindungen an allen Haupthöfen Europa's, einen eigenen, vorzüglich organisirten Courierdienst u. s. w. Hierher gehört auch ihre genaue Kenntniß der Menschen, mit denen sie zu rechnen hatten, ihrer guten wie ihrer schlimmen Seiten, und nicht an letzter Stelle ihrer Zahlungsfähigkeit. Von Nathan Rothschild rühmte ein Sachkenner gleich nach seinem Tode in der Zeitschrift „The Gentleman's Magazine", daß er den Werth jeder Wechselunterschrift sofort zu beurtheilen wußte, und von James Rothschild behauptete Heinrich Heine sogar, er besäße eine besondere Gabe, in allen Lebenssphären die tüchtigen Menschen von den untüchtigen zu unterscheiden. War das richtig, so muß es, bei der Uncultur dieser Generation der Rothschilds, eine angeborene Eigenschaft gewesen sein.

Mit schnellem Blicke erfaßten die Rothschilds alle für ihre Unternehmungen entscheidenden Thatsachen, und wenn diese Erfolg versprachen, handelten sie, ohne eine Minute zu verlieren. Das ist in dem so unausgesetzt wechselnden Strömungen unterworfenen Börsengeschäfte noch sehr viel wichtiger als in anderen Geschäftszweigen. Die besonders verwickelte Natur des Börsengeschäftes läßt der Theorie relativ geringen, der richtigen Erfassung des Moments relativ großen Spielraum. Und weit mehr noch als gegenwärtig war das in einer Zeit der Fall, als auf diesem Gebiete erst verhältnißmäßig wenige Erfahrungen gesammelt worden waren.

Der Unternehmungsgeist der Rothschilds war nicht von der Art, wie sie Ouvrard und David Parish besaßen. Mit Recht bezeichnet Gentz in seiner „Biographie", nächst der Einigkeit, als ihren Hauptgrundsatz den,

„bei keinem Unternehmen nach übertriebenem Gewinn zu trachten, jeder ihrer Operationen bestimmte Schranken anzuweisen. In dieser Maxime," so fährt Gentz fort, „— servare modum finemque tenere — liegt eins der Hauptgeheimnisse ihrer Stärke. Es ist kein Zweifel, daß sie mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ihren Vortheil bei dieser oder jener einzelnen Operation weit höher treiben konnten. Wenn aber auch dabei die Sicherheit ihrer Unternehmungen nicht gelitten haben sollte, so hätten sie doch zuletzt weniger gewonnen als durch Verbreitung ihrer Kräfte auf eine größere Anzahl immer wiederkehrender, unter mannigfaltigen Conjuncturen erneuter Geschäfte."

Also, um diesen Schwulst des alternden Publicisten in unser heutiges Deutsch zu übertragen: nicht Alles auf einen Nagel hängen; sich bei Zeiten zurückziehen; rasch verkaufen, nöthigenfalls auch mit Verlust; denn der erste Verlust ist der beste! Das waren denn doch wohl unzweifelhaft Geschäftsgrundsätze, die für das Börsengeschäft dauernde Bedeutung erlangt haben. Nach ihnen handelten die Rothschilds in den kritischen Jahren seit 1806,

dann wieder 1815—1818, ebenso in der Speculationsperiode 1824/25 und in allen späteren ähnlichen Zeiten. Deshalb gingen sie aus den zahlreichen schweren Krisen des 19. Jahrhunderts ungeschwächt hervor, während ihre Concurrenten rings umher verbluteten.

Die Rothschilds bedurften für den Erfolg ihrer Unternehmungen der Oeffentlichkeit. Aber ihren eigentlichen Geschäftsbetrieb umgaben sie mit dem dichten Mantel des Geheimnisses. Das war es namentlich, was Herries an ihnen rühmte, als sie ihm bei Uebermittelung der englischen Subsidien so werthvolle Dienste leisteten. Kein Mensch erfuhr etwas von dem, was sie beabsichtigten, und selbst darüber, welche Agenten und Makler ihre eigentlichen Absichten ausführten, blieb man in der Regel im Zweifel, wobei ihnen natürlich ihr gleichzeitiges Vorgehen an verschiedenen Plätzen werthvolle Dienste leistete, zumal in der Zeit ihres Aufsteigens der elektrische Telegraph noch nicht existirte. Ein feiner, wenn auch nicht eben wohlwollender und überdies zum Gruselerregen neigender Beobachter schildert folgendermaßen, welchen Eindruck das Verhalten Rothschild's an der Börse auf sachunkundige Leute machte:

„In seiner Erscheinung ist eine Starrheit und Gespanntheit, daß man glauben könnte, es stände Jemand hinter ihm, der ihn kneift, und er fürchtete oder schämte sich, es einzugestehen. Die Augen heißen gewöhnlich die Fenster der Seele. Hier aber möchte man sagen, daß die Fenster falsch sind, oder daß keine Seele da ist, die aus ihnen heraus sehen könnte. Es kommt weder ein Lichtstrahl aus dem Innern noch der Reflex eines Funkens von außen. Das Ganze macht den Eindruck einer zum Verkauf ausgestellten Haut, und man wundert sich nur, daß sie aufrecht steht, ohne daß irgend etwas dahinter ist. Allmählich erscheint eine zweite Gestalt. Nun geht er (Rothschild) zwei Schritte seitwärts, und aus dem eben noch starren, bleiernen Gesichte kommt ein Blick, so inquisitorisch, wie man nie einen gesehen hat, als wenn ein Schwert aus der Scheide gezogen würde. Der Besucher, scheinbar zufällig, nicht absichtlich erschienen, bleibt nur wenige Secunden, in denen Blicke gewechselt werden, deren höchste Bedeutung man empfindet, ohne sie zu wissen. Hierauf werden die Blicke wieder verschleiert, und die Gestalt nimmt ihren steinernen Ausdruck wieder an. Im Laufe des Vormittags kommen viele solche Besucher: alle werden ähnlich empfangen und verschwinden auf ähnliche Weise. Schließlich verschwindet auch die Steingestalt selbst, indem sie uns gänzlich im Ungewissen läßt über ihre Natur und ihre Bedeutung."

Ich komme jetzt zu einem besonders heikeln Theile meiner Untersuchung. Wiederholt habe ich darauf hinweisen müssen, daß die Rothschilds bei ihren Geschäften sich auch bedenklicher Mittel bedienten. Dahin gehören namentlich zwei Gruppen von Thatsachen: künstliche Cursbeeinflussung, Anstachelung der speculativen Neigungen durch die Presse u. s. w., und sodann die Bestechungen, mit denen sie in manchen Staaten arbeiteten. Die Verwerflichkeit dieser Mittel kann nicht ernst genug betont werden. Aber ebenso nothwendig ist es andererseits, festzustellen, daß sie durch Verhältnisse hervorgerufen wurden, an denen die Rothschilds nichts ändern konnten. Das Publicum betheiligte sich nun einmal nicht in ausreichendem Maße an den großen Staatsanleihen, wenn ihm nicht der lockende Köder großer Cursgewinne hingehalten wurde, und die Beamten in Hessen, Oesterreich u. s. w. ließen sich längst bestechen, ehe die Rothschilds ihrerseits damit begannen.

Hätten diese es unterlassen, so wäre es eben von anderer Seite geschehen, — die öffentliche Moral hätte nichts dabei gewonnen. Sie stand damals überhaupt in den meisten Ländern wesentlich niedriger als gegenwärtig. Das kommt uns deutlich zum Bewußtsein, wenn wir bemerken, mit welcher Genugthuung Gentz in sein Tagebuch die Geldsummen einzeichnet, die er für politische Dienste von mehr als einer Seite erhielt.

Daß die Rothschilds auch ganz anders verfahren *konnten*, und daß sie dies gern thaten, wenn sie damit etwas ausrichteten, geht sonnenklar hervor aus ihren Anleiheverhandlungen mit *Preußen*. Durch die Geschicklichkeit, Ehrenhaftigkeit und die mit Freundlichkeit gepaarte Festigkeit Rother's wurden sie veranlaßt, Preußen wesentliche Dienste zu leisten, wobei sie selbst keineswegs schlecht wegkamen. Ihr ganzes Geschäftsverfahren erscheint bei diesen Verhandlungen in dem günstigsten Lichte. Wenn Nathan Rothschild seinem neuen preußischen Freunde in jeder Weise entgegen kam, wenn er ihm gleich eine Million baar zusandte und auch die weiteren Zahlungen lange vor ihrer Fälligkeit leistete, so erkennen wir daraus, wie sehr er sich freute, mit einem ebenso tüchtigen, wie ehrenhaften Manne in Berührung gekommen zu sein. Wenn Rother ihm dafür nicht nur seine Hochachtung aussprach, sondern ihn auch zu Hause rühmte, so war dies kein unverdienter Erfolg. Und das Gleiche gilt von der Art, wie die Rothschilds sich schon in den Befreiungskriegen die Anerkennung aller verbündeten Regierungen erworben hatten. Es war nichts Kleines, daß der tüchtigste englische Finanzbeamte jener Zeit von ihnen sagte: „Ihnen gebührt die höchste Anerkennung für die Bemühungen, welche sie dem öffentlichen Dieste gewidmet haben, und der ihnen dafür zufließende Lohn ist redlich und rühmlich verdient."

So viel ist gewiß: der *persönliche Charakter* der beiden wichtigsten Rothschilds wird gerade von den vertrauenswürdigsten Beurtheilern mit Anerkennung erwähnt: Wilhelm von Humboldt bezeichnet Nathan Rothschild als „zuverlässig, billig, sehr rechtlich und verständig", Rother als „sehr schätzenswerth". Moritz Bethmann sagt von Salomon, er sei von Charakter ein sehr schätzenswerther Mann; er habe sich besonders sehr beliebt gemacht durch sein bescheidenes Wesen und seine Dienstfertigkeit. Niemand verlasse ihn ohne Trost.

Dem stehen nun freilich manche, ganz anders lautende Urtheile gegenüber, die aber fast sämmtlich von Leuten herrühren, die den Rothschilds fern standen. Die einzige mir bekannt gewordene Ausnahme bildet David Parish, der sie kurz vor seinem Selbstmorde als „herzlose, nur für ihren Geldkasten Sinn habende Menschen" bezeichnete. Um den wirklichen Werth dieser Aeußerung besser beurtheilen zu können, müßten wir vor Allem vollständig übersehen, wodurch die Rothschilds veranlaßt waren, mit Parish zu brechen. Aber in *einem* Punkte hatte Parish mit seinem Urtheile jedenfalls Recht: der *Gelderwerb* war allerdings für die Rothschilds das einzige wirklich große Interesse ihres Lebens. In dieser Hinsicht ist ein bisher noch nicht erwähnter Theil des Gespräches zwischen Buxton und Nathan Rothschild besonders charakteristisch.

„Ich hoffe" — so sagte einer der Tischgäste zu Rothschild —, „Ihre Kinder sind nicht so sehr auf den Gelderwerb versessen, daß sie darüber andere, wichtigere Dinge verabsäumen; ich bin überzeugt, das werden Sie nicht wollen." Darauf Rothschild: „Das will ich wohl. Ich will, daß sie sich mit Leib und Seele und Herz und Verstand und mit allen Kräften dem Geschäft hingeben; das ist der Weg zum Glück. Es erfordert viel Klugheit und Vorsicht, ein großes Vermögen zu erwerben. Wenn man es aber erworben hat, so erfordert es noch zehnmal mehr Witz, es zu erhalten. Wollte ich auf alle Vorschläge eingehen, die mir gemacht werden, so wäre ich bald ruinirt. Widmen Sie sich einem Geschäft, junger Mann" — sagte er zu Burton's Sohn —, „widmen Sie sich einzig und allein Ihrer Brauerei, und Sie werden der große Brauer von London werden. Wollen Sie aber zu gleicher Zeit ein Brauer und ein Bankier, ein Kaufmann und ein Fabrikant sein, so wird man bald Ihr Ende in den Zeitungen lesen."

Jemand, der Nathan Rothschild gut kannte, sprach sich über diesen wichtigen Punkt folgendermaßen aus[1]):

„Hier liegt der Schlüssel zum Verständniß des Charakters Rothschild's. Sein Ehrgeiz war gerichtet auf Vollbringung wohlausgedachter finanzieller Operationen, auf Gelderwerb, wenn man es so ausdrücken will; aber der Nachdruck muß gelegt werden auf das Wort ‚Erwerb'. Denn das Geld oder die mit Geld zu beschaffenden Dinge hatten an sich für ihn wenig Werth. Er hatte gar keinen Sinn für Dasjenige, wonach jeder Engländer trachtet, wenn er genug Geld besitzt, um es sich zu verschaffen, für ‚Comfort' im weitesten Sinne des Wortes. Sein Ehrgeiz bestand darin, rascher und wirksamer als Andere seine geschäftlichen Zwecke zu erreichen, mit ganzer Energie ihnen nachzustreben. Wenn der Zweck erreicht war, verlor die ganze Sache für ihn jeden Reiz, und sein rastloser Geist wendete sich anderen Zielen zu."

Das ist in der That der einzige Weg, wie Großes auf Erden erreicht werden kann, mag es nun die Errichtung eines Staates, einer Bildsäule, eines wissenschaftlichen Werkes oder eines Vermögens sein. Einseitigkeit ist das Wesen des Genies. Aber darum ist es doch keineswegs nöthig, daß Denen, welche Großes leisten, jeder Sinn fehle für Alles, was außerhalb ihres Berufes liegt. Bei den Brüdern Rothschild war dies der Fall: sie waren durchaus ungebildet.

Sie wohnten in den verschiedensten Ländern Europa's; aber sie handhabten keine der europäischen Sprachen auch nur einigermaßen richtig, was dem Spott bequeme Handhaben darbot. Von der Ungeschliffenheit namentlich Nathan's und James' wissen nicht wenige Anekdoten zu berichten, ebenso von ihrem völligen Mangel an Verständniß für die Kunst. „Das," so sagte Nathan Rothschild zu Spohr, als Dieser ihn besuchte, „ist meine Musik" — dabei ließ er die Geldstücke in seiner Tasche klimpern —; „das verstehen wir an der Börse." Und als James einmal den ihm unbekannten Maler Jadin beim Freskomalen oben auf seinem Gestelle bemerkte, rief er ihm zu: „Heda, Sie Arbeiter mit der Decoration! Kommen Sie doch 'mal herunter! Ich möchte mit Ihnen sprechen." Wenn Anselm Rothschild Thorwaldsen mit den Worten

[1]) Ich entnehme die Aeußerung dem Buche von Reeves, The Rothschilds, the financial rulers of nations. London 1887 — dem einzigen Buche über die Rothschilds, das bei sehr vorsichtiger Benutzung manches gute Material ergibt.

begrüßte: „Sie sehen so schön aus, daß man glauben sollte, Sie hätten sich selbst gemacht", — so wird dies natürlich weder als Beweis von Kunstverständniß noch von besonderer Feinheit des Geistes angeführt werden können; doch sammelte Anselm, ähnlich wie schon sein Vater, wenigstens Münzen, Medaillen und sonstige Antiquitäten mit wirklichem Verständnisse. Mehr konnte man billiger Weise von dieser Generation der Rothschilds nicht erwarten. Schon die folgende brachte mehrere kunstverständige Sammler großen Stils hervor, die schließlich auch zu bedeutenden gemeinnützigen Stiftungen Anlaß gaben.

Ueber den Gemeinsinn der Rothschilds wird sehr verschieden geurtheilt. Die Männer der ersten Generation, welche sich in den einzelnen Ländern niederließen, konnten dort kaum schon feste Wurzeln schlagen. Sie waren Triebkräfte des internationalen Capitalverkehrs, der „Weltwirthschaft". Als solche mußten sie bis zu einem gewissen Grade national wie politisch farblos sein. Nur hierdurch konnten sie den einzelnen Staaten die Capitalkräfte der Weltwirthschaft zur Verfügung stellen. Nur so war es ihnen auch z. B. möglich, in Frankreich den verschiedensten Dynastien und Regierungen zu dienen; aber wenn diese ihre Interessen schädigten, verfehlten sie nicht, kräftige Vergeltung auszuüben. Wie es in dieser Hinsicht mit den Rothschilds der späteren Generationen stand, entzieht sich meiner Kenntniß.

Die Rothschilds haben unzweifelhaft von jeher im großen Stil Wohlthätigkeit ausgeübt. Der Stifter des Hauses war ihnen darin ein leuchtendes Vorbild. Von Nathan Rothschild wird freilich Manches berichtet, was darauf hindeutet, daß seine Mildthätigkeit nicht gerade aus einer warmen Empfindung für die leidende Menschheit hervorging. So sagte er z. B. zu Buxton:

„Zuweilen gebe ich, um mich zu amüsiren, einem Bettler auf der Straße ein Goldstück. Er denkt, ich habe mich vergriffen, und läuft davon, als wenn ihm der Kopf brennt, um über alle Berge zu sein, wenn ich hinter den vermeintlichen Irrthum kommen würde. Ich rathe Ihnen: geben Sie zuweilen einem Bettler ein Goldstück: es ist zu amüsant."

Oder wenn man ihn zur Theilnahme an einer Subscription für wohlthätige Zwecke nöthigte, so konnte er wohl ausrufen: „Nun gut, schreiben Sie einen Check. I have made a d . . . d fool of myself!" Aber wenn man Derartiges verstehen will, muß man auch bedenken, welche Fluth von Bettelei und Erpressungsversuchen jeglicher Art einen Rothschild tagtäglich überschwemmte, und wie andererseits seine besten Handlungen von der Mißgunst der Menschen unaufhörlich mißdeutet wurden. Noch kein Crösus ist dem Volkshasse entgangen, und gegen die Rothschilds hat er sich, weil sie Juden waren, mit doppelter Wuth gewendet. Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, ein Menschenfreund zu sein. Von dem Vorwurf der Knauserei können freilich einige der älteren Rothschilds nicht freigesprochen werden, aber vielfach hat man schon genaues Rechnen und Abwehr von Ausbeutungsversuchen für Knauserei erklärt. Daß sogar ein Nathan Rothschild keineswegs ohne warme Empfindungen war, beweist z. B. seine herzliche Freundschaft für Rother. Der Diensteifer Salomon's wird allgemein gerühmt. Aber freilich, gegen geschäft-

liche Gegner konnten die Rothschilds unbarmherzig vorgehen, und vermuthlich erklärt sich auch auf solche Weise die Herzlosigkeit, welche ihnen der unglückliche David Parish vorwarf. Er war ihnen allerdings ursprünglich behülflich gewesen; es scheint aber, daß im Frühjahre 1822 ihre Interessen irgendwie stark zusammenstießen, und daß hierbei Parish unterlag.

Die Rothschilds waren eben Menschen, d. h. sie hatten sowohl gute wie schlimme Eigenschaften. Es wäre unbillig, von ihnen Fehlerlosigkeit zu verlangen, es wäre auch sehr verkehrt, die Augen zu verschließen vor den Wirkungen ihrer Fehler. Namentlich aber muß gesagt werden, daß diese sich an ihnen selbst schwer gerächt haben.

Das Haus Rothschild besaß unzweifelhaft eine Macht von bedeutender Tragweite: es hatte Jahrzehnte lang fast ein Monopol für die Emission großer Staatsanleihen; seine Beziehungen reichten bis ins Innerste der meisten europäischen Cabinette. Aber es bestehen noch weit verbreitete Irrthümer über die eigentlichen Wurzeln dieser Machtstellung, die auch meist noch erheblich überschätzt wird.

Die Rothschilds verdankten ihre Macht nur scheinbar ihrem Gelde. Es ist wirklich unerlaubt dumm, Derartiges immer wieder zu sagen. Wie hatten sie denn ihr Geld verdient? Wie hatten sie die Barings, die Hopes und die anderen concurrirenden Finanzmächte überflügelt, die ihnen anfangs an Capitalkraft weit überlegen waren? Doch offenbar durch die ungewöhnliche Begabung, welche besonders Nathan Rothschild für Börsengeschäfte größten Stils besaß, durch die Einigkeit der fünf Brüder, durch die Anwendung einer neuen Technik, durch hervorragend geschickte und energische Benutzung der Zeitverhältnisse.

Die Macht der Rothschilds ist auch nie so groß gewesen wie die der Fugger in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie haben nie, wie diese, über Kronen, über Krieg und Frieden entschieden. Durch die Besserung der staatlichen Finanzen einerseits, durch die Entwicklung des Börsenverkehrs andererseits war die Macht der einzelnen Creditvermittler schon wesentlich zurückgegangen. Dies ist seitdem noch weit mehr geschehen. Zunächst dadurch, daß die Staaten ihre Finanzen immer weiter verbessert und hierdurch vielfach die Möglichkeit erlangt haben, ihre Anleihen ohne Vermittler zur öffentlichen Zeichnung aufzulegen. Und sodann dadurch, daß überall große Banken auf Actien begründet worden sind, welche beim Emissionsgeschäfte mit den Rothschilds und unter einander sehr energisch concurriren. Schon seit etwa einem halben Jahrhundert ist die Macht des Hauses Rothschild ganz bedeutend gesunken. Mit der Generation, welche sie geschaffen hatte, ist sie auch bereits wieder verschwunden.

Die Selbstverwaltung der Städte im Römerreiche.

Von

Otto Seeck[1]).

[Nachdruck untersagt.]

I. Das Reich und die Einzelstaaten.

Ein Staat ist das römische Reich erst geworden, seit der Wille des Alleinherrschers alle Glieder desselben in der gleichen Knechtschaft vereinigte; so lange die Republik währte, trägt es vielmehr den Charakter eines Staatenbundes, in dem Rom nur die Hegemonie in Anspruch nimmt. Imperium Romanum bedeutet nichts anderes als römisches Machtgebot; wo man diesem gehorchen mußte, da war römisches Reich. Herodes von Judäa mit den Millionen seiner Unterthanen gehörte ihm ebenso an wie die ärmlichste Kleinstadt von Italien, mochte er innerhalb seiner Grenzen auch den unbeschränkten Despoten spielen. Und in derselben Weise waren alle Theile, aus denen sich das Reich zusammensetzte, nicht unabhängig, aber doch mehr oder weniger selbständig. Der Staatsbegriff heftete sich eben nicht an das große Ganze, sondern an seine einzelnen Elemente, mochten es Königreiche, wilde Völkerstämme oder Städte sein. Am reinsten und wirksamsten aber trat er in der letzten dieser drei Gruppen zu Tage, und sie war auch die einzige, die im 4. Jahrhundert noch Bestand hatte. Denn die Königreiche wurden theils durch das Aussterben ihrer Dynastien, theils wegen der tyrannischen Mißwirthschaft, die in ihnen herrschte, eines nach dem andern beseitigt und in ihre einzelnen Städte aufgelöst. Die barbarischen Stämme aber verwandelten sich, als die Cultur bei ihnen festere Wurzel faßte, gleichfalls in Städte. Die Stadt im antiken Sinne umfaßt ja nicht nur den Raum, den ihre Mauer einschließt; sondern ein ausgedehntes Landgebiet, in dem oft zahlreiche Dörfer lagen, wird ihr zugerechnet und von ihren Magistraten beherrscht oder doch verwaltet. Der Gau eines wilden Volkes konnte also leicht zur Stadt werden, wenn in seiner Mitte eine größere Ortschaft entstand, in der die Regierungsgewalt sich

[1]) Aus dem zweiten, demnächst erscheinenden Bande der „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“.

concentrirte. Dies mußte aber regelmäßig eintreten, sobald die schweifende Lebensweise, wie sie uns bei den alten Germanen begegnet ist, völlig überwunden war.

Natürlich war der Charakter der Städte ein sehr verschiedener, je nachdem sie vorher Theile eines despotischen Königreiches gewesen oder aus barbarischen Ansiedlungen entstanden oder schon als Städte in das römische Reich eingetreten waren. Nur bei denen, die wir an letzter Stelle genannt haben, hatte jener begeisterte Localpatriotismus, der für das römische Municipalwesen so charakteristisch ist, schon seit den fernen Tagen der Urväter feste Wurzeln geschlagen; aber sie waren das Vorbild, dem auch die übrigen nachahmten. Diese Gesinnung hatte sich gebildet, als man auf den Märkten der einzelnen Städte noch große Politik machen konnte, aber da sie den Bürgern zur zweiten Natur geworden war, vermochte sie sich auch innerhalb des großen Reiches zu behaupten, so lange es die staatliche Selbständigkeit seiner Theile noch nicht völlig aufhob. Auf diese Weise konnte sie zur Grundlage der örtlichen Verwaltung werden, obgleich sie anfangs das schroffste Hinderniß gewesen war, das sich der Ausbreitung des römischen Machtbereiches entgegenstellte.

Jeder Staat ist eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit, und je kleiner sein Umfang, je einfacher seine Zusammensetzung ist, desto mächtiger macht sich in ihm dieser Trieb geltend. Mischen sich Ackerbau, Handel und Industrie, so muß der Gegensatz ihrer Interessen nothwendig eine gewisse Lockerung seines Gefüges herbeiführen; wohnen seine Bürger über viele Quadratmeilen zerstreut, so kann nicht jeder einzelne dem andern bekannt sein: auch ist die unmittelbare Theilnahme am politischen Leben für die Mehrzahl schon durch ihre Entfernung vom Mittelpunkte sehr erschwert. Die italischen Städtchen, gegen welche Rom seine frühesten und schwersten Kämpfe auszufechten hatte, bestanden fast ausschließlich aus Ackerbürgern, die alle innerhalb ihres engen Mauerringes lebten. Jedes Ereigniß, daß ihre Gemeinde betraf, wurde allen in der kürzesten Zeit bekannt; jedes politische Interesse ergriff alle in gleicher Weise, und alle nahmen an der staatlichen Thätigkeit in der Volksversammlung wie auf dem Schlachtfelde persönlichen Antheil. Ihre Gesetze beruhten auf ihren Abstimmungen, ihre Beamten gingen aus ihrer Wahl hervor, und kein Ehrgeiz konnte seine Befriedigung anders als durch die Gunst der Mitbürger finden. Fiel der Feind ins Land, so fürchtete Jeder Brand und Plünderung; wurde die Stadt erobert, so bedrohten ihn Tod oder Sklaverei. Jeder Einzelne fühlte sich daher in viel höherem Grade mit seinem Gemeinwesen verwachsen, als das bei den ausgedehnten Länderstaaten unserer Zeit oder auch bei den weit zerstreuten Volksstämmen der Germanen möglich war. Doch je lebhafter die Gemeinschaft der Mitbürger empfunden wurde, desto engherziger schloß sie sich gegen die Außenwelt ab. Die einzelnen Städte verband weder Ehegemeinschaft noch Freizügigkeit. Da der Staat nur seinen Bürgern den vollen Rechtsschutz gewährte, war der Fremde anfangs vogelfrei, später, als der gesteigerte Verkehr Aenderungen herbeiführte, doch nur von sehr beschränkter Rechtsfähigkeit. Und weil man ihn innerhalb der Stadt als ein minderwerthiges Geschöpf betrachten durfte, hatte man sich gewöhnt, auch außerhalb

auf alles Fremde mit Verachtung herabzusehen. Am schärfsten aber war der Gegensatz zwischen Nachbarstädten, obgleich sie meist dem gleichen Stamme angehörten. Denn wo die Grenzen sich unmittelbar berührten, da gab es die meiste Gelegenheit zu Conflicten, die oft in erbitterte Kämpfe ausarteten, aber auch in den friedlichen Zwischenzeiten den gegenseitigen Haß immer aufs Neue schürten.

Diese Nachbarzwiste haben die Unabhängigkeit der Städte um Jahrhunderte überdauert und selbst in der Kaiserzeit noch blutige Katastrophen herbeigeführt. Unter Nero war ein vornehmer Römer so leichtsinnig, den Pompejanern und den Nucerinern, deren Gebiete aneinander grenzten, gemeinsame Gladiatorenspiele zu geben. Im Amphitheater zu Pompeji, wo die Bürger der beiden Städte vereinigt saßen, kam es bald zu derben Schraubereien zwischen ihnen, und endlich entwickelte sich daraus ein wilder Kampf, bei dem es zahlreiche Todte und Verwundete gab. In friedlichen Zeiten war dies Ausnahme und wurde streng von den Kaisern bestraft. Erhob aber im Reiche die Usurpation ihr Haupt und kam es in Folge dessen zum Bürgerkriege, so erklärten sich die Nachbarstädte, wo dies irgend thunlich war, für verschiedene Thronprätendenten und fochten unter dem Vorwande, jede für ihren Kaiser zu streiten, ihre kleinen Eifersüchteleien mit blutigem Ernste aus. Als Julius Vindex in Gallien gegen Nero aufstand, wurde dies von Lyon und Vienne benutzt, um in aller Form miteinander Krieg zu führen. Auch in Griechenland erwachten die Bruderkämpfe, die seit Jahrhunderten geruht hatten, in den Wirren dieser Zeit von Neuem, und in Afrika rief die Bürgerschaft von Oea sogar die wilden Garamanten zu Hülfe, um mit ihnen gemeinsam das Gebiet der Nachbarstadt Tripolis zu verwüsten. Noch unter Septimius Severus war dies nicht anders geworden: in dem Kriege, den er gegen Pescennius Niger zu führen hatte, kämpften im Namen der beiden streitenden Kaiser Nicomedia mit Nicaea, Laodicea mit Antiochia, Tyrus mit Berytus. So hielt man denn auch in jeder Stadt die Bewohner aller umliegenden Städte für das ruchloseste Gesindel, dem jede Schlechtigkeit zuzutrauen sei. Als die Truppen des Vitellius Placentia zu stürmen versuchten, ging das dortige Amphitheater in Flammen auf. Da es außerhalb der Mauern lag, wo das wildeste Kampfgetümmel tobte, war dies sehr natürlich; gleichwohl behaupteten die Placentiner, die bösen Nachbarn hätten aus schnödem Neide, weil sie kein so großes und schönes Amphitheater besaßen, das Feuer angelegt. So stand man mit einander, nachdem die gemeinsame Unterwerfung unter den Willen Roms schon seit vielen Menschenaltern ihre ausgleichende Wirkung geübt hatte und offene Kriege wenigstens in ruhigen Zeiten verhinderte: wie viel giftiger muß die Erbitterung gewesen sein, als man auf den Grenzäckern noch das Vieh wegtreiben und das Korn verbrennen konnte, und immer wieder Raub und kleine Scharmützel dem Zorne Nahrung gaben.

In die Mitte solcher streitenden Nachbarstädte war Rom in seinen ersten Anfängen als eine unter vielen hineingestellt. Sie zu einem Reiche zusammenzufassen, war keine leichte Aufgabe, und viele Versuche im Kleinen mußten vorausgehen, ehe sie auch im Großen gelöst werden konnte.

Jeder moderne Staat ist schon seinem Wesen nach auf die Verwaltung eines umfangreichen Gebietes angelegt; macht er Eroberungen, so kommen einfach zu den alten Provinzen neue hinzu, die ebenso oder doch ganz ähnlich regiert werden, wie der ursprüngliche Besitz. Dagegen war das römische Herrschaftsgebiet der Königszeit nicht mehr als eine Stadt mit soviel Ackerland ringsum, wie zur Ernährung ihrer Bewohner ausreichte. Auf diese kleinen Verhältnisse war die ganze Verfassung zugeschnitten, und das Beherrschen weiter Länderstrecken hätte Anforderungen an sie gestellt, denen sie nicht gewachsen war. So sind denn die ältesten Eroberungen Roms durchgängig Vermehrungen seiner Stadtbevölkerung gewesen, wie sich dies in dem uralten Rechtssatze ausprägt, daß derjenige, welcher das römische Landgebiet siegreich erweitert, auch befugt ist, das Pomerium, d. h. die Grenze der städtischen Besiedelung, vorzuschieben. Dann natürlich konnte die Stadt sich nicht vergrößern, wenn nicht der ländliche Grundbesitz, aus dem sie ihre Nahrung zog, entsprechend ausgedehnt wurde. Jene Vermehrungen bestanden entweder in einem Zuwachs an freien Familien oder nur an Sklaven; danach scheiden sich die ältesten Formen der Eroberung in Synoikismos und Unterwerfung.

Bei dem ersteren treten, wie bei der modernen Eroberung, die Besiegten als Mitbürger in den siegreichen Staat ein; doch müssen beide Theile des Volkes innerhalb desselben Mauerringes ihren Schutz finden. Und dies ist für das Fortbestehen der Gemeinschaft nothwendig; denn wollte man der einen Gruppe gesonderte Festungswerke lassen, so müßte dies unfehlbar zu ihrem Abfall führen. In jeder Stadt ist eben der Drang nach Selbständigkeit übermächtig und dauert noch lange fort, auch nachdem ihre Bürger in einem anderen Gemeinwesen aufgegangen sind. Die Gegensätze, die immer Nachbarstaaten trennen, werden durch ihre Verschmelzung nicht mit einem Schlage ausgelöscht, sondern müssen in dauerndem Zusammenwohnen und Zusammenwirken langsam vergessen werden. Ist dies geschehen, so erinnert man sich freilich nicht gerne daran, daß die Vereinigung ursprünglich nur eine erzwungene war. Die schönfärbende Geschichtschreibung einer späteren Zeit hat den Synoikismos daher auch immer so dargestellt, als wenn er in Friede und Freundschaft zu Stande gekommen sei: thatsächlich aber konnte er nur durch Blut und Eisen gelingen. Die besiegte Bürgerschaft verzichtete zähneknirschend auf ihre Selbständigkeit, und auch die sieghafte wird sich nur schwer entschlossen haben, die Gegner, die man eben erst mit dem Schwert in der Faust niedergeworfen hatte, jetzt als Mitbürger anzuerkennen. Wahrscheinlich trat dies nur ein, wenn der Sieg höchst unvollständig war und eine Fortsetzung des Kampfes beiden Theilen verderblich zu werden drohte. Und auch dann hätte die erregte Menge sich kaum zu solchen Zugeständnissen bereit finden lassen, wenn nicht ein besonnener Herrscher sie geleitet hätte, der ihren Vortheil besser verstand als sie selbst. So kommen denn Synoikismen in Rom nur während der Königszeit vor; die einzigen Beispiele bietet die Aufnahme der Sabiner und dann der Albaner in die römische Bürgerschaft. Im ersteren Falle lagen die vereinigten Städte sich so nah, daß Servius Tullius

beide in einen gemeinsamen Mauerring einschließen konnte; im zweiten mußten die Besiegten die Zerstörung ihrer alten Heimath dulden und nach Rom übersiedeln. Ein einheitliches Volk, daß sich über zwei Städte vertheilte, war damals eben noch undenkbar.

Viel häufiger war die Form der Unterwerfung. Auch sie vergrößerte die Bevölkerung Roms, aber nur durch Sklaven. Denn die bezwungene Stadt wurde zerstört, ihr Land, wie die bewegliche Beute, unter die Sieger vertheilt, und seine früheren Eigenthümer mußten es als Knechte für die neuen Herren bebauen. Eroberungen dieser Art vergrößerten also wohl das Territorium Roms, indem seine vollberechtigten Bürger neuen Grundbesitz erwarben, aber nicht seine Kriegsmacht. Denn den Sklaven Waffen in die Hand zu geben, die sie vielleicht gegen ihre Herren gekehrt hätten, war zu gefährlich, als daß man solche Mittämpfer hätte brauchen können. So haben denn nur die Synoikismen die Wehrkraft Roms unmittelbar verstärkt, aber sie genügten, um es zur mächtigsten Stadt der latinischen Ebene zu machen und seine Vorherrschaft über die kleingebliebenen Nachbarn sicher zu stellen.

In einem früheren Abschnitt haben wir dargelegt, wie aus einem Theil der Sklaven halbfreie Clienten, aus diesen allmählich freie Plebejer wurden, deren Zahl bald über die der vollberechtigten Bürger hinauswuchs. Doch als Rest ihrer früheren Knechtschaft war der Ausschluß vom Kriegsdienst an ihnen haften geblieben, obgleich auch sie sich jetzt als Römer fühlten und ihren eigenen Acker besaßen, den jeder feindliche Einfall bedrohte. Erst die Reform des Servius Tullius hat sie zur Vertheidigung ihres neuen Vaterlandes berufen und damit die Wehrkraft Roms gewaltig verstärkt. Zwar sollten noch Jahrhunderte vergehen, ehe sie sich die volle Gleichberechtigung mit den Patriciern erkämpften; aber seit das Waffenrecht ihnen verliehen war, galten sie doch schon als römische Bürger. So war die rohe Unterwerfung, wenn auch auf weiten Umwegen, schließlich in einen neuen Synoikismos ausgelaufen, und dieser Vorgang, der sich hier noch in engem Rahmen abspielte, sollte vorbildlich für die Entwicklung des Weltreiches sein. Auch die Einwohner der späteren Provinzen hat Rom dem Rechte nach zu Sklaven gemacht; doch wurden sie schon gleich anfangs als Clienten behandelt und rückten endlich zu gleichberechtigten Mitbürgern auf. Alle Länder, die das Mittelmeer umgaben, waren so am Schlusse des Alterthums in einem gewaltigen Synoikismos zusammengefaßt.

Dies Wort paßt freilich insofern nicht ganz, als es im Sinne der Alten die Gemeinsamkeit des Mauerringes voraussetzt. Doch um ein Weltreich gründen zu können, mußten die Römer den Begriff von dieser engen Fessel befreien und sich an den Gedanken gewöhnen, daß Mitbürger auch in verschiedenen Städten wohnen könnten. Auch in dieser Beziehung hat schon die Königszeit den ersten folgenreichen Schritt gethan, und zwar geschah dies durch die Gründung von Ostia, die wahrscheinlich nicht sehr lange nach der Reform des Servius erfolgt ist.

Um die etruskischen Piratenflotten zu beobachten und aufzuhalten, ehe sie nach Rom selbst gelangten, bedurfte man an der Tibermündung eines be-

festigten Stützpunktes. Doch hierher eine wirkliche Colonie zu entsenden, d. h. ein neues Gemeinwesen mit eigener Stadtverfassung zu schaffen, hielt man mit Recht für gefährlich. Denn viele Beispiele hatten gezeigt, daß der Trieb nach Selbständigkeit, der in allen antiken Städten lebendig war, sich auch in Gründungen dieser Art zu regen pflegte und sie oft zu erbitterten Feinden der eigenen Mutterstadt machte. So entschloß man sich denn zu einer Ansiedelung, die mit einer Stadt nur den Mauerring gemein hatte, aber keine eigene Verfassung besaß. Die Plebejer, die sich hier niederließen, sollten nach wie vor Bürger Roms bleiben, sich an seinen Volksversammlungen betheiligen und vor seinen Obrigkeiten Recht suchen. Nur darin räumte man ihnen eine Ausnahmestellung ein, daß sie von der gewöhnlichen Kriegspflicht befreit waren; ihr dauernder Aufenthalt an jenem gefährdeten Punkte wurde eben schon an sich als Besatzungsdienst betrachtet. Städtische Magistrate besaßen sie natürlich nicht, wohl aber militärische Commandanten, die den Titel praetores, d. h. Feldherren, führten. Es waren ihrer drei, vermuthlich weil die Mannschaft von Ostia, wie Volk und Heer des ältesten Rom, sich in drei Tribus gliederte, von denen jeder Prätor eine befehligte. Anfangs wurden diese Offiziere jedenfalls durch den König ernannt; bei Gründung der Republik mag dies Recht auf die Consuln übergegangen sein; doch ist es auch möglich, daß man den Ostiensern selbst die Wahl gestattete und ihnen zu diesem Zwecke eine eigene Volksversammlung gab.

Dies Fort an der Tibermündung nannte man Bürgercolonie; doch was ihm seine vorbildliche Bedeutung gab, war eben, daß es im antiken Sinne keine Colonie war, sondern nur ein Vorwerk Roms, ein Theil seiner Bürgerschaft, der abgesondert wohnte, aber politisch mit den Zurückbleibenden in untrennbarem Zusammenhange blieb. In dieser Gründung lag also der erste Verzicht auf die städtische Umgrenzung des Staates. Einstweilen aber betrachtete man sie nur als Anomalie, die durch ganz besondere Umstände geboten war; erst als man durch jahrhundertelange Erfahrung die Sicherheit gewonnen hatte, daß jene getrennte Verbindung Rom nicht schwächte, sondern stärkte, hat ihr Beispiel auch auf die weitere Ausgestaltung des Reiches eingewirkt.

So lange man zu dieser Ueberzeugung noch nicht gelangt war, blieb die Ausbreitung der römischen Bürgerschaft auf den engen Bereich beschränkt, der in den Grenzen einer städtischen Verwaltung gegeben war. Einzelne Kleinstaaten wurden zwar auch später in der alten Weise zerstört und unterworfen, in der Hauptsache aber schlug die Machterweiterung Roms schon am Ende der Königszeit einen anderen Weg ein. Man nöthigte den Nachbarstädten ein abhängiges Bündniß auf, das ihnen im Innern die volle Freiheit ließ, aber jede auswärtige Politik verbot und im Kriege ihre Bürgerwehr unter römischen Oberbefehl stellte. Zuerst hat sich Gabii in dieser Form an Rom angeschlossen, dann mußten die übrigen Latinerstädte seinem Beispiel folgen, endlich traten auch Gemeinden anderer italischer Stämme bei. So hatte Rom unter seiner Hegemonie schon eine ganz ansehnliche Macht vereinigt, als der Sturz des Königthums und die mit ihm verbundenen inneren Wirren seine Kraft zeitweilig lähmten und diese Erfolge wieder in Frage stellten.

Ihre erste Kraftprobe mußte die Republik in einem großen Latinerkriege ablegen, und mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen ist ihm noch eine Reihe ähnlicher Kämpfe gefolgt. Ihr Grund war immer wieder jener übermächtige Drang nach Unabhängigkeit, der selbst dem dürftigsten Städtchen den Verzicht auf die auswärtige Politik als herbe Schmach erscheinen ließ. In diesem Gefühl vergaßen auch die Colonien, die Rom ausgesandt hatte, der Pietät gegen die Mutterstadt und kämpften in den Reihen ihrer Feinde. Doch galt dies nur von denjenigen, die eine selbständige Verfassung besaßen: Ostia erwies sich immer treu. Und doch hatte man auch ihm Rechte gewähren müssen, die ihm Rom gegenüber eine minder abhängige Stellung gaben. Wie der Ort an Bedeutung gewann, konnte er einer festen Polizeigewalt um so weniger entbehren, als das wilde Matrosenvolk, das sich hier sammelte, damals wie heute zu Ausschreitungen sehr geneigt war. So wurden denn Aedilen eingesetzt, die an Rang und Macht noch über den drei Prätoren standen. Für ihre Wahl mußte, falls sie nicht schon früher bestand, jedenfalls eine Volksversammlung geschaffen werden, und vielleicht trat ihr schon damals ein Senat an die Seite, um die neuen Beamten in ihrer Geschäftsführung zu berathen. Auf diese Weise bildete sich hier etwas, das zwar noch immer nicht als eigentliche Stadt, sondern nur als abgegliederter Theil von Rom galt, aber doch die wesentlichen Kennzeichen eines freien Gemeinwesens, den eigenen Mauerring, die Magistratur, den Senat und die Volksversammlung, schon besaß. Freilich blieben deren Befugnisse sehr beschränkt; aber die Organe einer Stadtverfassung waren doch gegeben, und ihre Rechte konnten künftig erweitert werden. Und diese Organisation hatte sich so gut bewährt, daß man das Mißtrauen gegen sie wohl ablegen und sie als Vorbild benutzen durfte, um die Herrschaft Roms auch in strafferer Weise, als das völkerrechtliche Bündniß mit den Latinern gestattete, über weitere Länderstrecken auszudehnen.

Zum ersten Male geschah dies nach dem Latineraufstand des Jahres 373 vor Christus. Da er schnell niedergeschlagen wurde, hatte er für die meisten Städte, die sich ihm angeschlossen hatten, keine schlimmeren Folgen, als daß sie ihren Vertrag mit Rom unter minder günstigen Bedingungen erneuern mußten. Einzig gegen Tusculum, das sich an die Spitze der Erhebung gestellt hatte, hielt man eine härtere Strafe für angezeigt, ohne daß man doch das stammverwandte Volk, das so lange mit Rom im Bunde gestanden hatte, zu Sklaven machen wollte. Nur seine Selbständigkeit beschloß man zu vernichten; doch war sein Gebiet zu groß und zu weit entlegen, als daß man es einfach in die städtische Verwaltung Roms hätte aufnehmen mögen. Man ordnete daher die Verhältnisse von Tusculum genau nach dem Muster Ostias, und die Bezeichnung municipium, d. h. Lastenträger, welche man jener Stadt zuerst beilegte, hatte nur den Sinn, den einzigen rechtlichen Unterschied, der sie von der Bürgercolonie trennte, scharf hervorzuheben. Denn die Tusculaner unterlagen dem Militärdienst und allen bürgerlichen Lasten ähnlicher Art, während die Ostienser davon befreit blieben. Die Prätoren, die nur als Führer der Küstenbesatzung dienten, fielen bei der Binnenstadt, deren Bürger gleich den Römern selbst in den Legionen ihre Kriegspflicht erfüllten, natürlich weg.

Doch erhielten auch die Tusculaner ihre selbstgewählten zwei Aedilen ihre Volksversammlung und ihren Senat; auch sie galten als römische Plebejer, stimmten mit in den römischen Comitien und führten ihre Processe vor den römischen Gerichten. Wieder könnte man von einem Synoikismos reden, wenn nicht gerade dasjenige, wovon dies Wort abgeleitet ist, das Zusammensiedeln, fehlte; jedenfalls traten die Folgen desselben ein. Anfangs fügten sich die Mußrömer widerwillig in die neue Gemeinschaft, doch schon nach wenigen Menschenaltern empfanden sie sie als Glück und Ehre.

In dieser Entwickelung der Stadt zum Reiche trat schon ein Vierteljahrhundert später (349 v. Chr.) eine neue Phase ein, als Rom zum ersten Male einer fremdsprachigen Gemeinde, dem etruskischen Cäre, sein Bürgerrecht aufzwang. Auch sie erhielt die Verfassung eines Municipium und durfte sich jedes Jahr, wie Tusculum und Ostia, zwei Aedilen wählen. Doch über diese wurde ein Dictator gesetzt, wahrscheinlich weil man in der stammfremden Stadt eine schärfere Aufsicht für nöthig hielt. Denn anfangs dürfte er wohl ein römischer Zwingvogt gewesen sein, den die Consuln alljährlich ernannten. Als dann Cäre sich so weit romanisirt hatte, daß ein Abfall nicht mehr zu befürchten war, ist er zum städtischen Beamten geworden, der aus eigener Wahl der Bürgerschaft hervorging.

Noch wichtiger aber war eine zweite Neuerung, die ihren praktischen Grund einfach darin hatte, daß die Etrusker eine andere Sprache redeten als die Römer. Man mußte daher die Cäriten von allen bürgerlichen Rechten ausschließen, zu deren Ausübung das volle Verständniß des Lateinischen nöthig war. So stimmen sie weder in den römischen Volksversammlungen noch können sie in Rom Aemter bekleiden; auch zum Kriegsdienst sind sie unfähig, da sie das lateinische Commando nicht verstehen, und müssen ihn deshalb durch eine Wehrsteuer abkaufen. Dies ist das Verhältniß, das man technisch Bürgerrecht ohne Stimmrecht (civitas sine suffragio) nannte. Auch später ist es nur bei fremdsprachigen Gemeinden eingeführt worden; doch hat man bei diesen nicht immer auf ihre Wehrkraft verzichtet, sondern bildete aus den größeren eigene Heerkörper und stellte die Bürger der kleineren in die Legionen ein, wo sie die Bewegungen ihrer römischen Nebenmänner nachmachen konnten, auch wenn sie nicht verstanden, was der Officier befahl. Dies beschränkte Bürgerrecht ist dann im Laufe der Zeit verschwunden, ohne daß wir von einer gesetzlichen Aufhebung desselben hören. Wahrscheinlich wurde es zum Vollbürgerrecht, sobald die fremde Gemeinde sich genügend romanisirt hatte. Erkannte Rom dies an, indem es den städtischen Behörden das Recht verlieh, sich im officiellen Verkehr der lateinischen Sprache zu bedienen, so scheint damit die betreffende Stadt unter die vollberechtigten Municipien eingetreten zu sein. Auf diese Weise wird die civitas sine suffragio viel zur Latinisirung Italiens beigetragen haben.

In der ersten Zeit nach der Unterwerfung Cäre's hat man es noch für nöthig gehalten, in die neugeschaffenen Municipien Dictatoren zu schicken; später findet man auch diese Vorsicht überflüssig. Doch werden noch bis auf die punischen Kriege herab eine ganze Reihe von Städten in das Bürgerrecht auf-

genommen, die latinischen in das volle, die fremdsprachigen in das beschränkte; und immer wird diese Maßregel gegen besiegte Staaten zur Anwendung gebracht, erscheint also nicht als Gunst, sondern als Strafe.

Schon die antiken Schriftsteller wiesen voll Bewunderung darauf hin, wie freigebig Rom im Verhältniß zu allen anderen Staaten ihrer Zeit mit der Verleihung seines Bürgerrechtes war, und sahen hierin einen der wichtigsten Gründe für die gewaltige Ausdehnung und unerschütterliche Festigkeit seiner Macht. In dieser Beziehung hatten sie Recht; doch ist das Lob, das sie deshalb der Weisheit der Römer spendeten, ein unverdientes. Seit nicht mehr ein aufgeklärtes Königthum die Politik des Staates leitete, ist der Patriciat, der damals ja noch das einzige Vollbürgerrecht war, nur einer Familie, den Claudiern, bewilligt worden. Hierin steht Rom weit hinter Athen zurück, ja selbst Sparta ist nicht engherziger gewesen. Aber aus halbfreien Clienten, deren Väter Sclaven gewesen waren, hatte sich eine zweite Classe von Bürgern gebildet, auf die der stolze Patricier mit tiefer Verachtung herabsah. Das Recht jener erbärmlichen Plebs dünkte ihn so gering, daß die Verleihung desselben an eine besiegte Latinerstadt ihm als harte Strafe des Aufruhrs erschien. Und nicht anders faßten sie die Unterworfenen auf. Wenn die Tusculaner Römer wurden, so bedeutete dies den staatlichen Tod ihres Gemeinwesens, also die größte Schmach und das tiefste Unglück, das ein antiker Mensch sich nächst der Sclaverei denken konnte. Die Stadt, welche eben noch das mächtige Haupt des latinischen Bundes gewesen war, wurde jetzt ein unbedeutender Vorort desselben Rom, das sie erbittert bekämpft hatte. Vorher hatten ihre Bürger sich selbst Gesetze gegeben und auf ihrem Forum große Politik gemacht: jetzt durften sie zwar in der römischen Volksversammlung mitstimmen; doch dieses Recht hatten sie schon früher besessen, da den Latinern durch ihre Verträge die Theilnahme an den Volksbeschlüssen zustand. Zudem trennte sie ein meilenweiter Weg von Rom, der ihnen die stetige unmittelbare Betheiligung am öffentlichen Leben, wie sie der Stadtrömer übte, zur Unmöglichkeit machen mußte. Und wenn sie um einer wichtigen Entscheidung willen die lange Wanderung nicht scheuten, so war ihr Einfluß auf das Ergebniß der Abstimmung verschwindend klein. Denn alle Tusculaner waren in dieselbe Tribus eingeschrieben, beherrschten also von den fünfundzwanzig Abtheilungen, deren Mehrheit damals die Entscheidung gab, nur eine einzige. Freilich besaßen sie in Rom die passive Wahlfähigkeit; aber wie konnte einer von ihnen darauf rechnen, daß er in den Comitien derselben Römer, gegen die er erst kürzlich die Waffen getragen hatte, jemals ein Amt erlangen werde? Nach dieser Richtung sollten freilich ihre kühnsten Hoffnungen übertroffen werden: der Ständekampf trug sie schnell empor. Denn natürlich nahmen diese Mußrömer ihre Stellung auf Seiten der plebejischen Opposition, und deren Sieg führte schon nach wenigen Jahren einzelne von ihnen auf den curulischen Stuhl. So versöhnten sich die Zwangsbürger allmählich mit ihrem plebejischen Recht, als dieses selbst im Werthe stieg. Doch hinderte dies nicht, daß jene Freigebigkeit mit dem Bürgerrecht auch ferner in Uebung blieb. Sie war eben zur alten Gewohnheit geworden und behauptete sich daher auch unter den

neuen Verhältnissen. Daß Rom die Formen fand, um ein großes Reich zu beherrschen, hat es also in erster Linie dem Entstehen der Plebs zu verdanken.

Sogar die Colonisten, die Rom selbst in die Fremde sandte, wollten Anfangs von ihrem alten Bürgerrecht nichts mehr wissen. Trennten sie sich von der Mutterstadt, so verlangten sie auch, daß ihnen ein neues, selbständiges Gemeinwesen geschaffen werde, dessen Politik sie durch ihre Abstimmungen leiten könnten. Sie bildeten daher latinische Staaten, d. h. solche, die sich des Lateinischen als ihrer officiellen Sprache bedienten und mit Rom ein gleichartiges Bündniß schlossen, wie es den alten Latinerstädten aufgezwungen war. Nur bei denjenigen Colonien, die in Seehäfen ausgeführt wurden, vermochte man es durchzusetzen, daß sie im römischen Bürgerverbande blieben; doch mußte man ihnen dafür das werthvolle Recht der Befreiung vom Kriegsdienst zugestehen. Einem Staate, der keine nennenswerthe Flotte besaß und sich auf allen Seiten von starken Seemächten bedroht sah, konnte die Beherrschung der Küste wichtig genug erscheinen, um ihm diese Einbuße an tüchtiger Wehrkraft annehmbar zu machen. Gewiß hätte Rom auch diejenigen Colonien, die es in das Innere Italiens ausschickte, gern zu Bürgerstädten gemacht, wenn ihm dies ohne ein solches Zugeständniß möglich gewesen wäre. Denn während jene Seeplätze ihm immer treu geblieben waren, hatten die latinischen Colonien in ihrem Drange nach Unabhängigkeit mit den Bundesgenossen, die sich gegen Roms Oberherrschaft auflehnten, regelmäßig gemeinsame Sache gemacht. Doch weder konnte es auf die Kriegshülfe so vieler ansehnlicher Gemeinden verzichten noch die Gründung binnenländischer Pflanzstädte ganz unterlassen, da ihm diese meist als Zwingburgen gegen unterworfene Volksstämme dienten. So gewährte man ihnen nothgedrungen die Selbständigkeit, nach der sie verlangten, obgleich man sich nach so vielen Erfahrungen nicht verheimlichen konnte, daß sie höchst gefährlich war.

Bald nach dem zweiten punischen Kriege ändern sich diese Verhältnisse. Im Jahre 183 v. Chr. werden Parma und Mutina gegründet, die ältesten Bürgercolonien des Binnenlandes, und 181 lassen sich zum letzten Mal römische Bürger in eine latinische Colonie ausführen. Seit Rom zur Weltmacht geworden ist, schätzen die Ansiedler sein Bürgerrecht höher als die Selbstständigkeit ihrer Gemeinde, und es währt nicht lange, so beginnen die verbündeten Städte, denen man es vorher als Strafe aufgezwungen hatte, sich eifrig darum zu bewerben. Doch ehe wir die Gründe dieses Umschlags darlegen, müssen wir die Stellung der italischen Bundesgenossen noch etwas näher erörtern.

Damals, wie zu allen Zeiten, unterschieden sich die verbündeten Staaten dadurch von den eroberten, daß ihre Souveränität unberührt blieb: nur mußten sie auf die Ausübung derselben soweit verzichten, wie dies durch ihren Vertrag vorgeschrieben war. Dessen Bestimmungen konnten höchst verschieden sein, je nach der Nationalität der Gemeinde, nach der Stellung, die sie unter ihren Nachbarstaaten einnahm, nach der Macht, über die sie verfügte, oder nach der Gelegenheit, die zum Abschluß des Bündnisses geführt hatte. So

wissen wir, daß Neapel nicht zur Hülfe in Landkriegen, sondern nur zur Stellung von Schlachtschiffen verpflichtet war. Im Uebrigen sind wir über den Inhalt der Verträge wenig unterrichtet; doch scheint es, daß, wie jene Griechenstadt, so auch die anderen fremdsprachigen Gemeinden entweder gar nicht oder doch nur gelegentlich Heerfolge zu Lande leisteten. Als regelmäßige Helfer Roms in allen seinen Kriegen erscheinen ausschließlich die Latiner; denn nur mit diesen Bundesgenossen, die in Sprache, Bewaffnung und Kampfart mit den Römern übereinstimmten, konnte die Einheitlichkeit des Heeres gewahrt werden. So sind denn die Verträge, welche die einzelnen latinischen Städte mit Rom verbinden, zwar auch nicht ganz gleichförmig, aber doch in der Hauptsache übereinstimmend. Im Laufe der Zeit müssen sie freilich manche Veränderungen erlitten haben; denn jeder Abfall der Bundesgenossen führte zu einem neuen Vertrage, der anders und minder günstig für die Besiegten sein mußte als diejenigen, welche ihm vorausgegangen waren. Doch die Einzelheiten dieser Entwicklung können wir nicht mehr übersehen und begnügen uns daher, ihr Schlußergebniß mitzutheilen.

Für jede Stadt ist nach ihrer Größe eine Maximalzahl von Kriegern angesetzt, die sie auf Forderung der römischen Consuln zu stellen hat. Gewöhnlich wird sie soweit in Anspruch genommen, daß die römischen Bürger die eine Hälfte der aufgebotenen Truppenmacht, die Latiner die andere bilden. Das Contingent der einzelnen Gemeinden wird von ihren heimischen Beamten befehligt, die Gesammtheit der Bundesgenossen von römischen Officieren, den praefecti socium, welche die Consuln ernennen. Sie haben das Recht, ihre latinischen Untergebenen körperlich züchtigen zu lassen und selbst die Todesstrafe über sie zu verhängen. Die Gesetzgebung und innere Verwaltung der Städte ist frei, aber nicht unbeeinflußt. Denn in den Verfassungskämpfen, die keinem antiken Staate fremd geblieben sind, ist Rom der natürliche Schiedsrichter und kann es auf diese Art meist durchsetzen, daß die ihm genehme Partei am Ruder bleibt. Der Römer besitzt in jeder latinischen Stadt alle Rechte der Einheimischen und ebenso der Latiner in Rom. Er darf hier sogar an den Volksversammlungen theilnehmen, in denen freilich sein Stimmrecht nicht von großer Bedeutung ist. Denn nur eine Tribus, die jedes Mal vor dem Beginn der Abstimmung ausgelost wird, muß alle Fremden aufnehmen. Läßt aber ein Latiner sich dauernd in Rom nieder, so braucht er nur seine Einschreibung in die Bürgerliste zu beantragen und erwirbt dadurch beim nächsten Census ohne jede Beschränkung die Rechte des römischen Plebejers.

Die letztgenannte Bestimmung, so günstig sie aussah, sollte doch für die Gemeinden der Latiner gefährlich werden. Die Vortheile und Genüsse, die das große Handelscentrum am Tiber seinen Bewohnern darbot, begannen allmählich das Heimathgefühl der Kleinstädter zu überwinden. Immer größer wurde die Zahl Derjenigen, die auf die sieben Hügel übersiedelten und sich in die Censusliste einschreiben ließen; die Latinerstädte drohten zu veröden und konnten für den Krieg kaum mehr ihren vertragsmäßigen Zuzug stellen. Die gesetzlichen Maßregeln, durch die man diese Entwicklung aufzuhalten suchte, erwiesen sich als nutzlos, und eine Abänderung der Verträge, die jene Frei-

zügigkeit beseitigte, war nur durch beiderseitige Zustimmung möglich und ließ sich, wie es scheint, nicht durchsetzen. Als man daher i. J. 268 v. Chr. die Colonie Ariminum gründete, wurde das Bündniß mit ihr etwas anders gestaltet, als es früher bei latinischen Gemeinden üblich gewesen war. Die Stadt war militärisch von hoher Wichtigkeit; denn sie beherrschte die Straße, auf der die gallischen Raubscharen heranzuziehen pflegten. Um ihre Wehrkraft zu erhalten, wurde ihr daher jenes Ansiedlungsrecht nicht mehr verliehen. Doch als Entschädigung erhielt sie den Vorzug, daß Alle, die in ihr irgend ein Amt bekleidet hatten und dadurch in den Stadtrath gelangt waren, auch ohne sich in Rom niederzulassen, als römische Bürger gelten sollten. Bei den Mitgliedern des städtischen Senats war am wenigsten zu befürchten, daß sie ihrer Heimath den Rücken kehrten; denn dort waren sie die hochangesehenen Leiter des Staates, während sie in Rom unter der namenlosen Plebs verschwunden wären.

Durch den Vertrag mit Ariminum wurde ein Grundsatz von hoher Wichtigkeit in das römische Staatsrecht eingeführt. Bisher hatte die Regel gegolten, daß Keiner in zwei Städten Bürger sein könne. Wurde ein Latiner in die Censuslisten eingetragen, so hörte damit sein Verhältniß zu seiner Heimathstadt vollständig auf, und die Angehörigen der Municipien und Bürgercolonien waren schlechtweg römische Bürger; ihre Städte galten gar nicht als Städte im eigentlichen Sinne, sondern nur als Vorwerke der Hauptstadt. Ariminum dagegen blieb eine freie Gemeinde, die mit Rom nur durch ein ewiges Bündniß verknüpft war; trotzdem waren ihre Senatoren Römer und Ariminenser zugleich. Hierin lag schon etwas wie ein Reichsbürgerrecht, neben dem das Gemeindebürgerrecht ungeschmälert fortbestehen konnte, doch blieb es zunächst noch Ausnahme. Zwar gab man das ariminensische Recht allen latinischen Colonien, die man später noch gründete; doch auf die älteren Latinerstädte wurde es nicht ausgedehnt. So blieb es auf eine geringe Zahl von Gemeinden beschränkt, um erst in der Kaiserzeit seine bedeutsamste Wirkung zu üben. Denn damals wurde es vielen außeritalischen Städten, ja manchmal selbst ganzen Provinzen verliehen. Dies hatte erstens die Folge, daß die Staaten, die jetzt zu latinischen gestempelt waren, sich in ihrem officiellen Verkehr auch der lateinischen Sprache bedienen mußten, was alle mit Freuden thaten; zweitens aber ging ihre gesammte Aristokratie in die römische Bürgerschaft über und stellte so eine Brücke zwischen Italien und den Provinzen her. Und hatten sich dann auch die unteren Bevölkerungsclassen genügend romanisirt, was unter dem beherrschenden Einfluß der oberen sehr schnell einzutreten pflegte, so wurden die Städte auch in ihrer Gesammtheit mit dem Bürgerrechte belohnt. Auf diese Weise gestaltete sich das ariminensische Recht zu einem höchst wirksamen Hülfsmittel für die Nivellirung des Reiches, welche das Ziel der kaiserlichen Politik bildete.

Die Republik hatte sich noch nicht diese Aufgabe gestellt. Es war eine Aristokratie, die Rom beherrschte, und ihren Tendenzen entsprach es, die aristokratische Gliederung in höher und minder Berechtigte auch im Reiche bestehen zu lassen. Mit dem plebejischen Bürgerrecht war sie freigebig gewesen, so lange sie ihm noch keinen hohen Werth beilegte, und diese Gewohnheit

hatte dann noch eine Zeitlang nachgewirkt, auch nachdem ihre Gründe verschwunden waren. Aber seit auch die Führer der Plebs in die Aristokratie eingetreten waren und ihre Nachkommen sich immer mehr als Mitglieder eines herrschenden Standes fühlen lernten, wurde man allmählich sparsamer, und das in um so höherem Grade, je lebhafter die abhängigen Staaten nach dem Bürgerrecht verlangten und dadurch seine Bedeutung auch den führenden Männern Rom's zum Bewußtsein brachten.

Freilich sollte man glauben, daß wenigstens die Latiner kaum Grund gehabt hätten, nach Veränderungen begierig zu sein. Denn jeder Einzelne von ihnen besaß ja in Rom alle bürgerlichen Rechte mit einziger Ausnahme der Wählbarkeit zu den Staatsämtern, und doch waren ihre Gemeinden als freie Bundesgenossen anerkannt, deren innere Verwaltung ihre Unabhängigkeit bewahrte. Wenn trotzdem auch sie nach dem vollen Bürgerrecht drängten, so beruhte dies namentlich auf den folgenden zwei Gründen.

Der römische Officier durfte seine latinischen Untergebenen mit Ruthenstreichen und selbst mit dem Tode bestrafen. Anfangs war ihnen auch dies mit den Römern gemein gewesen. Denn das Provocationsgesetz, nach dem der Vollzug körperlicher Strafen durch das Volk in seinen Versammlungen genehmigt werden mußte, galt nur für den Umkreis der Stadt, nicht auch im Felde. Aber im Anfang des zweiten Jahrhunderts war es auch auf das bürgerliche Kriegsheer ausgedehnt worden, während der bundesgenössische Kämpfer nach wie vor dem Uebermuthe der Officiere gegenüber schutzlos blieb. Und dieser hatte sich in demselben Maße gesteigert, wie der römische Aristokrat sich über den Latiner erhaben fühlte und in ihm eine niedrigere Menschenart verachtete.

Vielleicht noch bedeutungsvoller war ein zweiter Grund. Die Machtsphäre Rom's hatte sich unterdessen fast über die ganze bekannte Welt ausgedehnt. Die meisten Staaten hatte es sich bedingungslos unterworfen; mit den übrigbleibenden waren Verträge geschlossen, in denen, so verschieden auch sonst ihr Inhalt war, eine Bestimmung regelmäßig wiederkehrte: Der Römer erhielt auf dem Gebiete der verbündeten Stadt die unbeschränkte Möglichkeit von Kauf und Contract und den vollen Rechtsschutz. Dasselbe wurde zwar gewöhnlich auch ihren Bürgern in Rom gewährt, so daß beide Theile als gleichberechtigt erschienen; der Vortheil aber lag keineswegs gleich. Denn Rom stand mit unzähligen Städten im Vertragsverhältniß, diese aber nicht untereinander; in der Regel war es sogar ausdrücklich bestimmt, daß sie kein zweites Bündniß schließen dürften, damit sie sich nicht gegen die römische Herrschaft vereinigten. Mithin konnten sowohl der Messanenser als auch der Präneſtiner in Rom Handel und Wandel treiben, aber der Messanenser nicht in Präneſte und der Präneſtiner nicht in Messana, während dem Römer die ganze Welt offen stand. Was das sagen will, wird man aus folgendem Beispiel wohl am deutlichsten erkennen.

Centuripe, jetzt Centorbi genannt, ist ein dürftiges Nest südwestlich des Aetna, und nach seiner Lage, fern dem Meere und jeder größeren Handelsstraße, sollte man meinen, daß es niemals viel mehr bedeutet habe, als noch heute. Auch hat

es, so lange Sicilien noch von Rom unabhängig war, nur Kupfermünzen geprägt, und diese so spärlich, daß sich daraus auf eine höchst geringe Einwohnerzahl schließen läßt. Aber in den punischen Kriegen hatte seine Bürgerschaft das Glück, den Römern irgend einen werthvollen Dienst zu leisten, und erhielt dafür das Privileg, daß jeder Centuripiner in allen unterthänigen Gemeinden der Insel — denn über die freien konnte Rom selbst nicht in diesem Sinne verfügen — Grundbesitz erwerben dürfe. Der Erfolg war, daß die Stadt sich zur größten und reichsten von ganz Sicilien erhob. Als später jenes Recht hinfällig wurde, ist sie bald wieder in ihren bescheidenen Rang zurückgetreten. Wenn diese Vergünstigung, auf eine Provinz beschränkt und auch hier nicht ganz ausnahmslos geltend, derartige Folgen hatte, so kann man sich denken, wie die viel umfassendere Bevorzugung der römischen Bürger wirken mußte. In jeder Stadt treten Perioden ein, wo durch Mißernten oder finanzielle Krisen der Grundbesitz wohlfeil wird. Der Einwohner derselben Gemeinde konnte in solchen Fällen nur ausnahmsweise die günstige Conjunctur benutzen, weil er von dem allgemeinen Unglück in der Regel mitbetroffen war; der Fremde dagegen, in dessen Heimath zu der Zeit bessere Verhältnisse herrschten, konnte dann werthvolle Güter erstehen, wenn er nur das Recht dazu besaß. Wie sich auf diese Weise der Grundbesitz der Centuripiner über ganz Sicilien verbreitet hatte, so der römische über das ganze Reich.

Es ist also wohl begreiflich, daß den Latinerstädten diese Vortheile verlockend genug erschienen, um ihretwegen auf ihre Selbständigkeit zu verzichten, um so mehr, als diese durch die römische Oberherrschaft sehr an Werth verloren hatte. Und in Italien gab es ja nicht nur latinische Nichtbürger; zahlreiche Gemeinden, wie die samnitischen und die bruttischen, die mit noch größerer Hartnäckigkeit als die anderen sich gegen das römische Joch aufgelehnt hatten, waren zu einer viel schlechteren Rechtsstellung herabgedrückt. So kam es denn im Jahre 90 v. Chr. zu dem Bundesgenossenkriege, in dem sich ganz Italien das römische Bürgerrecht erzwang. Die freien Städte, namentlich die latinischen, erhielten es in der Weise, daß sie zu Municipien gemacht wurden; was früher Strafe gewesen war, hatte sich jetzt in eine Wohlthat verwandelt. Wahrscheinlich ist es diese große und plötzliche Vermehrung der Bürgerstädte gewesen, die in ihrer Verfassung eine bedeutsame Aenderung herbeiführte.

Die Municipien und Bürgercolonien der älteren Zeit besaßen zwar eigene Beamten, doch kamen diesen nur administrative und polizeiliche Competenzen, keine richterlichen zu. Die Bürger der nahegelegenen, wie Ostia und Tusculum, mußten ihre Processe in Rom führen; in die entfernteren schickten die Prätoren alljährlich junge Römer als Stellvertreter (praefecti), um in ihrem Namen Recht zu sprechen. Das ging an, so lange es nur wenige Bürgerstädte gab; seit sie nach hunderten zählten, konnte man das nöthige Richterpersonal nicht mehr aufbringen. Man muß sich eben erinnern, daß Rom damals schon alle Provinzen mit Beamten zu versehen hatte und doch noch einen ansehnlichen Theil seines nicht sehr zahlreichen Adels daheim behalten mußte, um die städtischen Geschäfte zu besorgen und den Senat be-

schlußfähig zu erhalten. Zudem hatte sich die Selbstverwaltung der latinischen Gemeinden so bequem erwiesen, daß man eher Grund hatte, sie auch auf andere Städte auszudehnen, als sie jenen zu rauben. So gewährte man denn allen Municipien und Colonien eigene Gerichtsbarkeit, die nur durch eine ziemlich hohe Maximalsumme beschränkt wurde; überstieg das Proceßobject den Werth derselben, so hatte man sich nach Rom zu wenden, das auf diese Weise das Princip seiner höchsten Gerichtshoheit den Bürgerstädten gegenüber aufrecht erhielt. Doch hinderte nichts die streitenden Parteien, sich dahin zu einigen, daß sie auch bei Processen von größerer Bedeutung an Stelle des gesetzlichen Richters sich an einen Schiedsrichter wandten, wozu sie dann ihre heimischen Beamten wählen konnten. Jene Stellvertretung der Prätoren blieb nur für solche Ortschaften bestehen, die weder selbst Stadtrechte erhielten noch dem Gebiete einer anderen Stadt zugetheilt waren. Da später bei ihnen allen das Eine oder das Andere eintrat, verschwanden diese Präfecturen schon im Anfange der Kaiserzeit, und ganz Italien zerfiel in Stadtgebiete, die alle nach Municipalrecht verwaltet wurden.

Wir haben die städtische Entwicklung Italiens ausführlich behandelt, weil sie für die provinziale vorbildlich wurde; bei dieser können wir uns kürzer fassen. Auch diejenigen Provinzen, welche Rom sich zuerst unterwarf, hatten vorher keine einheitlich geschlossenen Reiche gebildet, sondern zerfielen in eine Menge von Kleinstaaten, die untereinander in wildem Hader lagen. So fanden die Römer nirgend einmüthigen Widerstand, sondern überall schlossen sich ihnen einzelne Staaten an, um mit ihrer Hülfe ihre alten Gegner niederzuwerfen. Dies wirkte auch auf die Organisation der eroberten Länder ein. Denn natürlich konnte man den Bundesgenossen, der in dem entscheidenden Kriege werthvolle Dienste geleistet hatte, nicht ebenso behandeln wie den besiegten Feind. Da die Verträge der Alten meist auf ewige Dauer geschlossen wurden, blieben die Bündnisse auch nach dem Ende des Kampfes bestehen; sie waren durch heilige Eide bekräftigt und standen so unter dem Schutze der Götter, deren Zorn der Bundbrüchige zu scheuen hatte; nur nach beiderseitigem Uebereinkommen durften sie abgeändert werden. So blieben denn die verbündeten Staaten formell Rom gleichberechtigt, auch nachdem das umliegende Land zur Provinz geworden war. Trotzdem gehörten auch sie zum imperium Romanum; denn dem Gebote des übermächtigen Bundesgenossen mußten sie sich fügen, und thaten sie es nicht, so ließ sich dies zum Vertragsbruch stempeln, der sie aller ihrer Vorrechte beraubt hätte. Doch hatten sie nur die vereinbarte Kriegshülfe zu leisten, und auch diese wurde selten in Anspruch genommen. In ihrer Gesetzgebung und inneren Verwaltung waren sie frei, zahlten keine Tribute und brauchten dem römischen Statthalter nicht weiter zu gehorchen, als im Vertrage ausdrücklich vorgeschrieben war. Wenn er sich Uebergriffe erlaubte, so waren das Rechtsverletzungen, über die man sich in Rom beschweren konnte; in der Regel zog man es freilich vor, sie schweigend zu dulden.

Den verbündeten Staaten fast gleichberechtigt waren die freien. Auch sie hatten sich um Rom in irgend einer Weise verdient gemacht und unter-

schieden sich von jenen nur dadurch, daß ihre bevorzugte Stellung nicht auf Vertrag, sondern auf freiem Gnadengeschenk des römischen Volkes beruhte, also auch einseitig verändert werden konnte. Aber so wichtig dies theoretisch war, praktisch kam es nicht in Betracht. Denn ein freier Staat wurde nicht leicht seiner Rechte beraubt, ohne daß er sich irgend etwas hätte zu Schulden kommen lassen; ein Vergehen gleicher Art konnte aber auch bei den Verbündeten als Vertragsbruch gedeutet werden, der Rom's Verpflichtungen aufhob. Wir werden daher im weiteren Verlauf unserer Darstellung zwischen diesen beiden Classen keinen Unterschied mehr machen, sondern alle Staaten, die keine Tribute zu entrichten hatten und der Gerichtsbarkeit des Statthalters entzogen waren, unter der gemeinsamen Bezeichnung der freien zusammenfassen.

Im Gegensatze zu ihnen standen die unterthänigen, die mit des Schwertes Schärfe erobert waren oder sich auf Gnade und Ungnade hatten unterwerfen müssen. Man pflegte sie jetzt weder zu versclaven, wie dies in den ältesten Zeiten Roms üblich gewesen war, noch ihnen das Bürgerrecht aufzudrängen, wie Tusculum und den übrigen abgefallenen Latinerstädten. Jenes verboten die milderen Sitten einer vorgeschrittenen Epoche, dieses die höhere Schätzung des Bürgerrechtes, die seitdem eingetreten war. So hielt man denn zwar an dem uralten Satze des Kriegsrechtes fest, daß die unterworfenen Staaten mit ihren Einwohnern und aller beweglichen und unbeweglichen Habe in das Eigenthum des römischen Volkes übergegangen seien, brachte ihn aber nur in der folgenden, sehr milden Weise zur Geltung. Bei Privatsclaven war es nicht selten, daß ihr Herr sie gegen Erlegung eines festen Jahreszinses in thatsächlicher Freiheit leben und auf eigene Rechnung irgend ein kleines Gewerbe betreiben ließ, ohne daß sie dadurch aufhörten, Sclaven zu sein. Nach Analogie dieses Rechtsverhältnisses verfuhr man gegen die Bewohner eroberter Städte. Sie waren zu Sclaven des römischen Staates geworden; doch kam dies nur in einer mäßigen Kopfsteuer zum Ausdruck: in ihre Privatverhältnisse griff man nicht weiter ein. Auch ihr Grundbesitz wurde nicht angetastet, obgleich er formell zum ager publicus Rom's geworden war; doch ließ man ihn seinen früheren Herren gegen eine nicht sehr hohe jährliche Zahlung in Geld oder Naturalien, die rechtlich als Pacht galt, thatsächlich von einer Grundsteuer in nichts verschieden war. Denn auch die freie Veräußerung des einzelnen Grundstückes hinderte sie nicht, da sie als dingliche Last an ihm haftete und mit ihm auf den neuen Besitzer überging. Und wie die Unterthanen in ihren privaten Verhältnissen nur dadurch von den Bürgern der freien Staaten verschieden waren, daß sie nach Rom Kopf- und Grundsteuer zahlten, so näherten sie sich ihnen auch in ihren staatlichen Rechten. Das Gebiet, das ein römischer Proconsul unter sich hatte, war viel zu groß, als daß er alle Kleinigkeiten der Verwaltung selber hätte besorgen können, und ein wohlgeschultes Personal von Subalternen stand ihm damals noch nicht zur Seite. Es blieb also kaum eine andere Möglichkeit, als daß man die unterworfenen Staaten sich selbst verwalten ließ. Sie behielten daher meist ihr Gebiet und ihre Verfassung, wählten sich ihre

Beamten selbst und faßten Beschlüsse in ihren Volksversammlungen. Freilich blieb den römischen Obrigkeiten das Recht, nach Belieben einzugreifen; doch dies thaten sie auch bei den freien Staaten, obgleich sie hier kein Recht dazu hatten. Der wesentlichste Unterschied lag darin, daß in den freien die Rechtsprechung von den Magistraten des Einzelstaates besorgt wurde, in den unterthänigen von den römischen Proconsuln; aber auch dies ließ sich in der Weise umgehen, wie in den italischen Municipien, indem die Parteien sich auf einen Schiedsrichter einigten und sich zur Erlegung einer hohen Pönalsumme verpflichteten, wenn sie gegen den Spruch desselben den Proconsul anriefen. Da solchen Verträgen nach römischem Recht volle Gültigkeit zukam, mußte dieser selbst, falls er ehrlich war, denjenigen, welcher an ihn appellirt hatte, in die verabredete Buße verurtheilen. In der Kaiserzeit dürfte wohl auch den unterthänigen Staaten eine beschränkte Gerichtsbarkeit nach dem Muster der Municipien verliehen sein, wie ja nach allen Richtungen hin eine Angleichung der Provinzen an Italien erstrebt wurde.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, in welchen Formen sie sich vollzog. Einerseits wurden aus allen Gauen wilder Völkerschaften und aus allen monarchischen Staaten nach und nach Städte gebildet, deren Verfassungen jener aristokratischen Republik, wie sie in Rom bestanden hatte, mehr oder weniger entsprachen. Andererseits suchte man ihr rechtliches Verhältniß zum Reiche möglichst auszugleichen, was ebensowohl die Herabdrückung der bevorzugten Staaten, wie die Hebung der zurückgesetzten in sich schloß. Um jene ihrer Freiheit zu berauben, auch wenn sie unter dem religiösen Schutze eines Vertrages stand, boten die Nachbarzwiste, von denen wir oben geredet haben, wohl die gewöhnlichste Handhabe dar. Denn da die Bundesgenossen Roms alle auf das Recht eigener Kriegführung hatten verzichten müssen, konnten jene blutigen Raufereien der feindlichen Städte nicht mit Unrecht als Vertragsbruch aufgefaßt werden. So sind die freien Gemeinden Griechenlands wegen der Kleinkriege, die sie sich in der Verwirrung des Dreikaiserjahres geleistet hatten, von Vespasian für unterthänig erklärt worden, und Aehnliches wird auch sonst vorgekommen sein. Derartige Strafen hatten allerdings nicht immer Bestand, weil die launische Gunst einzelner Kaiser nicht viel seltener Privilegien verlieh, als ihr Zorn sie vernichtete. Aber eben dieses Schwanken zwischen Freiheit und Unterthänigkeit raubte der Stellung der Gemeinden jene rechtliche Grundlage, die sie in republikanischer Zeit besessen hatte, und ließ sie als eine willkürliche erscheinen, die man nach den Forderungen der Staatsraison oder auch aus Gründen persönlicher Vorliebe und Abneigung beliebig ändern könne. Bei den häufigen Finanznöthen des Reiches wird man jedenfalls annehmen können, daß die Städte, denen man neue Tribute auferlegte, im Allgemeinen zahlreicher waren als diejenigen, welchen man alte erließ.

Die unterthänigen Gemeinden beschenkte man, wie wir schon gesehen haben, erst mit dem latinischen Recht von Ariminum, und, wenn dieses seine Wirkung geübt hatte, mit dem Bürgerrecht; doch konnten beide nur mit einer wichtigen Einschränkung verliehen werden. Der römische Bürger zahlte

seit dem Ende des zweiten makedonischen Krieges (168 v. Chr.) keine directe Steuer mehr; die Latiner aber waren Bundesgenossen und als solche von Tributen frei. Da sich dies nicht auf diejenigen Städte ausdehnen ließ, deren Leistungen bisher die Grundlage der Reichsfinanzen gebildet hatten, konnte man ihnen ihre neue Stellung nur unbeschadet der früheren Steuerpflicht anweisen. So blieben, auch als Caracalla alle freien Einwohner des Reiches zu römischen Bürgern gemacht hatte, doch noch wesentliche Reste der alten Rechtsungleichheit bestehen, die sich aber jetzt nur noch auf das Gebiet des Steuerwesens beschränkten.

In Rom selbst trug man nur die nicht sehr drückenden indirecten Steuern, deren Erträge im Verhältnis zu den Bedürfnissen des Reiches sehr gering waren. Was die Stadt aufbrachte, reichte noch lange nicht für ihre eigenen Ausgaben, von denen des Kaisers und seiner Heere ganz zu geschweigen. Die prächtigen Bauten, mit denen fast jeder Herrscher ein Andenken seiner Regierung in der Welthauptstadt zu hinterlassen strebte, die Spiele und Volksvergnügungen, vor Allem die Kornvertheilungen, durch welche die hungernde Menge unterhalten wurde, verschlangen einen höchst ansehnlichen Theil dessen, was die Provinzen einbrachten. Rom hatte sie unterworfen und meinte daher, jetzt ein wohlbegründetes Anrecht auf den Ertrag der blutigen Kämpfe zu haben, die es in früheren Jahrhunderten hatte ausfechten müssen. Und kein Bürger des Reiches fand diesen Anspruch ungerecht; er wurde aufrecht erhalten und befriedigt, selbst als die Kaiser ihre Residenz nicht mehr in Rom hatten, wenn auch nicht in so verschwenderischer Weise wie früher. In dieser Beziehung dauerte die Unterwerfung des Weltkreises unter eine Stadt auch im vierten Jahrhundert fort und wurde von den Unterworfenen selbst freudig anerkannt, seit auch sie sich römische Bürger nennen durften.

Italien und diejenigen Städte der Provinz, welche ihm durch kaiserliche Gnade gleichgestellt oder bis auf Caracalla frei geblieben waren, trugen vor Diocletian zu den Ausgaben des Reiches gleichfalls nur durch indirecte Steuern bei; doch konnten sie der directen wohl nicht immer entbehren. Denn darin standen sie hinter Rom zurück, daß sie für ihre städtischen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln zu sorgen hatten. Wie die Bundesgenossen früher als politisch unabhängig gegolten hatten, so blieben ihre Nachkommen finanziell unabhängig, obgleich sie unterdessen römische Bürger geworden waren.

Die dritte und zahlreichste Gruppe, die aus den unterthänigen Staaten hervorgegangen war, trug sowohl die Lasten des Reiches und der Hauptstadt, als auch die des eigenen Gemeinwesens. Daß die einzelne Stadt, die dem Kaiser und seinem Heere Schutz vor barbarischen Plünderungen verdankte, auch zum Unterhalt dieser Vertheidiger das Ihrige beitrug, hätte Keiner ungerecht finden können, wären nicht so viele Städte von dieser Pflicht befreit gewesen, die dadurch um so schwerer auf den übrigbleibenden drückte. Auch dies aber war durch jahrhundertelangen Brauch so zur Gewohnheit geworden, daß Jeder es natürlich fand, bis der kühne Geist Diocletian's auch auf diesem Gebiete die Urväterſitte über den Haufen warf.

Aus den Stadtbürgern waren Reichsbürger geworden; doch wäre es für das Reich wie für die Städte ein Glück gewesen, wenn sie zugleich Stadtbürger in der alten Weise hätten bleiben können. Aber jener hingebende Bürgersinn, der den Mann mit Allem, was er konnte und besaß, in den Dienst seines Gemeinwesens stellte, hatte nur in der abgeschlossenen Enge der Stadtstaaten gedeihen können und erlahmte mehr und mehr, als sie sich zu gleichberechtigten Theilen eines Weltstaates entwickelten. Wie die Nachbarkriege aus den uralten Zeiten voller Freiheit und Unabhängigkeit sich noch unter der Kaiserherrschaft in jenen lächerlichen Stadtfehden fortsetzten, obgleich jeder vernünftige Grund für sie geschwunden war, so blieben freilich noch starke Reste jenes alten Bürgersinnes bis in die späte Zeit erhalten. Doch besaßen sie nicht mehr die Kraft, um dem Sturme der Gewaltthätigkeiten, der mit den Diocletianischen Neuerungen über sie hereinbrach, auf die Dauer Stand zu halten.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Das Land der Königin von Saba.

Von

Fritz Hommel.

[Nachdruck untersagt.]

Im Abschnitt „Alttestamentliches“ der „Noten und Abhandlungen zu besserer Verständniß des Westöstlichen Divans“ sagt Goethe von seiner früheren eingehenden Beschäftigung mit dem ersten Buch Mose, wie er da „manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradiesen des Orients sich ergangen“ habe und fügt dann noch hinzu: „Wie alle unsere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt worden, so kehren wir immer zu denselben zurück als den erquicklichsten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder hervorspringenden Quellwassern.“ Hiernach hätte man wohl erwarten sollen, daß gerade unsere Hebraisten sich mit Eifer auf das Studium der altorientalischen Inschriften werfen würden. Statt dessen stehen sie den neuen Aufschlüssen von dieser Seite her eher kühl und skeptisch abwartend gegenüber. Nach einem vorgefaßten, dem Rationalismus entsprungenen System erklären sie die schönsten Erzählungen des alten Testamentes für junge Sagen und für freie Erfindungen späterer Geschlechter, streichen die biblische Geschichte von Abraham an bis auf die Richterzeit nahezu aus und lassen den größten Theil der fünf Bücher Mose erst in der Mitte, ja theilweise erst nach Ende der israelitischen Königszeit entstanden sein. Kommt dann vom alten Orient eine Bestätigung nach der anderen für die Treue und Echtheit alttestamentlicher Ueberlieferungen, so weichen sie nur zögernd in einzelnen Stücken von dem einmal angenommenen Standpunkt zurück. Wie ganz anders würde sich da Goethe gestellt haben, hätte er jene Auferstehung des orientalischen Alterthums erleben dürfen! Die souveräne Objectivität, mit der sein Genie allen Erscheinungen gegenüber trat, hätte ihn einerseits vor blindem Enthusiasmus bewahrt, wie er ja auch einer der ersten war, die am alten Testament die kritische Sonde einsetzten. Aber die poetische Congenialität, mit der er sich in das Land und die Zustände einer fremden Dichterwelt zurückzuversetzen wußte, hätten ihn andrerseits auch vor Irrthümern bewahrt, wie z. B. dem, daß die Midianiter gleich den

Vorfahren der Hebräer eine rohe Nomadenhorde gewesen sein sollen, während sie nach Goethe und nach den ihn lediglich bestätigenden Inschriften ein freies und in gewissem Sinne sogar „gebildetes" Wandervolk waren, dessen Priesterfürst Jethro der Lehrer und väterliche Berather des in der uralten Cultur der Aegypter aufgewachsenen und erzogenen Mose geworden ist; ein Wandervolk, dessen Karawanen, wie wir jetzt wissen, den Verkehr mit der fernen Weihrauchküste Südarabiens den Aegyptern und den Kananäern vermittelte.

Das führt uns von den Midianitern auf das sagenumwobene alte Saba, dessen Königin nach der hebräischen Ueberlieferung den weisen Salomo mit Räthseln versuchte und mit Gold, Weihrauch und Edelsteinen beschenkte. Es wäre ein Wunder, wenn Goethe in seinem „Westöstlichen Divan" sich dieses romantische Motiv, einen der farbenreichsten der alttestamentlichen Stoffe, ganz hätte entgehen lassen. Denn keine Geschichte ist von den Dichtern aller Zeiten mit solcher Vorliebe behandelt und weiter ausgeschmückt worden als diese. Schon der Talmud macht daraus eine sinnige Liebesepisode im Leben des auch sonst den Frauen holden israelitischen Fürsten; von dort griff es die spätere arabische Legende auf, in welcher uns als der Liebesbote zwischen Salomo und der sabäischen Königin merkwürdiger Weise ein „hudhud" genannter Vogel, unser Wiedehopf, entgegentritt. Während andere Dichter der Glanz des salomonischen Hofes, die (im alten Testament nicht erwähnte) Schönheit der exotischen Fürstin und die Pracht ihrer Geschenke gelockt hätte und wirklich gelockt hat, verwendet Goethe zu seinen Zwecken dieses unscheinbare Vögelein, zu dem allerdings, was er nicht ahnen konnte, die Sage vom Vogel Phoenix Gevatter gestanden. Hätte man zu Goethe's Zeit schon Genaueres über die südarabische Cultur gewußt und schon von den marmornen Palästen Saba's und seinen eigenartigen Inschriften irgend welche nähere Kunde gehabt, dann würden wir vielleicht in den „Noten und Abhandlungen" des „Westöstlichen Divans" ein besonderes Capitel etwa des Titels „Das Land der Königin von Saba" finden.

Versuchen wir es, diese Lücke auszufüllen, indem wir zunächst den schlichten, durchaus nicht wie eine Legende klingenden Wortlaut der biblischen Erzählung ins Gedächtniß zurückrufen. Es heißt da im X. Capitel des ersten (dritten) Königsbuches:

„Als aber die Königin von Saba das Gerücht von Salomo anläßlich des (hochheiligen) Namens Jahve (des Gottes Israel's) vernahm, da kam sie, um ihn mit Räthseln zu versuchen. Sie kam aber mit einem sehr großen Gefolge, mit Kameelen, die Specereien und eine sehr große Menge Goldes und Edelsteine trugen. Als sie nun zu Salomo hinein kam, trug sie ihm all' das vor, was sie sich vorgenommen hatte. Salomo aber gab ihr Antwort auf all' ihre Fragen; es gab nichts, was dem König verborgen gewesen wäre, daß er ihr die Antwort darauf schuldig hatte bleiben müssen. Als aber die Königin von Saba alle die Weisheit Salomo's wahrnahm, und den Palast, den er erbaut hatte, und die Speisen für seinen Tisch, die Wohnungen seiner Beamten und das Aufwarten seiner Diener und ihre Gewänder und seine Mundschenken und sein Brandopfer, das er im Tempel Jahve's darzubringen pflegte, da fand sie fast keinen Athem mehr und sprach zum Könige: ‚Wahrheit ist es gewesen, was ich in meinem Lande von Deinen Angelegenheiten und von Deiner Weisheit vernommen habe. Ich habe der Kunde nicht glauben wollen, bis ich gekommen bin und es mit eigenen Augen gesehen habe. Und dabei ist mir noch nicht einmal die Hälfte berichtet worden: Du besitzest ja viel mehr Weisheit und Reichthum

als das Gerücht sagte, welches ich vernommen habe. Glückselig Deine Frauen, glückselig Deine Diener, die alle Zeit vor Dir stehen und Deine Weisheit hören. Es sei Jahve, Dein Gott, gepriesen, der an Dir Wohlgefallen hatte, daß er Dich auf den Thron Israel's setzte; weil Jahve Israel lieb hat ewiglich, darum hat er Dich zum König eingesetzt, daß Du Recht und Gerechtigkeit übest.' Und sie schenkte dem König 120 Talente Goldes und eine große Menge Specereien und Edelsteine; niemals wieder gingen so viele Specereien ein als die Königin von Saba dem König Salomo schenkte."

Nicht viele Leser dürften eine klare Vorstellung von der immensen Größe der arabischen Halbinsel haben. Die Länge der Westseite, etwa von der Landenge von Suez an gemessen, bis zur Meerenge von Bâb-el Mandeb, da, wo das eigentliche rothe Meer endet und in den indischen Ocean übergeht, beträgt 18 Breitegrade, das ist etwa die Entfernung von der Ostseeküste im Norden bis zur Insel Sicilien im Süden; dem rothen Meer parallel läuft die uralte Handelsstraße vom älanitischen Meerbusen (dem Hafen Ezeon-geber Salomo's, 1. Buch der Könige 9, 26) nach Südarabien, zu welchem Weg die Karawanen in vorchristlicher Zeit, wie uns die griechischen Classiker melden, siebzig Tage, also fast zweieinhalb Monate, brauchten. Und auch heute noch, im Zeitalter des Dampfes, fährt ein Lloydschiff von Suez bis Aden, der englischen Hafenstadt Südwestarabiens, volle fünf Tage, also nicht viel weniger, als ein Schnelldampfer von der Westküste Irlands über den atlantischen Ocean bis Newyork „nimmt".

Von dem genannten Hafenort Ezeon-geber oder Elat an der östlichen Einbuchtung der Sinaihalbinsel nach Jerusalem sind nur noch wenige Tagreisen; Saba dagegen lag am andern, südwestlichen Ende Arabiens und war dort im ersten vorchristlichen Jahrtausend, spätestens von 800 v. Chr. an, die vorherrschende Macht, die auch den alten von da nach Ezeon-geber führenden Karawanenweg in Besitz hatte oder wenigstens zu schützen im Stande war. Von so weit her kam also, wenn wir der altisraelitischen Ueberlieferung hierin Glauben schenken dürfen, jene Königin, welche die wunderbar duftenden Gaben des Weihrauchlandes dem weisen Salomo zu Füßen legte.

Wo Saba ungefähr zu suchen ist, wird nun dem Leser klar sein; um so mehr dürfen wir annehmen, daß es ihn interessiren wird, Näheres über dieses Land selbst zu hören, über seine reiche Natur, die ihm schon früh den Beinamen „das glückliche Arabien"[1]) eingetragen, über die blühende Cultur, die uns in Bauüberresten und Inschriften entgegentritt und vor Allem auch darüber, wie es gelungen ist, diese Cultur oder wenigstens zahlreiche Ueberreste derselben wieder aufzufinden, und wer die muthigen Männer waren, denen wir dies zu verdanken haben.

Wir gehen hierbei von Aden und San'a aus, den beiden südarabischen Städten, wohin die europäische Cultur (was San'a anlangt, wenigstens theilweise) ihren Einzug gehalten hat. Von ihnen, die auf jeder Karte angegeben und in jedem Geographiebuch erwähnt sind, ist am Besten wohl der den Engländern gehörende Hafenplatz der südarabischen Küste bekannt, der schon seit

[1]) In Luther's Bibelübersetzung „Reich-Arabien", was nicht als „Reich von Arabien", sondern als „reiches Arabien" aufzufassen ist.

alten Zeiten Aden, d. i. „Anmuth" genannt wird. Trotz dieses Besitzes haben die Engländer zu wenig Fühlung mit dem Innern des hinter Aden sich aufthürmenden interessanten Hochlandes, als daß Forschungsreisende, selbst ihre eigenen Landsleute nicht ausgenommen, es wagen könnten, unter englischem Schutz weiter als nur wenige Tagereisen einzudringen. Aber nach Aden kommen des Handels wegen stets unzählige Eingeborene aus ganz Südarabien; und hier haben seiner Zeit Baron Maltzan und ihn weit übertreffend kürzlich Graf Landberg eine Menge der wichtigsten Aufschlüsse, sowohl geographischer als sprachlicher Natur, erkundschaftet und für die Wissenschaft nutzbar gemacht. Auch sind über Aden schon seit den fünfziger Jahren verschiedene Inschriftensteine, die oft weit aus dem Innern von Arabern hergebracht wurden, nach Europa gekommen, darunter einmal (Anfang der sechziger Jahre) gleich auf einmal zwei Dutzend beschriebene Bronzetafeln.

Etwas besser steht es mit dem Theil des Innern, der sich nördlich und nordwestlich von Aden bis wenig über San'a hinaus erstreckt, also dem südwestlichen Stücke Südarabiens oder dem eigentlichen Jemen. Dieses Gebiet ging vor ungefähr dreißig Jahren aus dem Besitz verschiedener einheimischer Imame, von welchen der von San'a der einflußreichste war, in den der Türken über. San'a selbst liegt 2000 Meter (also etwa 6000 Fuß) über dem Meeresspiegel auf einer kleinen, malerisch von Bergen eingerahmten Hochebene und ist von Aden aus in ungefähr zehn, von Hodeida am rothen Meer aus in ungefähr sechs Tagereisen zu erreichen. Die Reise von Aden nach San'a, die man mit türkischen Geleitsbriefen ohne besondere Gefahr ausführen kann, hat vor einigen Jahren ein junger Engländer, Mr. Walter B. Harris, in einem hübsch illustrirten Buche „A journey through Yemen" (London 1894) beschrieben; aus dessen Abbildungen kann sich nun zum ersten Mal auch ein weiteres Publicum einen richtigen Begriff von der Großartigkeit dieses pittoresken Alpenlandes machen.

Die etwas kürzere Route Hodeida-San'a, in der Richtung von Westen (rothes Meer) nach Osten, statt wie Aden-San'a von Süden nach Norden, die übrigens an überraschenden Reizen der anderen nicht nachsteht, hat zuletzt der berühmte Arabienforscher Eduard Glaser (in Petermann's Geogr. Mittheilungen, Jahrg. 1886) sehr anschaulich beschrieben.

San'a, die jetzige türkische Hauptstadt des Jemen, ist aus den Schilderungen verschiedener Reisenden genugsam bekannt. Der Italiener Renzo Manzoni, ein Enkel des Dichters der „Promessi sposi", hat in seinem Reisewerk „El Yémen" sogar einen genauen Stadtplan veröffentlicht, der einem noch zu schreibenden Bädeker von Südarabien alle Ehre machen würde, und im „Ausland" (Bd. 56, Jahrg. 1883) findet man aus dem Nachlaß des ermordeten Oesterreichers Siegfried Langer sogar eine recht gelungene photographische Ansicht der freundlich am Fuß des Gebel Nukum gelegenen Stadt mit ihren nach alter Sitte hochragenden vielstöckigen Häusern. San'a wird von einem meist trocken liegenden, in den südlich gelegenen Bergen entspringenden Wadi durchzogen; dieses läuft zunächst einige Tagereisen direct nach Norden, wo sich altberühmte Trauben- und Obstculturen befinden, wendet sich dann

unter dem Namen Châ'rib nach Osten und bildet endlich in seinem weiteren Verlauf ein etwa zwei Tagereisen langes von perennirendem Wasser getränktes blühendes Flußthal, das sog. südarabische Djôf, welches von zahlreichen alten Ruinenstätten übersäet ist. Es gibt nämlich auch in Nordarabien ein speciell Djôf (d. i. Einsenkung) genanntes Flußthal, das aus Palgrave's, Euting's und Anderer Reisen bekannte Wadi Sirchân. In dem etwa fünf Tagereisen östlich von San'a in der Richtung von Südost nach Nordost sich hinziehenden Wadi Dene (eigentlich Adhana, wobei dh wie weiches englisches th zu sprechen) lag, etwa in gleicher geographischer Breite wie San'a, die berühmte, alte Hauptstadt des sabäischen Reiches, Mârib, heute ein elendes Dorf mit uralten Ruinen und Dammbau-Ueberresten. Wir werden sehen, daß gerade die Gegend von Mârib, so z. B. auch das eine Tagereise westlich davon gelegene Sirwâch, und ferner der untere Djôf die eigentlichen Centren der zwei altberühmten südarabischen Reiche, nämlich des sabäischen und des ihm zeitlich vorhergehenden sog. minäischen, gewesen sind. Im Letzteren lagen, wie wir theils aus den Inschriften, theils aus den Nachrichten der Griechen und der arabischen Geographie wissen, die alten, späterhin sabäisch gewordenen Städte des Djôf: Karna, Jathil, Harim, Kamna, Naschân und Naschk; beide aber, der Djôf und das Gebiet von Mârib, gehören nur nominell den Türken, sind von diesen noch nie wirklich besetzt worden und müssen daher für die europäische Forschung als fast unzugänglich bezeichnet werden.

Auch die ganze Gegend westlich, nordwestlich und nördlich von San'a, ebenso das südlich von San'a bis zum 14. Grad N.Br. sich erstreckende Gebiet gehörte zum alten Sabäerreiche. Aber wie wir jetzt durch Eduard Glaser und Graf Landberg wissen, war auch der Strich südlich vom vierzehnten Grad bis nach Aden hin, ferner der ganze große Theil Südarabiens, der nordöstlich davon und südlich und südöstlich von Mârib (etwa bis zum Wadi Maisa'at, 48 Grad östlich von Greenwich) liegt, und endlich das nördlich bis über den sechzehnten Grad N. Br. hinaus sich erstreckende Hadhramaut im Alterthum von der gleichen Cultur beherrscht, wie sie uns im Djôf und im Sabäerlande entgegentritt; es waren das in vorchristlicher Zeit die nicht minder berühmten Reiche der Katabanen und Hadhramotiten, die sogar das in sich schlossen, was Südarabien vor allen Anderen in der ganzen alten Welt auszeichnete, nämlich das Gewürz- und Weihrauchgebiet. Schon der alte griechische Geograph Eratosthenes hebt hervor, daß das Katabanerland Weihrauch und Hadhramaut Myrrhen erzeugte. Das eigentliche Weihrauchgebiet war aber das östlich von Hadramaut liegende Mahraland wie auch seine Dependenz, die gegenüber, bereits in Afrika befindliche Somâliküste; zwischen beiden liegt einsam im indischen Ocean die sagenhafte Insel Sokotra, an welche sich die mythischen Berichte der Alten von einer weit draußen am Rande des erdumfluthenden Oceans angenommenen Insel der Seligen knüpften. Je weniger Genaues die alten Völker von diesen fernen Weihrauchgegenden wußten, desto mehr trugen sie für sie den Nimbus des Wunderbaren und Geheimnißvollen; ja man kann sagen, sie waren das eigentliche Wunderland der alten Welt, wie später im Mittelalter für die europäischen Völker Indien. Aber

Thatsache ist, daß von dorther der Weihrauch, als die wichtigste Würze der Götteropfer und des Cultus, durch Zwischenhandel nach Aegypten, Palästina, Syrien und Babylonien, und im Laufe der Zeit sogar bis Griechenland gebracht wurde. Die alten Aegypter nannten das Weihrauchgebiet Pyene oder Pa-unt (Punt) ja auch geradezu „Götterland" (Ta-nuter), und schon der ehrwürdige Homer kannte es als das Gebiet der zwiefach getheilten Aethiopen, d. h. der Bewohner sowohl der afrikanischen Somâli- als auch der südarabischen Mahraküste, jener frommsten der Menschen, welche den Göttern mit Opfern und Festhekatomben Ehrung erwiesen und dafür von ihnen, besonders vom Meergott Poseidon, geliebt und besucht wurden. Die Hüter der Weihrauchausfuhr nach Gaza und Palästina waren die alten Könige des Djôf, deren Reich das von Ma'ân, in jüngerer Aussprache Ma'în, oder das sogenannte minäische, eigentlich meinäische hieß, und nach Verfall dieses Reiches ihre Nachfolger und Erben, die Könige von Saba, die zu Salomo's Zeit zugleich auch die politische Oberhoheit über die Königreiche von Kataban und Hadhramaut sich errungen hatten. So ist es doppelt begreiflich, wenn in dem oben mitgetheilten biblischen Bericht die leider ungenannte Königin von Saba dem Salomo außer einer Menge Goldes und Edelsteine noch ungezählte Kameelladungen von Specereien, wie soviele zu gleicher Zeit niemals wieder eingeführt worden sein sollen, als Gastgeschenk mitbrachte.

Die Geschichte dieses altberühmten Reiches von Saba können wir jetzt an der Hand der südarabischen Inschriften, wenn auch in mehr oder weniger lückenhafter Weise, von etwa 1000 v. Chr. bis auf die Zeit des Islâm verfolgen. So kommt es, daß selbst noch in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed sowohl Dichter wie Geographen südarabischer Abstammung in glühender Begeisterung von der alten versunkenen Herrlichkeit der sabäisch-himjarischen Königsherrschaft reden, wenngleich die Tradition der Araber, die dazu oft genug sehr trübe ist, höchstens bis 150 v. Chr. zurückgeht, wo ein neues Element, die Himjaren oder Erythräer, neben den Sabäern die Hauptrolle zu spielen beginnt. Wenn es für die außerarabischen Völker des vorchristlichen Alterthums der Weihrauch war, welcher Südarabien einen märchenhaften Schimmer verlieh, so sind es hier die noch aus eigener Anschauung bekannten Burgen und Schlösser der Himjaren, welche, in leuchtenden Farben beschrieben und besungen, eine ganz neue, mit allem Reiz der Romantik ausgeschmückte Literaturgattung hervorriefen, die sogenannte südarabische Sage. Besonders über den König, welcher Hadhramaut dem sabäischen Reiche einverleibte, Schammar Juhar'isch (300 n. Chr.), wußte diese Sage noch manche gut historische Züge zu berichten, wie natürlich auch über die bald darauf folgende Aethiopenherrschaft und ihre Unterbrechung durch einheimische Könige. Aber das Meiste ist doch stark ausgeschmückt und, abgesehen von einzelnen noch richtig überlieferten, theilweise sogar aus den Inschriften abgelesenen Namen, lediglich legendarisch. Selbst Stücke aus der Alexandersage wurden hereinverwoben, wie z. B. Alexander's Zug in das Land der Finsterniß, und dadurch figurirt Alexander unter dem Namen „der Zweigehörnte" sogar in den Listen himjarischer Könige. Eine vielleicht historische Königin Bilkis, die, wenn sie

überhaupt gelebt hat, die Mutter eines Himjarenkönigs des vierten nachchristlichen Jahrhunderts war, wurde von diesen arabischen Schriftstellern mit der Sabäerkönigin Salomo's identificirt und ihr all' das angedichtet, was die spätere jüdisch-arabische Legende von jener zu erzählen wußte. Dabei aber ersteht wieder das ganze alte Saba mit seinen Tempeln, Schlössern und berühmten Dammbauten in neuem Glanze vor unseren Augen. Und wer weiß, ob der Geograph Hamdâni es so genau uns beschrieben hätte, wenn es nicht durch die Bilkissage erklärt und verherrlicht gewesen wäre.

Um einen Begriff von der lebendigen Schilderung der oben erwähnten Gedichte zu geben, theile ich hier eine Probe in wörtlicher Uebersetzung mit, worin das alte Königsschloß Ghundân in Sa'na, das schon zu Hamdâni's Zeit (10. Jahrhundert n. Chr.) in Ruinen lag, folgendermaßen beschrieben wird:

Hoch steigt es auf zur Mitte des Himmels
mit zwanzig Dächern, deren Dicke nie vermindert wird.
Mit einem Wolkenturban ist seine Spitze umwunden
und mit Marmor ist sie umgürtet und eingehüllt.
Seine Quadern sind durch Asphalt an einander gefügt,
zwischen seinen Thürmen sind Edelsteine und Marmor.
An jeder Ecke ist der Kopf eines fliegenden Adlers
oder das Haupt eines brüllenden ehernen Löwen.
An seiner Vorderseite befindet sich eine Wasseruhr,
welche zur Berechnung der Tagesabschnitte Wasser ausgießt.
Vogelscharen halten Rast auf ihm,
und seiner Wasser Kanäle rieseln
als ein stets fließender Quell, der reichlichen Trunk gewährt.
Und oben auf dem Dach ist ein Aussichtsthurm
von fest zusammengefügtem Marmor, und wann seine Herren
da hinauf gehen wollen, so geschieht es ohne Schwierigkeit.

Hamdâni und die von ihm citirten Dichter der ersten Jahrhunderte nach Mohammed können sich nicht genug thun in der Beschreibung der vergangenen Pracht und Herrlichkeit, die in diesen südarabischen Burgen und Königsschlössern verkörpert war und deren Ruinen ihnen Staunen und Bewunderung entlockten. Mit besonderer Vorliebe wurden diese Schlösser auf den Gipfeln der Berge aufgeführt; auf dem Berge Thanin stand beispielsweise ein ganzer Burgencomplex, Râ'it genannt. Hamdâni beschreibt in seiner Geographie zunächst die zwei Hauptschlösser von Râ'it und fährt dann ferner fort: „Außer diesen beiden befinden sich daselbst, noch innerhalb der großen, aus aneinandergefügten, behauenen Felsquadern bestehenden Mauer weitere zwanzig große Schlösser, und unter jedem derselben war ein in den Felsen gehauenes mit Cement verpichtes Reservoir, um alles vom Dache herabfließende Wasser aufzunehmen; man fand dort große viereckige über zwanzig Ellen hohe Säulen und so dick, daß zwei Männer dazu gehörten, sie zu umspannen." Wenn bei plötzlich ausbrechendem Kriege die Truppen rasch aufgeboten werden sollten, so wurden auf den Zinnen und Plattformen dieser Schlösser von Râ'it „Fackeln angezündet, deren Feuer von weiter Ferne her sichtbar war". Bis ins Mittelalter, ja bis in die letzten Jahrhunderte wurden diese hoch aufstrebenden Bauten immer noch nachgeahmt, ja wohl theilweise nur erneuert;

denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die heutzutage allerorten in südarabischen Städten uns entgegentretenden vielstöckigen Häuser, die sicher nicht nach dem Muster unserer großstädtischen Miethskasernen erbaut wurden, schon von Alters her dort üblich waren und ihre Vorbilder bereits in der sabäischen Vorzeit hatten. Und auch den eigentlichen Burgen, die geradezu ein Characteristicum der südarabischen Cultur bildeten, begegnet man heute noch auf Schritt und Tritt, und zwar nicht etwa bloß solchen, die nur noch in Ruinen liegen.

Der genannte Hamdâni hat uns aber nicht nur allgemeine Schilderungen der Ruinen der südarabischen Burgen und Tempel geliefert, sondern er hat auch versucht, uns nach der zu seiner Zeit noch umlaufenden Tradition ein Bild der Geschichte der sabäisch-himjarischen Cultur zu geben. Wie aber bereits erwähnt wurde, sind das alles, den Inschriften gegenüber, recht secundäre und trübe Ueberlieferungen, denn wenn auch Hamdâni die südarabischen Buchstaben noch verstand, so konnte er doch in den eigentlichen Text nicht mehr eindringen, und machte beim Herauslesen einiger Königs- und Göttternamen die gröbsten Fehler. Hamdâni's diesbezügliche Angaben haben demnach zwar für die Erklärung der zahlreichen jüngeren Denkmäler aus dem Hamdân-Gebiete (N.W. von San'a), der speciellen Heimat des Schriftstellers, anfangs manche wichtige Dienste geleistet, sind aber im Großen und Ganzen von sehr geringem Werth. Eine weit verdienstlichere Rolle hat die einheimische arabisch-himjarische Tradition dadurch gespielt, daß sie, im Verein mit den biblischen und keilinschriftlichen Nachrichten und denen der griechischen Classiker muthige Männer gelockt hat, nun selbst den Schauplatz jener alten untergegangenen Cultur unter großen Gefahren aufzusuchen und uns die wichtigsten Inschriften, theils in Originalen, theils in Copien und Abklatschen zu verschaffen.

Als im Jahre 1841 die berühmten Orientalisten Wilhelm Gesenius und E. Rödiger mit ihren Abhandlungen über „die himjarische Sprache und Schrift" (bezw. „die himjarischen Schriftmonumente") den Grundstein zur neuen Wissenschaft der südarabischen Sprach- und Alterthumskunde legten, da waren es nur fünf kurze sabäische Inschriften aus San'a und noch eine weitere aus Hadhramant, welche das Material bildeten; man verdankte sie englischen Seeofficieren, die sie auf Recognoscirungsreisen ins Innere copirt hatten. Auf ähnliche Weise kamen bald nachher noch einmal soviele Stücke durch einen Arzt dazu. Eine größere und höchst interessante Vermehrung brachte aber kurz darauf, im Jahre 1845, die erste eigentliche Forschungsreise. Sie war von dem kühnen französischen Apotheker Thomas Joseph Arnaud, und zwar gleich in's Herz des alten Sabäerreiches, also weit ins Innere, unternommen worden. Es waren im Ganzen 56 Inschriften-Nummern, freilich meist geringen Umfanges, welche der genannte Reisende, die Mehrzahl in Mârib, der alten Residenz der Sabäerkönige, einige auch in San'a und Sirwâch, copirte. Auch hat Arnaud die wenigen Tage, welche ihm der Fanatismus und das Mißtrauen der Eingeborenen in Mârib zu verweilen gestattete, gewissenhaft dazu benutzt, Pläne von den dortigen Tempelruinen und vor Allem von den Resten der berühmten (auch schon von Hamdâni beschrieben) Dammbauten anzufertigen.

Letztere erregen mit Recht heute noch unsere Bewunderung, indes ist nur zu bedauern, daß bis jetzt nur drei Europäer uns darüber berichten konnten.

Damit war die Aufmerksamkeit der Orientalisten dauernd auf das frisch erschlossene Forschungsgebiet gerichtet, und verschiedene Gelehrte versuchten in den folgenden Jahren, das Facit aus den neuen durch Arnaud im Verhältniß zu früher reich vermehrten Materialien zu ziehen. Aber erst der Anfang der sechziger Jahre brachte wieder eine erfreuliche Bereicherung an Inschriften. Der in Aden stationirte englische Oberst Coghlan erwarb nämlich von Arabern über zwanzig wohl erhaltene Broncetafeln aus Amrân (im oberen Dschôf) mit sabäischen Weihinschriften, darunter eine zwanzigzeilige, eine dreizehnzeilige, mehrere elf- und zwölfzeilige, einige zehnzeilige u. s. w.; ferner erwarb ein Revd. Wilson in Bombay sechs aus Mârib stammende Inschriftensteine, wozu noch durch Andere einige weitere interessante Stücke, z. B. eine hadramautische an den Mondgott Sin gerichtete Dankinschrift, kamen. Diese ganze, fast vierzig Inschriften und Inschriftenfragmente betragende Sammlung kam in den Besitz des Britischen Museums in London, dessen „Trustees" auch sofort eine trefflich lithographirte Ausgabe veranstalteten. Ihre erste wissenschaftliche Bearbeitung fanden sie durch einen leider bald darauf verstorbenen jungen württembergischem Geistlichen, Ernst Osiander, der mit Recht als der eigentliche Begründer der sabäischen Philologie bezeichnet werden darf; es berührt deshalb doppelt wehmüthig, daß Osiander den nächsten Aufschwung dieses neuen Forschungszweiges, der sich an den Namen des Pariser Orientalisten Halévy knüpft, nicht mehr erleben durfte. Das schönste Denkmal für den früh heimgegangenen Gelehrten sind die beiden aus seinem Nachlaß 1865 und 1866 veröffentlichen Abhandlungen über jene in wissenschaftlichen Kreisen fast allgemein als „Osiander Nr. 1 ff." citirten Broncetafeln und Inschriften des Britischen Museums. Hätte ich ihm einen Grabstein zu setzen, so würde ich darauf eine Cypresse und zwei Engel, aber ins Orientalische übertragen, d. h. Palmen und Sphinxe oder Cherubim, einmeißeln lassen und darunter eine entsprechende Inschrift, wozu das beste Vorbild uns gleich die erste der von Osiander bearbeiteten und erklärten Broncetafeln liefert. Man kann aus der in Hugo Winckler's „das alte Westasien" wiederholten [1]) Abbildung zugleich auch die Kunststufe, wie sie etwa im fünften vorchristlichen Jahrhundert im sabäischen Reiche geübt wurde, bewundern, und Bibelkundige mögen dazu auf Stellen des Alten Testaments, wie 1. Könige 6, 29 („und Salomo ließ an allen Wänden des Tempels Schnitzwerk machen von Cherubim, Palmen und Blumenwerk") oder Hesekiel 41, 18–20 als lebendige Illustration zum Besuch der Sabäerkönigin bei Salomo verwiesen werden; allerdings muß ich bemerken, daß die eigentliche Heimath dieses Kunstmotivs, der die heilige Paradiesespalme hütenden Cherube, Babylonien ist, und daß dasselbe wohl kaum schon zu Salomo's Zeit nach Südarabien Eingang gefunden hatte.

[1]) Helmolt's Weltgeschichte. Bd. III. Erste Hälfte. Leipzig 1899. Daselbst auf der zwischen S. 232 und 233 befindlichen Tafel links, Nr. 9.

Zu Beginn des deutsch-französischen Krieges war in aller Stille im Innern Südarabiens eine Forschungsreise vollendet worden, welche an Kühnheit der Unternehmung wie an Reichthum der inschriftlichen Ergebnisse ganz einzig dasteht: die Tour des französischen Orientalisten Joseph Halévy, der als Jerusalemer Jude verkleidet als erster und bis heute einziger Europäer nach dem Djôf und von da nordwestlich bis Nedjrân und südöstlich bis Mârib und Sirwâch vordrang; nur bei diesem letzten Abstecher hatte er in Arnaud einen Vorgänger und in Eduard Glaser einen (und zwar hierin weit glücklicheren) Nachfolger. Fast 700 südarabische Inschriften und Inschriftenfragmente aus 37 verschiedenen Orten, also ein ganzes Corpus inscriptionum Jemenicarum in allerdings nicht durchweg genauen Copien waren der Ertrag dieser bewunderns-werthen Reise. Oft mußte Halévy in gefährlicher Gegend, wenn die Ein-geborenen schon aufs Aeußerste mißtrauisch geworden waren und seine Be-gleiter deshalb zur Eile drängten, seine Abschriften beschleunigen, manchmal ganz abbrechen. Man muß deshalb staunen, daß er dennoch, vor Allem in dem unzugänglichen Djôf, so viele Inschriften copiren konnte; in der Ruinen-stätte Ma'in, dem alten Karna, schrieb er allein deren achtzig, und in Barâkisch, dem alten Jathil, 155 Stück ab, und zwar trotz der erschwerenden Umstände in ziemlich zuverlässiger Weise. Für Philologie wie für Geschichte bedeuten diese Djôf-Inschriften eine neue Aera; denn sie waren in einem, vom bisher bekannten Sabäisch etwas abweichenden, sich dagegen mit dem hadhra-mautischen enger berührenden Dialekt, dem sogenannten minäischen, abgefaßt und erwähnten statt der bisher in Inschriften begegnenden Könige von Saba vielmehr solche eines annoch ganz unbekannten Reiches, das von Ma'ân oder Me'in.

Um den Lesern einen Begriff von der Großartigkeit der minäischen Ruinen-stätten zu geben, seien hier aus Halévy's Reisebericht zwei der wichtigsten Stellen mitgetheilt:

„Ma'in (wie nach dem ehemaligen ganzen Reiche die Ruine der Residenz Karnâ heute heißt und schon zu Hamdani's Zeit hieß) ist eine der bedeutendsten Ruinen und wahrscheinlich die alte Hauptstadt der Minäer. Sie liegt auf einem befestigten Hügel von etwa 280 Meter Länge und 240 Meter Breite, 1½ Stunde östlich von el-Hazm Hamdân. Ein guter Theil der Umfassungsmauern und einiger Thürme, die sich bei den Thoren gegenüber der Ost- und West-mauer befinden, sind mit Inschriften bedeckt. Außer den losgelösten Steinen findet man auch noch bald vollständig erhaltene, bald zerbrochene Inschriftenstelen, und zwar sowohl innerhalb als außerhalb der ehemaligen Stadt. Zwanzig Minuten von der Ostseite entfernt finden sich mitten in einer flachen Einsenkung, die die Araber el-Mihgar nennen, die Reste eines alten Thores, welches noch größer ist als das der Tempelmauer, und an welches sich in zwei parallel laufenden Reihen zahlreiche Stelen schließen. Einige davon enthalten ebenfalls mehr oder weniger gut erhaltene Inschriften. Trümmer sorgfältig behauener und zusammengefügter Steine zeugen vom alten Glanz dieses Tempels, dessen Inschriften uns noch die Gottheit nennen, der er geweiht war. Ein kleinerer, ebenfalls mit Stelen geschmückter Tempel befand sich im Innern der Mauer, aber nur die am Eingang des Thores befindliche Stele wies Schriftzeichen auf."

So weit Halévy über die Ruinen von Karna. Ueber die von Jathil (heute und schon zu Hamdâni's Zeit Barâkisch) sagt er:

„Barâkisch ist eine sehr imposante Ruine, wenngleich weniger ausgedehnt als Me'in. Die Umfassungsmauer ist noch großen Theils erhalten und trägt zahlreiche Inschriften. Stelen-

fragmente liegen in großer Menge umher, sowohl innerhalb als außerhalb der ehemaligen Stadt. Die öffentlichen Gebäude bilden nur eine wüste Trümmermasse. Man merkt jedoch, daß sich hier eine ganz besonders heilige Stadt befand, da von allen Seiten Spuren von Tempeln, sowohl an den Thorresten als an der Vertheilung der Stelen erkenntlich, zu constatiren sind. Barâkisch liegt einen halben Tagesmarsch westlich von el-Ghail und zwei Stunden westlich von [illegible] Medjzer."

Wer an die großen Erfolge der Ausgrabungen in Ninive und Babylonien denkt, der wird bei der Lectüre dieser Beschreibungen sich vielleicht wundern, daß man es seither noch nicht unternommen hat, auch in Südarabien, und zumal an Orten, wie die oben geschilderten, oder etwa auch in Märib, systematische Ausgrabungen größeren Stiles auszuführen. Was man bisher gefunden und für die Wissenschaft gerettet hat, lag ja nur an der Oberfläche; was für ungeahnte epigraphische und archäologische Schätze mag da erst noch der Boden bergen! Aber in Gegenden (und das übersieht man meist ganz bei solchen Betrachtungen), wo keine europäische Macht, auch nicht einmal das türkische Reich, etwas zu befehlen hat, wo Anarchie, beständige Stammesfehden, Fanatismus und ein unüberwindliches Mißtrauen gegen alles Fremde, gepaart mit gierigster Habsucht, herrschen, da ist leider an Ausgrabungen, und würde sie auch ein einzelner kühner Forschungsreisender nur in kleinstem Maßstabe unternehmen wollen, nicht von fern zu denken.

Zehn Jahre, nachdem Halévy seine Inschriftensammlung den Gelehrten durch besonders zu diesem Zwecke gegossene Typen zugänglich gemacht hatte, begannen die vier, mit kurzen Zwischenräumen von 1882 bis 1894 sich erstreckenden Forschungsreisen des kühnen und scharfsinnigen deutsch-böhmischen Astronomen und Orientalisten Eduard Glaser. Durch sie brach wieder eine neue, diesmal an Erfolgen alles Frühere weit in den Schatten stellende Aera für die Erforschung Südarabiens an. Die Ergebnisse der ersten dieser vier Reisen (October 1882 bis März 1884) waren mehr vorbereitender Natur; dennoch brachte er von derselben an die 250 Inschriftencopien aus dem Hamdanidengebiete (Kaukeban, Schibâm, Hâs u. s. w.) mit nach Hause. Trotz so schöner Resultate betrachtete Glaser selbst, der überhaupt von Anfang an weit systematischer und gründlicher als seine Vorgänger verfuhr, diesen seinen ersten Aufenthalt in Südarabien mehr als eine Art Recognoscirungstour. Um so reichere und sichere Erfolge hatte er denn auch auf den drei folgenden Reisen zu verzeichnen. Die zweite (April 1885 bis Februar 1886) führte ihn in die Gegend südöstlich und südlich von San'a, wobei er zum ersten Male die spätere Himjarenresidenz Zafâr eingehend durchforschte; die dritte (October 1887 bis September 1888) u. A. nach Ta'izz, vor Allem aber nach dem so schwer zugänglichen Mârib, wo vor ihm nur Arnaud einige Tage, Halévy aber gar nur wenige Stunden verweilt hatte. Glaser war es vergönnt, dort volle fünf Wochen die genauesten Pläne der Ruinen aufzunehmen und 391 Texte theils zu copiren, theils abzuklatschen, eine Leistung, die in der Geschichte der Forschungsreisen dieses Jahrhunderts stets mit Auszeichnung genannt werden wird. Die vierte Reise endlich (Anfang 1892 bis Frühjahr 1894) führte Glaser zwar nicht weit über San'a hinaus, dafür aber brachte er von derselben durch ein ganz eigenartiges neues Verfahren an die siebenhundert

neue Inschriften in zuverlässigen Abklatschen mit nach Europa. Ich lasse ihn dasselbe mit seinen eigenen, aus San'a, 25. Februar, nach München gerichteten Worten beschreiben:

„Die Reise nach Ma'in (dem Djôf) habe ich mir seit meiner Ankunft hier vorgenommen. Leider ist der Djôf augenblicklich der Centralherd aller aufständischen Elemente. Eine Reise dorthin in der jetzigen Zeit würde Jeden, sowohl den türkischen Behörden als auch den Djôf-Arabern als Spion erscheinen lassen, und sein Schicksal wäre besiegelt, noch bevor er in die Lage käme, auch nur eine einzige Inschrift zu copiren. Aber man muß sich zu helfen wissen. Dies hätte ich in früheren Jahren nicht zu Stande gebracht. Jetzt habe ich ein ganzes Corps von solchen Generalstäblern, die, mit einer Blechbüchse, Papier, Bleistift und Bürste versehen, hinaus ziehen nach allen Richtungen der Windrose und in den entlegensten Winkeln den Inschriften nachspüren, in Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten wird. Man wird staunen, wenn man die herrlichen Abklatsche sehen wird, welche diese Beduinen mir schon bis jetzt gebracht haben, darunter bereits mehrere der Halévy'schen Djôf-Inschriften. So umgehe ich alle Gefahr und kann in Gegenden recherchiren, die selber zu besuchen mir absolut unmöglich wäre, selbst in friedlichen Zeiten."

Auf diese Weise hat es Glaser fertig gebracht, alle größeren minäischen Inschriften Halévy's zum ersten Mal in diplomatisch treuer Wiedergabe des Originals in die Hände zu bekommen und außer vielen anderen neuen Texten auch an die hundert katabanische Inschriften aus Gegenden, wo noch nie ein Abendländer war, abklatschen zu lassen. Leider ist bis heute noch das Allerwenigste davon veröffentlicht worden und, da Glaser durch die Verhältnisse gezwungen ist, für seine Copien und Abklatsche eine größere Summe zu verlangen, liegt die Gefahr vor, daß seine Bleistiftcopien verblassen, seine Abklatsche verstauben und so allmählich undeutlicher werden. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auf diese für die Kenntniß Südarabiens so überaus wichtigen Documente zu lenken.

Es ist nur noch kurz zu erwähnen, daß der Straßburger Bibliothekar Professor Julius Euting 1883/84 im nordwestlichen Arabien, dem alten Midian, außer anderen Inschriften auch an die zwanzig mehrzeilige südarabische (und zwar genauer sogenannte minäische) Inschriftenfragmente gefunden hat, und daß seit mehreren Jahren ein schwedischer Gelehrter, der längst als einer der besten Arabisten rühmlich bekannte Graf Carlo Landberg, den heutigen südarabischen Dialekten seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Euting's Funde sind für die alte Geschichte Südarabiens von ähnlicher Wichtigkeit wie z. B. die Auffindung phönikischer Inschriften auf dem Boden Südfrankreichs, griechischer im Nordwesten Indiens oder römischer in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Denn durch sie wird außer Zweifel gesetzt, daß das an der südarabisch-philistäischen Karawanenstraße gelegene Land Midian einst unter directem Einfluß der alten Könige von Ma'ân gestanden haben muß; auch hierzu bilden eine Reihe von Glaser's Inschriften einen weiteren höchst interessanten Commentar, und man dürfte begierig sein, zu erfahren, ob nicht auch die biblische Gestalt des Oberpriesters Jethro von Midian irgendwie mit jenem südarabischen Minäerreiche in Beziehung stand oder von dorther neue Beleuchtung empfängt. Es ist das in der That der Fall, aber hierzu müßte ein ganzes Capitel der altorientalischen Geschichte umständlicher aufgerollt werden, so daß ich mich für heute mit dieser Andeutung begnügen muß.

So tritt also jetzt unter den Ländern des vorderen Orients Südarabien und seine alte Cultur mehr und mehr in den Vordergrund des archäologisch-historischen Interesses, zumal von Jahr zu Jahr sich klarer zeigt, welch' uralte Bande diese Cultur mit Babylonien verknüpfen. Denn in Ostarabien, dem am persischen Golf gelegenen Nachbarlande Babyloniens, war allen Anzeichen nach ihre Heimath, und jedenfalls war es die dunkle, schon früh bis an die Pforten Babyloniens gedrungene Kunde von der Existenz der Weihrauchländer, welche einen Teil jener Ostaraber anlockte, nach Süden zu wandern und dort (etwa zwischen 2000 und 1500 v. Chr.) neue Reiche zu gründen. So entstanden die Staaten Ma'ân, Katabân und Hadhramôt, von denen dann der erstere sich im Laufe der Zeit in Nordwestarabien (Midian) und den angrenzenden Gebieten, Aegypten und Südpalästina, neue Absatzgebiete suchte. Aber allmählich wurden centralarabische Beduinen, die die reichen minäischen Karawanen auf der Straße zwischen Südarabien und der Sinaihalbinsel gelegentlich zu überfallen pflegten, lüstern, sich selbst in den Besitz des „glücklichen Arabiens" zu setzen, und so trat zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends das sabäische Reich ins Leben, ein Reich, welches sich als Erbe des minäischen (oder ma'anitischen) und später auch des katabanischen und hadhramautischen fast anderthalb Jahrtausende lang, nämlich bis kurz vor Mohammed's Auftreten, behauptet hat. Die Schrift, die uns auf den südarabischen Denkmälern entgegentritt, und von der in den Berliner königlichen Museen jetzt mehrere von Glasers Reisen stammende Originalproben vorliegen, ist eine Consonantenschrift, bei der die Vocale unbezeichnet blieben; sie geht mit der sogenannten phönikischen Schrift, bekanntlich der Mutter unserer griechischen, lateinischen und deutschen Buchstaben, auf eine gemeinsame Quelle zurück. Da auch die Phönikier der Tradition nach von Ostarabien gekommen sein sollen, so wird also dasjenige Alphabet, aus welchem das phönikische ebenso wie das südarabische Alphabet entstand, wohl ebenfalls in Ostarabien, nicht weit von der babylonischen Grenze, seine ursprüngliche Heimath haben. Während die Religion der Babylonier wie die der Aegypter ein ausgesprochener Sonnendienst war, begegnen wir dagegen überall in Arabien einem ebenso ausgesprochenen Mond- und Gestirndienst; die Sonne fand zwar dabei auch eine Stelle, aber nur die mehr untergeordnete einer Tochter oder Gemahlin des überall an der Spitze stehenden Mondgottes. Merkwürdig ist, daß der Mondgott bei den Minäern die ständigen Beinamen „Freund" (Wadd) und „Vater" hatte, während ihn die Katabanen „Oheim" (im Sinn von „väterlicher Freund und Beschützer") nannten. Noch merkwürdiger aber ist, daß diese Beinamen des Mondgottes in der ältesten Namengebung nicht bloß der Südaraber, sondern auch der alten Hebräer eine große Rolle spielen; Personennamen, wie Ab-ram (Abraham, der Stammvater des Volkes Israel), Ab-salom bedeuten ursprünglich „der Vater ist hoch", „der Vater ist (unser) Friede", oder der bekannte Königsname Jerobe-am „es streitet (für uns) der Oheim" und stehen auf ganz gleicher Stufe mit solchen Namen, wo statt des Wortes Ab „Vater" oder Am „Oheim" die gewöhnliche Bezeichnung El „Gott" erscheint (z. B. Isma-el, d. i. „es erhört Gott"). Es ist bei allen Völkern die Regel, daß alte Personennamen urälteste Verhältnisse, besonders

religiöse, widerspiegeln, und so ist es auch hier, und es liegt in der großen Aehnlichkeit der hebräischen Eigennamen mit den südarabischen zugleich eine Hindeutung, daß auch die Vorfahren Abraham's dem Mond- und Sterndienst ergeben waren. Was den Cultus anlangt, so muß derselbe den Inschriften nach ein sehr reicher und ausgebildeter gewesen sein, etwa ähnlich dem, der uns in der mosaischen Gesetzgebung begegnet. Priester und Priesterinnen, Opfer, Altäre, Cultusgeräthe werden oft erwähnt und mit den verschiedensten Ausdrücken benannt. Deshalb spielen auch verschwenderisch ausgestattete Tempel eine weit größere Rolle als etwa Königspaläste, die Verherrlichung der Gottheit und nicht die des Königs stand eben bei diesem religiös gesinnten Volke obenan.

Derart war das Land der Königin von Saba und seine Cultur, ein Land, das nach der Ansicht der Alten an den Enden der Erde lag und das auch den Meisten von uns noch so unbekannt ist, daß sie es kaum in jener großen arabischen Halbinsel gesucht haben würden, mit welcher sich ihnen gewöhnlich die Begriffe Wüste und Beduinen und ebenfalls noch der der Wallfahrt nach Mekka verbinden. Aber Arabien ist trotz seiner Sandsteppen und Nomaden ein Wunderland, das auch entzückende Palmenoasen, rossenährende Hochebenen, romantische Hochgebirge und üppige Kaffee- und Weihrauchterrassen in sich birgt; und es besitzt, wie wir das in kurzen Zügen sahen, zudem eine Geschichte, die, wenn einmal Eduard Glaser's Inschriften zugänglich werden, uns noch manchen weiteren interessanten Aufschluß über die Beziehungen Arabiens zu seinen Nachbarländern geben wird. Die wichtigsten Texte aber liegen noch im Lande selbst, theils auf der Oberfläche, theils unter dem Boden und eifersüchtig gehütet vom Geist der berühmten Königin. Dem Salomo brachte sie von fernher ihre Gaben. Möchte es in der Folge der Jahre einem zweiten Salomo gelingen, den Ruinen Saba's alle noch übrigen Geheimnisse zu entlocken, dann würde an Glanz und Bedeutung zweifellos Südarabien gleich neben Assyrien, und Marib gleich neben Ninive genannt werden!

Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt.

Von

Wilhelm Dilthey.

[Nachdruck untersagt.]

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, welche unhistorisch gescholten wird, hat eine neue Auffassung der Geschichte hervorgebracht, und in glänzenden historischen Kunstwerken haben Voltaire, Friedrich der Große, Hume, Robertson, Gibbon dieselbe durchgeführt. In diesen Werken verbreitete die Anschauung von der Solidarität und dem Fortschritt des Menschengeschlechts ihr Licht über alle Völker und Zeiten. Jetzt zum ersten Male erhielt die Universalgeschichte einen Zusammenhang, der aus der empirischen Betrachtung selber geschöpft war. Er war rational in der Verknüpfung aller Begebenheiten nach Grund und Folge und kritisch überlegen in der Abweisung jeder Ueberschreitung der gegebenen Wirklichkeit durch jenseitige Vorstellungen. Seine Grundlage war eine ganz vorurtheilsfreie Anwendung der historischen Kritik, welche auch vor den höchsten Heiligthümern der Vergangenheit nicht Halt machte, und eine Methode der Vergleichung, die alle Stadien der Menschheit umspannte. Diese neue, auf Erfahrung gegründete Auffassung vom Zusammenhang im Leben der Menschheit ermöglichte zum ersten Male eine wissenschaftliche Verbindung der Naturerkenntniß mit der Geschichte. Die Hypothesen von der Entstehung des Universums, der Ausbildung der Erde und dem Auftreten des Menschen auf ihr inmitten der Thiergeschlechter konnten nun mit dem Verlauf der Geschichte durch die Idee der Evolution verknüpft werden. Zugleich war doch in dem Lebensgefühl dieses Jahrhunderts selber die Schranke seiner geschichtlichen Aufklärung enthalten. Diese frohmüthig und lebenssicher vorwärts schreitenden Menschen der Aufklärung erblicken in aller Vergangenheit nur die Stufen, die emporführen zu ihrer eigenen Höhe. Dabei sind sie erfüllt von einer göttlichen Frechheit gegenüber der methodischen Gelehrsamkeit der vorhergehenden Jahrhunderte und von einem höchst unbescheidenen Bewußtsein ihres eigenen Verdienstes — von der ganzen glücklichen Souveränität des neuen Geistes, die der Name Voltaire repräsentirt.

I.

Es hat große Geschichtschreiber gegeben, seitdem die Griechen mit ihren hellen Künstleraugen in die Händel der Welt blickten. Aber das ist nun das innere Gesetz der historischen Wissenschaft: wie die geschichtliche Welt sich in der Zeit aufbaut, wächst zugleich mit ihr das wissenschaftliche Verständniß der geschichtlichen Natur des Menschen heran. Denn der Mensch versteht sich selber durch keine Art von Grübelei über sich; aus dieser entspringt nur das große Nietzsche'sche Elend der überspannten Subjectivität: allein an dem Verständniß der geschichtlichen Wirklichkeit, die er hervorbringt, gelangt er zum Bewußtsein seines Vermögens, im Guten und im Schlimmen.

Die Griechen sind die Schöpfer der großen historischen Kunst. Herodot und Thukydides sind die unvergänglich wirkenden Vorbilder derselben. In der Zeit eines unvergleichlichen Glanzes aller Künste erreichte ihre Geschichtschreibung die Vollendung. Die höchste Steigerung des künstlerischen Vermögens, welche die Welt gesehen hat, war auch in ihr schöpferisch wirksam. Aber der Horizont der Griechen war in dieser großen Zeit der freien Stadtstaaten noch räumlich und zeitlich eingeschränkt. Die Nationen, mit denen sie durch Verkehr, Krieg und Reisen im Verhältniß standen, sind von ihnen seit Herodot in dem Typischen ihrer Erscheinung mit dem klarsten Blick aufgefaßt worden; doch die Unkenntniß der Sprachen derselben hinderte sie, in die ältere Geschichte, die Verfassungen und die Literatur derselben einzudringen. So haben sie wohl den typischen Gegensatz, in welchem sie sich jenen gegenüber fanden, herrlich ausgesprochen; aber es entsteht ihnen keine wissenschaftlich begründete Anschauung von der geschichtlichen Entwicklung der Cultur und der Stellung, welche sie selber darin einnehmen. Daher blieb auch ihre politische Wissenschaft in der Zeit ihrer selbständigen Staatenentwicklung beschränkt auf die Zergliederung ihrer eigenen Staaten, sowie derjenigen der Makedonier, Perser und Carthager, die zu ihnen in nächsten Beziehungen standen. Sie untersuchen die Lebensbedingungen, welche das Dasein und die Form ihrer Stadtstaaten bestimmen. Sie erforschen die wirthschaftlichen Grundlagen dieser politischen Körper, deren Struktur und das Gesetz der Abwandlung ihrer Verfassungen. Sie entdecken die große Regel der Proportion von politischen Leistungen und politischen Rechten, an deren Aufrechterhaltung der Friede in einem Staat gebunden ist. Aus ihr entwickeln sie die wahren Ursachen, welche die Revolutionen erwirken. Und seit Platon beschäftigt sie das Problem, dem Staat Dauer, womöglich Unsterblichkeit zu verleihen — die Quadratur des Cirkels nach den Lebensbedingungen, unter denen diese Politiker standen. Ebenso haben sie dann die Formen ihrer eigenen Poesie und Redekunst zergliedert. Und in der Schrift des Dikäarch über das Leben von Hellas erheben sie sich zum Begriff der griechischen Cultur als einer Einheit und zum Versuch einer Wissenschaft derselben. Denn auf dem Hintergrunde der Naturbedingungen hat der große Schüler des Aristoteles die Seiten dieser Cultur unterschieden und das griechische Leben in Verfassungen, Sitten, Lebensgenuß, Culten und Festen dargestellt.

So war die zergliedernde Erkenntniß dieser genialen Nation vor Allem auf ihre eigene, hastig ablaufende Cultur gerichtet. Dies pflanzenhafte Entstehen, Blühen und Versinken, der rasche Wechsel in ihren Verfassungen, der schnelle Verfall ihrer großen Kunst, die vergebliche Arbeit, ihren kleinen Stadtstaaten Dauer zu geben: das ist der dunkle Schatten, der das herrliche, strahlende griechische Dasein begleitet. Und wenn in diesem schönheitsseligen Volk immer wieder das pessimistische Gefühl von der Vergeblichkeit des menschlichen Daseins durchbricht, so ist das die nothwendige Folge hiervon. Wohl war es durch den Ansatz ihrer Welterklärung bedingt, wenn die Mehrzahl ihrer Denker Perioden von Entstehung, Entfaltung und Rückgang des Universums in eintöniger Hoffnungslosigkeit einander folgen ließen, aber dieser Kreislauf wurde ihnen doch zugleich zum erhabensten Symbol der Vergänglichkeit unseres Geschlechtes. Sie haben ein Bewußtsein davon, wie sie die Barbarei und die Unfreiheit hinter sich lassen, aber kein Gedanke beständigen Fortschreitens oder irgend einer Arbeit, die für das Menschengeschlecht gethan würde, richtet ihnen den Blick vorwärts einer größeren Zukunft entgegen.

In dem Zeitalter, in welchem der römische Staat, ein Stadtstaat ursprünglich wie die griechischen, emporstieg zur Weltherrschaft, hat Polybios sein großes Geschichtswerk verfaßt. Er schrieb die Geschichte der Epoche, welche von dem Beginn des Kampfes zwischen Rom und Carthago bis auf die Zerstörung von Carthago und Korinth sich erstreckt. Das Fortrücken der Geschichte selber, die innere Verbindung der Vorgänge auf einem weiten Schauplatz während dieses Kampfes um die Herrschaft über das Mittelmeer stellten der Geschichtschreibung und dem politischen Denken eine neue Aufgabe. Nun konnten die universalhistorischen Gesichtspunkte erfaßt werden, welche durch eine solche Erweiterung des geschichtlichen Blickes auf die Wechselwirkung der Staaten und auf das Verhältniß der beiden größten Culturen des Mittelmeeres bedingt waren.

Der Geschichtschreiber, welcher diese Aufgabe lösen sollte, mußte geschult sein durch die politische Wissenschaft der Griechen, und zugleich mußte er im Mittelpunkt der damaligen Weltpolitik stehen, wo er die Verhältnisse der Staaten überblicken und das Verständniß der leitenden Personen erwerben konnte. Die Geschichte selbst schien sich den Polybios zu dieser Aufgabe gebildet zu haben. Erfüllt von allen Ergebnissen der griechischen Wissenschaft, geschult in der bewegten Politik und den militärischen Actionen seiner Heimath, trat er in den Kreis der Scipionen in Rom ein. Hier fand er sich auf den universalen Standpunkt versetzt, welchem die Zukunft der gebildeten Welt in der Verbindung der römischen Herrschaft mit der griechischen Bildung sich zeigte. Aemilius Paulus, der großsinnige Sieger von Pydna, nahm ihn zur Gesellschaft und zur wissenschaftlichen Ausbildung seiner Söhne in sein Haus auf. Der Geschichtschreiber hat selber etwas ruhmredig berichtet, wie er das Herz des Einen von ihnen, des jüngeren der beiden großen Scipionen, gewonnen hat. Die schüchterne Sehnsucht, mit welcher die Seele dieser jugendlichen Herrschernatur der Weisheit der Griechen sich entgegen wandte, gemahnt daran, wie in einer künftigen Zeit unsere germanischen Vorfahren der griechisch-

römischen Cultur sich verlangend bescheiden hingeben sollten. Die Freundschaft, die nun zwischen den beiden entstand, war den Zeitgenossen ein Symbol der anhebenden Verbindung römischen Herrscherwillens und griechischer Geistes-kraft. Die Aristokratie dieses Scipionenzeitalters ist einer der Höhepunkte menschlicher Existenz. Römische Willensmacht vermählte sich hier mit dem ästhetischen und betrachtenden Geiste der Griechen. Das schönste Denkmal dieser Verbindung ist der Traum des Scipio von Cicero. Dem jüngeren Scipio erscheint der große Held dieses Geschlechts: er deutet ihm den über-sinnlichen Zusammenhang, in welchem die Ordnung des unermeßlichen Universums, wie die Griechen sie erkannt haben, verbunden ist mit der Pflicht, für den Staat zu leben. Die großen römischen Persönlichkeiten fanden sich schon durch das Bedürfniß ihrer Herrscherthätigkeit dahin geführt, die Summe dessen, was das menschliche Denken erworben hatte, in sich zu versammeln. Von den spitzfindigen Grübeleien, die den Philosophemen der Griechen anhingen, möchten sie dieselben befreien. Sie bringen sie in Einklang mit dem Genius ihres eigenen Volkes. Wer könnte sagen, ob die stoische Philosophie, die nun durch Panätios in den Scipionenkreis eintrat und bestimmt war den römischen Geist zu durchdringen, mehr Einfluß auf ihn übte oder von ihm erfuhr? Polybios lebte in dem Bewußtsein dieser Verbindung der beiden größten ge-schichtlichen Kräfte, welche die alte Welt hervorgebracht hatte. So entsprang ihm aus seinem Verhältniß zu dem Kreis der Scipionen das universalhistorische Verständniß des Processes, in welchem die Lebensarbeit der beiden größten Nationen der alten Welt sich zu der Cultur verband, die bis zu dem Eintreten des Christenthums und der Germanen in die Geschichte das geistige Leben be-stimmen sollte. Und hierin war auch das Selbstgefühl gegründet, mit welchem er und andere hervorragende Griechen, wie Panätios, sich unter den Siegern bewegten. Wohl hat Polybios seinen wohlgemessenen Antheil an den Eitel-keiten der Griechen und ihrer Schmiegsamkeit gegen die neuen Herrscher der Erde gehabt. Aber, daß er in Rom, und gerade in dem Kreis der Aristokraten, in dem er lebte, die geschichtlichen Wirklichkeiten erkannte und sich ihnen unterwarf, war doch ein Selbstverständliches für diesen geschulten politischen Verstand. Auch nicht der leiseste Schatten kann von da auf den Charakter des großen Historikers fallen. Die Pose des mit dem Schicksal grollenden, unbelehrbaren und unversöhnlichen Staatsmannes war nicht für diesen hellen, nüchternen Geist, der inmitten der rhetorischen griechischen Geschichtslügen ganz wahrhaft und mit kritischem Sinn der Wirklichkeit hingegeben war.

Seine ausführliche Erzählung begann mit dem Vordringen Hannibal's über die Alpen nach Italien und dem Bündniß Philipp's III. von Makedonien mit den Carthagern; so ergab sich ihm die Aufgabe, die Kräfte darzulegen, welche Rom in den Stand gesetzt haben, diese Krisis zu überwinden, und zur Weltherrschaft fortzuschreiten. Seine Erklärungsweise war im Sinne der Aristotelischen Politik auf die wahren und dauernden Ursachen der Größe des römischen Staates gerichtet. Er fand diese Ursachen in den Sitten, dem Recht und den Institutionen Roms. Wenn er auf die mannhafte Tugend der Römer als den letzten Erklärungsgrund immer wieder zurückkommt, so

erkennt man darin wohl den Schüler der attischen Philosophen und den Zeitgenossen der griechischen Rhetoren; aber zugleich ist es doch ein Document des objectiven historischen Eindrucks, den gerade auf einen damaligen Griechen die Charaktere und Sitten dieser großen aristokratischen Epoche Roms gemacht haben. Und wenn er dann in der gemischten Verfassung Roms eine Hauptursache der Dauer dieses Staates und seiner Macht erblickt, so liegt doch auch hierin ein erheblicher Kern von Wahrheit, nur eingehüllt in die doctrinäre Form der Aristotelischen Staatslehre. Die Hauptsache war: er unternahm, den ganzen Ertrag der politischen Analyse auf die Geschichte anzuwenden, um sie zu einer Wissenschaft zu erheben, welche die Voraussage der Zukunft ermögliche und zur Lehrmeisterin der Staatskunst sich erheben könne. Vor dieser Aufgabe zerging ihm die Kunstform des Herodot und des Thukydides.

Der originale universalhistorische Grundzug seiner Geschichtschreibung war nun aber darin gelegen, wie sie die Wechselwirkung der Staaten, welche in einer gegebenen Zeit die Geschichte ausmachen, umfaßte und die einzelnen politischen Vorgänge aus ihr abzuleiten strebte. Mit stolzem Selbstbewußtsein hat er dies als den Fortschritt bezeichnet, den er im Verständniß der Geschichte vollzog. Er hebt hervor, wie sein Gegenstand selber ihn zu dieser Betrachtungsweise hingeführt habe. Denn er sah, daß die Ereignisse seiner Zeit in Italien, Asien, Griechenland und Afrika in der engsten Verbindung mit einander standen und daß sie gemeinsam die römische Weltmacht herbeigeführt haben. Und er erkannte, daß dies sein Thema eine neue Art der Geschichtschreibung erfordere, welche sich über die Geschichte der Einzelstaaten erhebe und auf den universalen Vorgang gerichtet sei, in dem die Ereignisse von drei Erdtheilen unter einander verknüpft waren.

Und doch lebt auch Polybios unter dem Banne der griechischen Anschauung vom Kreislauf aller irdischen Dinge. Dieser lebenstrotzende römische Staat, der soeben die semitische Rasse bezwungen hat, wird untergehen. Mitten in dem Ueberschwang römischen Machtwillens um ihn her bewahrt der griechische Betrachter die Verstandeskühle, die erfrischend und zugleich doch erkältend aus seinem Werke uns entgegenweht. Eben aus der unbestrittenen Herrschaft Roms, der Zunahme des Reichthums und des Luxus muß der Verfall seiner aristokratischen Staatsordnung hervorgehen. Demokratie und dann Massenherrschaft werden hereinbrechen. So hat auch Scipio im höchsten Bewußtsein des errungenen Sieges, angesichts des zerstörten Carthago, die Ahnung des kommenden Unterganges von Rom ausgesprochen. Polybios war damals mit ihm, an ihn wandte sich der Sieger mit seinem prophetischen Worte: einst werde ein Anderer so auf den Trümmern Roms der Worte des Homer gedenken können. Erst vom Zeitalter des Pompejus und Cicero ab wird dann die ewige Dauer der Stadt und des römischen Reiches zu einem Glaubensartikel, der das historische Denken erheblich beeinflußte.

II.

Die Geschichte schreitet vorwärts. Durch die Verwaltung des römischen Imperiums werden die Nationen dreier Welttheile verbunden. In den Zusammenhang der griechisch-römischen Cultur, wie er sich gebildet hatte,

treten nunmehr auch die östlichen Offenbarungsreligionen ein. Die christliche Kirche breitet sich aus. In ihr entsteht das Problem, welches das innere Verhältniß des römischen Weltstaates, der griechischen Wissenschaft und der christlichen Offenbarungsreligion sei. So große geschichtliche Veränderungen haben einen neuen Begriff vom Zusammenhang der menschlichen Geschichte hervorgebracht. Das Menschengeschlecht wird nun als eine Einheit gefaßt, welche in der Abfolge der Geschlechter einen in ihr angelegten Zweck verwirklicht. In dieser teleologischen Ordnung der Geschichte erfüllen die einzelnen Nationen, die Entwicklung der Wissenschaft, die Ausbildung der Staatsmacht und der Stufengang der Offenbarung die Function, welche der Zusammenhang dieses Ganzen ihnen zutheilt. Der Blick des Polybios erstreckte sich gleichsam über die Breite der Geschichte; jetzt hat sich nun der Begriff der Universalgeschichte in der Richtung ihres Zusammenhanges durch die Zeit erweitert und vollendet. Aber dieser Zusammenhang wird nicht wissenschaftlich begriffen, sondern er wird religiös und metaphysisch gedacht. Er wird als eine in der Gottheit gegründete Zweckordnung erfaßt. Und das Band, welches Anfang und Ende desselben verknüpft, ist die heilige Geschichte. Die Schrift des Augustinus „Ueber den Staat Gottes" hat diesen neuen Begriff zuerst entwickelt. Augustinus schrieb, als die griechisch redenden Völker im oströmischen Reiche sich loslösten von dem Körper der abendländischen Welt und in Erstarrung verfielen, als die Philosophenschulen der Griechen untergingen und die germanischen Nationen in das römische Weltreich eindrangen. Die Kirche allein blieb aufrecht und siegreich vorwärts schreitend in dieser Lage der Welt. Dieser „Gottesstaat" hat sich für Augustinus von den Ursprüngen des Menschengeschlechts an in aufsteigender Entwicklung gebildet, und auf seiner Ausbildung beruht auch die weitere Geschichte der Menschheit. Ueber dem Werke lagert das Gefühl der Greisenhaftigkeit der antiken Cultur, des herannahenden Unterganges der politischen Ordnungen, des Unwerthes allen weltlichen Daseins.

Der Ursprung dieser neuen universalhistorischen Anschauung lag in dem Gedanken vom Reiche Gottes. Die schönen Illusionen der Scipionenzeit waren untergegangen in dem brutalen Egoismus der Oligarchie, in der Ausbeutung der unterworfenen Provinzen und in dem Blut der Bürgerkriege. Das Glück, das unter dem Imperium des Augustus die aufathmende Welt genoß, war das des Friedens, der Civilisation und einer weisen Verwaltung: nichts von dem selbständigen Lebenswerk der Nationen, von dem Fortschritt der Menschheit war in dem Lebensgefühl dieser alternden Welt enthalten. Als nun an den stillen Ufern des galiläischen Sees Jesus die Natur um ihn, das schlichte Leben, das ihn umgab, als Gleichniß der göttlichen Ordnung, von der seine heiligen Schriften redeten, verstand und so den Gedanken des Reiches Gottes erfaßte, nicht nur dessen, das kommen sollte, sondern dessen, das immer ist, als dann in der Entwicklung der christlichen Gemeinden mit dieser Idee des Gottesreiches der stoische Begriff des Weltstaates und der universale römische Begriff der Kirche verschmolz: da bildete sich zum ersten Male das Bewußtsein einer solidarischen Verbindung der

Völker und ihres Fortschreitens zur Verwirklichung des Reiches Gottes. Und wie die Ideen von der Wiederkunft Christi zurücktraten, rückte diese Verwirklichung immer weiter hinweg in die Fernen der Geschichte.

Dieser Idee ordnete Augustinus alle Begriffe der kirchlichen Philosophie unter. Die Erziehung des Menschengeschlechtes, die Clemens lehrt, den Fortgang desselben durch die Lebensalter, wie Tertullian annimmt, oder durch die sechs Schöpfungstage, wie Cyprian darlegt, die Abfolge der vier Weltmonarchien, die Hieronymus aus dem Buche Daniels geschöpft hat. Ueber sie alle herrscht in ihm der Gegensatz des Gottesreiches und des Staates der Welt, die Dualität, welche die Geschichte zerreißt. Die weitere Entwicklung seines Standpunktes lag dann vornehmlich in der zunehmenden Werthschätzung der äußeren Ordnung des Lebens. Augustinus leitete Eigenthum und Herrschaftsverhältnisse aus dem Sündenfalle ab. Der weltliche Staat war ihm eine Schöpfung der Selbstsucht. Er zählt Rom seine Gewaltthaten nach, und wenn auch er in der mannhaften Tugend Roms die Ursache seiner Macht anerkennt: diese Tugend, die Ruhm und Macht sucht, erscheint dem asketischen Bischof als glänzendes Laster. Werthlos an sich, empfängt der Staat der Welt seine religiöse Bedeutung nur als Instrument in der Hand der Kirche. Für Albertus und Thomas von Aquino ist die Friedensordnung des Staates in der sittlichen Natur des Menschen gegründet; aber sie verwirklicht doch nur die Bedingungen, an welche die Erfüllung des religiösen Zweckes der Menschheit gebunden ist. Dante erst erkennt den selbständigen Werth des Staates an: in ihm wird die zeitliche Glückseligkeit verwirklicht; der Kirche kommt die Vorbereitung des Menschen zum ewigen Leben zu.

Dieser erste Begriff des solidarischen Zusammenhanges der Menschheit und ihrer fortschreitenden Entwicklung konnte nur so lange genügen, als die Bedingungen fortdauerten, aus denen er erwachsen war. Es war eine teleologische Deutung der Weltgeschichte. Man suchte in ihr einen Sinn wie in dem Epos eines Dichters, und man fand ihn nur, weil man in der Offenbarung den Schlüssel für das große Räthsel in der Hand hatte. Durch die heiligen Schriften waren Anfang, Mitte und Ende des Lebenslaufes der Menschheit bestimmt. Und von hier aus wurde die Geschichte nach den realen Verhältnissen construirt, welche von Augustin bis zu dem Verfall der mittelalterlichen Ordnungen bestanden haben. Der Gang der Dinge selbst erwies die Endlichkeit der theokratischen Form, in welcher das Ideal Jesu seine erste Gestalt gefunden hatte. Die Einheit des Gottesstaates ließ sich nicht realisiren. Der Christenheit trat die mohammedanische Welt gegenüber, und vergeblich strebte sie diese geschichtliche Schranke ihres Gottesreiches zu überwinden. Schon früher hatten sich die griechisch redenden Völker dem Papstthum entzogen; nun traten ihm die protestantischen Kirchen entgegen, und es war vollends um die Einheit der christlichen Theokratie geschehen. Und auch die active Idee einer völkerverbindenden, fortschreitenden Arbeit des Christenthums an der Verwirklichung des Gottesreiches auf der Erde schwand aus dem Leben der christlichen Kirchen. In dem Katholicismus von Trient war die große Intention der Kirche, die fortschreitenden Kräfte

der Nationen in weiser Mäßigung zu leiten, verloren gegangen. In den protestantischen Kirchen des 17. Jahrhunderts war das lebendige Gefühl einer einheitlichen, fortschreitenden Macht des Protestantismus, in welchem Luther in seinen ersten großen Jahren, Calvin, Coligny, die Oranier gelebt hatten, verdorrt und zusammengeschrumpft. Und langsam trat nun auch der tiefste Widerspruch heraus, der in dem christlichen Gottesstaat gelegen ist. Jede Religion ist von ihrem Ursprung ab durch die historische Bestimmtheit der religiösen Gemüthsverfassung eingeschränkt, die ihre Dogmen und ihre kirchliche Organisation erzeugt haben. Und so lange sie sich an diesen Ursprung gebunden findet, steht ihr Anspruch auf die Herrschaft über die Menschheit in Widerspruch mit dem universalen Geiste derselben.

III.

Die Geschichte rückt abermals vorwärts, und es vollzieht sich nun in den historischen Wissenschaften ein Fortschritt, durch welchen die Bedingungen geschaffen wurden, unter denen im 18. Jahrhundert der erste Entwurf eines wissenschaftlichen Zusammenhanges der Universalgeschichte und dann im 19. unsere historische Weltanschauung entstehen konnte.

Im 15. und 16. Jahrhundert erhob sich der Geist der modernen Völker zu einer natürlichen Auffassung des geschichtlichen Lebens und der Kräfte, welche dasselbe regieren. Mit der inneren Zersetzung der mittelalterlichen Kirche und ihres metaphysischen Systems, mit den Fortschritten der geistigen und wirthschaftlichen Cultur und der Umbildung der socialen und politischen Verhältnisse, die dadurch hervorgerufen wurden, erwuchs ein Bewußtsein von dem selbständigen Werth alles diesseitigen Lebens und Schaffens, welches die Schranken der transcendenten Weltanschauung der früheren Jahrhunderte überall siegreich durchbrach. Individuum, Staat und Nation erfaßten ihre Souveränität. Sie begannen, ihre Handlungsweise nach ihren natürlichen Interessen zu bestimmen, und sie scheuten sich nirgend, sich offen zu ihren Motiven zu bekennen. Und wie nun die Wiederbelebung der antiken Cultur in der inneren Verwandtschaft begründet war, welche zwischen den neuen Lebensformen der modernen Völker und denjenigen der griechisch-römischen Welt bestand, wurde jetzt auch alles recipirt, was das Alterthum in der wissenschaftlichen Behandlung von Moral, Recht, Staat und Geschichte hervorgebracht hatte. Und noch tiefer wurde die Unzulänglichkeit aller metaphysischen Weltconstructionen empfunden, noch stärker machte sich das Bedürfniß nach einer natürlichen Begründung der diesseitigen Lebensordnungen geltend, als aus der mächtigen religiösen Bewegung des 16. Jahrhunderts nicht die neue Cultureinheit der christlichen Völker, sondern der blutige Hader der Confessionen und Secten hervorging. Aus diesen Elementen erwuchsen die Anfänge einer neuen Theorie des Menschen und der Gesellschaft, welche alle einem Jenseit entnommenen Begriffe und Erklärungen aufgab und diese Welt menschlichen Wollens und Handelns aus ihren eigenen der Beobachtung und Darstellung zugänglichen und so nun wieder praktisch anwendbaren Gesetzen zu erklären suchte. Unter den Einwirkungen der neuen Naturwissenschaft des 17. Jahr-

hunderts ist dann das natürliche System der Geisteswissenschaften zum Abschluß gebracht und seine Kraft, die Wissenschaften und das Leben umzugestalten, unendlich gesteigert worden.

Für das Verständniß historischer Probleme ist diese neue Art, das Reich der Menschen aufzufassen, zuerst in Italien nutzbar gemacht worden, im engsten Zusammenhange mit der hier zuerst praktisch und theoretisch zu einem System durchgebildeten modernen Politik. Machiavelli, der die Reihe der modernen Staatslehrer eröffnet, ist auch der Vater der modernen Geschichtschreibung, und wie der große Florentiner, so stand auch Guicciardini, sein jüngerer Zeitgenosse, als vielgeschäftiger Diplomat mitten in dem wechselvollen Getriebe der italienischen Parteipolitik seiner Zeit. So wählten sich denn auch beide den Stoff ihrer Geschichtschreibung aus den Ereignissen, die ihnen durch ihren persönlichen Antheil daran besonders vertraut waren. Machiavelli schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt, Guicciardini die der italienischen Staaten in der Epoche des Unterganges ihrer Selbständigkeit, von der ersten Invasion der Franzosen im Jahre 1491 bis zu der Schlacht von Pavia, welche die spanische Herrschaft über die Halbinsel entschied. Und sie schilderten diese Dinge und Menschen so, wie sie dieselben in lebensvoller Anschauung vor sich sahen. Die Geschichte wird ihnen zu einem Wettspiel der Parteien und Personen um den Besitz der politischen Macht. Die Interessen der verschiedenen Kämpfer, die Aussichten, mit denen sie in die Arena treten, wie dieselben in ihren Talenten und Charakteren, ihren militärischen und diplomatischen Hülfsquellen gegründet sind, und nun das aufregende Hin und Her ihres Streites, in welchem jeden Augenblick alles gewonnen und alles verloren werden kann, die großen und kleinen Mittel, deren sie sich bedienen, diese groteske Mischung von List und Gewaltthat, Krieg und Verhandlung, ihre Berathungen und Erwägungen vor jedem entscheidenden Schritt, bis in die innersten Regungen der Seele hinein: dieses Schauspiel bildet den Gegenstand der Geschichtschreibung von Machiavelli und Guicciardini, und in der kunstvollen Entwicklung desselben liegt ihre eigenartige Kraft. So ist diese Geschichtschreibung einseitig in höchstem Grade. Sie ist rein politisch in dem, was sie umfaßt. Sie betrachtet den Menschen nur in seinem Verhältniß zum Staat; alle anderen Seiten seines Lebens, Wirthschaft, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Religion, interessiren sie nur so weit, als dieselben den Zwecken des Staates dienstbar gemacht werden können. Und politisch ist auch ihr Zweck. Sie will zeigen, wie politische Macht gewonnen und behauptet werde, und wenn sie sich zu ihrem höchsten Standpunkt erhebt, so beschäftigt sie das Problem, wie der patriotische Staatsmann diese Fülle streitender Interessen im Gleichgewicht halten und Wohl und Bestand des Ganzen sichern könne. Aber eben in dieser Einseitigkeit liegt ihre Bedeutung und die Erklärung ihrer Wirkung bis auf Friedrich den Großen und Ranke und seine Schule hinab. Ihr Gesichtspunkt war doch der Wirklichkeit selber entnommen, und er war und blieb zugleich der wichtigste, unter welchem Geschichte überhaupt geschrieben werden kann. Und durch die Art, wie Machiavelli und Guicciardini ihn durchführten, wurden sie die Schöpfer der dynamischen Geschichtschreibung. Es bedurfte nur

der Anwendung ihrer Methode auf größere und gesundere Verhältnisse, als die des Italien dieser Tage waren, damit dieselbe ihre ganze Fruchtbarkeit entfaltete. In der Geschichtschreibung Friedrich's des Großen vollzog sich dieser Fortschritt, und man weiß, wie er Machiavelli und Guiccardini geschätzt hat.

Sichere Geschichtschreibung beginnt erst mit einer Quellenkritik, welche aus den Ueberresten der Handlung selber und den Berichten darüber den wirklichen Thatbestand feststellt, und wahre Geschichtschreibung erst mit einer Quelleninterpretation, welche diesen Thatbestand als Aeußerung menschlichen Innenlebens zu verstehen vermag.

Die große Philologie des 16. und 17. Jahrhunderts hat in dieser Hinsicht der Geschichtschreibung den werthvollsten Dienst geleistet. Indem sie es unternahm, eine untergegangene Welt aus den verderbten Resten ihrer Literatur zu reconstruiren, entwickelten sich in ihr Kritik und Interpretation zur Kunst und zur bewußten Methode. Weitere Förderung brachten die religiösen Kämpfe und Gegensätze, welche diese beiden Jahrhunderte erfüllten. Indem die beiden großen protestantischen Bekenntnisse die Autorität der katholischen Tradition verwarfen und doch, zur Abwehr des zügellosen Individualismus der Secten, gezwungen waren in dem Buchstaben der heiligen Schriften einen festen Boden für ihre Dogmen und Institutionen zu suchen, gewann die Exegese der Bibel für sie die höchste Bedeutung. Und wie nun Flacius in seinem Kampf mit dem Katholicismus von Trient sich zu den Grundsätzen der Auslegung geführt sah, schuf er in seinem Schlüssel der Heiligen Schrift das erste Lehrgebäude der biblischen Interpretation seit den Tagen des Streites der alexandrinischen und antiochenischen Theologen. Spinoza, Richard Simon, die englischen Freidenker, die niederländischen Arminianer, Bayle unterwerfen die heiligen Schriften der Kritik. Die Magdeburger Centuriatoren eröffnen auf lutherischer Seite die kritische Kirchengeschichtschreibung, Basnage setzt sie auf reformirter fort, in Arnold tritt auch der junge Pietismus auf den Plan, Tillemont, der Jansenist von Port Royal, überragt sie alle.

An dem Beispiel dieser kritischen Thätigkeit der Philologen und Theologen hat sich die specifisch historische Kritik entwickelt. In den Einleitungen zu den Darstellungen und Sammlungen und in besonderen methodologischen Werken wird die Untersuchung der Quellen auf ihren Werth nach der Persönlichkeit der Verfasser, der ganzen Lage in welcher diese geschrieben haben und den Graden der Abhängigkeit die zwischen ihnen bestehen, immer entschiedener als die erste Voraussetzung aller historischen Arbeit betont, und in dem ehrlichen Streben, dieser Forderung gerecht zu werden, bildet sich die Technik der Quellenkritik langsam zu festen Grundsätzen durch. In demselben Maße wächst die Erkenntniß der hohen Bedeutung der Urkunden und Acten. Leibniz bezeichnet dann für lange Zeit den Höhepunkt dieser historischen Kritik. Und auf dem besonderen Gebiet der Urkundenlehre ist doch schon im 17. Jahrhundert die ganze Grundlage gelegt worden. Die neue Wissenschaft erwuchs aus dem höchst praktischen Interesse, welches dieses Zeitalter verwickelter Rechtsverhältnisse an der Feststellung der Echtheit und Beweiskraft Jahrhundert alter

Pergamentblätter hatte. Der denkwürdige Urkundenkrieg, welchen die Stadt Lindau um ihre Reichsstandschaft führen mußte, veranlaßte die schönen Untersuchungen Conring's, und ein Jahrzehnt später rief in Frankreich der Angriff des Jesuiten Papebroch auf die ältesten Urkunden der Benedictiner von St. Denys das klassische Werk Mabillon's hervor.

Und in beispiellosem Fleiß hat das Zeitalter der Humanisten und Polyhistoren nun auch von allen Seiten den Stoff angehäuft, den dann das 18. Jahrhundert seinen eigenen Darstellungen zu Grunde legt.

Aus der Arbeit der Philologen aller Länder stieg allmählich der ganze Schatz der antiken Literatur, so weit er sich überhaupt durch die Noth, Feindschaft und Gleichgültigkeit der früheren Jahrhunderte hindurch gerettet hatte, an das Licht, und immer reiner, zuverlässiger wurden die Texte gestaltet. Man studirte, interpretirte und commentirte zugleich diese Schriften nach allen Richtungen, und in diesem Zusammenhang entstanden die Anfänge der einzelnen Alterthumswissenschaften. Indem die Hülfsmittel der neuen Philologie den praktischen Bedürfnissen der Jurisprudenz und der Staatsverwaltung dienstbar gemacht wurden, ist das imposante Gebäude des Römischen Rechts nach jahrhundertlanger Entstellung und Verstümmelung in seiner ursprünglichen Reinheit und Vollständigkeit wiederhergestellt worden. Der Streit der Confessionen vermehrte den kirchen-historischen Stoff. Um Geschichte durch Geschichte zu widerlegen, setzte der Cardinal Baronius dem Werk der Centuriatoren seine eigenen Annalen entgegen. Unterstützt von einem Stab von Gelehrten durchforschte er zu dem Zweck vierzig Jahre lang das vaticanische Archiv und die Bibliotheken der wichtigsten europäischen Kirchen. Zum ersten Mal wurde nun ein Theil der Schätze, die hier lagerten, veröffentlicht und dem allgemeinen Studium zugänglich gemacht. Aus denselben Tendenzen des restaurirten Katholicismus ging die Heiligenlebensammlung Bolland's und seiner Freunde hervor. In Paolo Sarpi wieder wirkte die immer fruchtbare Verbindung politischer und wissenschaftlicher Interessen; er schrieb die actenmäßige Geschichte des Tridentinums, und sein Werk war so gründlich, so ehrlich, daß es unter fremdem Namen und in fremdem Lande gedruckt werden mußte. Reichhaltiger, massenhafter noch war vielleicht, was an sammelnder und ordnender Vorarbeit für die Geschichtschreibung der einzelnen Staaten und Länder geleistet wurde. Die Quellensammlungen von Duchesne und Baluze sind noch heute für den Historiker Frankreichs so werthvoll wie das Glossarium ihres Landsmannes Ducange für Jeden, der sich in das Gestrüpp der mittelalterlichen Latinität wagen muß. Muratori trug die Quellenschriftsteller und Antiquitäten Italiens zusammen. Und in das Unabsehbare wuchs diese Art historischer Arbeit in Deutschland. Die Existenz zahlreicher politischer Selbstständigkeiten, die doch alle ihre eigene Geschichte hatten und dieselbe der Nachwelt zu überliefern wünschten, kam hier dem Eifer der Gelehrten zu Hülfe. Ein anderer Antrieb lag in dem praktischen Bedürfniß, die Rechtsdenkmäler des Reiches oder der einzelnen Territorien in brauchbaren Editionen beisammen zu haben. Weitaus die meisten Annalen und Chroniken, auf denen sich heute unsere Kenntniß des deutschen Mittelalters gründet, sind in jenen Tagen

schon entdeckt und gedruckt worden. Nebenher geht in ununterbrochenem, wachsendem Strom die quellenmäßige Darstellung der Territorialgeschichte. Die alten Formen dürrer Annalen oder geschwätziger Chroniken weichen überall unter den neuen Forderungen möglichster Vollständigkeit und Zuverlässigkeit. Formlos, weitschweifig, mehr Stoffsammlung als Geschichtschreibung, wurden doch diese Folianten der sichere Grund, auf dem der deutsche Historiker der Folgezeit baute, und noch heute greift er oft auf sie zurück. Und das Zeitalter von Leibniz hat auch schon den Plan gefaßt, dieses ungeheure Material mit vereinten Kräften zu einer großen, in allen Theilen auf die ursprünglichen Zeugnisse gestützten deutschen Geschichte zu verarbeiten. Hiob Ludolf betrieb zu dem Zweck die Gründung eines historischen Reichsinstituts, und Leibniz hat ihn redlich mit Rath und That unterstützt.

Die Quelle für die Kenntniß des 16. und 17. Jahrhunderts selbst wurde dem 18. in der großen zeitgenössischen Geschichtschreibung jener Tage gegeben. Von Machiavelli und Guicciardini bis auf Strada und Davila reicht die Reihe der classischen Historiographie der Italiener, die das, was sie in ihrer Heimath oder draußen in Frankreich und Holland erlebten, mit dem scharfen Blick praktischer Staatsmänner auffaßten und in der Kunstform der großen Alten zur Darstellung brachten. Neben ihnen steht Thuanus, in dem Streben nach classischem Ausdruck, lichtvoller Anordnung und psychologischer Begründung sie nicht erreichend, an historischem Verständniß sie so weit überragend, als die kleinen Verhältnisse der italienischen Staatenwelt hinter denen der neuen Monarchie Heinrichs IV. zurückblieben. Das heroische Zeitalter des niederländischen Calvinismus trieb die Geschichtschreibung von Grotius und van Hooft hervor. Deutschland konnte solchen Werken kein ebenbürtiges an die Seite stellen. Die schicksalsschweren Entwicklungen, die sich hier vollzogen, fanden nicht ihren Widerschein in einer nationalen Geschichtschreibung großen Stiles. Die Zeitgenossen faßten nur einzelne Vorgänge und Momente auf, oder sie betrachteten die Dinge unter dem Winkel der Interessenpolitik dieser oder jener Regierung. Innerhalb dieser Grenzen sind doch auch hier Schöpfungen eigenthümlichen Werthes entstanden. Als die größte von allen das unsterbliche Werk Pufendorfs. Am Ende ihrer Tage fanden sich die beiden Männer zusammen, welche in ihrem ganzen Wesen und Wirken längst zu einander gehört hatten, Friedrich Wilhelm, der Kurfürst von Brandenburg, und Samuel Pufendorf, der eine unter den deutschen Fürsten, der andere unter den deutschen Publicisten der härteste Realist. Wie Friedrich Wilhelm in den dramatischen Momenten seiner Geschichte, wo deutsche und brandenburgische Interessen zusammenstießen, scrupellos dem Antrieb seines natürlichen Egoismus folgte und die allgemeine Sache preisgab, so gewahrte Pufendorf in den großen weltlichen Territorien das einzig zukunftreiche Element der deutschen Staatenwelt. Sie lebten beide in dem Gefühl der Realität der Macht gegenüber allen überlebten Bildungen der Vergangenheit. Im Sommer 1686 wurde Pufendorf nach Berlin berufen, im Februar 1688 traf er hier ein, ein Vierteljahr darauf starb Friedrich Wilhelm und auch Pufendorf selber hat nur noch das Manuscript seines Werkes unterzeichnen können, dann folgte er seinem großen Herrn in das Grab,

und erst ein Jahr nach seinem Tode erschienen die Neunzehn Bücher über die Thaten Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten von Brandenburg. Höchst einseitig, alles nur unter dem Gesichtspunkt der brandenburgischen Politik betrachtend, immer nur auf die Action nach Außen gerichtet, wurde doch das Werk eben dadurch der vollkommene Ausdruck der Natur beider, des jungen brandenburgischen Staates und seines ersten großen Geschichtschreibers. Und wie rücksichtsloseste Offenheit auch ein Zug dieser gemeinsamen Natur war, hatte der Kurfürst seinem Historiographen die unbeschränkte Benutzung der Archive gestattet und Pufendorf von dieser Erlaubniß so freimüthigen Gebrauch gemacht, daß seinem Werk sogleich nach seinem Erscheinen der Vorwurf gemacht wurde, es schädige den Ruf der brandenburgischen Politik. In dem allen wurde Pufendorf Ausgang und Vorbild aller späteren specifisch preußischen Geschichtschreibung: Friedrich der Große und Hertzberg, Droysen und Treitschke sind sich ihrer inneren Verwandtschaft mit ihm bewußt gewesen.

IV.

Die Kunst der Geschichtschreibung bedarf einer geistigen Anschauung des Zusammenhanges, welcher die Vorgänge verknüpft und ihnen Leben und eine aus dem Gemüth stammende innere Kraft mittheilt. Die Zeiten von Guicciardini und Davila bis auf Voltaire und Montesquieu, Hume und Gibbon hatten die wissenschaftlichen Werkzeuge für die Bearbeitung des ungeheuren Stoffes der Geschichte geschaffen. Aber die großen leitenden Ideen, welche im Stande waren, diesen Stoff zu beherrschen, sind erst von dem 18. Jahrhundert hervorgebracht worden. Sie erwuchsen auch jetzt wieder aus dem historischen Leben selbst, und zwar aus einer Verbindung der größten weltgeschichtlichen Vorgänge. Denn nur Anschauungen von ganz universaler Art vermochten es, das Spiel der Kräfte zu erfassen auf dem weiten Schauplatz der damaligen Zeitgeschichte und in der langen Vergangenheit, die nun durch die Forschung erschlossen war.

Aus der Region der allgemeingültigen Wissenschaft vom gesetzmäßigen Zusammenhang des Universums kam der Begriff von der Solidarität und dem Fortschritt des Menschengeschlechtes. Er brachte zu wissenschaftlicher Erkenntniß, was die religiösen Conceptionen im Bilde gesehen hatten. Und wie auch die Folgezeit ihn einschränkte und näher bestimmte: eine leitende, in bestimmten Grenzen beweisbare Idee war doch nun für die historische Wissenschaft gewonnen. Sie war gleich jeder früheren aus der Anschauung dessen abgeleitet, was sich in der Wirklichkeit selber ereignete. In dem Zusammenwirken der Philosophen und der Naturforscher in allen Culturländern entstanden im Verlauf des 17. Jahrhunderts die mathematische Naturwissenschaft, ihre philosophische Begründung und ihre Anwendung auf alle Gebiete des Lebens. Auf allgemeingültigen Grundlagen erhob sich nun die Erkenntniß des gesetzlichen Zusammenhangs der Wirklichkeit. In diesem Zusammenwirken der Forscher und in dem stetigen Fortschritt ihrer Arbeiten lag die neue große Thatsache, welche eine Revolution aller Gedanken erwirkte. Voltaire sagt von dem anhebenden achtzehnten Jahrhundert: „Zu keiner Zeit war eine Verbindung unter den philosophischen Geistern allgemeiner, Leibniz wirkte, sie zu beleben.

Man sah eine Gelehrtenrepublik allmählich in Europa entstehen trotz der Kriege und religiösen Gegensätze. Die Akademien haben diese Republik gebildet. Die modernen Forscher in jedem Wissenszweig haben die Bande der großen Gesellschaft der Geister geknüpft, die überall verbreitet, überall unabhängig ist. Diese Verbindung dauert fort, und sie ist eines der Trostmittel gegen die Uebel, welche Ehrgeiz und Politik über die Erde verbreiten." So entstanden denn jetzt nebeneinander die leitenden Ideen des neuen Weltalters: Autonomie der Vernunft, Herrschaft des menschlichen Geistes über die Erde vermittelst der Erkenntniß, Solidarität der Nationen mitten in ihren Machtkämpfen, und die Zuversicht stetigen Fortschreitens, wie sie aus der Allgemeingültigkeit wissenschaftlicher Wahrheiten folgt, welche gestattet, eine auf die andere zu gründen. Diese Ideen haben die Menschheit mit einem neuen Lebensgefühl erfüllt. In der Geschichte des menschlichen Geschlechtes finde ich kein größeres Ereigniß als die Entstehung dieses Zusammenhanges, welcher von der Erkenntniß der Naturgesetze hinüberreicht zur Beherrschung des Wirklichen durch die Macht des Denkens und von ihr zu den höchsten Ideen, die uns alle bestimmen. Aus ihm erwächst die Ueberlegenheit in dem Lebensgefühl eines jeden von uns, verglichen mit dem der größten Denker und Helden, der erhabensten religiösen Geister der alten Welt. Denn nun erst steht das Menschengeschlecht auf festem Boden, ein in der Wirklichkeit gelegenes Ziel vor sich und einen deutlichen Weg, es zu erreichen.

Diese Sicherheit des Fortschreitens in der Gesittung wurde gesteigert durch die Entwicklung der großen Monarchien Europas. Es formten sich die robusten politischen Körper, welche die Träger der modernen Geschichte wurden. Frankreich consolidirte sich zuerst. Dann gelangte mit der Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien England zu der festen Friedensordnung, welche die Grundlage seiner außerordentlichen Machtentfaltung wurde. In derselben Epoche ging aus dem Doppelkampf gegen Frankreich und die osmanische Macht die österreichisch-ungarische Monarchie hervor, die als eine Singularität unter diesen nationalen Staaten sich doch durch die Macht der Verhältnisse behauptete. Dann wurde im ersten Menschenalter des 18. Jahrhunderts Rußland ein europäischer Staat, der sich seitdem unaufhaltsam nach Westen vorschob. Endlich entstand das Preußen Friedrich's des Großen, die modernste und verwegenste Staatenbildung, und auch sie hielt sich aufrecht. Diese „großen Mächte" theilten unter sich die Herrschaft über den Erdtheil. Aber indem sie sich gegenseitig in Schach hielten, verminderten sich allmählich die Kriege, und in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts sah Europa dauerndere Friedenszustände als zu irgend einer anderen Zeit seit der Blüthe des römischen Kaiserreiches. Die Literatur erfüllte sich mit dem Ideal eines ewigen Friedens und mit Projecten, ihn zu verwirklichen. Dieselben Staaten sicherten und förderten in ihrem Innern die Arbeit des Einzelnen an den wirthschaftlichen Gütern des Lebens. Sie schufen jene Continuität der materiellen Cultur, welche überall die Grundlage für den Fortschritt der geistigen bildet. Sie stellten sich zugleich unmittelbar in den Dienst von Wissenschaft und Gesittung, als sichere, leistungsfähige Träger der Entwicklung derselben. Sie bedurften dieser geistigen

Kräfte, um ihre politische Macht zu behaupten und zu verstärken. Die großen Fürsten suchten den Glanz ihrer Regierungen zu steigern und die Unsterblichkeit ihrer Namen zu sichern, indem sie den Musen ihren Schutz gewährten. All das stärkte in den politischen und historischen Denkern dieses 18. Jahrhunderts die frohe Zuversicht des stetigen Fortschritts der Cultur. Ueberall ein Optimismus, der die Geister beglückte und vorwärts trieb. Bis dann die Katastrophe der französischen Revolution über diese ganze Ordnung der Dinge herein brach.

Und in diesen modernen Staaten empfing nun die wissenschaftliche Arbeit eine neue, feste Organisation, und auch das verstärkte den Glauben an den beständigen, unaufhaltsamen Fortschritt der Erkenntniß und ihrer Wirkungen auf das Leben. Die Akademien hatten sich gebildet. Gerade die Persönlichkeiten, in welchen sich das neue Staatsbewußtsein verkörpert, Richelieu und Colbert, Cromwell und Karl II., Friedrich der Große, Peter von Rußland, waren durchdrungen von der Bedeutung dieser Anstalten für ihre Staaten. Jetzt zuerst erhielten die Hauptstädte Europas Mittelpunkte moderner geistiger Arbeit. Und diese Arbeit empfing nun in ihnen gerade durch ihre Organisation in dauernden Körperschaften, welche mit Staatsmitteln arbeiteten, eine bestimmte Richtung. Die Akademien förderten die Theilung der Arbeit, die Einschränkung des Einzelnen auf ein bestimmtes Gebiet und den positiven, exacten und methodischen Geist der Forschung. Laplace sagt einmal, ihr wesentlicher Vortheil läge in dem philosophischen Geist, der sich in ihnen entwickle; eben aus dem Wunsch, sich gegenseitig zu überzeugen, entspringe die Uebereinkunft unter ihren Mitgliedern, Untersuchungen von sicherer und unmetaphysischer Art zu bevorzugen. Sie standen da als dauernde Träger des höchst zusammengesetzten und ausgedehnten Betriebes der modernen Erfahrungswissenschaften, welcher der Continuität regelmäßiger Arbeit bedarf. Sie breiteten sich über alle Hauptstädte aus. Fünfundzwanzig Jahre nach der Gründung der Berliner Körperschaft entstand die Akademie in Petersburg. Es folgte die in Stockholm, deren erster Präsident der große Linné war, weiter die in Kopenhagen, und auch die kleineren deutschen Staaten errichteten solche Anstalten. Dann bemächtigte sich der moderne wissenschaftliche Geist der Universitäten, und auch in diesen schritt die wissenschaftliche Arbeitstheilung beständig vorwärts. Eben die Studien, welche an den Akademien zurücktraten und deren doch diese modernen Staaten bedurften, die Staatswissenschaften, die Jurisprudenz und die Medicin, wurden hier fortgebildet. Die Wissenschaft wurde für die Erziehung der leitenden Stände, vornehmlich der künftigen Staatsbeamten verwerthet. Der erste Typus dieser neuen Universitäten war Halle, der Sitz der von der Philosophie des Jahrhunderts bestimmten Staatswissenschaften. Dann entstand Göttingen als der Mittelpunkt der historischen Studien, die unter dem Einfluß Englands standen. Man muß sich vorstellen, wie die beständige Ausbreitung eines staatlich organisirten wissenschaftlichen Betriebes, die Beschleunigung der geistigen Arbeit, die so entstand, die geistige Autorität der hier wirkenden Personen und ihr von den Studentenzeiten her wirksamer Einfluß auf die hohen Staatsbeamten die Macht der Wissenschaft und ihren Einfluß auf das Leben beständig steigerte. Wie gerade diese Organisation des wissenschaftlichen Betriebes

die Zuversicht auf die zunehmende Gesittung durch den Einfluß der Vernunft vermehrte. Wie diese Grundidee der Aufklärung sich von den Gelehrten aus über die Beamten, die Juristen und die Schriftsteller verbreitete.

V.

So entsprang der Begriff der großen Cultur, die ihre dauerhaften Grundlagen in der Macht der gesetzlich geordneten Monarchie, in der Entwicklung der Industrie, des Handels und des Reichthums besitzt, die auf diesen Grundlagen als festgegründete, fortschreitende, allgemein gültige Wissenschaft, als Aufklärung und Macht des Menschen über die Natur sich erhebt, um dann ihre Blüthen zu treiben in den durch das Denken veredelten Künsten, einem geläuterten, regelhaften Geschmack und einer feinen, alle oberen Stände verbindenden Gesittung. Diesen Begriff schöpfte die Aufklärung aus sich selbst. Er ward ihr der Maßstab der Beurtheilung jeder früheren Zeit. Seine überzeugende Kraft lag in dem Gefühl der neuen Sicherheit, welche die Civilisation in den großen Staaten mit der mathematisch begründeten Wissenschaft gewonnen hatte. In dem Zusammenhang dieser Regierung des Lebens durch das Denken wurden auch die Künstler und Dichter aufgefaßt. Sie waren eine Kraft für den Fortschritt dieser Gesittung. Der Maßstab ihres Werthes lag in ihrer Macht, das menschliche Ideal dieser Cultur und die Freudigkeit des Daseins, welche aus der Souveränität des Geistes entspringt, ausdrücken zu können. Dieser Idee von der Function der Kunst vermag eine einseitig ästhetische Betrachtung nicht gerecht zu werden.

England zuerst entwickelte in der Monarchie des großen Oraniers und der Königin Anna eine einheitliche Civilisation dieser Art. Shaftesbury war der Ausdruck dieses Zeitalters. Er lebte in dem Bewußtsein vom Zusammenhange der Macht und Freiheit seines Vaterlandes mit der Steigerung der menschlichen Persönlichkeit zur inneren Harmonie. Alle Bedingungen sind erfüllt: die große Cultur, welche in der Zeit der Macht des römischen Staates durch den beständigen Kriegszustand gehemmt worden ist, wird nun in England Wirklichkeit werden. Sie fordert die Unterordnung der Phantasie unter ein Denken, das sich der Wirklichkeiten bemächtigt. Dann wird sie eine höhere Gestaltung der Persönlichkeit, eine reinere Form der Kunst und eine edlere Gesittung hervorbringen.

Mit diesem Ideal einer machtvollen und doch freien Ordnung der Gesellschaft erfüllte sich Voltaire, als er nach England kam. Und wie er nun Franzose war in jeder Faser, hielt er doch fest an dem Eigenwerth der Bildung seines lebensfreudigen Vaterlandes. Voltaire wandte zuerst den neuen Begriff der Cultur auf die Geschichte an. In seinem Zeitalter Ludwig's XIV. unternahm er, den Zusammenhang darzustellen, in welchem alle Erscheinungen des französischen Lebens während der Regierungszeit dieses Königs verknüpft sind. Ludwig XIV. war ihm die Verkörperung des Machtwillens des französischen Königthums. Sein Cultus dieses Königs beruht auf dem Gedanken, daß die Größe und die Festigkeit seines Staates allein die Steigerung des ganzen menschlichen Daseins, die Blüthe der Wissenschaften, den Adel und

die Formgröße der Kunst und die höfische Verfeinerung der Sitten ermöglicht habe. Er verurtheilt die Ausschreitungen dieses Machtwillens in den Verwüstungen deutscher Länder, in der Unersättlichkeit seines kriegerischen Ehrgeizes, in der Austreibung der Protestanten und der Verfolgung der Jansenisten. Aber seine Seele ist doch bei jeder Action des Königs, welche die einheitliche Kraft und die Ausdehnung Frankreichs zum Ziele hatte. „Die große Seele", der Antrieb in ihm „zu großen Dingen jeder Art", der Wille zur Macht haben es ihm angethan. Er sucht ihn in seinen kriegerischen und politischen Actionen zu erfassen. In einer Sammlung von Anekdoten, welche das Innerste seines Privatlebens beleuchten, möchte er ihn verständlich machen. Schließlich handelt es sich ihm doch nicht um diesen König. Er will die Structur dieses französischen Zeitalters, wie es durch die Macht seiner Monarchie möglich geworden ist, zum Verständniß bringen.

Von der Entwicklung der politischen Macht Frankreichs in Krieg und Politik geht er fort zum Aufschwung von Handel und Industrie, Gesetzgebung, Kriegswesen, Finanzverwaltung, um dann zu schildern, was für die Wissenschaften in diesem Zeitalter geschah. Er bemerkt wohl, daß die „gesunde Philosophie" unter Ludwig nicht dieselben Fortschritte machte als Beredtsamkeit oder Dichtung, und wie ihm immer die Vergleichung mit der englischen Cultur gegenwärtig ist, stellt er die Ueberlegenheit ihrer wissenschaftlichen Leistungen unbefangen fest. Ueber die Gründe dieser Thatsache, die einen so trüben Schatten auf die Regierung des Königs werfen, geht er leichten Fußes hinweg. Indem er sich nun der Literatur und den Künsten zuwendet, tritt der eigenthümliche Gesichtspunkt seines Werkes vollkommen heraus. Nicht in der Vollkommenheit einzelner Dichter liegt ihm die unermeßliche Bedeutung dieser Literatur, sondern in der Vollendung der Sprache, die nun jeder Aufgabe gewachsen ist, in der Ausbreitung der Kunst über alle Gattungen von Poesie und Prosa und über alle Gegenstände der Wirklichkeit, und in der Macht, mit der sie die feine Gesellschaft allenthalben durchdringt, Prinzen, Staatsmänner und Militärs mit den Schriftstellern mischt und mitwirkt an der Ausbildung einer höheren Form menschlichen und gesellschaftlichen Daseins. Mit dieser Erkenntniß erfaßt Voltaire in Wahrheit den Fortschritt, welcher von der Dichtung der Einbildungskraft hinüber führt zur Epoche eines Racine, Diderot, Lessing, Goethe und Schiller. Sie sind mehr als Dichter: indem sie von ihrer geistigen Höhe aus die Zeit beherrschen, werden sie in einem umfassenderen, wenn auch nicht höheren Sinne zu Lehrern der Menschheit, als die früheren, selbst Shakespeare, es waren.

Und jetzt erhebt sich die Geschichtschreibung Voltaire's auf den höchsten Standort der Betrachtung. Er unternimmt es, in vergleichender Anschauung die ganze geistige Cultur der Epoche zu überblicken, welche kurz vor der Regierung des Königs anhob, und die jetzt, wo er sein Werk entwirft, abgeschlossen vor ihm liegt. Die Philosophie als universale Wissenschaft gibt nach seiner Einsicht dieser Epoche eine unermeßliche Ueberlegenheit über jedes frühere Zeitalter. Vergleicht man Platon mit Locke, so erkennt man den Fortschritt, welchen die Bildung in dieser größten Zeit des menschlichen Geschlechtes voll-

zogen hat. Die Engländer sind von Milton bis Pope, Addison und Swift die Meister der gedankenstarken Dichtung, sie sind in Locke und Newton die Lehrmeister der Menschheit in der wahren Philosophie. Und mag er Leibniz auch anderwärts noch so boshaft verspotten wegen seines Optimismus, hier weiß er ihn als den universalsten Denker Europa's zu würdigen. In dem universalen Zusammenhang aller Wissenschaften in den verschiedenen Culturländern, getragen von den Akademien, lag ihm die Größe dieser Epoche. Und da ihm nun Aufklärung, Toleranz und Humanität schließlich doch den wichtigsten Ertrag der großen Cultur bedeuten, mündet seine Darstellung des Zeitalters in der Schilderung der religiösen und kirchlichen Zustände. Er wirft sich in das Wirrsal der religiösen Streitigkeiten, er erkennt die Fehler der Kirchenpolitik Ludwig's. Die politischen Motive derselben hat er doch nicht durchschaut. Und wie ihm die Intoleranz des Königs, die schwärmerische Hartnäckigkeit der Hugenotten, das theologische Gezänk der Jansenisten und ihrer Gegner gleicher Weise verhaßt, ja unverständlich sind, endet sein Werk in einer Art von Desperation über die Macht von Beschränktheit und Wahnglauben im Menschen. Er verstand die Gemüthskräfte nicht, welche die Geschichte bewegen.

Den Anforderungen, die man an das volle Verständniß dieser Cultur machen müßte, genügt Voltaire nicht. Er schildert, er beurtheilt, doch er erklärt nicht. Aber er hatte ein besonderes Verständniß für die Art von Größe, welche in dieser französischen Monarchie lebte. Er besaß die Kenntniß von drei großen Staaten, er verstand die großen handelnden Menschen durch eine Art von innerer Verwandtschaft, da er selber von dem Interesse seiner literarischen Macht geleitet war, die sich über ganz Europa verbreitete. Und er hatte nun zuletzt in Sanssouci den größten Vertreter des damaligen Königthums kennen gelernt. Von dem Einflusse Voltaire's auf Friedrich sind wir zureichend unterrichtet, der König machte kein Hehl daraus, wo und wie er lernte. Wie weit Friedrich's Einwirkung auf Voltaire reichte, ist schwer zu sagen. Alles, was der König geschrieben hatte und was er noch ungeschrieben in sich bewegte, war Voltaire bekannt. Wenn man die Abhandlung Friedrich's über die Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, die Industrie und die Fortschritte des menschlichen Geistes in den Künsten und Wissenschaften liest, welche einige Jahre vor dem Werke Voltaire's erschienen ist, so tritt die Uebereinstimmung beider Männer in dieser culturgeschichtlichen Betrachtungsweise deutlich hervor. Es war einer der leitenden Gedanken des großen Königs, daß der preußische Staat, zurückgeblieben hinter den anderen großen Monarchien, zunächst seine Macht begründe und die Hülfsquellen des Reichthums in sich entfalte: auf dieser Grundlage werde die Blüthe der Wissenschaften und Künste anbrechen.

So entsteht eine Veränderung in der Geschichtschreibung, welche auffälliger als irgend eine andere die historischen Werke dieses Jahrhunderts von allen früheren unterscheidet. Die Historie beginnt nun, den Zusammenhang der Cultur in sich aufzunehmen. Das hat nichts mit dem falschen Ideal einer Culturgeschichte zu thun, welches die Verbindung zerreißt, in der mit Zuständen große Menschen und mit regelmäßigen Fortschritten der Civilisation die Machtkämpfe der Nationen verknüpft sind. Eben diese Verbindung ist von

den großen Geschichtswerken eines Hume, Gibbon und Robertson zur Darstellung gebracht worden. Denn die Aufklärung lebt in dem Bewußtsein der Bedeutung der großen Monarchien, in dem Interesse an den Machtverschiebungen zwischen ihnen, in Kriegen und Politik, und selbst ihre Ideale der Freiheit hat sie diesem Zusammenhange eingeordnet. Auch sind die großen Fortschritte in der Auffassung der geschichtlichen Welt während dieses Jahrhunderts nicht von einer Philosophie der Geschichte als einer neu erstandenen Wissenschaft herbeigeführt worden. Es gibt keine abgesonderte Philosophie der Geschichte, die etwas werth wäre. Aber der philosophische Geist war in allen Köpfen wirksam und steigerte die Kraft, die geschichtliche Welt zu begreifen. Er suchte die ursächlichen Beziehungen auf, welche die Gesetze der Natur mit dem Leben des Geistes und die Ausbildung der Erde mit der Entwicklung des Menschengeschlechtes auf ihr verknüpfen. Und das war nun seine Hauptleistung, daß der universalhistorische Gesichtspunkt der fortschreitenden Cultur des Menschengeschlechtes zum Mittelpunkt der Geschichte wird. Die Machtkämpfe der Staaten, Krieg und Politik behaupten ihre Stellung in der Geschichte, selbst Voltaire widmet ihnen den größten Theil seiner beiden Werke. Wenn aber für ihn noch der Krieg wie ein unfaßliches Naturereigniß den ruhigen Gang der Civilisation stört, wenn er vor dem religiösen Affect oder vor dem grenzenlosen Eroberungsdrang Ludwig's wie vor einer Naturgewalt steht, welche in das ruhige Walten der Vernunft einbricht: so lag nun hierin die Aufgabe der Fortentwicklung wahrer Geschichtschreibung, die Gründe dieser Machtkämpfe zu erforschen und die Verminderung ihrer Zahl und Stärke zu erklären, die insbesondere aus der Entwicklung der großen Monarchien und des Gleichgewichtsverhältnisses unter ihnen sich ergab. Hier greifen die politischen und historischen Ideen Friedrich's des Großen ein.

Für die Auffassung der Cultur selber bildete sich bei den besten Historikern des Jahrhunderts eine Technik aus, sie nach ihren verschiedenen Seiten auseinander zu legen. Querschnitte gleichsam wurden durch den Fortschritt der Cultur an besonders wichtigen Punkten der Entwicklung gelegt. Hume zuerst hat seit 1763 mit zureichender Genauigkeit dieses Verfahren angewandt. Montesquieu's Hauptschriften waren erschienen, Voltaire hatte eben sein Zeitalter Ludwig's hervortreten lassen, als Hume in Edinburg seit 1752 in die Quellen seiner vaterländischen Geschichte sich vertiefte. Und während er mitten in der Arbeit war, erschien Voltaire's Schrift über die Sitten. Neben die Erzählung der politischen Geschichte stellt Hume eine gründliche umfassende Darstellung der Verfassung, der Gesetze und Sitten während der angelsächsischen Heptarchie, dann der normannischen Feudalverfassung, und er endigt mit der berühmten Schilderung der Sitten und des wissenschaftlichen Geistes, wie sie nach den langen Kämpfen zwischen dem Königthum und den Gemeinen sich unter Wilhelm von Oranien gebildet hatten. Dann hat Robertson 1769 in der schönen Einleitung zu seiner Geschichte Karl's V. die Zustände der europäischen Gesellschaft in eine innere Abfolge gebracht. Und der größte unter den Historikern des Jahrhunderts, Gibbon, beginnt sein Werk mit einer Darstellung der gesammten Cultur des römischen Reiches in dem Zeitalter der Antonine —

jener langen glücklichen Epoche, in welcher das römische Reich unter einer weisen Verwaltung edler Kaiser den höchsten Zustand von Frieden und innerer Wohlfahrt genoß: bis dann mit dem Tode Marc Aurel's der Verfall desselben begann. Diese Darstellung ist das Höchste, was die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts in dieser Art geleistet hat. Eine ähnliche Schilderung widmet er den Zuständen der Deutschen zur Zeit ihres Einbruchs in das Weltreich unter Decius. So zergliedert er auch an anderen Stellen den Geist der Nationen, wenn sie mit der römischen Welt in Berührung treten. Und er zuerst hat in genialer Analyse den Charakter des Christenthums der ersten Jahrhunderte dargelegt und die Ursachen seines Wachsthums entwickelt. War es doch die Zeit der großen Analysen der Engländer. Das wirthschaftliche Leben, die moralischen Thatsachen, das künstlerische Schaffen, die wissenschaftliche Arbeit des menschlichen Geistes wurden zuerst von ihnen methodisch zerlegt. Adam Ferguson und Henry Home haben hierauf ihre Zergliederung der gesammten Gesellschaft und des geschichtlichen Fortschrittes derselben gegründet.

So erwuchs aus den Begriffen der Einheit des menschlichen Geschlechtes, des Zusammenhanges der Erscheinungen seiner Cultur in jeder Epoche, des Fortrückens zur großen Civilisation des 18. Jahrhunderts die Aufgabe, die Linie des Fortschrittes zu beschreiben, welche von der Barbarei der primitiven Zustände empor führt zu der Bildung der großen Monarchien, der Constituirung einer allgemein gültigen Wissenschaft, der Aufklärung und Gesittung. Alle Geschichtschreiber der Aufklärung sind in den Grundzügen einander verwandt. Ihnen allen liegt das Ziel der geschichtlichen Bewegung in der Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung, der Toleranz, der religiösen Aufklärung, der wohlstilisirten Kunst und in der neuen Freiheit des Menschen, seine Persönlichkeit zu entfalten, die ihm in diesen gesicherten großen Staaten entsteht. Naturwissenschaft, Schilderungen der Reisenden, Verbindung derselben mit den ältesten Denkmälern unseres Geschlechtes haben nunmehr den Anfang der Geschichte in der primitiven Stufe des menschlichen Geschlechtes festgestellt. Die Zeit der Mythen über den Ursprung der Menschen ist vorüber. Wie das menschliche Geschlecht durch Wahn, Illusion und leidenschaftliche Wirrungen hindurch von Stufe zu Stufe zu dieser Civilisation emporstieg, das ist der Gesichtspunkt, unter welchem jeder Theil der Geschichte von den Historikern behandelt wird. Die Universalgeschichte ist jetzt ganz da. Die Stimmung des Geschichtschreibers schwebt zwischen dem Mitgefühl und dem Lächeln über die großen Täuschungen der Vergangenheit und der optimistischen Lebenszuversicht, in welcher dies Zeitalter der Vernunft einem grenzenlosen Fortschreiten der Menschheit unter der Leitung der Erkenntniß selbstbewußt entgegen sieht. Voltaire hat die Abrechnung mit der theologischen Geschichtschreibung von Bossuet vollzogen. Und er hat auch zuerst in seinem Werke über die Sitten und den Geist der Nationen den Fortgang des Menschengeschlechtes unter dem neuen Gesichtspunkt zu beschreiben unternommen.

Dies Werk hat ihn sein Leben hindurch begleitet. Er hat schon um 1740 für die Marquise von Chatelet eine Philosophie der Geschichte und einen

Versuch über die Geschichte des menschlichen Geistes von Karl dem Großen bis auf seine Zeit niedergeschrieben. Beides fügte er dann zusammen und ließ es 1756 erscheinen. Noch zwanzig Jahre danach, in seinem Todesjahre, hat er sich von Neuem mit dem Werke beschäftigt. So groß die Intention desselben war, so unzureichend ist die Ausführung. Die Wirkung, welche in der Anwendung der neuen Ideen auf die Thatsachen der Geschichte lag, war doch außerordentlich. Sie wurde verstärkt durch zwei Momente. Indem Voltaire alle Ueberlieferungen der Vergangenheit dem Maßstab des gesunden Menschenverstandes unterwarf, steigerte er den Geist der Kritik. Desultorisch, fehlgreifend oftmals, wenn er verwirft wie wenn er annimmt, weit unter der tiefsinnig combinatorischen Kritik von Vico und der methodisch geschulten von Perizonius, ist er doch wirksamer als alle seine Vorgänger durch das allgemeine Princip des historischen Zweifels. Vor Allem aber äußert sich in diesem Werke seine schriftstellerische Kraft so vollkommen als kaum in einem anderen. Es unterscheidet sich gänzlich von Allem, was jemals vorher über Geschichte geschrieben ist. Nach so langen Zeiten mühsamer Arbeit der Gelehrten erscheint hier ein souveräner Mensch, der überzeugt ist, das Maß für den Werth jeder geschichtlichen Erscheinung in seinem modernen Bewußtsein und der Cultur seines Jahrhunderts zu besitzen. Er überschüttet mit seinem Spott die Priester aller Religionen bis zu denjenigen, die unter Ludwig XIV. mit ihren Streitigkeiten den ganzen Staat erfüllten. Jede Art von Intoleranz oder Sklaverei trifft er mit seinem Haß bis zu dem großen Adel, der noch am Hofe Ludwig's XIV. vom Staate lebt. Und zugleich empfindet er doch den Abstand der geistigen Freiheit, in der er lebt, von der vulgären Masse, die unbeweglich in der Tiefe verharrt, Untergrund der Geschichte, zusammengesetzt aus Betrügern und Betrogenen. Er geht jedem Fortschritte des Wissens und jedem Werke des guten Geschmacks mit dem Enthusiasmus des Jünglings nach. Das geschichtliche Leben entlockt ihm tausend Ausrufe über die Macht der Dummheit und des Wahnglaubens und über die eiserne Herrschaft des Zufalles. Die Geschichte wird lebendig, indem dieser lebendigste aller Menschen jede Erscheinung derselben zu sich in Verhältniß setzt. Die Macht der Subjectivität hält nun in das Reich der Tillemont und Muratori ihren Einzug. Und in ihrem Gefolge die Kunst der Geschichtschreibung, die immer in der inneren Lebendigkeit begründet ist. Es ist zunächst eine äußerst subjective und regellose Form. Aber die wahren Kunstwerke werden hervortreten, wenn die frei gewordene Subjectivität sich ruhiger, anhaltender, wissenschaftlicher der großen Gegenständlichkeit der geschichtlichen Welt hingibt.

Es war nothwendig, zu einem methodischen Verfahren der Erklärung fortzuschreiten. Und in den geschichtlichen Thatsachen selber lag die Nöthigung, die Fragestellung Voltaire's zu erweitern. Innerhalb derselben Stufe der Entwicklung der Gesellschaft breitet sich eine Mannigfaltigkeit von Lebensformen aus. Der politische Denker dieser Zeit sah vor sich den theokratischen Despotismus im türkischen Reiche, die gesetzliche Monarchie von Frankreich und Preußen, die freie Staatsordnung Englands und die Republiken von Venedig, der Schweiz und dann von Nordamerika. Er fand diese Unterschiede

verbunden mit denen der Volkscharaktere, des bürgerlichen Rechtes und des geistigen Lebens. So entstand die Aufgabe, aus den gleichen Zügen der Menschennatur diese Verschiedenheiten abzuleiten und sie zu den großen Stufen der menschlichen Entwicklung in Verhältniß zu setzen. Das vergleichende Verfahren, das die Alten geschaffen, und dessen Ergebnisse, wie sie bei Platon, Aristoteles, Polybios, Cicero und in den umfassenden Blicken der medicinischen Schulen über die Unterschiede des Klimas und deren Wirkungen vorlagen, mußten zur Erklärung verwerthet werden. Vico, Grotius, Bodin mußten fortgeführt werden. Montesquieu zunächst erfaßte diese Aufgabe.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Raphael als Weltmacht.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

Erstes Capitel.

I.

Als ich vor vierzig Jahren das Leben Michelangelo's zu beschreiben unternahm, kam das Buch im Ganzen so zu Stande wie es besteht. Der Aufbau der Erzählung war gegeben: man hatte den glänzendsten Abschnitt der Geschichte von Florenz als Schlachtfeld gleichsam der Kämpfe des Mannes darzustellen, dessen Kunstwerke zugleich historische Ereignisse waren. Sie stehen noch da, und die Welt weiß, was sie an ihnen und an ihm zu bewundern hat.

Eine Reihe von Jahren später versuchte ich Raphael's Leben zu schreiben, kam aber zu keinem Abschlusse. That nach zehn Jahren die Arbeit ganz von Neuem, gelangte wiederum aber zu keinem Ende. Machte dann nach längerer Zeit einen dritten Versuch und gehe jetzt zum letzten Male daran. Warum blieb bei Raphael, der der Welt so viel vertrauter ist als Michelangelo, meine Mühe ohne Erfolg?

Michelangelo's Leben zu beschreiben, konnte gelingen, weil er von allen Seiten sichtbar dastand. Raphael ist niemals wie Michelangelo in die Oeffentlichkeit vorgetreten. Er hat am Hofe des Papa Giulio und hinterher in der nächsten Gesellschaft des Papa Leone gewiß eine Rolle gespielt, in Rom aber kein bleibendes Andenken hinterlassen. Liebenswürdig zu sein, vornehmen Herren dienstbar gewesen zu sein, war sein vergänglicher Ruhm. Raphael's Werke sind auch keine politischen Monumente gewesen. Nicht um seine verrauschten Erlebnisse handelt es sich heute, sondern um das Gesammtgefühl, das seine Persönlichkeit der heute lebenden Menschheit einflößt. In Raphael's besonderen Schicksalen ist eigentlich nur das Eine von Wichtigkeit: daß er vor seinem vierzigsten Jahre schon starb und daß er bezaubernd in seinen Werken ist. Goethe sprach aus, Raphael würde, lebte er heute wieder auf, im Kampfe um den frischesten Lorbeer weiter arbeiten dürfen.

Der gewaltige Michelangelo, als er todtalt sich niederlegte, hatte sein Lebenswerk voll hinter sich. Er würde keinen Raum finden, es zu wiederholen, und nach seiner Gruft zurück verlangen; Raphael aber wird eine endlose Jugend zur Begleiterin haben, so lange seine Werke dauern. Alles, was Michelangelo von früh auf an Figuren geschaffen hat, trägt einen Schein von Vorstudien zu seinem Jüngsten Gerichte. Seine Männer und Frauen haben etwas geistig Belastetes. Keine freudige Gestalt oder Scene hat er gemalt oder gezeichnet. Selbst wo er die reine Schönheit darstellt, umgibt sie ein Hauch von Vergänglichkeit. Der Gedanke könnte uns aufsteigen, als sei das kummervolle Sonett „Carico d'anni e di peccati pieno", die vorahnende Anschauung der letzten Jahre, in seiner Jugend schon von Michelangelo gedichtet worden. Michelangelo nimmt seine Stelle im Fortschritte der florentinisch-römischen Kunst zwischen Donatello und Bernini und Rubens, dem vaterlandslosen Hofmaler des Adels im 17. Jahrhundert ein. Raphael dagegen gehört in kein besonderes Jahrhundert. Er hat weder Vorgänger noch Nachfolger gehabt.

Raphael ist ein Bürger der Weltgeschichte. Wie einer von den vier Flüssen ist er, die dem Glauben der alten Welt nach aus dem Paradiese kamen. Wir kennen seine Lernjahre nicht, wüßten sie auch nicht einmal in Vermuthungen zu construiren. „Die Vermählung Maria's", sein erstes Werk, das er im Alter von einundzwanzig Jahren vollendete, deutet keine vorausgehende Entwicklung an. Es steht rein und frisch da, fast unberührt von den Jahrhunderten. Ich machte mir, als ich es 1873 nach längerer Zeit wieder sah, folgende Notizen: „Lauter fast klare, harte Farben, durch die Zusammenstellung, aber zu Harmonie und völliger Ruhe vereint. Grelles Roth in den verschiedenen Nüancen. Blau, Grün, Gold, Gelb. Immer eine Farbe ergänzt die andere durchaus. Unendliche Reinheit der Ferne, durch die Säulen und die offene Thür sichtbar. Die Köpfe fast coquett modern mit den Schatten unter der Nase. Dabei immer das Ganze als Ganzes wirkend. Man sieht nie die Farbe ohne die Zeichnung. Man glaubt ein von ferne gesehenes colossales Gemälde zu sehen."

Setzt das Werk in Staunen, weil es unvermittelt durch vorausgehende Werke der italienischen Kunst eintritt, so erregen die inneren Eigenschaften der Arbeit noch mehr unsere Bewunderung. Wie soll dieser einsame, junge Meister innerhalb seiner Zeit und aller Zeiten erklärt werden? Was ich Anziehendes aus den Tagen Augusteischer und Hadrianischer Kunst kenne, enthält nichts von der geistigen Schönheit, mit der Raphael eintritt. Noch keine Erfahrungen hatte er. Eine in Italien vorher unerhörte schöpferische Kraft aber war im italienischen Volke erwacht. Nicht in Raphael allein. „Die Vermählung Maria's" stand drei Jahrhunderte hindurch fast unbekannt in Città di Castello. Das Bild begann vor hundert Jahren in Mailand erst seine Laufbahn. Longhi's Stich machte es damals populär, und doch ist es durch die Photographie heute eigentlich erst bekannt geworden. Wir müssen zum Verständnisse seines nun sich voll abrundenden Welterfolges die gesammte geistige Arbeit Italiens in Betracht ziehen.

II.

Zwei- bis dreitausend Jahre italienischer Geschichte kennen wir. Innerhalb dieser Zeit hat das Land nur zwei Epochen der Freudigkeit erlebt: die zwei Jahrhunderte, in denen bis zu Christi Geburt Roms große Herrschaft sich bildete, und, über ein Jahrtausend später, die abermals kurzen Säcula von Dante bis zum Untergange der florentinischen Freiheit. In beiden Epochen wurde die Kunst und Wissenschaft der Griechen vom italienischen Geiste neu aufgenommen. Wir verfolgen in den Zeiten der zu Ende gehenden republikanischen Freiheit und des beginnenden Kaiserthums die einzelnen Siege der Römer und die Städteberaubungen Griechenlands, Siciliens und Kleinasiens von Fall zu Fall. Griechische Kunst und Literatur brachen in das herrschsüchtige, culturlose Rom ein. Wir verfolgen, wie Rom umglänzt von diesen Kostbarkeiten zur Mitte des Erdkreises wurde, und scheinbar selbst schaffend, eine heitere Kunst hervorbrachte. Und anderthalb tausend Jahre später gewahren wir, wie nun unter den Päpsten die Reste der kaiserlichen Pracht aus dem Schutte neu hervor kommen und in all' ihrer nunmehrigen Armuth Italien wieder froh machen. Das war das Element, in dem Raphael aufkam. Zurückblickte er zu jenen alten Tagen, als die griechische Cultur, der ungeheure geistige Reichthum neben anderen Reichthümern aus Griechenland nach Rom importirt wurde, und von der kriegerischen Bevölkerung zum Theil nicht ohne den Widerstand älterer Generationen aufgenommen ward. Nach dem Absterben der Julischen Kaiserfamilie trat das eingeborene trübe Streben nach gemeinem Gewinn und Lebensgenuß in Rom wieder hervor. Die Julier waren die erste und letzte kaiserliche Dynastie, die ihren Ursprung von den Göttern ableitete. Es gibt literarische Eindrücke, die sich uns aufdrängen, ohne daß man zuerst darüber nachdenkt: der Ton, in dem Tacitus von seinen eigenen Zeiten zu berichten beginnt, ist der einer traurigen Resignation, in der bis dahin von den römischen Dingen nicht berichtet worden war. Diese gedrückte Sprache der römischen Autoren erhebt sich bei keinem Schriftsteller wieder zu dem stolz-gleichgültigen Selbstbewußtsein der früheren Zeiten. Wie sehr schrieben Cicero und Cäsar aus dem Gefühl, Rom sei die Quelle aller Größe, wie dichtete aus dem innersten Herzen heraus Horaz sein Carmen seculare und Virgil seine Verse auf die Ewigkeit der Nachkommenschaft des Aeneas als Beherrschers des Weltalls. Unter Augustus hat Rom die letzten Vertreter dieses auf der Oberhoheit der Römer beruhenden Bewußtseins erlebt. Seneca, Plinius und Marc Aurel begnügen sich in dem Gedanken, die absteigende geistige Bewegung werde sich aufhalten lassen.

Unter Tiberius aber, mit dessen Herrschaft Tacitus beginnt, hatte Christus gelebt! Die Lehren Christi standen zu den Ideen des sich damals nach außen hin immer noch vergrößernden römischen Kaiserreiches nicht in Widerspruch. Christus hatte gesagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, und Pilatus hatte keine Schuld an ihm gefunden. Auch die Entwicklung der römischen Monarchie zur Weltherrschaft mit der Tendenz, alle von dessen Grenzen umfaßten Unterthanen mit dem römischen Bürgerrechte allmählich auszustatten, entsprach den Wünschen der Christen.

Paulus legte hohen Werth darauf, römischer Bürger zu sein. Der Gegensatz zwischen den Bürgern des römischen Reiches und den Anhängern Christi lag darin, daß diese Freudigkeit, welche dem Menschen an sich inne wohnt, denen in zunehmendem Maße zumeist gefehlt zu haben scheint, welche die althergebrachten officiellen Götterverehrungen fortsetzten, sowie den übrigen Bewohnern des Weltreiches die sonnenlose Macht ihrer beliebigen Götter zuletzt so unerträglich wurde, daß Uebertritte zum Christenthum in größeren Massen stattfanden. In der Stille nun nahm diese Entwicklung den Weg, das gesammte römische Weltreich der sich immer fester organisirenden christlichen Priesterschaft zu unterwerfen, bis endlich den Päpsten als deren Häuptern auch die politische Alleinherrschaft zufiel. Die Geschichte dieses verborgenen Wachsthums ist die wichtigste Thatsache der drei Anfangsjahrhunderte des römischen Kaiserthums. Der erste freie, energische, resignationslose Schriftsteller des römischen Reiches, der sich offen auf Christus berief, war Augustinus. Dem Ton seiner „Confessionen" und seiner Schrift über die „Stadt Gottes" fühlen wir zum ersten Male wieder an, daß ein lateinischer Autor mit der frohen, energischen Zuversicht sich ausspricht, mit der zu den Zeiten des ersten Kaisers zuletzt geschrieben worden war. Dazu, daß Constantin's christliches römisches Reich sich bildete, hat es von Christi Erscheinung ab dreihundert Jahre, oder zwölf Generationen bedurft. Etwas weniger Zeit etwa also wie von Luther's Anfängen bis auf heute. Augustinus ist der erste römische Schriftsteller, der wieder an eine glückliche Zukunft glaubt. In diesen Zeiten übersetzte Hieronymus die Evangelien und die Psalmen ins Lateinische, und Ulfilas die Bibel ins Gothische.

Es ist mir aufgefallen, daß Jacob Burckhardt in seinem Buche über Constantin mehr vom Untergange der heidnischen Welt als dem Aufwuchs der christlichen ausgeht. Mag die heutige Kirche und die Laienwelt beider Confessionen nun auch urtheilen, Kirchengeschichte und Allgemeine Geschichte bedürften bei literarischer Darstellung jede eines besonderen Aufbaues: ich bin dieser Meinung nicht. Die Geschichte Christi, die wachsende Autorität seiner Gedanken und der allgemeine politische Fortschritt machen ein in sich verschlungenes Gewebe aus. Raphael's innerer Drang, Christus selbst und seine Erlebnisse darzustellen, entsprang keinen Zufälligkeiten, sondern seiner national-italienischen Natur. Das Gefühl auch weltlicher Omnipotenz, das Giulio II. und Leo X. erfüllte, war ein Wiederaufleben des alten weltbeherrschenden Kaisergeistes. Aus diesem heraus entstanden die Ideen, die Michelangelo und Raphael erfüllten, und der Wunsch, sie darzustellen. Die Möglichkeit aber, in Erfüllung dieses Wunsches so weit zu gelangen als ihnen glückte, wurde ihnen durch die Bekanntschaft mit der heidnisch griechischen Sculptur gewährt. Damit ihr Werk zu Stande käme, bedurfte es des Zusammenhanges mit einem aus vorchristlichen Zeiten stammenden, versteckt in italienischer Erde weiter lebenden griechischen Elementes.

Wie dieses Erbe der europäischen Völkerfamilie haben jedoch auch andere nationale Elemente neben dem, das durch Christus über die Menschheit kam, ein eigenes Leben fortgelebt. Wir constatiren aus den Anfängen der Menschheit

stammende, in dem heutigen geistigen Fortschritte sich berührende, aber getrennt fortschreitende Völkerfamilien, die, obgleich sie Christen sind, neben dem von Christus ihnen zufließenden Geist einen aus ihrer eigensten Natur stammenden Geist nähren. Wir sehen das heute am weitesten verbreitete, in alle Sprachen der Welt übertragene Buch: das Neue Testament, verträglich mit anderen Büchern nationaler Abkunft. Diese anderen Bücher sind zugleich mit den Evangelien als Quelle unserer geistigen Erhebung und Forterziehung anerkannt, obgleich eine nicht zu überbrückende Kluft zwischen ihnen und den Evangelien zu klaffen scheint. Diese anderen Bücher haben, im Gegensatze zu den zweifelhaften Verfassern der Evangelien, bestimmte Urheber, die zugleich mit ihren Werken fortleben. Die vornehmsten derselben waren Dichter, andere sind bildende Künstler gewesen, neben diesen stehen die die Natur beobachtenden Philosophen, und den Schluß der Reihe bilden Staatsmänner und Feldherren. Diese Männer nationalen höchsten Ranges walten über den Völkern bis in deren weiteste Vergangenheit zurück, und ihr Verhältniß zum Volkscharakter und zu den Lehren des internationalen Christenthums bedingt überall heute Gegenwart und Zukunft. Ein wunderbarer Gegensatz.

Christus kennt nur die unterschiedslose Menschheit, deren Erlösung er sich geopfert hat. Auch die in seinem Namen die Zügel des Weltkreises — Roma caput mundi, tenet frena orbis rotundi — in der Hand haltende römische Kirche kennt nur die allgemeine einheitliche gläubige Menschheit, deren thatsächliche Schicksale sie jedoch, trotz ihrer Vereinigung in Christus, uralter Nothwendigkeit gemäß, noch in Völkerfamilien theilen, welche Christen sind, sich politisch aber bekämpfen: Germanen, Griechen, Romanen, Slawen, Orientalen, und die Geschichte dieser Kämpfe pflegen wir heute in erster Linie „Geschichte" zu nennen. Hier bietet sich der scheinbare Widerstreit einer doppelten geistigen Entwicklung der Menschheit, die ganz klar zu fassen späteren Generationen wohl erst vorbehalten bleibt.

Die mächtigsten Männer, welche die Jahrtausende menschlicher Geschichte kennen, sind fünf vor und nach Christus lebende Dichter gewesen: David, Homer, Dante, Shakespeare, Goethe. Ein Orientale, ein Grieche, ein Italiener und zwei Germanen. In ihren Laufbahnen und in der dichterischen Kraft sehr verschieden, sich gleichend aber im Umfange der immer noch zunehmenden Wirkung ihrer Werke. Auch darin sich gleichend, daß wir in ihre Seele kritisch am tiefsten eindringen. Denn diese Fünf kennen wir von allen Menschen früheren Lebens am besten. Ja, man könnte sagen, wir kennen sie allein. Denn Christus kennen wir nicht. Ihn staunen wir an.

Ob David der allerälteste große Dichter gewesen ist, den die Menschheit hervorbrachte, wissen wir nicht, nicht einmal, wie weit die ihm zugeschriebenen Verse von ihm herrühren. Die Psalmen enthalten Freuden und Aengste des Menschen, seine erfolgreichen und erfolglosen Thaten, und die Darstellung des irdischen Schauplatzes derselben. Sie bilden die Mitte von jüdischen Dichtungen ähnlicher Art, die als Quelle des Geschehenen und Geschehenden eine dicht über uns wohnende, uns regierende, schöpferische, aber auch vernichtende Gewalt ansehen. Wir finden Gedanken, Gefühle, Befürchtungen und Tröstungen,

Ahnungen und Anschauungen in den Psalmen, von denen die Menschheit heute wie zu David's Zeiten bewegt wird. Von ihrer tröstlichen Kraft ist nichts verloren gegangen. Alexander von Humboldt sagte, der 104. Psalm gebe die herrlichste Beschreibung der Natur, die er kenne. Wir finden die schönste Geschichte der Schöpfung darin. Dies Gedicht gehört ohne Chronologie der Menschheit an.

Von neueren Medicinern, die Homer gelesen haben, ist behauptet worden, Homer müsse ein Arzt gewesen sein. Soldaten haben gemeint, er müsse Soldat gewesen sein. Dann wieder soll er als Bettler sein Vaterland durchstreift haben. Am Ende, er soll alle menschlichen Laufbahnen und ihr Thun gekannt haben. In Griechenland, auf den Inseln, in Kleinasien soll er geboren sein. Homer beschreibt Himmel und Erde, als sei er auf den Wolken gegangen und, wie Dante, in die tiefsten Abgründe hinabgestiegen. Das Meer kennt er wie ein erfahrener Seemann, zwischen Felsen und Wellenwildnissen soll er sich umher getrieben haben. Die tiefe Stille landbaulichen Daseins kennt er.

Hat Dante das Alles weniger gut gekannt?

Ist Shakespeare nicht nebenher gegangen wie Homer, wenn Nachts die Könige durch ihre Paläste schlichen oder schlafvertreibende Gedanken hegten? Was soll an Wissen, Gedanken und Gefühlen Shakespeare fern gewesen sein?

Und bei Goethe lesen wir thatsächlich, wie er Alles, was sichtbar und denkbar und empfindbar ist, nicht als Dilettant, sondern als Gelehrter kannte, und überall in die Mitte der Erscheinungen den geraden Weg fand.

Jeder von diesen fünf Mächtigen hat die Welt, die ihm vertraut war, neu noch einmal aufgebaut, und Niemanden verwehrte er den Eintritt. Nur daß diese Welt nicht immer die gleiche ist, wenn wir die Form der Gedankengebung in Betracht ziehen. David singt Hymnen, als sänge er im Namen aller Menschen. Homer erzählt uns, aber erzählte auch allen Menschen; das schönste Werk von Carstens, das er beinahe sterbend als einer seiner letzten Compositionen erfand, zeigt Homer inmitten lauschender Greise, Kinder, Knaben, Jünglinge, Männer. Michelangelo weiß nichts von Homer: Raphael aber läßt ihn von ferne herankommen, und Apoll mit den Musen und alle anderen den Parnaß bewohnenden Dichter verstummen, um Homer's Gesang zu hören. Und die Götter Homer's hat Niemand so natürlich olympisch liebenswürdig gemalt als Raphael in der Farnesina. Man glaubt, zu vernehmen, wie ihr ambrosisches Geschwätz über die Gewölke hinfliegt, auf denen sie an den goldenen Tafeln sitzen. Raphael erzählt wie Homer erzählte. Shakespeare läßt Andre reden, selber zurücktretend, wie Homer zurücktritt: es ist, als hätten unsichtbare Apparate die Reden der Shakespeare'schen Gestalten aufgefangen. Goethe dagegen schweigt: er schreibt. Er bedenkt, einsam mit sich allein, was Alle zu lesen immer begierig sein werden. Und so auch Dante. Er kein König, kein Bettler, kein Schauspieler, kein stiller Gelehrter, sondern ein Krieger, ein Staatsmann, Verbannter, den die Sehnsucht nach Florenz verzehrt.

Zu diesen Dichtern rechne ich Raphael. Weniger zu den Malern und Bildhauern, die sonst als Große Künstler vor und nach und mit ihm gearbeitet haben. Die Dichter nehmen ihn als einen Mitlebenden in ihre Mitte.

III

Je weiter geistig producirende Männer uns fern rücken, um so deutlicher tritt bei ihren Werken heraus, ob sie eigene Gedanken geben, oder nur zusammenfassen, was auf Grund der Thätigkeit Anderer Gestalt in ihnen angenommen hatte. Für Compilatoren hat die Nachwelt wenig Theilnahme. So wichtig ihre Arbeit für ihre eigene Zeit gewesen sein kann, so unwichtig erscheint sie später. Dagegen nehmen von den eigenen Zeitmitbürgern als unbedeutend übersehene Autoren später zuweilen eine Wichtigkeit an, die sie selbst zu erleben längst nicht mehr gehofft hatten. Soll die Geschichte der literarischen Thätigkeit vergangener Jahrhunderte wahrhaftig geschrieben werden, so kommen die Leute mit den eigenen Gedanken allein in Anschlag.

Dies vereinfacht die Berichterstattung über die Entwicklung der Völker. Denn es kann, wo vor Zeiten ein Gedränge scheinbar originaler Gedankenproducenten war, später Einsamkeit herrschen, diese Einsamkeit aber dann wieder nun beinahe fast nicht merklich werden, weil ein einzelner Mann allein sein ohne ihn leer erscheinendes Jahrhundert später so völlig ausfüllt, daß uns gar nicht zum Bewußtsein kommt, welch' ungeheuere Leere ohne ihn uns angähnen würde. Und je mehr Jahrhunderte zwischen ihm und uns dazwischentreten, um so sichtbarer wird der Dienst, den er seinen Tagen leistet, und um so gleichgültiger die Berechnung, was wir ohne ihn etwa entbehren müßten. Wir vermöchten heute kaum zu fassen, wie kahl die Geschichte der Menschheit uns erschiene ohne die fünf Dichter und ohne Raphael. Die Schicksale unserer Völker würden ohne diese Männer höchsten Ranges inhaltlos erscheinen, so erfüllt von „großen Männern" jedes Jahrhundert sich selbst seiner Zeit vorgekommen sein mag.

Es ist Raphael nicht immer die Stelle zugetheilt worden, die er heute inne hat. Bei seinen Lebzeiten wurden Lionardo und Michelangelo höher als er geachtet; wir finden sie von Gleichzeitigen ausdrücklich dem Range nach so aufgezählt; aber noch im Laufe des Jahrhunderts, in dem diese Drei blühten, vollzog sich der Umschwung, daß Raphael den beiden Aelteren nicht in einzelnen Werken, sondern in Allem als Ganzes zusammengefaßt, übergeordnet wurde. Von David, Homer und Dante, als Raphael gleichstehenden Geistern, war damals ja noch nicht die Rede: warum stehen Raphael vor unsern Blicken heute David, Homer und Dante näher als Michelangelo und Lionardo?

Aus Ilias und Odyssee erkennen wir, daß Homer's Zeiten in diesen beiden Werken nach allen Richtungen enthalten sind. Homer schildert die Gegenwart, in der er sich bewegte. Die späteren griechischen Dichter verändern oder setzen zu, verlassen den Homerischen Kreis aber nicht; Homer hat das Phantasieleben der Griechen, so weit sie nach ihm als lebendiges Volk lebten, ausgefüllt. Die Anschauung des eigenen Daseins erfolgt bei den späteren Griechen stets im Vergleiche zu dem von Homer geschilderten Menschen. Was er von den Göttern berichtet, hat niemals später principiellen Widerspruch gefunden. Und in der Beschreibung des Landes der Griechen ist er wie Dante in der Italiens nie übertroffen worden. Für Alles, was die Griechen im Laufe der Jahrhunderte erlebten, fanden sie Beispiele bereits in der Ilias und Odyssee. Und

weil das griechische Leben früherer Zeit in den inneren Beweggründen so sehr dem allgemein menschlichen Dasein entspricht, gilt Homer auch heute noch als der größte Dichter, den die Menschheit, als Einheit betrachtet, hervorbrachte. Größer sogar als der Urheber der Psalmen, weil diese ihrem Inhalte nach weniger umfassen.

Von Dante aber wird Homer schon aus der scheinbar äußerlichen Ursache nicht erreicht, daß seit Dante's Tode noch nicht so viel Zeit verfloß als nach dem Homer's. Man kennt ihn also noch nicht so lange als Homer. Er drang noch nicht so tief ein. Das Urtheil über ihn ist weniger ausgebreitet, und weniger fest deshalb. Auch darum ist Dante's Wirkung noch nicht so groß, weil die Bewohner des neueren Italiens, für die er dichtete, an allgemein menschlichem Werthe hinter den alten Griechen zurückstehen, und weil das heute die vergangenen Zeiten beurtheilende Menschenvolk der Mehrzahl nach germanischen Ursprunges ist und viele geistig sehr hoch stehende Bestandtheile enthält, denen Dante gleichwohl fremder ist als Homer. Nehmen wir Dante und Italien aber als abgetrennt von den übrigen Nationen, so muß Dante als Dichter den Italienern für sich gegenüber allerdings so viel Einfluß haben als Homer auf die Griechen doch wohl gehabt hat. Der Italiener Raphael aber steht der neueren Menschheit fast an der Stelle gegenüber, die Homer den alten Griechen und Dante den Italiern gegenüber einnahm: was bei Michelangelo und Lionardo nicht in so großem Umfange hervortritt. Denn deren Werke enthalten dem Inhalte nach weniger alles Menschliche als die Dante's und Raphael's, und es tritt in ihren Schöpfungen ihr persönlicher Charakter zu sehr hervor, was deren rein künstlerischer Wirkung zum Nachtheil gereicht. Lionardo und Michelangelo sind in sich verschlossene Menschen gewesen, die, von widerwärtigen Schicksalen betroffen, je älter sie wurden, um so mehr vom Verkehr mit den Anderen sich zurückzogen, die die Welt mehr von ferne beobachteten, als im Genusse freundlichen Daseins neue Erlebnisse ernteten. Sie beobachteten mehr, als daß sie mitgenossen, ihre Aufgabe lag darin, herauszufinden, worauf sie ihre geübten Blicke richteten; das Unbedeutende, scheinbar Gleichgültige reizte sie nicht. Beide haben auch sehr lange gelebt, so daß die Gefühle und Gedanken des höheren Lebensalters in einen Theil ihrer Werke einflossen, während Raphael als junger Mann starb, und seine Werke mehr auf Jugendgenossen den entscheidenden Eindruck machen. Denn die Darstellung des älteren Lebens hat Raphael, ohne sie an sich gewahr zu werden, nur anticipirt. Junge Frauen und Kinder, die er als Marien, Jesusknaben und Johannesse in der Phantasie trug, waren sein Element. Der Hauptgrund aber, warum Raphael heute erst über Michelangelo und Lionardo als Genosse Dante's hervortritt, liegt darin, daß seine Werke Jahrzehnte, Jahrhunderte lang durch die natürliche Verborgenheit ihrer Existenz weniger bekannt waren als die dieser beiden und, spät erst in ihrer Gesammtheit zum Vorschein kommend, Einblick in Raphael's Größe gestatteten. Heute, wo Alles offenbar ist, zeigt sich, daß Michelangelo mehr von Dante's menschlicher Natur, Raphael mehr von Dante's Weltanschauung besaß. Und wie Homer, wenn wir den letzten Grund seiner Uebermacht suchen, deshalb über den anderen griechischen und allen späteren Dichtern steht,

weil seine Bilder von reinerem Lichte getränkt sich darzubieten scheinen, so haben unter den späteren Schöpfern der phantastischen Welt Dante und Raphael das meiste Licht auf ihre Gestaltungen auszuschütten verstanden. Ich meine hiermit ein gewisses Leuchten, das sie ihren Bildern mitgegeben, die sich unserer Seele mit außerordentlicher Kraft einprägen. Es ist nicht leicht, die Art dieses Lichtes zu beschreiben und seine Quelle aufzudecken. Das von Raphael ausgehende war wärmer als das Licht, das von Dante ausströmte. Dante's Gestalten walten in der Dämmerung oder sind von übernatürlicher, schattenloser Helligkeit umgeben. Raphael und Homer lassen sie im lichten Tage leben. Robert Vischer sagt von Raphael (in den Studien zur Kunstgeschichte): „Er reizt uns wie das Sonnenlicht. Wir lieben ihn wie den Frühling, dessen Fröhlichkeit in zahllosen Liedern unserer Dichter so seelenvoll widerklingt. Er war in seiner Kunst ein Frühlingskind. Seine Erscheinung, sein Schaffen hat etwas durchaus Helles, mühelos Triebkräftiges, Blühendes." Vischer ist unerschöpflich an Vergleichen Raphael's mit Lichtgestalten. Bei der Sixtinischen Madonna nennt er zuerst das goldene Aetherlicht, von dem umflossen sie herabschwebt. Eine Fülle von Aussprüchen stände hier noch zu Gebote.

Nur einen noch lasse ich folgen aus ganz anderer Zeit. Den 14. October 1783 schreibt Karl August aus Weimar nach einem Besuche in Dresden an seinen Freund Knebel: „Bei dem Raphael, der die Sammlung dort schmückt, ist mir nicht anders gewesen, als wenn man den ganzen Tag durch die Höhe des Gotthard gestiegen ist, durchs Urseler Loch kam und nun auf einmal das blühende und grünende Thal sah. Mir war's, so oft ich ihn sah und wieder weg sah, immer nur wie eine Erscheinung vor der Seele; selbst die schönsten Correggio's waren mir nur Menschenbilder; ihre Erinnerung, wie die schönen Formen, sinnlich palpabel. Raphael blieb mir aber immer bloß wie ein Hauch, wie eine von den Erscheinungen, die uns die Götter in weiblicher Gestalt senden, um uns glücklich oder unglücklich zu machen; wie die Bilder, die sich uns im Schlaf wachend oder träumend wieder darstellen und deren uns einmal getroffener Blick uns ewig Nacht und Tag anschaut und das Innerste bewegt." Seltsam, wie Raphael's Farbe, die doch das Mittel ist, uns in dieses wohlthuende Element einzuführen, fast als Nebensache erscheint: unmittelbar weiß Raphael von Person zu Person es Licht in uns werden zu lassen. Selbst Goethe, der doch immer mit einfachen Gedanken arbeitet, empfand hier die Schwierigkeit einer Erklärung. Goethe wird, wenn er so von Raphael spricht — wie man heute rasch urtheilend zu sagen pflegt — mystisch. In den letzten Jahren seines Lebens, als er am Abschlusse des Faust arbeitete, der nach seinem Tode erst erscheinen würde, sprach er Eckermann über Raphael's endloses Weiterwirken. Wir dürfen sicher sein, daß Eckermann bei der Wiedergabe der Aeußerungen Goethe's nichts zusetzte und nichts fortließ. Goethe war damals, eben durch die Gestaltung des Abschlusses des Faust, den er beinahe als ein ihm in eigner Existenz gegenüber stehendes Geschöpf ansah, dahin gebracht worden, die Faust's letzte Stunden als symbolische Gespenster umdüsternden Phantome für an sich bestehende Dämonen, als eine die Schicksale der Menschen und der Menschheit bedingende gespenstische Geisterschar anzunehmen, deren Walten er

selbst unterthan sei. „Wenn man alt ist," sagte Goethe zu Eckermann an jenem 6. December 1829, „denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum Besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß Jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß Niemand sie erreicht. So stellten sie den Raphael hin, bei dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn Niemand. So stellten sie den Mozart hin, als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So steht Napoleon unerreichbar da." Bemerken wir, wie Goethe bei Raphael von den einzelnen Gemälden absieht. Das Unergründliche der Werke entspringt als etwas Allgemeines der Person dessen, der sie schuf. Dieses Persönliche ist, was er bei Faust „Faust's Unsterbliches" nennt, das die Engel emportragen. Früher stand in Goethe's Manuscripte: „Faust's Entelechie" (und was Goethe unter Entelechie versteht, ersehen wir aus vielen Stellen bei ihm). Indem wir uns dieses Begriffes bedienen, sprechen wir aus, daß Michelangelo's und Lionardo's innerste Naturen, ihre Entelechien, dem Gewichte nach die Raphael's nicht erreichen, so wenig sie jenen fünf Dichtern gleichkamen, denen ich dieser Rechnung nach Raphael zuordne. Goethe tritt hier in den Bereich des Unsichtbaren bei Raphael, dessen Wirken ohne Sichtbarkeit doch nicht zu denken ist. Wie war dieses „Unsterbliche" gestaltet, das zum Himmel emporgetragen wird? Schon das „Emportragen" bedingt Körperlichkeit. Es muß Faust's Entelechie doch irgendwo angefaßt werden können.

Dies betreffend gibt ein Stück Fausthandschrift, das erst kürzlich veröffentlicht worden ist, Veranlassung wenigstens zu Vermuthungen. Und Raphael sogar könnte damit zu thun haben.

Herr v. Loeper weist in seinem Faustcommentar bei jener Stelle auf Swedenborg hin, der die neugeborene Seele eines Verstorbenen als ein Kind erblickte, das zum ewigen Leben rasch sich weiter entwickelt. Es entspräche das dem Stoffe nach dem Glauben des Mittelalters, das die Seele in kindlicher Gestalt den geöffneten Lippen des Sterbenden entfliegen sah. Viele Darstellungen zeigen Christus, der die Seele seiner sterbenden Mutter in Gestalt eines Kindes empfängt, um sie höherem Dasein entgegenzutragen. Es scheint, daß Goethe diese Anschauung zuerst hegte, so daß Faust's „Unsterbliches" die Gestalt eines Knaben hätte tragen müssen. Jener Handschrift zufolge nämlich läßt Goethe uns Faust's Seele auf den Armen Maria's erblicken, die, als Mutter aller Sterblichen (Dante würde vielleicht Eva an ihre Stelle gebracht haben), Faust in Gestalt eines Knaben zur Unsterblichkeit emporträgt. Goethe redet sie an: die Du:

Den Erdball zu Füßen,
Im Arme den süßen,
Den göttlichsten Knaben,
Von Sternen umtanzet,
Zum Sternall entsteigst —

Dieses Bild aber könnte durch Raphael's Sixtinische Madonna Goethe eingegeben worden sein. Bei Raphael freilich kommt Maria mit dem Christkinde im Arm herab: Goethe ließe sie mit dem unsterblichen Knaben, der Seele Faust's als Kind, zum Sternenall aufschweben.

Vergessen aber wir nicht, daß Goethe diese Verse mit eigener Hand kräftig quer wieder durchstrichen hat. Nur einem Zufalle verdankte das Blatt, auf das er sie, manchmal fast unleserlich, hinwarf, seine Erhaltung. Ohne Raphael's Gemälde wäre die Anschauung vielleicht ihm nicht aufgestiegen.

IV.

Würde Michelangelo durch ein Wunder von den Todten fortgerufen, um unter uns wieder zu leben, und begegnete ich ihm, so würde ich ehrfurchtsvoll zur Seite treten, damit er vorüber ginge; käme mir Raphael aber in den Weg, so würde ich hinter ihm hergehen, ob ich nicht Gelegenheit fände, ein paar Worte aus seinen Lippen zu vernehmen. Bei Lionardo und Michelangelo kann man sich darauf beschränken, zu erzählen, was sie ihren Tagen einst gewesen sind: bei Raphael muß von dem ausgegangen werden, was er uns heute ist. Ueber jene Anderen hat sich ein leiser Schleier gelegt, über Raphael nicht. Er gehört zu denen, deren Wachsthum noch lange nicht zu Ende ist. Es sind immer wieder zukünftig lebende Geschlechter von Menschen denkbar, denen Raphael neue Räthsel aufgeben wird, wie jene fünf Dichter thun werden. Von Menschen, die, geistig feiner empfindend als wir heute, bei Weitem mehr wissen als wir, die die völlige Erkenntniß einzelner Männer ebenfalls zukünftigen Tagen zuschieben werden, wird immer wieder geurtheilt werden.

Was für Worte aber sind es, die ich aus Raphael's Munde etwa zu erlauschen hoffte? Gäbe es Fragen, die er vielleicht anzuhören und zu beantworten willig wäre? Ueber Manches würde er Auskunft geben können.

Beim Rückblicke auf Personen oder Ereignisse höherer Bedeutung und weiteren Umfanges fragen wir uns, wie wir uns zu der fünftausendjährigen Bewegung, welche wir als „Geschichte der Menschheit" hinter uns haben, zu den Personen und Begebenheiten verhalten, welche als die vornehmsten entweder bereits anerkannt sind, oder erst noch zu diesem Range erhoben werden sollen. Es ist ein Maßstab aufzurichten, an dem Menschen und Dinge sich messen lassen. Und da könnte gefragt werden, da die Erscheinung Christi und die Begründung des Christenthums innerhalb theils abgelebter, theils noch jugendfrischer Nationen die höchste aller Begebenheiten sei: wie Raphael dazu stehe. Christi Lebensführung übertrifft die aller anderer Menschen an Kraft, und die Ausbreitung der nach ihm sich nennenden Gemeinschaft der Christen an Umfang und Gewalt alle anderen menschlichen Thatsachen. Dies würde auch der zugeben müssen, welcher als Mohammedaner oder Buddhist Christus als den Ersten nicht gelten ließe. Christen beherrschen heute politisch die Erde und sind die Träger der fortschreitenden Cultur. Wie hat Raphael hierüber gedacht? Wie Goethe?

Wilhelm Meister, Goethe's deutscher junger Mustermensch der Epoche vor der französischen Revolution, kommt in das Schloß eines vornehmen Mannes,

der ihm dessen Räume zeigt: so auch die Bildergallerie. — „Hier, heißt es in der Erzählung, war die vorderste Gallerie auf einmal abgeschlossen und Wilhelm war verwundert, sich schon am Ende zu sehen. „Ich finde," sagte er zu seinem Führer, „in diesem Geschichtsgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten."

„Dies zu thun (wird ihm geantwortet) wie ihr verlangt, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes, den ihr bezeichnet, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen: eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging."

Nun treten sie, lesen wir weiter, in das Innere eines anderen Raumes, wo die Ereignisse des Neuen Testamentes dargestellt sind. Aber nur bis zum Abendmahle. Wilhelm will wissen, warum —:

„Habt ihr denn auch," fragt er, „so wie ihr das Leben dieses göttlichen Mannes — ausstellt — sein Leiden, seinen Tod herausgehoben?"

„— — Wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint."

Goethe will damit sagen, daß er überhaupt noch keine Darstellung der Leiden Christi gesehen, die ihn nicht beleidigt habe. Und sicher ist die Darstellung des leidenden Christus den ersten Zeiten der Kirche fremd gewesen. Diese Anschauung würde auch Raphael's Gesinnung vielleicht entsprechen, allein für heute paßt dieses ästhetische Zartgefühl nicht mehr. Es hindert uns nicht, Christi Leiden in bildlichen Darstellungen zu bewundern. Auch treten wir heute seinen irdischen Erlebnissen kritisch näher. Wir stehen zwar nicht mehr unter der Herrschaft der Beweisführungen, welche Strauß uns vorspiegelte, auch nicht unter Renan's „Impressions de voyage", wie man sein Buch nannte, persönliche Eindrücke aber halten uns zurück, die Evangelien als gewöhnliche Actenstücke zu nehmen. Christus darf nicht als historische Persönlichkeit in eine Reihe mit anderen großen Männern treten. Er überragt sie und ist mit einem Scheine von Unberührbarkeit umgeben. Viele behandeln deshalb die großen Erscheinungen der Geschichte außer der Christi besonders. Sie setzen Christi Verhältniß zu allem Andern als anerkannt voraus. Umgehen aber können wir ihn, etwa als zu erhaben, doch nicht, da er selbst und mit ihm zusammenhängende Persönlichkeiten uns auf Schritt und Tritt begegnen, und da auch die vor Christus lebenden übermächtigen geistigen Gewalten, ich nenne Sokrates oder Plato, nur in Vergleichung mit ihm heute begriffen werden können.

Von Ranke soll ein ihn verehrender hochgestellter Mann gefordert haben, es müsse Christus als Urheber aller menschlichen Schicksale in die „Weltgeschichte" eingeführt werden. Dies Verlangen berichtet man, habe bei dem Gelehrten heftige innere Kämpfe hervorgerufen, sei endlich aber damit abgelehnt worden, es müsse bei der gegebenen Erklärung sein Bewenden haben. Christus stehe uns in der Weltgeschichte in doppelter Gestalt gegenüber: als Begründer des Christenthums und als übermenschlich Alles vermögender Sohn Gottes, wie die Kirche lehrt. Ich halte diese Doppelgestalt Christi für eine historisch nicht durchführbare. Wir haben Christus nicht zu erklären, sondern ihn und die Wirkung seiner Lehre als Thatsache hinzunehmen. Christi Werke sind in den Bericht über den Gang der Weltereignisse einzureihen. In die politische Römische Geschichte gehört die Geburt und der irdische Wandel Christi als Ereigniß von weltumgestaltender Kraft hinein, und ist nicht in die Kirchengeschichte als besonderes Capitel zu verweisen. Die Lehre Christi ist von Christi Erscheinen ab wirksam gewesen. Nicht bloß ihretwegen hat Titus Jerusalem zerstört, sondern sie ist Schuld daran, daß von Augustus' Regierung ab die lateinische und griechische Dichtung und bildende Kunst von der Höhe herunter abwärts sich bewegten, weil der innerste Lebensnerv ihnen von da ab fehlt. Die Versuche, Christus als schönsten, göttlichsten Menschen darzustellen, nahmen nun bald ihren Anfang, bis sie in Raphael's Gemälden das Höchste erreichten. Viele Jahrhunderte dauert das, die Richtung zu diesem Ziel aber ist erkennbar. Raphael's Bedeutung würde bei anderer Auffassung der Geschichte mit gerechtem Maße nicht zu ermessen sein, während zugleich doch niemand, der die neuere Geschichte in dieser Weise auffaßt, weder als Schreiber noch als Leser genöthigt wäre, seine eignen Gedanken über Christus zu bekennen oder auch nur anzudeuten, wenn er nicht will. Denn diese Dinge in uns mit uns allein abzuthun, ist menschliches Recht. Gelehrte, deren Arbeit in Untersuchung der griechischen Geschichte bestand, haben diese im weitesten Umfange mit solcher Begeisterung betrachtet, daß Eiferer ihnen den Vorwurf heidnischer Glaubensüberzeugungen machen könnten. Nichts wäre ungerechter. Die Entwicklung des griechischen Geistes ist ebenso schön und wissenswerth als die des sich bewegenden Weltganzen, oder die einer Blume, oder die irgend eines Gesetzes auf dem Gebiete der Chemie.

Wenn wir den Grund suchen, warum Ranke eine Zeit lang doch in Zweifel gewesen sein konnte, ob nicht an der doppelten historischen Gestalt Christi festzuhalten sei, so handelt es sich hier vielleicht auch um besondere Neigungen, die bei jedem Geschichtsschreiber wohl zu beachten sind. Dasjenige Buch, an dem er mit sichtlicher Vorliebe arbeitete, ist die Geschichte des Wiederauflebens der päpstlichen Kirche in dem auf das Jahrhundert der Reformation folgenden Zeitalter der Gegenreformation. Ranke hat offenbar sein Wohlgefallen an dem gesammten Phänomen. Er sucht das Barbarische darin zu mildern. Er schildert nicht das allmähliche Unterliegen und Versiegen des edlen Geistes, der das Cinquecento belebte, sondern das Emporbringen der energischen Gewalten, denen die geistige Freiheit unterlag. Er berichtet kühl und mit Vergnügen sogar an malerischen kleinen Details, deren Wirkung

sein vorbereitet wird. Es sind scheinbar nebensächliche, trockne Nachrichten, die er durch eigenthümliche Zurückhaltung der Sprache belebt. Von Zeit zu Zeit gibt er ebenso kurz gehaltene überraschende Apergüs. Er hebt uns dann leicht auf die Höhe, aber diese Höhe ist nicht die höchste. Es war ihm eine gewisse Feinheit verliehen, das geschäftliche Getriebe der Weltgeschichte zu durchschauen. Er hatte Beobachtungsmethode und Stil vielleicht an den Depeschen der venetianischen Gesandten gebildet, die in den entscheidenden Jahren sein Hauptstudium bildeten.

Man müßte einmal herausfinden, was er in seiner Geschichte der Päpste absichtlich unerwähnt ließ.

Den Geist einzelner mit gleichsam angeborener Weltanschauung begabter Talente haben wir als ein Stück naturwissenschaftlichen Materials anzusehen. Auch die Historiker hohen Ranges müssen als Gebilde der Natur erforscht werden. Wie sehr reizt Tacitus dazu! Und wie im höchsten Grade Johannes, der Autor des vierten Evangeliums, des schönsten Stückes griechischer Literatur, das in dem ersten Jahrhundert nach Christi Erscheinung geschrieben wurde. Wenn ich hier Ranke hervorhebe, so geschieht es auch deshalb, weil wir wichtige Aeußerungen über Raphael von ihm haben, während doch aber das ihm besonders zusagende Zeitalter dasjenige war, in welchem nicht mehr Raphael, sondern Bernini und Rubens die Menschheit ästhetisch beherrschten.

In den späteren Capiteln werde ich auch deshalb auf Ranke noch zurückkommen, weil er, obgleich er die Weltereignisse von festumgrenzter Stelle aus betrachtet hat, doch, seiner hohen Jahre wegen, von den Parteien unbeeinflußt gewesen ist. Er hat freilich, das Wort im politischen Sinne gebraucht, nie eine Stellung innegehabt, sondern von seiner Klause aus den Gang der Dinge nur betrachtet. Er ließ sich vielleicht schmeicheln von Solchen, die durch ihn empor wollten, verzichtete aber auf erkauftes Lob und liebte stille unbetretene Pfade, auf denen er Niemand begegnete. Umfaßt ein solcher Mann, uralt werdend, alles Geschehene, so ist seine Weltanschauung von dauerndem Werthe. Die Zukunft aber enthüllt sie nicht.

Weil gewissen Historikern alles Geschehene und zu Erwartende in den Rahmen dessen, was „Entwicklung" genannt wird, hineinpaßt, liegt es dem heutigen Publicum bequem, diese Entwicklung als etwas Nothwendiges zu deduciren, das die Vorsehung zu leisten und zu liefern beinahe verpflichtet wäre, als Beweis, die Erde sei mit allem Unheil erblich belastet. Nicht zu vergessen aber ist, daß die dem Heute vorher laufenden Symptome des Geschehenden uns nur deshalb so klar scheinen, weil wir sie nachträglich zurückblickend heute erst entdecken. Früher übersah man sie. Ereignisse irgendwelcher Art müssen zukünftig ja wohl kommen, und diese nachträglich dann als nothwendig voraus zu sagen, wird ebenfalls versucht werden: aus unserer heutigen Kenntniß der Vergangenheit aber sie vorauszuwissen, wird Niemanden gelingen. Ein festes Zukünftiges existirt nicht. Jeden Augenblick kann unser Sonnensystem zusammenstürzen. Wozu wäre unser Vertrauen auf die Güte Gottes, wozu die Gebete um Sieg der gerechten Sache da, wenn die Zukunft sich herbeizwingen ließe? Für Horaz, der den kommenden Generationen

Roms soviel Unheil prophezeite, blieb doch als der Inbegriff aller Zukunft: „Solange die Jungfrau die Stufen des Capitols heraufsteigen wird". Wie lange schon steigt sie nicht mehr und Niemand weiß, wo die Stufen lagen, die ihr Fuß betrat. Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident, sagt Goethe. Neue Weltverhältnisse, fühlen wir, bilden sich. Nichts Geistiges bereits ist von ihnen unberührt geblieben. Ein Schleier legt sich schon über das 19. Jahrhundert: ein Etwas, das eine empfindbare Scheidewand zwischen uns und der nächsten Vergangenheit bildet. Immer wieder ertönt insgeheim und laut die Frage: Wohin wollen wir, wohin müssen wir? Auf allen Gebieten menschlicher Existenz herrscht diese Ungewißheit. Seltsame neue Betrachtungen erzeugt sie. Umgestaltungen vollziehen sich vor unseren Augen. Völker, die, als Vorkämpfer für politische Freiheit, Verehrung und Dank genossen haben, entpuppen sich plötzlich als Vertreter sklavenhalterischer Gelüste. Völker, die den Urtypus menschlichen Sklavenhalterthums verkörperten, streben Erziehung und geistige Befreiung des Individuums an. Ein Zustand urvergangenen Vegetationswechsels beginnt vielleicht auch auf dem Gebiete der geistigen Production: Palmen wachsen wieder, wo Gletscher für ewig eine angeborene Heimath erworben zu haben schienen; Palmenwälder aber auch fangen an, sich mit Eis zu bedecken. Und wir selbst würden diese Wunder ohne Erstaunen im Gefühl unverlorener Behaglichkeit vor uns sich abspielen sehen. Nie, so weit die sichtbare Geschichte der Menschen zurückreicht, sind physische und geistige Thaten vollbracht worden wie heute. Nie zuvor haben menschliche Gedanken sich aus solchen Entfernungen in menschlichen Stirnen zu einander gefunden, um durchaus neue innere Anschauungen zu erzeugen, die uns heute aber schon so bequem liegen, als hätten alle Jahrhunderte vor uns sie schon gehegt. Denn die Worte bleiben, und es wechselt nur ihr Inhalt.

Männer, wie die fünf Dichter und Raphael, geben da den Trost, daß sie als gleichsam noch für immer nicht zu erschöpfende Quellen eine sichere Zukunft in soweit wenigstens versprechen, als ihr Amt im Dienste der Menschheit noch auf lange fortlaufen zu sollen scheint. Noch in vielen zukünftigen Jahren, glaube ich, werden Einzelne sich die Aufgabe setzen, festzustellen, wie dieses Fünfgestirn zur Gegenwart sich verhalte.

V.

Unverändert hat sich von den ältesten Zeiten ab der Begriff „Schönheit" erhalten.

Schön ist das, was uns entzückt, wenn wir es kennen lernen. Was uns jedes Mal, wo wir es von Neuem sehen (oder lesen oder hören), überrascht, weil wir es nun erst kennen zu lernen glauben. Was uns stärkt. Was keinen Spott in uns aufkommen läßt. Was uns erfreut. Uns befreit. Dessen Nähe uns glücklich macht. Das sich in unsere Erinnerung eingräbt. Dessen Herstellung sich nicht lernen läßt. Das nur bis zu einem gewissen Punkte sich erklären läßt, und dessen Unerklärbarkeit in dem Maße zunimmt, als unsere eigene geistige Kraft wächst. Das der Mensch hervorbringt, aber das auch die Natur schafft, ohne daß wir wissen, für wen. Dessen Genuß einmal im

Leben jedem Menschen gewährt worden ist: in den Augenblicken der Liebe, sei es eines Mädchens oder eines Jünglings, sei es eines Vaters oder einer Mutter zum Kinde, sei es eines Gelehrten, der einem neuen Gesetze der Schöpfung zu begegnen glaubt.

Die Werke der Schönheit übertreffen die der menschlichen Kraft. Diejenige Schönheit wird am höchsten geachtet, deren Werke zu schaffen, es der geringsten Hülfsmittel bedarf. Dies der Grund, weshalb David, Homer, Dante, Shakespeare und Goethe auf den höchsten Höhen der Menschheit stehen. Und nur deshalb erreicht Raphael nicht völlig diese Dichter, weil er ohne Farben und Malgrund das Schöne nicht herzustellen vermochte. Aber es stand, ehe er zu malen begann, im Geiste vor ihm.

Von den sieben den Ruhm Raphael's tragenden Werken läßt das erste das kirchliche Zusammengeben von Mann und Frau als ein Ereigniß erscheinen, dessen Schönheit uns immer wieder überrascht. In der „Grablegung" versöhnt uns die Schönheit Christi mit dem furchtbaren Leiden, das voranging. In der Camera della segnatura erblicken wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Menschheit im Glanze der Schönheit geistigen Zusammenwirkens. In der Madonna della sedia haben wir Mutterliebe und Mutterglück schöner vor Augen, als irgend ein anderer Künstler es darstellte, und in der „Sistinischen Madonna" die Schönheit Christi als eines ewigen Kindes gleichsam, dem alle Gedanken seiner Sendung schon in der Stirn erwacht sind; in der „Verklärung Christi" die leuchtende Schönheit des lebenden Heilands, auf den „Teppichen" die Schönheit männlicher Kraft im Dienste des Evangeliums. Gestorben ist Raphael in Vollendung der „Schlacht", wie er den Sieg, die schönste Empfindung kämpfender Männer, darstellen wollte, ein Werk, das ausgeführt von Giulio Romano zu keiner Blüthe gekommen ist. Diese sieben Werke umfassen Christus und seine Lehre völlig, von seiner Kindheit bis zu den Zeiten der Reformation, in deren Anfänge Raphael's Tod fällt. Mit einundzwanzig Jahren malte er Maria's Vermählung, vier Jahre später die Grablegung; abermals vier Jahre darauf war die Camera della segnatura vollendet, vier Jahre darauf kamen die Cartons zu den Teppichen und bald darnach die beiden Madonnen. Die „Verklärung Christi" stand zu den Füßen des Sterbebettes. Diese sieben Hauptwerke zu beschreiben und zu erklären, habe ich mir vorgesetzt.

Zweites Capitel[1]).

Die Vermählung der Maria

(Sposalizio).

I.

Raphael's Geburt fällt in den Frühling 1483. Sein Vater, der Maler Giovanni Santi, stand im Dienste Federigo's von Montefeltro, der 1474

[1]) Ich gebe hier die ersten Sätze des zweiten Capitels, weil aus ihnen die Art heraus klingt, wie ich weiter schreiben werde.

den Titel eines Herzoges von Urbino erhalten hatte. Federigo war ein berühmter, bei seinen vielen kriegerischen Unternehmungen reich gewordener Feldherr, der die letzten Jahre seines zur Ruhe gelangten Lebens dazu verwandte, in Urbino, dem im Gebirge gelegenen Städtchen, einen Palast aufzuführen. Dieser Bau galt in Italien, dem Vaterlande der Paläste, seinerzeit als ein Ereigniß.

Das Geburtshaus Raphael's steht noch in der engen, steilen Straße von San Francesco, die zu der Kirche dieses Heiligen führt, in der Giovanni sein Söhnchen doch wohl taufen ließ. In einer der Stuben seines Hauses wird die auf die Wand gemalte Madonna als Mutter Raphael's mit ihm als Christkind auf dem Schoße verehrt. Das Zimmer, in dem Raphael geboren ward, ist heutiger Zeit in ein historisches Sanctuarium umgewandelt worden, an dessen Wänden Kupferstiche nach Gemälden Raphael's mit großen Lorbeerkränzen darüber angebracht sind.

Jene Madonna, wird behauptet, hätte Giovanni Santi gemalt. Auf vielen seiner Gemälde haben neuere Verehrer in Engelgestalten und Christkindern die Züge seiner ersten Gemahlin Magia Ciarla und die Gestalt des kleinen Raphael wieder erkannt, dessen eigene kindliche Arbeiten nicht weniger in Urbino und Umgegend vermuthet werden.

Sichere Angaben über Raphael's Herkunft besitzen wir erst seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wo ein urbinatischer Geistlicher, die Archive seiner Vaterstadt durchsuchend, eine Anzahl Actenstücke auffand, durch welche die Familie Santi und ihre Verwandtschaft in ihren Mitgliedern und ihren Interessen nicht nur neu entdeckt, sondern zum Theil sogar uns menschlich nahe gerückt wird. Bis dahin galt ein in der Villa Albani zu Rom auf einem Gemälde sichtbarer frei erfundener Stammbaum als echt. Außerdem aber besitzen wir gewisse Aufzeichnungen von Giovanni Santi's eigener Hand, die ich sogleich weiter besprechen werde.

Von Raphael jedoch sagen die urbinatischen Acten am wenigsten. Wir wissen nicht einmal, ob, wie Vasari erzählt, Giovanni Santi vor seinem 1494 eintretenden Tode sein Söhnchen noch selbst nach Perugia zum Maler Pietro Perugino, mit dem er befreundet war, in die Lehre brachte, oder ob Raphael später erst dahin abging. Wie dem nun sei, Raphael war als elfjähriges Kind als vater- und mutterlose Waise innerhalb einer in Vermögensstreitigkeiten getheilten Verwandtschaft auf einen Vormund und auf sich selbst zumeist angewiesen, ward, wir wissen nicht wann, aus seiner Vaterstadt nach Perugia, eine an der großen, nach Rom führenden Straße liegenden Centralstätte, hinein versetzt, und einem energischen Meister anvertraut, welcher vertragsmäßig nach Gutdünken mit ihm verfahren konnte, und dieser Wechsel scheint den Grund zu der kraftvollen Frühreife, aus der sein erstes, mit Namen und Jahreszahl datirtes Gemälde hervorging, gelegt zu haben. — —

(Der Schluß des zweiten Capitels in dem folgenden Artikel.)

Nachschrift des Herausgebers.

„Der Schluß des zweiten Capitels in dem folgenden Artikel" — die Hand, die diese Worte in zuversichtlicher Lebenshoffnung niederschrieb, ist am Morgen des 16. Juni erlahmt für immer — wir werden den Schluß des zweiten Capitels nicht mehr lesen, das große Werk, das Herman Grimm sich vorgesetzt hat, wird Fragment bleiben. Nichts kündete seinen nahen Tod an, als er es unternahm; er arbeitete schwerer, aber leicht hat Herman Grimm eigentlich nie gearbeitet. Es steckt eine Summe hingebenden Fleißes und Bemühens in seinen Schriften, von denen die Leser, die sich daran erfreuten, gewiß keinen Begriff haben konnten. Von ihm darf man sagen, er wälzte die Gedanken, und immer neue strömten ihm in unendlicher Fülle zu. Sie zu sichten und zu ordnen, einzuschieben und auszulassen war er unermüdlich. Dreimal, viermal, fünfmal mußten seine Beiträge die Correctur passiren, die nicht selten ein Umstürzen des ganzen Gebäudes war, um es von Neuem aufzuführen. „Der Setzer kennt mich ja," schrieb mir der nunmehr Verewigte am 16. Mai in Bezug auf eben diesen seinen letzten Aufsatz, „und wird den ersten Schrecken überstehen. Es ist nun einmal unmöglich, anders vorwärts zu kommen. Vielleicht wird auch die nächste Correctur keine Pfingstfreude sein. Schließlich aber, wenn die Sache fertig vorliegt, wird sie doch die viele Arbeit nicht als unnütz erscheinen lassen." Niemals ist ein Schriftsteller strenger, unerbittlicher gegen sich selber gewesen als dieser; man könnte mit dem, was er ausschied, Bände füllen, und im Gegensatz zu der Arbeitsweise so vieler Anderen wurden seine Beiträge in den einander folgenden Correcturen meistentheils kürzer als sie in der ersten Niederschrift gewesen — bei Allem, auch dem Kleinsten, was er schrieb, gönnte Herman Grimm sich nicht eher Ruhe, als bis das, was er zu sagen hatte, in der knappsten, einfachsten Form, ohne jede Redensart, gesagt worden war. So haben alle seine Werke mit ihrem Ideenreichthum etwas Monumentales.

Herman Grimm war kein zünftiger Gelehrter, konnte, wollte es nicht sein. Vielleicht ging er in dieser ablehnenden Stellung, in der Betonung derselben etwas zu weit. Es hing dies übrigens mit seinem ganzen Naturell zusammen. Als Sohn Wilhelm Grimm's und Neffe Jacob's aus den Kreisen der Wissenschaft hervorgegangen und durch seinen amtlichen Beruf ihr angehörend, war es ihm doch durch das Schicksal bestimmt, nicht ganz darin aufzugehen. Er hätte sich nicht damit begnügen können, Kunst- oder Literaturgeschichte zu docíren und in den freien Stunden Bücher zu schreiben. Seine groß angelegte Persönlichkeit sträubte sich dagegen, eine solche Demarcationslinie zu ziehen. Er war nicht für die Beschränkung auf das einzelne Wissensgebiet gemacht, er legte keinen Werth auf, ja hegte eine gewisse souveräne Verachtung gegen den Kleinbetrieb, dessen die Wissenschaft doch nicht entbehren kann. Aber dennoch hat er mit seinen Büchern über Michelangelo und Goethe und der langen Reihe seiner Essays eine Macht über das Publicum ausgeübt,

hat er einen weiteren und dankbareren Kreis von Lesern gefunden als viele unserer größten Gelehrten. Was von dieser Seite seinen Schriften vorgeworfen wird, sind in der That nur der Schatten ihres Lichtes, die Fehler ihrer Vorzüge; und nicht als Professor der Kunstgeschichte, sondern als Schriftsteller ersten Ranges hat Herman Grimm auf die Mitwelt gewirkt, wird er der Nachwelt in den vorzüglichsten seiner Schriften erhalten bleiben. Denn der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig; und dieser Geist, dichterisch veranlagt, künstlerisch gebildet, ist es, der Alles, was aus seiner Feder gekommen, so unendlich anziehend, so anregend macht: der schon in den poetischen Versuchen seiner Frühzeit sich ankündigt, der später in mehreren reizvollen Novellen und einem ausgezeichneten Roman sich stärker betont, zuletzt aber doch im Essay und der Monographie den ihm gemäßesten Ausdruck findet. Es ist gewiß kein Zufall, daß Herman Grimm, den wir uns doch gar nicht anders als unter dem Einflusse Goethe's denken können, den ersten publicistischen Impuls von Emerson erhielt, und daß das erste Schriftchen, das wir von ihm besitzen (1857), eine Uebersetzung von Emerson's Essay: „Goethe der Schriftsteller" war. Die ersten Zeilen desselben lauten: „In meinen Augen steht der Schriftsteller als ein Mann da, dessen Stellung beim Aufbau der Welt vorgesehen ward. Seines Amtes ist, Bericht abzustatten über die Thätigkeit des wunderbaren Lebensgeistes, dessen ewig vorwärts arbeitende Bewegung sich überall bemerklich macht; sein Geschäft ist, alle Thatsachen in seiner Seele zu sammeln und dann die bedeutenden und charakteristischen Erfahrungen daraus hervorzuheben." Ein Schriftsteller in diesem Sinne zu sein, war Herman Grimm's Ehrgeiz; und als er den Orden pour le mérite erhielt, erwiderte er dem Schreiber dieser Zeilen auf dessen Bemerkung, daß er es als eine Auszeichnung für den ganzen Schriftstellerstand betrachte: „Das dürfen Sie auch; ich bin stolz, diesem Stande anzugehören."

Wie viele Erinnerungen werden wach in Demjenigen, der Herman Grimm seit achtundvierzig Jahren gekannt hat; der ihn zuerst (1853) im Hause seiner Eltern und seines Oheims, Linkstraße Nr. 7, sah — einen schlanken, jungen Mann damals, mit langem, braunem Haar, und neben ihm in gleicher Jugend seine Verlobte, Gisela von Arnim, die Tochter Bettina's — der dann alt geworden ist wie er, seit abermals einem Menschenalter sein treuer Nachbar und fast in täglichem, sei es schriftlichem, sei es mündlichem Verkehr mit ihm. Jetzt umgeben ihn nur noch die Bilder, die eine so lange Vergangenheit in sich schließen — sein Bild, das seines Oheims Jacob und das des Arbeitszimmers der Brüder Grimm, das Bild Achim's von Arnim und die Nachbildung des Reliefs vom Grabe Gisela's in Florenz. Die Kunde vom Hinscheiden Herman Grimm's ward ihm in der Fremde, und jetzt, zurückgekehrt, sind die Fenster ihm gegenüber geschlossen, hinter denen er den, trotz zunehmender Leiden, nimmer Rastenden sich so gern thätig dachte. Erst im Tode ist ihm die Feder aus der Hand gesunken, und „den Schluß des zweiten Capitels" werden wir nicht mehr lesen.

Berlin, 8. Juli 1901. J. K.

Zwei Modellgeschichten.

Von

Helene Raff.

[Nachdruck untersagt.]

1. Die streitbaren Apostel.

Es läutete eben Mittag, und dem voll ausklingenden Schlag der großen Thurmglocken antwortete ein grelles Gebimmel aus den weitläufigen Sälen und Gängen der Kunstakademie, als willkommenes Zeichen der Arbeitsruhe. Da belebte sich alsbald die Freitreppe vor dem Haupteingang mit fröhlich heraus drängenden Gestalten, Kunstjünger und deren Modelle in buntem Durcheinander; unter den Ersten schritt ein rüstiger Greis, der jeden grüßenden Zuruf gemessen-freundlich erwiderte und dabei den altmodischen, dunklen Mantel, der die hagere Gestalt umhüllte, mit dem Anstand eines Patriarchen fester an sich zog. Kam ein Mitglied des Lehrercollegiums oder sonst eine Achtung heischende Persönlichkeit an dem Alten vorüber, dann that er wohl auch ein Uebriges: er lüftete den breitrandigen Filzhut. Wenn so die Märzsonne sein ehrwürdiges Haupt beschien, konnte er seiner Wirkung gewiß sein — seit Jahren dachte und sagte Jeder, der solchen Anblicks theilhaftig geworden: „Welch ein Apostelkopf!" —

Das Bewußtsein, einen Apostelkopf auf seinen Schultern zu tragen, bildete Xaver Planer's kostbarstes Besitzthum. Schon in früheren Zeiten, da er noch in einem ländlichen Vororte unweit der Stadt sich mit Viehhandel und Roßtausch ernährte, hatte er aus seiner Erscheinung unbewußten Nutzen gezogen; denn wer konnte verstockt genug sein, bei einem Manne von so würdigem Aussehen an Prellen und Uebervortheilen zu denken? Was er sagte, ward daher anfänglich blind geglaubt, und im etwaigen Zögerungsfalle genügte ein schmerzlich frommer Augenaufschlag von Seiten Xaver's oder eine betheuernde Handbewegung nach seiner Brust, über welche der schöne graue Bart herab floß, um den Gegenpart zu beschämen und gefügig zu machen. Aber das Feld der Xaver'schen Thätigkeit war ein enges; es sprach sich herum, daß seine Thaten mit seinen Mienen nicht immer übereinstimmten, und also erlebte Planer den Tag, an welchem sein apostolisches Aussehen nicht mehr zog.

Verdrossen übersiedelte der Alte — eigentlich war er noch nicht gar alt, nur früh grau geworden — nach der Stadt und betrieb eine Trödlerei kleinsten Stils, die aber auch in Folge seiner unbezwinglichen Neigung, Andere auf sein Gesicht herein fallen zu lassen, bald ins Stocken gerieth. So war es, wie Xaver sich in Stunden der Einkehr zugestehen mußte, keine unverdiente Vergeltung, daß er sich schließlich genöthigt sah, mit sich selbst zu handeln, und von seinem Capital, d. h. der Mitgift der Natur, zu leben. Jeder Maler, der zufällig den Fuß in sein Trödelbudchen gesetzt, hatte ihm Schmeichelhaftes über seinen Apostelkopf gesagt; und richtig blieb diese Anerkennung die gleiche, wo immer er anklopfen mochte. Also wandelte Xaver Planer von Schule zu Schule, von Atelier zu Atelier und ward überall wohl empfangen als das beste lebende Vorbild für Heilige, Patriarchen und Apostel, ohne das kein Kirchenfenster, kein religiöses Bild, keine Bibelillustration sich mehr denken ließ. Ein selbstbewußtes Stilgefühl war über ihn gekommen; er gewöhnte sich an eine salbungsvolle Redeweise und an langsam-würdevolle Bewegungen, ob er nun seinen faltigen Mantel umlegte oder mit einem Kämmchen die inzwischen silberweiß gewordenen Wellen seines Bartes glättete. Ja, wenn er an einer Kirche vorüber schritt, deren Portal und Säulen mit steinernen Heiligenfiguren geschmückt waren, so lüftete er gebührendermaßen den Hut, nickte aber dabei den Heiligen gönnerhaft-vertraulich zu, als wollte er sagen: „Ja, meine Lieben, was müßtet Ihr Euch oft verschandeln und verhunzen lassen, wenn Unsereins nicht so ein' feinen Kopf auf hätt'!" —

So ging es eine ganze lange Zeit; Xaver sah immer apostolischer aus und verfiel immer mehr in unapostolischen Hochmuth. — Eines Tages saß er bei einem älteren Künstler, der eine lebensgroße „heilige Nacht" zu vollenden im Begriffe stand, als ein College und ehemaliger Schüler eilig zu diesem herein prallte.

„Bitte, entschuldige die Störung! Ich wollte nur fragen: hast Du die Adresse eines brauchbaren männlichen Modells? Ein recht ausdrucksvoller, kantiger Kopf, weißt Du — etwas für meine ‚Anbetung der Könige'." — „Du kannst den Xaverl kriegen, so bald ich fertig bin," sagte der Angeredete seelenruhig.

Das paßte dem Anderen jedoch nicht — er schaute verlegen nach dem biblisch gewandeten Planer. — „Weißt Du" — meinte er zögernd — „wenn Du sonst Niemanden hast! — Den Xaver, nichts für ungut, den Xaver kenn' ich auswendig."

Und fort war er.

Der Xaver machte ein Gesicht wie ein König, dem ein Uebermüthiger die geziemende Huldigung versagt. Was in aller Welt verlangte dieser junge Tropf, wenn solch ein Modell ihm nicht gut genug war? Daß irgend Jemand sich an seinem Kopfe satt gesehen haben könnte, zog Xaver als undenkbar nicht erst in Betracht.

Ein paar Wochen später stand Xaver, der den erwähnten kleinen Zwischenfall bereits vergessen, vor der Thür eines von ihm sehr geschätzten Künstlerinnenateliers. Er hatte den Vormittag daselbst abgesessen und sich von Herzen an

den zum Theil sehr netten Damen erfreut, die ihm manches Päckchen Tabak und manches Fläschchen Wein gutmüthig zuzustecken pflegten. Sogar ein Paar warmer Handschuhe war ihm von Fräulein Welcker, der Jüngsten und Weichherzigsten, geschenkt worden; dieses Paar hatte er beim Fortgehen vergessen und stand deshalb nochmals vor der Thür, welche er sanft aufklinkte.

Die vorgeschrittenste und gewissermaßen wortführende Schülerin war auf einen Stuhl gesunken, dem Eingang den Rücken wendend; im Augenblick, da Planer öffnete, hörte er sie sagen: „Der Kerl ist mir, als ob ich ihn gegessen hätte!"

„Aber, liebe Hartmann!" riefen beschwichtigend zwei Damen, welche beim Ofen ihre Pinsel wuschen — da gewahrten sie den weißhaarigen Kopf an der Thürspalte und stießen einen Schreckenslaut aus, wobei die Pinsel zu Boden rollten.

Nachdem Xaver seine Rückkehr erklärt hatte und mit den Handschuhen abgezogen war, fragte die liebe Hartmann: „Kinder, glaubt Ihr, daß er gehört hat?"

Das ließ sich nicht feststellen, aber die kleine Welcker sagte vorwurfsvoll: „Ich glaube es wohl — warum reden Sie auch so laut? Der arme Alte soll doch nicht merken, daß er uns langweilt!"

Leider hatte er es doch gemerkt, und nun sein Mißtrauen einmal geweckt war, fand es häufigere Nahrung. Er machte sich bittere Gedanken über den menschlichen Wankelmuth und Undank; vor Allem aber hing sich sein Groll an den jungen Maler, der als Erster sein Antlitz schnöde verschmäht hatte. Und diesen ritt der Teufel, daß er bei nächster Gelegenheit jene Verschmähung noch obenein begründete.

„Ich sage gar nichts gegen die eingesessenen Modelle," erklärte er, als er die vollendete „Heilige Nacht" seines Freundes zu beschauen kam; „es ist zwar nicht kurzweilig, immer wieder demselben Kopf zu begegnen, indeß: die Auffassung und Beleuchtung wechseln, also mag es geschehen! Nur sollten solche Wandergesichter nicht noch süßlich sein und die Künstler zur Flauheit verleiten. Der Xaver kann natürlich nichts dafür, indeß er besteht doch in der Hauptsache bloß aus glänzender weißer Wolle; von wirklichen Formen sieht man einzig die Nase — aber alle Heiligen haben doch nicht nur aus Nase, Bart und Locken bestanden! Sie wickeln sich wohl die Locken, Xaver?"

Von Stund' an sah der Alte mit dem angezweifelten Apostelkopf in sich das Opfer einer bilderstürmenden Jugend und glaubenslosen Neuerungssucht. Weil jedoch wirklich kein besserer Vertreter seiner Gattung vorhanden war — denn bei jedem „Abendmahl" oder sonstigen die heilige Zwölfzahl erfordernden Bilde hielt es schwer, die anderen Elfe halbwegs brauchbar zusammen zu bekommen — so blieb Xaver ein nothwendiges Uebel, und, als solches noch immer viel begehrt, fühlte er sich seiner Schönheit fast so sicher wie die böse Königin im Märchen, ehe der Zauberspiegel ihr Schneewittchens Vorrang offenbart — da geschah etwas Schreckliches und Unerwartetes.

Einer von Xaver's häufigsten Brotgebern stand im Begriffe, ein Altarbild zu malen, dessen beide Seitenflügel je zwei männliche Heilige aufweisen sollten,

und Xaver war als Erster dazu bestellt. Frühzeitig erschienen, wartete er ergebungsvoll auf den Genossen, der sich auf Empfehlung eines Dritten einfinden sollte und dem Künstler selbst noch unbekannt war. — „Da wird 'was Nettes kommen," dachte Xaver mitleidig — indem ward bescheiden angeklopft, und der Betreffende trat auf die Schwelle.

„Ah!" machte der Maler freudig überrascht; aber dem alten Modell erstarb vor Schrecken das „Ah!" in der Kehle.

Keine Eitelkeit ist so groß, daß sie nicht ihre hellsehenden Stunden hätte, in denen die Vorzüge Anderer sich ihr quälend aufdrängen. So erging es Xaver, als er den wirklich prachtvollen Kopf des Neugekommenen einer eingehenden Prüfung unterzog und dem sichtlichen Wohlgefallen des Malers innerlich beipflichten mußte. Was für eine gewaltige Schädelbildung, was für schön ansetzende Brauen hatte der „Neue"! Und das feine, fast opalartige Flimmern der Haut auf dem kahlen Schädel, den ein Kranz kurzer, weißer Locken — ganz natürlicher! — umrahmte. Die tief liegenden Augen hatten weichen Glanz, und die Nase, obwohl nicht groß, bog sich mit kühnem Schwung — kurz, der beobachtende Planer hätte nicht so lange unter Künstlern gelebt haben müssen, um nicht einzusehen, welche Nebenbuhlerschaft ihm in diesem Eindringling erwuchs.

Der Mann hieß, wie sich herausstellte, Peter Zech — ein neuer Stachel für den Eifersüchtigen. Sogar den Namen des Apostelfürsten unterstand Jener sich mit Recht zu führen!

Nun begann für den armen Xaver Planer eine Zeit voll heimlicher Bitternisse, Kränkungen und machtlosen Ingrimms. Peter Zech hatte Erfolg, wo er sich zeigte, und die fahnenflüchtigen Kunden Xaver's begrüßten ihn, wie Diesen vordem, mit dem Beifallsrufe: „Welch ein Apostelkopf!" — nur daß es noch überzeugter klang als damals. Ja, Manche trieben ihre Vorliebe so weit, daß sie den einst so angesehenen Planer nicht mehr oder nur zu Nebenfiguren verwendeten, während Peter Zech auf ihren Leinwanden einen Ehrenplatz inne hatte. Der also Erhöhte pflegte zwar weder durch Worte noch durch Thaten seinen gerechten Stolz an den Tag zu legen, aber von anderen brotneidigen Berufsgenossen wurde Xaver seiner Entthronung wegen getückt und gehänselt — das war das Unleidlichste!

Ein finsterer Groll gegen den bevorzugten Peter schwoll in seiner Seele empor und nahm dermaßen zu, daß fast nichts außer diesem aufgehäuften Zündstoff darin Platz hatte. Dabei trafen sie immer wieder zusammen, er und Jener, gleichwie zwei Planeten, die sich in enger Nähe um einander drehen und schließlich einmal auf einander platzen müssen.

Einer von Planer's ältesten Gönnern malte eine „Ausgießung des heiligen Geistes" und verwendete die zwei Nebenbuhler dabei als Vordergrundfiguren. Um den Widerschein der niederhauenden himmlischen Flammen auf den emporgewandten Gesichtern herauszubringen, entzündete der Maler die Kerzen auf einem hübschen, aus Hirschhorn gebildeten Kronleuchter an der Decke seiner Werkstatt und ließ den Peter wie den Xaver verzückt zu demselben empor starren. Das Verzückte wollte Letzterem allerdings heute nicht gelingen: auf

dem Wege zur Sitzung nämlich hatte ein Boshafter ihm hinterbracht, daß sein Lieblingsfeind, der mehrerwähnte junge Maler, den Peter Zech auf längere Zeit zu miethen begehrt und nur, weil er schon für lange hinaus anderweitig vorbestellt gewesen, nicht bekommen habe. Mit solchem Ingrimm im Herzen einigermaßen heilig auszusehn, war sehr schwer; darum schien dem Xaver die heutige Sitzung endlos.

Dennoch erreichte sie ihr Ende, und der Künstler, welcher der Ehrlichkeit seiner Modelle vertraute, eben weil es zwei und keine guten Freunde waren, ging pfeifend vor ihnen davon, ohne ihren umständlichen Kleiderwechsel abzuwarten. Im Fortgehen rief er zu Xaver zurück: „Fein ordentlich abschließen und vorher die Lichter gut auslöschen, — verstanden?“ —

Schweigend gingen die Männer an ihre tägliche Umgestaltung; Xaver war schon fertig und bewachte nur argwöhnisch seinen Nebenbuhler, der noch etwas zu suchen schien. Er durchstöberte alle Taschen seines Ueberziehers, sah auf den Tischen umher und zog endlich einen Stuhl herbei, gerade unter die Deckenkrone, welchen zu ersteigen er sich nicht ohne Mühe anschickte.

Mit einem Satze war Xaver dicht bei ihm, eben in dem Augenblick, als Jener der Leuchterkrone ganz ruhig eine brennende Kerze entnahm. „Was machen S' da?“ — fragte er ihn scharf.

„Mei Pfeifel möcht' i anzund'n“, erwiderte Peter, indem er das genannte Utensil aus der Tasche zog, — „der Herr hat, scheint's, die Zündhölzln mitg'nomma, — mach'n mer's halt mit der Kerz'n!“

„Pfeifl anzund'n, da herin?“ rief Planer entrüstet. „Mit ana fremden Kerzen? Hat Ihna dös wer verlaubt? Glei steck'n S' dös Ding wieder nauf und zünden Ihr'n Knaster gefälligst auf der Gass'n an, sonst schmeckt eh 's ganze Atelier darnach!“ —

„Ham Sie hier anzuschaffen?“ — fragte Peter Zech gelassen, während er herab geklettert war und das versagte Stearinlicht gemächlich dem Pfeifenkopfe näherte.

„I bin hier scho lang als wie z' Haus“, brüstete sich Planer, beseligt von dieser Gelegenheit, dem Andern einmal sein Uebergewicht fühlen zu lassen. „Ham 'S net g'hört, wie der Herr Maler mich verantwortlich g'macht hat, daß nix durch anand bracht und mit die Lichter nix angestellt wird? Also her mit der Kerzen, sag' i!“ — Er wollte den Lichträuber am Arme ergreifen, aber Dieser machte sich steif wie ein Igel, wehrte sich gegen den Griff und schlug, statt der Antwort, mit den Füßen aus. — „Ob's D' es hergibst! Tropf, hergelaufener!“ — schrie Xaver nun in heller Wuth. — „Schafskopf, Du wolleter,“ — tönte es zurück, — da vergaß Xaver alles Uebrige, und mit geballten Fäusten fiel er über den Gegner her, ihm sein Unrecht schlagend zu beweisen.

Die Apostel rauften! —

Der sehnige Planer hatte den sich solchen Ansturms doch nicht versehenden Peter gepackt und suchte ihm die krampfhaft emporgehaltene Kerze aus der Hand zu winden. Peter Zech, obschon im Ganzen friedfertig, gerieth in Angst und wirklichen Zorn, und der Zorn behielt die Oberhand, als sein Pfeiferl

im Kampfe zu Boden fiel und zerbrach. Nun schlug auch er zu, mit der einzigen Waffe, die er umklammert hielt, ohne zu bedenken, daß es eine brennende Kerze sei. Doch kaum hatte er dem Widersacher eins um die Ohren gegeben, da fuhr Dieser mit dem Ausschrei zurück: „Feuer! i brenn'!" — Xaver's Kopf hatte nie einen so wunderbaren Anblick geboten, — sein wie Werg emporgeflammtes Haupt- und Barthaar umgab ihn mit einem förmlichen Flammenkranz.

Der befreite Peter entsetzte sich, und es war ein Act reinster Menschenliebe, daß er in die Ecke humpelte und den Waschheimer voll sehr fragwürdigen Seifenwassers über den Wehklagenden ausgoß. Inzwischen hatte Planer's Geschrei die sämmtlichen erreichbaren Hausinsassen herbeigeschreckt, welche truppweise eindrangen, dem Beschädigten beistanden und die glimmend daliegende Kerze, die mittlerweile bereits den Teppich angeschwelt hatte, austraten. Dann kam die Reihe der theilnehmenden Fragen, wie denn das Unglück entstanden sei; aber mitten hinein rief eine unzarte Stimme: „Jesses, Planer, wo ham S' jetz Ihre Locken hinbracht?" —

Da wimmerte der Aermste kläglich auf und ward, völlig gebrochen, von einem mitleidigen Studenten der Medicin, der im Hinterhause wohnte, unterstützt und nach Hause gebracht.

Es fand sich, daß die Brandwunden wohl zahlreich, jedoch nicht gefährlich waren. Was bedeuteten aber diese Verletzungen gegen die eine furchtbare Thatsache, daß er kein Apostelkopf mehr war! Von seinen langen, silberglänzenden Locken blieben ihm nur ein paar kärgliche Zotteln, und der Bart war bis auf die Stoppeln weggesengt. Planer weinte aufrichtige Thränen, er wünschte, ein besserer Mensch gewesen zu sein — ein Wunsch, der immer nur im Gefolge von Unglücksfällen aufzutreten pflegt —, aber sein Jammer blieb machtlos wie die Trostgründe einiger gutmüthiger Nachbarn, welche sich alle nicht zu der kühnen Versicherung verstiegen, daß das Verlorene in alter Schönheit nachwachsen werde.

Dies nun konnte der Beraubte auch kaum erwarten, doch er mußte leben, und so entschloß er sich eines Tages unter vielen Seufzern zum Gange nach der Kunstakademie. Wenn er nur schon das Spießrutheulaufen vor so vielen sachkundigen Augenpaaren und die abfälligen Kritiken über sein abscheuliches Aussehen überstanden hätte! — so dachte er, als er langsam seines Weges schlich. Aber er wollte dem allen Stand halten und froh sein, wenn ihn überhaupt noch Jemand nahm, — denn sein Selbstgefühl hatte, wie Simson's Stärke, im Haar gewurzelt und mit diesem Abschied genommen. —

Eine straffe Gestalt mit jugendlich raschem Schritt kam ihm entgegen: es war der Bilderstürmer, der als Erster seine nun verlorene Apostelstellung erschüttert hatte. Sehr bitter, daß eben Der ihn sehen mußte, — doch auf dem schmalen Pflaster war kein Ausweichen denkbar.

„Grüß' Gott, Planer! Mensch, was haben Sie mit sich gemacht?" — Geknickt stand der Alte vor dem jungen Maler, aber Der betrachtete ihn heiter beifällig und rief, indem er ihm derb auf die Schulter schlug: „Sie sehen ja famos aus, wissen Sie das?" —

Was? — Famos? —

„Sie haben ja Schädel bekommen, Mann," fuhr Jener fort, „und diesen Mund, diesen schlauen, schmalen, kantigen Mund, — wie kann man der Esel sein und solch einen Mund zuwachsen lassen? Hab' ich Ihnen nicht gesagt: 'runter mit der Watte? Wie ein Weihnachtsmännchen zum Christbaumschmuck sahen Sie aus und haben diesen feinen, rassigen Spitzbubenkopf! Freilich — nicht zu Heiligenbildern, — doch immerhin: wenn wir die alte Schablone erst ganz zertrümmert haben, geht auch das. Sind Sie kommende Woche frei? — Sie muß ich malen!" —

Halb betäubt sagte Xaver zu und war noch immer nicht von der Plötzlichkeit dieses Umschlags erholt, als er in die Akademie hinein taumelte. Hier indessen warteten seiner neue Ueberraschungen: wer von seinen alten Kunden ihm begegnete, zeigte freudiges Staunen über seine Umwandlung, erklärte ihn für höchlich zu seinem Vortheil verändert und verhieß ihm reichen Verdienst. — „So ein prachtvolles Haderlumpengesicht!" — „Jetzt kennt man, wie dick Sie's hinter den Ohren haben!" hörte er beständig und nahm es nicht übel, sondern strahlte vor Genugthuung, — und die Maler freuten sich mit ihm, denn ein warmblütigeres Volk als die Maler gibt es nicht. —

Am Nachmittag begab sich Planer, um auch das Urtheil der weiblichen Menschheitshälfte zu vernehmen, in sein meistbeliebtes Damenatelier. Dort erreichte das Glück, das er machte, seinen Höhepunkt, — die schneidige Hartmann erklärte, in diesen Gaunertypus würde sie sich verlieben, wenn sie Zeit zum Verlieben hätte, und das sanfte Fräulein Welcker schenkte ihm ein Fläschchen Krankenwein, in welchem Xaver sich des Abends einen Festrausch trank.

Bald darauf versöhnte er sich mit Peter Zech, der, wie sich herausstellte, ihm nichts nachgetragen und die Hauptschuld jenes Mißgeschicks dem Inhaber des Ateliers gegenüber auf sich genommen hatte. — Ihre Bahnen kreuzten sich fürder nicht: Peter behauptete als Apostel das Feld, und Xaver hatte nicht Grund, es ihm zu neiden, denn die Nachfrage nach Spitzbuben war fast noch größer als die nach Heiligen. — So diente Xaver dem bösen Princip noch erfolgreicher wie dem guten, und wenn er mit diesem Tausch geneckt ward, sprach er bescheiden: „Ja mein, i hab' für die kirchliche Kunst gethan, was in meinen Kräften g'standen is, aber a bisl fortschreiten mit seiner Zeit muß der Mensch doch auch. Und auf d' Letzt is der wirkliche Kern beim Mann allemal noch mehr werth als wie an aufpappter Heiligenschein!" —

II. Befert.

Wo ein Haus mehrere Künstlerateliers beherbergt, da pflegt es an Montagen unruhig herzugehen, denn diesen Tag benutzen die nicht vorbestellten Modelle, um sich, wenn möglich, für die Woche unterzubringen. Ich war gerade, da es zum sechsten Male draußen klopfte, am Ende meiner Geduld angelangt und entschlossen, keinesfalls zu öffnen. Als aber unmittelbar nach dem Klopfen eine helle Stimme rief: „Bitt' schön, aufmachen! Ich bin's,

die Lina —", da schob ich ergeben den Riegel zurück, obschon ich nicht einsah, was die hübsche, um Beschäftigung nie verlegene Lina wollen konnte.

Rosig und strahlend hielt sie ihren Einzug; auf den goldigen, fein gekräuselten Stirnlöckchen saß ein Hut neuester und gewagtester Mode, an dem meine Blicke haften blieben, weil ich gern herausgebracht hätte, ob die hörnerartigen Zierate aus schwerem Seidenband als Blumen oder Schmetterlinge gedacht seien. Nur flüchtig gewahrte ich, daß hinter Lina, sich gleichsam verbergend, eine zweite weibliche Gestalt in dunklem Kopftuch herein glitt.

„Fräulein entschuldigen schon, daß wir so frei sind!" — eröffnete die Blonde sofort ihren gewohnten Redestrom —, „es ist wegen dem, was Sie neulich gesagt haben: daß Sie einen hübschen brünetten Mädchenkopf suchen, und ob ich Ihnen Niemand weiß? Da kommt gestern mein Beppo, mein Bräutigam" — der Genannte hieß Joseph, wurde aber von ihr „aus Apartheit" Beppo gerufen — „auf die gescheite Idee und meint: so geh doch mit Deiner Cousine hin! Nun, und da wären wir! Veferl, sei nicht albern; laß meinen Arm los und zeig, wie Du ausschaust!" — Hülflos und steif, von der gewandten Base vorgeschoben, that das Mädchen ein paar Schritte gegen mich, wobei sie bis über die wohlgeformten Ohren erröthete. Der Kopf, von welchem sie zögernd das verhüllende Tuch entfernt hatte, trug eine förmliche Last glänzenden schwarzbraunen Haares, unter dem die Stirn auffallend niedrig wirkte und die an sich etwas breiten Backenknochen nicht zu stark hervortraten. Alle Linien des Gesichts, das aus tief liegenden Schwarzaugen mich anblickte, hatten einen Zug ins Große und Einfache — allmählich wich auch die anfängliche Röthe einer natürlichen matten Blässe.

Das neue Modell war trotz der ziemlich dürftigen Körperformen eine ausdrucksvolle, nicht gewöhnliche Erscheinung; ich sprach das aus und erklärte mich bereit, sie gleich dazubehalten. Sie lächelte, sichtlich froh und erleichtert, während Lina sich eifrig belobte für den Dienst, den sie mir sowohl als ihrer Verwandten erwiesen. Letztere erhielt eine Menge gute Lehren von ihr: „Sitz nicht zu hölzern da, Veferl, und mach kein so verspanntes Gesicht! Ausruhen darfst Du schon manchmal, die Fräul'n erlaubt's. Sie ist schenirlich, Fräulein, und kommt vom Land herein, — man muß Geduld haben mit ihr!" — Ich hörte der Predigerin belustigt zu, dieweil ich wußte, daß sie, schon aus Eigenliebe, den Modellberuf sehr wichtig auffaßte, — hatte sie doch, als einmal in ihrem Beisein zwei bitter häßliche Geschöpfe sich mir anzutragen kamen, auf meine entsetzte nachträgliche Kritik derselben geantwortet: „Ja, ja, Fräulein, die Zwei haben den Größenwahn."

Nun verabschiedete sie sich, und ich fragte scherzhaft: „Lina, wann halten Sie endlich Hochzeit?" — denn obgleich Verlobtsein für Lina einen Dauerzustand mit wechselndem Partner bedeutete, war mir doch hinterbracht worden, ihr Gegenwärtiger, ein begüterter Student, gedenke alles Ernstes das blonde Rococofigürchen auf den Altar seines Hauses zu stellen. Sie blinzelte lustig-verschmitzt. „Bald, Fräulein, bald. Wir wollen nur dem Beppo seine Eltern ein bissel Athem schöpfen lassen; wissen Sie: der ältere Sohn hat kürzlich auch so eine Dame geheirathet."

„Beglückte Eltern!“ — hätte ich beinahe gesagt, aber schon huschte Lina zur Thür hinaus und ließ mich mit Vefi allein.

Ich wandte mich nach Dieser um, — sie saß, die Hände im Schoße verschlungen, das ein wenig geneigte Antlitz voll mir zugekehrt, auf dem erhöhten Modellschemel. Die von selbst gefundenen Stellungen sind meist die besten: ich beschloß, das Mädchen so zu malen.

Es ward still im Atelier, und ich arbeitete darauf los, wobei Veferl sich als höchst geduldiges, brauchbares Modell erzeigte, ohne daß doch ihre Ruhe zur Stumpfheit geworden wäre. Ich verglich sie inwendig mit der ewig plaudernden Lina, die mich überdies durch ihre nur zu große Selbstgefälligkeit und Welterfahrung sehr häufig unliebsam berührte. Um wie viel angenehmer war Vefi!

„Sind Sie freiwillig auf den Gedanken gerathen, Modell zu werden?“ — fragte ich, als das Mädchen in der Pause von dem Antritt, auf welchem sie gethront hatte, herunter stieg.

„Doch net“ — gab sie kopfschüttelnd zur Antwort —, „i wär' lieber in Dienst gangen, aber die Lina hat mir zugered't, die doch schon lang' zu den Malern geht, und d' Mutter auch, weil sie gemeint hat, mit 'n Sitzen verdien' i mir mehr. Aber i thu's bloß bei Damen.“

Ich lächelte in mich hinein, denn das versichern alle Modelle im Beginn ihrer Laufbahn. Veferl hatte mein Lächeln bemerkt und fügte, wie entschuldigend, ihrer Rede noch hinzu: „D' Mutter sagt auch, fürs harte Arbeiten wär' i z' schwach, grad' wie der Vater selig.“

Das klang nicht unwahrscheinlich, wenn man Vefi's schmale Schultern betrachtete; ich ließ es dabei bewenden, und unsere Unterhaltung ward an diesem Tage nicht fortgesetzt. Nur hatten wir im Lauf der Woche nochmals ein längeres Gespräch, veranlaßt durch heftigen Kopfschmerz meinerseits, der aller häuslichen Arzneikunst spotten zu wollen schien. Vefi bethätigte ihr Mitleid anfänglich durch Anrathen der verschiedensten Sympathiemittel und brachte zuletzt einen Zettel zum Vorschein, auf welchem sehr unorthographisch ein längeres Gebet gegen Kopfschmerz verzeichnet war. Meine Weigerung, mich desselben zu bedienen, machte sie förmlich bestürzt. „Es hilft doch aber, Fräul'n, ganz g'wiß hilft's. Dös weiß a Jedes bei uns z' Haus, daß man Krankheiten wegbeten kann — und herbeten auch. Wir hab'n, wie unser Heimathl vergantet war, bei einer Frau gewohnt, die hat alle Kranken gesund beten könna, und einmal hat s' Jemand todtgebetet.“

„Das ist ja Unsinn!“ fuhr ich auf, ganz entsetzt von so viel Aberglauben; „haben Sie diese Heilkünstlerin vielleicht auch zu Ihrem kranken Vater gebracht?“ — Sie schlug die Augen nieder. „Die net,“ sagte sie leise, „weil wir s' noch net kennt hab'n, aber eine andre wissende Frau, die freili nix g'nutzt hat; entweder war's schon z' spät oder sie hat die rechte Gnad' net g'habt!“

Wir stritten uns eine Weile gehörig herum, bis ich, die Nutzlosigkeit meiner Vernunftgründe einsehend, vor Veferl's Bauernzähigkeit die Waffen streckte. Mein Kopfschmerz verging glücklicher Weise bald darauf, doch fehlte

es mir nicht an sonstiger Gelegenheit, des Mädchens Hang zum Uebernatürlichen zu beobachten. Bei jedem plötzlichen Geräusch, jedem verschwundenen d. h. verlegten Gegenstand behauptete sie: „es geistert," — wie ihr denn auch die abenteuerlichsten Legenden geläufig waren. Leider geläufiger als alles Uebrige, denn außer nothdürftigem Lesen und Schreiben wußte Vesi nichts, thatsächlich nichts; sie begegnete sämmtlichen neuzeitlichen Einrichtungen mit fassungslosem Staunen, that Fragen, welche einem Indianerhäuptling Ehre gemacht hätten, und hatte nur mit Mühe gelernt, sich nach drei Monaten in den Straßen der Stadt zurechtzufinden. — Deshalb traute ich meinen Ohren kaum, als Vesi eines Tages zögernd die Frage stellte: „Bitt' schön, Fräulein, wo liegt Amerika?"

Ich ließ den Pinsel sinken. — „Vesi, woher dieser Bildungstrieb? Obendrein wenden Sie sich damit an Jemand, der selbst in Geographie schwach ist, also begnügen Sie sich, zu wissen, daß Amerika furchtbar weit entfernt ist, — mehr als eine Tagereise von hier nach Hamburg und dann eine zehntägige Meerfahrt." — „Ach," seufzte Vesi und schwieg eine Weile still, dann aber setzte sie nochmals an: „I wollt' bloß fragen, was man da auf die Adreff'n schreiben muß, und was es hier Porto kost't, wenn man an Brief nach Amerika schickt?" — Die Sache wurde verdächtig; ich pflanzte mich mit möglichst inquisitorischer Miene vor Veferl auf. — „Sie haben Verbindungen nach Amerika? Hören Sie: dahinter steckt etwas Männliches, also nur schnell gebeichtet!" —

Veferl verschränkte im Verlegenheitskampfe die Finger und hing den Kopf — endlich brachte sie heraus: „No ja, zuletzt is's koa Schand' net — i hab' mein' Schatz drüben, mit den i versprochen bin, aber wirklich fest, net so wie d' Lina" — setzte sie eifrig hinzu.

„Da sehe man das heimtückische Blaßgesichtchen! Und warum heirathet Ihr nicht?" — „Weil wir nix hab'n, er und i," antwortete sie, „und desz'wegen is halt d' Mutter so zuwider und will's net leiden. Es is auch einer aus unsern Ort, und wir gehn schon anderthalb Jahrl'n mit einand und hätten geheirath't, wann meine Eltern net um ihr' Sach' 'kommen wär'n. Daheim hat d' Mutter nimmer Magd sein mög'n, und hat auch gemeint, in der Stadt vergiß i den Gregor und schaff' mir an Reichern, aber dös gibt's net, denn i mach bloß darum a Modell, daß i mir was z'sammsparen kann, und geh' zu koan Herrn, damit si der Gregor net schämen darf. Er derweil is hinüber ins Amerika, weil man da geschwinder zu Geld kommt und er mi heirath't, so bald er a bisl was hat."

Das Verlöbniß erschien allerdings weit aussehend. „Ach Vesi," sagte ich, „mit dem Rasch-zu-Geld-Kommen hat es auch in Amerika gute Wege. Und wenn er Sie nun drüben vergißt?" —

„Der Gregor druckt schon durch, was er will. Und auf mi denkt er so gewiß wie i auf eam; daß i dazu so schön Zeit hab', is mei' Freud' bei der faden Hinsitzerei, — bitt' um Entschuldigung, Fräulein," verbesserte sie sich erschrocken. Doch war ich nicht beleidigt.

„Haben Sie ihn wirklich gar so gern?" —

„O Herrgott ja!“ — Es klang wie Jauchzen und Stöhnen zugleich; sie holte aus ihrer Tasche einen arg zerlesenen Brief hervor und bot ihn verschämt mir hin mit den Worten: „I trag' sein' letzten Brief immer bei mir, da können Fräulein selbst sehen, wie brav daß er is!“

Der Brief war aus Ohio datirt, vom 15. April (wir standen im Juni), und lautete:

„Herzgelibbte Fesi!

Daß glaub' ich, daß dir hart ankomen is, in die Stad zu gehn, wo du so gut wie fremd bißt, aber schau, du must denken, wie das ich dahir noch viel fremder bin. Und Hitz hats eine schreggliche, und kein gescheides Tröpfl Bir nit zum haben. Mir sein unser viele auf der Planntasch die hisigen sagen Blendtäschen — wo ich hab underschlieffen können, ich mus froh' sein, das mich wer genomen hat. Es ist ein rechtes verdächtiges Gezeug übereinant, trotsdem kom ich ganz gut aus damit, und die Sprach lern ich bereits auch ein bisl. Ich thu fleissig an dich denken, libbster Schaz, und an zu Haus, bitt schön bleibst nur braf und mir treu. Wenn mehr Zeit hab und mir bisl besser get, schreibe wider, womit ich bin Dein libster Getreier.

Gregor Fahrnbacher

Und neilich hab ich den Melcher Hans samt der Juli trofen, was al ihr Sach zu Geld gemacht haben und woln mit noch an Lanzmann hir a Schafzigterei anfangen. Die Juli schaft fir zwei und lasst dich grüßen.“ —

Ich reichte Vefi, welche mich stolz und beseligt ansah, den Brief zurück. Ungeachtet der unbeholfenen Ausdrucksweise und mangelhaften Rechtschreibung lag eine treuherzige Wärme darin, die mir gefiel. — „Er schreibt hübsch, Ihr Liebster,“ sagte ich zu Veferl, „aber wie lange werdet Ihr warten müssen!“ — „Tös macht nix,“ entgegnete sie gelassen, „er is dreiundzwanzig, und i bin achtzehn.“ — „Wer sind denn der Hans und die Juli?“ — „Zwei Geschwister aus unsern Ort, mit denen wir in d' Schul gangen sind.“ — „Und wie ist die Juli?“ — forschte ich aus müßiger Neugier weiter. — „Ein ausgeschamtes Ding!“ — gab sie so schroff zur Antwort, daß ich erstaunt empor blickte. —

Nach Ablauf einiger Wochen war meine Studie und somit auch Veferl's Anwesenheit im Atelier beendet, — ich empfahl das Mädchen, dem ich wirklichen Antheil entgegen brachte, anderen befreundeten Malerinnen und verlor es dann für lange Zeit aus den Augen.

Der Schnee deckte bereits die Felder und Dächer, als ich Vefi zufällig auf der Straße wieder antraf. — Sie wollte mir vorüber huschen, aber ich hielt sie an: „Ja, was heißt denn das!? Veferl, wie geht's?“ — „Wie soll's geh'n?“ sagte sie müde, ohne jegliche Erkennungsfreude. „Halt so weiter.“

Nun erst gewahrte ich, daß ihre Wangen an Rundung verloren und um die Augen sich dunkle Ringe gebildet hatten.

„Doch keine schlechte Nachricht aus Amerika?“ — kam es unwillkürlich über meine Lippen.

„Gar koane,“ erwiderte sie tonlos. Und nach kurzer Pause setzte sie hinzu: „Der Brief, den i Ihnen hab' sehen lassen, is der letzte g'west; seither koaner mehr, trotzdem i zweimal hingeschrieben hab, sogar an recomman-

dirten. — D' Mutter schimpft und lacht mi aus." — „Aber," wandte ich ein, „wie leicht kann ein Brief von dort verloren gehen oder die Antwort sich verzögern! Deswegen dürfen Sie schon noch hoffen."

Sie tauchte ihren schwermüthigen Blick in den meinen, wie um meine wirkliche Ueberzeugung heraus zu lesen. Auf meine Frage, ob nicht von ihr oder ihm Verwandte da seien, durch welche Auskunft zu erhalten wäre, schüttelte sie den Kopf.

„Er hat koan verwandten Menschen net, und wir hab'n daheim auch bloß Bekannte. Unsre einzigen Gefreundeten von der Mutter her sind die Leut' von der Lina hier in der Stadt, und die vom Vatern sind weit." Ich sprach noch ein paar zusammengesuchte Trostesworte, und wir trennten uns.

Bald darauf begann ich die Skizze eines Bildes, das eine Genesende darstellen sollte. Veferl's blasses, eindringliches Antlitz stieg vor mir auf, und ich sandte sogleich eine Botschaft, welche sie zu mir berief. Im Augenblick, da ich ihrer ansichtig ward, wußte ich, wie es stand, — ein Bild vollkommenerer Hoffnungslosigkeit war nicht denkbar. Fast zaghaft erkundigte ich mich, ob kein Schreiben eingetroffen und erhielt die unnatürlich ruhig gegebene Antwort: „Jetz kommt auch nix mehr."

In diesem Zustand starrer Gleichgültigkeit verharrte Vefi vorläufig, that mechanisch ihre Schuldigkeit und suchte keine Aussprache, bis ein plötzlicher Anstoß diese doch herbeiführte. Unversehens nämlich überraschte mich eines Morgens die Anrede einer ältlichen Frau, welche im Hausflur vor meinem Atelier meine Ankunft abgepaßt hatte und sich als Vefi's Mutter zu erkennen gab. Der äußere Gegensatz beider war groß genug, denn das Gesicht der schwammig und schwerfällig einher watschelnden Frau wies überhaupt keine festen Züge auf und wurde noch verwaschener, als sie in kläglichem Tone sofort eine ganze Lebensbeschreibung von sich selbst begann.

„Ja, mei' lieba Fräul'n, nix wie Kreuz hat Unsereins! Dös wann i g'wißt hätt', wie mir geheirath't ham! Zwar, mei' Firmgodl hat alleweil g'sagt: „Rosl — hat s' g'sagt, — nimm grad koan Zugereisten net!" denn i bin an der boarisch-tirolischen Grenz derhoam, un mei' Mann, Gott hab'n selig, war Einer von drüben her. Er hat freili nix'n g'habt, aber so sauber war er —" (hier seufzte sie tief), „un Zitherschlag'n hat er könna —" (ein noch tieferer Seufzer!) un überhaupts, wia's halt diemal sein will . . . D' Vefi schaugt eam ganz gleich un is aa so extrig wie er. Aber sonst war er recht christli, un i bin's aa g'wes'n, un doch hat der Herrgott uns g'straft, daß das Häusl, was i mit in d' Eh' bracht hab', auf d' Gant kemmen is. D' Leut aber war'n noch bös obendrein un ham uns spöttisch g'macht: mei Mann tanget' net zur Landwirthschaft. — Darüber hat er si vollends zu Tod kränkt." Sie hielt inne und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

„Gewiß sehr traurig für Sie, aber Sie sind doch schwerlich nur gekommen, um mir das zu sagen," schaltete ich ein.

„Beileib' net! Aber weil i mir grad' g'nug ausgestanden hab, will i mit mein' Madl net noch's Gleiche derleb'n. Wann Die sich net um a bisl an richtigen Mann schaut, derf sie si schinden ihr Lebtag — un i derzua. Kunnt

si net ihra Glück mach'n so gut wie d' Lina? Aber sie hängt si an den Landläufer, den dummen, der sie nur anlügt un längst an Andre hat." Sie überschüttete den Entfernten mit einer Fluth von Scheltworten und kam dann auf ihren eigentlichen Endzweck, nämlich meinen Beistand gegen Vesi's Verstocktheit anzurufen, da ich vielleicht mehr ausrichten werde, als sie, die Mutter, leider gekonnt. Die Wirthin aus ihrer beider Heimathdorf, eine Frau, deren Wort so sicher war wie das Evangelium, hatte kürzlich bei einem Besuch in der Stadt erzählt, daß der Gregor allernächstens die Juli heirathe, denn die Zwei steckten drüben immer beisammen, und in der Juli Briefen sei von nichts als vom Gregor die Rede. Wenn man dazu noch sein hartnäckiges Schweigen rechnete, dann wußte man doch Bescheid!

Mit Mühe ließ die erregte Frau sich so weit beschwichtigen, daß sie mir versprach, ihr Kind um seines schönen Fehlers, der zu großen Treue willen nicht noch zu quälen. Endlich ging sie hinweg, und ich betrat mein Atelier in unbehaglicher Erwartung der Gemüthsverfassung, in welcher ich Vesi nach dem zweifellos vorausgegangenen Auftritt mit ihrer Mutter finden würde.

Vesi kauerte auf dem Modelltisch, das Gesicht gegen die Mauer gedrückt; ihr ganzer Körper zuckte im Weinkampf, — sie dauerte mich unbeschreiblich. Ich setzte mich neben sie und sagte, indem ich sacht an ihre Schulter rührte: „Vesi, er hat wohl eingesehen, daß zu raschem Hinaufarbeiten drüben keine Aussicht besteht. Oder wenn wirklich eine Andere die Schuld trägt, dann vielleicht ist es für Euch beide —"

Ich kam nicht weiter, denn mit einem Ruck schnellte das Mädchen empor und rief, bebend vor Leidenschaft: „Daß er wem Andern nimmt, weil i noch da bin, dös leid' i net. So bettelarm machen lass' i mich net!"

„Was hilft es Ihnen? Leiden muß man, was man nicht hindern kann!" — Sie rang die Hände und wimmerte gleich einem wunden Thiere. — „Er hat mich getröst't, so lieb getröstet, wie mei' Vaterl g'storben is, — und iatz so falsch und so hart." — Ihre Stimme erstickte in Thränen, dann wieder schrie sie auf: „Er muß ja mein gehören, er is mir's schuldig worden. Geschworen hat er, daß, wenn er am Leben bleibt, er mi heirath't, — sonst will er net inn' Himmel kommen. Ach Du mein liebster Schatz! Wärst Du lieber todt als meineidig, nachher könnten wir doch in der Ewigkeit beisammen sein! —"

Leider erfuhr ich an mir selbst, daß heftiges Gebahren, selbst im echtesten Schmerz, den Antheil des Zuschauers nicht vermehrt. In ihrem Toben erinnerte Vesi zum erstenmal ein wenig an das gewöhnliche Aussehen und Betragen ihrer Mutter; diese peinliche Wahrnehmung wie mein verletztes Schönheitsgefühl richteten alsbald eine Schranke zwischen uns auf. Ich ging zu meiner Staffelei mit der kühlen Bemerkung: „Bekanntlich steht die Bestimmung über Leben und Tod nicht bei uns Menschen."

„Nein freili! — Bei Gott!" — sagte sie langsam; dann erhob sie sich, schritt auf ihren Platz zu und nahm ihre altgewohnte Stellung ein.

Von Stund' an saßen wir uns schweigend gegenüber: ich wachte eifersüchtig über meine Arbeitsruhe, und Vesi störte mich nicht darin — kaum

daß manchmal ein Blick wie ein Vorwurf mich streifte. Gleichförmig und grau zogen die Winterwochen dahin. Mein Modell schien in gesteigerter äußerer Frömmigkeit Trost für ihre erblichenen Hoffnungen zu suchen; wenigstens trug sie fast beständig eine kleine Betschnur aus Glasperlen bei sich und war eine häufige Besucherin der Frühmesse. Wenn sie, was nicht selten geschah, vor mir im Atelier eintraf — denn die Hausmeisterin öffnete dem ihr bekannten Mädchen jeder Zeit die Thür — so konnte ich nachher, während ich den Schlüssel ins Schloß steckte, sie drinnen mit halblauter, eintöniger Stimme beten hören; es klang wie die Litaneien der Schulkinder, obschon ich keine Worte verstand. Auch in meinem Beisein hatte sie die Gewohnheit angenommen, kaum merklich die Lippen zu bewegen; ich wehrte es ihr nicht, weil der weltentrückte, hellseherische Charakter des Gesichts dadurch gesteigert wurde.

Die Hausmeisterin, eine frische, mundfertige Frau, hatte dies ebenfalls wahrgenommen. „Gnä' Fräul'n, das Modell red't jetzt alleweil in ihr hinein — die muß närrisch sein oder verliebt." — „Närrisch verliebt," antwortete ich, und die Frau lachte vor sich hin. „Da wär' tüchtig arbeiten das Gescheit'ste." Während wir sprachen, ward im angrenzenden Hofe ein dumpfer Lärm und eine ungewöhnliche Bewegung hörbar; die Hausmeisterin eilte davon, um sich nach der Ursache zu erkundigen.

Bald kam sie, vor Eifer athemlos, zu mir und Vesi ins Atelier. Etwas Unerhörtes war geschehen: das noch junge Weib eines Metallarbeiters, der durch leichtsinnigen Lebenswandel schon häufig Grund zu ehelichem Unfrieden gegeben, hatte, von rasender Eifersucht gestachelt, dem Manne Gift beizubringen versucht. Aber durch einige unvorsichtige Reden der Frau war der Argwohn des Bedrohten geweckt und ihr Vorhaben vereitelt worden. Eben hatte man die Schuldige verhaftet, und vor allen Thüren der Nachbarschaft standen aufgeregte Gruppen, die das geplante Verbrechen gründlich durchsprachen. — Ich konnte mich nicht genug verwundern über die Wirkung, welche die Erzählung unserer Berichterstatterin auf Vesi hervorbrachte; im Widerspruch zu ihrem, seit langer Zeit beibehaltenen theilnahmlosen Wesen fragte sie mich, so bald wir allein blieben: wie man wohl mit der Frau bei Gericht verfahren werde?

Ich kannte die Strafbestimmungen nicht, doch meinte ich, die Sühne für versuchten Gattenmord möchte immerhin keine leichte sein.

„Aber sie hat 's doch eigentlich aus Lieb' than," sagte Vesi beklommen, „und dem Mann, trotzdem er sie so gequält hat, ist zuletzt gar nix geschehn." — „Daß ihm nichts geschah, ist wahrhaftig nicht ihr Verdienst" — versetzte ich — „denn die Absicht des Mordes bestand. Und von Vernunftwegen soll der Wille zu einer That in Betracht kommen, nicht bloß deren Gelingen oder Mißlingen. Wer ist denn im Grunde schuldiger: Der, welcher mit all' seinen Gedanken einem Andern nach dem Leben strebt, oder der Unselige, der in jähzorniger Verblendung vielleicht seinen besten Freund niederstreckt?" — Das Mädchen hörte schweigend zu, rückte aber unruhig auf ihrem Schemel hin und her.

Beim Abschied bat mich Veferl, morgen etwas später kommen zu dürfen, da sie gern beichten gehen wolle. Ich gewährte das gern und war auch nächsten Tages selbst nicht zu zeitig im Atelier, denn ein heranziehender Schneesturm verfinsterte ohnedies die Luft und gab wenig Hoffnung auf ein erträgliches Licht zur Arbeit. So saß ich müßig in dem halbdunklen Raume, als jählings, ohne vorheriges Anpochen, die Thür aufgerissen wurde und Veferl über die Schwelle mehr strauchelte als trat. Auf ihrem Kopftuch lagen weiße Flocken, während triefende Haarsträhne ihr in das leichenblasse Gesicht hingen; von ihrem dünnen, verfärbten Jäckchen rieselte und tropfte es, — sie machte den Eindruck völliger Verstörung. — Erschrocken sprang ich auf und zog die willenlos Nachgebende zum Ofen. „Sind Sie in das Wetter gekommen? Warum blieben Sie nicht in der Kirche? So nehmen Sie doch nur das nasse Zeug ab!" — Sie versuchte zu gehorchen, aber ihre Hände zitterten dabei, so daß ich helfen mußte. — „War der Herr Pfarrer recht streng in der Beichte?" — fragte ich gezwungen scherzhaft, um sie endlich zum Reden zu bringen. Sie schluchzte ein paar Mal heftig auf und kroch dann wie ein gestraftes Kind in sich hinein. „I — i verdien's ja. O Gott — i trau' mir's net sagen, und doch druckt's mir's Herz ab. Ach Fräul'n, so schlecht bin i! grad' so schlecht wie die Frau, die die Gensdarmen gestern forthab'n." — Ich ergriff sie, nun selbst in Aufregung, beim Arme. „Sie sind außer sich; so fassen Sie sich doch und sagen Sie was in aller Welt Sie gethan haben? . ."

Sie strich ihre nassen, wirren Haare zurück und stieß, ohne mich anzusehen, flüsternd hervor: „Tag und Nacht hat mir's koa Ruh' net lass'n, daß der Gregor so unrecht kann handeln und mi so elend macht. Um wie viel besser für ean und mi, wenn er im ewigen Leben wär'! hab' i mir denkt — und da — da hab' i ean todtbeten wollen!" — raunte sie leise und hastig.

Ich mochte es nicht glauben. „Das haben Sie?" — —

„Das hab' i all' die Zeit her than" — ergänzte sie und verbarg das Antlitz in den Händen.

Also das! — Anfänglich wie betäubt, begriff ich nun den ganzen Zusammenhang. Ich sah Vefi wieder vor mir mit dem ins Leere starrenden Blick, den unaufhörlich sich bewegenden Lippen, wie sie den Tod Desjenigen erflehte, der ihr Leben war. Jetzt, wenn ich mir das alles, zugleich mit den früheren Aeußerungen ihrer heiß fühlenden und in Wahnanschauungen befangenen Seele, vergegenwärtigte, nahm mich fast Wunder, daß ich es nicht eher zu deuten gewußt! —

Vefi schaute durch Thränen zu mir auf; wahrscheinlich empfand sie, wie ich zwischen Mitleid und Widerwillen schwankte. — „Bitt' schön: sind Fräulein net gar zu bös auf mi? Der geistlich' Herr hat mi schon so arg hergenommen."

Das verhielt sich in der That so, denn wie ich aus Veferl herausfragte, hatte der über das Geständniß seines Beichtkindes entsetzte Priester ihr in schroffster Weise ihre Gedankensünde sowie den lästerlichen Mißbrauch des Gebetes vorgehalten und erst, nachdem er völlige Zerknirschung an ihr gewahrt,

sich zur Absolution bereit finden lassen. Anscheinend war nur durch den gestrigen Vorfall Vesi's verstummtes Gewissen so aufgerüttelt worden, daß sie ihr Thun, das ihr vorher keineswegs verbrecherisch gedeucht, überhaupt bekennen zu müssen glaubte. —

Sie bedurfte sichtlich keiner weiteren Rüge noch Belehrung, sondern eher des Zuspruchs in beruhigendem Sinne. Ich mühte mich, sie etwas aufzurichten, und bemerkte dabei: Alles sei gut, da Vesi nunmehr einsehe, wie unrecht und unverständig sie zuvor gehandelt.

„Das thu' i gewiß," sagte sie demüthig, „aber mei' einzige, größte Angst is halt, daß mei' Beten genutzt hat."

„Herrgott," brach ich los, — „an was für eine Art von himmlischem Vater glauben Sie eigentlich, daß Sie meinen, er werde Tod und Leben nach den irren Bitten eines von langem Warten und getäuschter Hoffnung halb kranken Geschöpfes einrichten? Auf solche gibt doch kein vernünftiger Mensch etwas, geschweige denn ein Gott."

Diese Auffassung schien noch immer keinen leichten Eingang bei ihr zu finden, aber sie wollte gern überzeugt sein, und so gab sie sich schließlich zufrieden, trocknete ihre Thränen und ordnete ihr Gewand, wobei sie wieder mehr der früheren Vesi ähnlich sah.

Da sie beständig vor Frost schauerte, rieth ich ihr, einen eben eingetretenen Stillstand des Unwetters draußen zu benutzen, um schnell heimzugehen und etwas recht Heißes zu trinken. Sie versprach, pünktlich so zu thun und ging. —

Den folgenden Tag, der ein Sonntag war, hatte ich Vesi freigegeben, allein auch an den beiden nächsten Tagen erschien sie nicht. Mich beschlich ein unheimliches Gefühl, und schließlich machte ich mich auf den Weg nach der Vorstadt, wo Veserl in einem der dicht bevölkerten Rückgebäude mit ihrer Mutter zwei winzige Kammern bewohnte. Es dauerte eine Weile, bis ich unter den zahlreichen Thüren, die sämmtlich auf einen engen Gang mündeten, diejenige herausgefunden hatte, welche Vesi's ungeschickt auf ein Blättchen gekritzelten Namen trug. — Ihre Mutter that mir auf; sie hatte geröthete Augen und bewillkommnete mich mit leiser Stimme. Was für eine Freude das arme Ding, die Veserl, haben würde! Des Morgens sei sie ja ziemlich fieberfrei, aber Nachmittags steige die Hitze immer so schnell, und schwach sei das Mädl, so schwach, — die Frau begann wieder zu weinen. —

„Ist sie ernstlich krank?" fragte ich bestürzt.

„Freili! Seit 'n Samstag schon, wo der arge Schneesturm war. Sie is watschnaß heimkommen, und a bisl hat s' vor der Thür stehn müssen, weil i fort war auf mein'n Scheuerplatz und hab' net drauf denkt, daß sie so bald z' Haus geht. Nachher hat sie si' niederg'legt, un i hab' ihr an Thee kocht, aber die Nacht hat s' in ein'n fort g'hustet. ‚Mutter,' sagt s' in der Früh' zu mir, ‚am End' is's gescheiter, Du thät'st hingehn un der Fräul'n absagen.' — Wir reden noch, da schellt's, und es kimmt der Unglücksbrief! I hab' gleich gespannt, wo er her is, un 's Thürl zumachen woll'n, damit sie nixn merkt. Aber sie hat schon g'hört, wie der Postbot' sagt: ‚Was zum Einschreib'n aus Amerika' — und eh ich mich umschau', steht sie

im Hemd neben meiner. Mir den Brief wegreißen und 'neischaug'n und auf'n Boden hin fallen, das war eins! Seitdem is's immer schlimmer word'n, und gar heut" —

„Was stand in dem Brief?" unterbrach ich sie.

„Mein', was is dring'standen! Daß der Gregor drüben im Spital g'storben is am Klima, was er net hat vertragen könna. Der Hans un die Juli ham's geschrieb'n, und auch, daß er 'n letzten Brief von der Vesi schon im Spital kriegt hat und immer gemeint, er antwortet, bald er gesund is. Er hat ihr sein' Ring geschickt, von seiner Mutter selig, und die Veferl soll net auf eam vergessen. Schaun S', da is Alles." — Die Erzählerin holte das Schreiben herzu, — ein paar beglaubigende Zeilen des Krankenhausarztes nebst amtlicher Uebersetzung waren beigelegt. Während ich sie überflog, sagte die Frau noch: „Gott geb' ihm die ewige Ruh'! I hab' ean nie leid'n mögen."

Aus der Kammer nebenan rief eine schwache Stimme meinen Namen; trotz unseres Flüsterns hatte Vesi mich erkannt, und ich ging hinein zu ihr.

Ein völlig eingefallenes, unjugendliches Antlitz erhob sich aus dem dürftigen Bette. „Sehn S', Fräulein, unser Gott hat mi doch erhört, — zu meiner Straf' hat er mi erhört."

„Sie sollen sich nicht durch Reden aufregen, Vesi," mahnte ich, indem ich leise über ihr Haar streichelte. — „Dös is gleich," fuhr sie unbekümmert fort, „sterben muß i doch, und dös is mir noch 's Liebste. Aber in'n Himmel komm' i net, zu mein'n lieben Schatz — weil i so sündhaft war und hab' ihn todtgebetet."

Ich erschöpfte all' meine Ueberredungskunst. Ich bewies ihr, daß ein Fieber in Folge des ungewohnten Klimas dort Jeden befallen könne, daß gar kein Zusammenhang bestehe zwischen ihrer vermeintlichen Schuld und der schon vorher eingetretenen tödtlichen Erkrankung ihres Verlobten. Allein Vesi schüttelte matt den Kopf.

„Fräulein ham selber gesagt, daß die schlechte Absicht gestraft werd'n muß — und der Herr Pfarrer sagt, i hätt' schwere Sünd' begangen wider's erste Gebot, weil daß man die Anrufung Gottes net mißbrauchen soll. Er hat mich zwar absolvirt, aber iatz kenn i 's wohl, daß mir net verzieh'n is. — Gelt, Fräulein sind schon so gut und bringen der Mutter Gottes a schöne Kerz'n von mir, daß sie bittet für mi? Nur grad' hinein schau'n dürf'n möcht' i in die himmlische Freud', damit i mein'n Gregor seh'. — Bitte, bitte, die Kerz'n krieg' ich, net wahr?"

Mein festes Versprechen, die Kerze nicht zu vergessen, beruhigte sie anscheinend — sie legte sich erschöpft zurück und schloß die Augen. Ich ging auf den Fußspitzen hinaus und bemühte mich nach Kräften, meine Erschütterung vor der draußen harrenden Mutter zu verbergen; als ich sie verließ, begegnete mir auf der Treppe der Arzt. Es war der Kassenarzt des Viertels und mir von früher bekannt, weshalb ich den Muth faßte, ihn anzusprechen und Veferl's wegen zu befragen.

Er sah sehr ernst aus. „Eine Rippenfellentzündung und das Herz obendrein merkwürdig schwach.“ Aus seinem Tone glaubte ich den Nachsatz heraus zu hören: „Die Genesungshoffnung verhält sich wie Eins zu Zehn.“

Der eine Fall trat nicht ein. Zwei Tage später war Vesi todt.

* * *

Ich stand in meinem Atelier vor Vesi's unvollendetem Bilde, als Lina kam, mir den Tod ihrer Verwandten anzusagen. Sie war sehr absichtlich in tiefes Schwarz gekleidet, aus dem sie hervor leuchtete wie eine Pfirsichblüthe, sich indeß eine betrübte Miene auferlegte, da sie sah, wie nahe mir ihre Botschaft ging.

„Wirklich schade um die Veserl, ewig schade! Das sag' ich den ganzen Tag. Wenn sie nur gehört hätte auf mich, wo ich es so gut meinte mit ihr und ihr immer abrieth von der aussichtslosen Liebelei, der dreimal verwünschten! Und mit der Veserl ihrer Mutter, da zieh' ich jetzt zusammen, denn ich habe Händel gehabt mit meinen Leuten daheim, und daß ich ganz allein für mich bin, das wünscht mein Bräutigam nicht.“

„So, wünscht es Ihr Beppo?“ fragte ich gedankenlos, denn das Geschwätz des Mädchens war mir nie leerer erschienen als eben jetzt.

„Er heißt doch Julius!“ verbesserte sie schmollend. Ich sah sie erstaunt an — sie wurde flüchtig roth und nahm etwas überstürzten Abschied, während das Bild der Verstorbenen mit seinem wehvollen Ausdruck ihr nachblickte.

Die Berliner Kunstausstellungen.

[Nachdruck untersagt.]

Wie schon in den letzten Jahren, so finden auch in diesem Sommer in Berlin zwei Kunstausstellungen statt. Die große Masse des Publicums bevorzugt noch immer die Ausstellung am Lehrter Bahnhof, von der Kritik und den Kunstverständigen aber wird fast einstimmig eingeräumt, daß die Ausstellung der Secession die sehenswerthere ist. Und in der That ist hier nicht nur der Durchschnitt der Leistungen höher, sondern es befinden sich unter ihren dreihundert Bildern mehr wirkliche Kunstwerke als unter den siebzehnhundert jener. An dem Ergebniß ist also kaum zu rütteln, es fragt sich nur, wie es zu Stande gekommen ist.

Unsere Kunstausstellungen sind auf die Pariser Salons zurückzuführen, die, ursprünglich im Louvre abgehalten, schon im achtzehnten Jahrhundert den französischen Künstlern Gelegenheit boten, ihre neuesten Werke der Oeffentlichkeit zu zeigen. Wenn man späterhin ausländische Künstler zur Betheiligung einlud, so änderte dies doch an dem Kern der Sache nichts: daß nämlich ein Ueberblick über den augenblicklichen Stand der Kunst gegeben wurde. Ganz anders verhält es sich mit der diesjährigen Secessionsausstellung. Schreiten wir hier durch den Eingangssaal nach links, so finden wir in dem ersten Zimmer die aus einem längeren Zeitraum stammenden eigenthümlichen Schöpfungen eines Norwegers und die schon vor geraumer Zeit gemalten Landschaften und Intérieurs von vier Holländern. Im zweiten Zimmer überraschen uns die Werke zweier Verstorbener, und im dritten werden wir vor Allem durch die schon vor einem Menschenalter geschaffenen, geradezu klassischen Porträts zweier Franzosen gefesselt. Kurzum, wir haben fast die Hälfte der Ausstellung gesehen, ehe auch nur ein einziges Berliner Bild unsere Aufmerksamkeit stark angezogen hätte. Beim weiteren Rundgang und genaueren Durchforschen der ersten Säle findet man dann allerdings eine Anzahl guter Berliner Bilder, aber doch nicht mehr, als etwa in dem Oberlichtsaal des Schulte'schen Geschäfts untergebracht werden können. Selbst mit den übrigen deutschen Bildern zusammengenommen, würden sie keinen sehr bedeutenden Eindruck hervorrufen. Es ist also zunächst nicht recht ersichtlich, zu welchem Behufe diese Ausstellung organisirt worden ist. Ist sie wirklich aus der schönen Idee geboren, dem Publicum einmal zu zeigen, welchen Idealen man zustrebt, und es durch die Vorführung der besten Leistungen in gewissen Kunstrichtungen dem Verständniß dieser Richtungen näher zu führen? Oder aber hat man beweisen wollen, daß die großen Ausstellungen mit ihrer Aufstapelung mittelmäßiger oder gar schlechter Bilder ein Unding sind, und daß man nur durch die Zusammenstellung von Werken aus einem größeren Zeitraume ein werthvolles und erzieherisch wirkendes Gesammtbild erzielen kann?

Dabei wäre wohl auch zu erörtern, wie die Auswahl der wirklich neuen Bilder zu Stande gekommen ist. Das Vorwort des Kataloges der Secession hebt stolz hervor, daß sie kein Programm habe, wie ja die Nebeneinanderstellung von Böcklin

und Leibl beweise. Trotzdem wird man sich der Ansicht nicht verschließen können, daß hier nicht alle Richtungen zu Worte kommen. „Vor ein Bild hat Jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und wann es zu ihm sprechen werde." So heißt es weiter mit Schopenhauer. Als ich aber ein Mitglied der Secession fragte, ob es denn vor den Werken der großen Kunstausstellung ebenso verfahre, erhielt ich die Antwort, das seien ja keine Kunstwerke. Sind also die Künstler selbst von dieser Ehrfurcht entbunden? Nun gibt es aber doch eine Commission, die über die Aufnahme der Werke entscheidet. Diese bestimmt demnach, welche Werke wie Fürsten zu behandeln sind? Ich verehre Liebermann als Künstler und achte seine Mitarbeiter, aber sind sie unfehlbar? In der Jury des Pariser Salons von 1835, um ein Beispiel zu nehmen, das mir nahe liegt, saßen Männer wie Horace Vernet, Delaroche, Ingres, David d'Angers und Pradier, also gewiß nicht die schlechtesten. Und doch wiesen sie Meisterwerke von Delacroix und Th. Rousseau zurück, in deren Besitz sich heute jedes Museum glücklich schätzen würde.

So läßt sich unser Eindruck dahin zusammenfassen: Die Secessionsausstellung enthält viele schöne Bilder, aber sie gleicht in einigen Sälen mehr einem Museum als einer Jahresausstellung, und sie gibt von dem, was heute in Deutschland geschaffen wird, nur einen unvollkommenen Begriff. Die große Kunstausstellung steht nicht nur hinter denen in Paris, Dresden und München, sondern auch hinter ihren Vorgängerinnen erheblich zurück; aber das entbindet uns nicht von unserer Pflicht, das Gute liebevoll heraus zu suchen.

* * *

In den eigentlichen Berliner Sälen der großen Ausstellung finden wir fast nur auf zwei Gebieten wirklich gute Leistungen, auf dem der Landschaft und dem des Porträts. Unter den Landschaftern behauptet Eugen Bracht seine führende Stellung mit unzweifelhafter Ueberlegenheit. Seine neuesten Bilder, insbesondere das „Forsthaus am See" mit der mächtigen tiefgrünen Eiche vor der hellen, sonnigen Hügellandschaft, sind treffliche Proben seiner großzügigen und die starken Farbenkontraste liebenden Kunst. Möge er aber nicht der dekorativen Wirkung zu Liebe den innigen Zusammenhang mit der Natur verlieren! Hans Licht, der sich wohl zu seinen Schülern zählt, vereinigt ein schönes Raumgefühl mit einer satten, an den Meister erinnernden Farbengebung und wird Hervorragendes leisten, wenn er die leeren Stellen in seinen Bildern vermeidet. Karl Böhme hat ein schönes Seestück mit glänzenden Wolken und lieblich glitzernden Wellen gemalt (Isola di Capri), das noch gewonnen haben würde, wenn der Künstler sich beschränkt hätte, statt des riesigen Ausstellungsformates einen bescheidenen Umfang zu wählen. Aehnliches gilt von Kayser-Eichberg's kraftvollem „Herbstabend" und seiner „Sternennacht". Eine freudige Ueberraschung waren für mich die Landschaften Willy Hamacher's. Mag er immerhin von den Franzosen etwas abhängig sein, seine Bilder, insbesondere die kleineren, verrathen einen solchen Sinn für volle und ernste Harmonien und einen so vornehmen Geschmack in der Composition, daß man ihm herzlich Glück auf seinem Wege wünschen kann. Ueber den jüngeren Meistern aber sei der älteren nicht vergessen und insbesondere Hans Gude's und Louis Douzette's in Verehrung gedacht. Von den Berliner Bildnißmalern ist Hanns Fechner der vornehmste. Fast noch höher als seinen „Karl Alexander von Weimar", der den Charakter des verstorbenen Fürsten in liebenswürdiger und feinfühliger Weise zum Ausdruck bringt, möchte ich das große Porträt des Herzogs von Meiningen stellen. Beides sind keine verblüffenden Malereien, sondern mit Ernst und Liebe geschaffene und darum Freude und Antheilnahme weckende Darstellungen edler Menschen. Georg Ludwig Meyn ist mit vier Bildnissen vertreten, die, abgesehen von dem allzu theatralischen Porträt der Maria Janitschek, eine gute Vorstellung von dem soliden Können und der lebendigen Auffassung ihres Schöpfers geben, wenn auch hie und da wohl kleine

Unebenheiten vorkommen. Von den Werken Ludwig Noster's gebe ich dem charaktervollen Brustbilde des Prinzen Heinrich den Vorzug. Ueber Konrad Kiesel mit einem „süß" oder „geleckt" abzuurtheilen, ist wahrhaftig allzu bequem. So lange unsere Modernen die Aehnlichkeit als nebensächlich neben der Zurschaustellung ihrer oft zweifelhaften malerischen Qualitäten betrachten und Bilder malen, die wohl in der Ausstellung, aber niemals im stillen Zimmer wirken, ist es kein Wunder, daß die Gunst der meisten Damen diesem Maler erhalten bleibt, der das Gesicht, die Hände und Kleider so sicher und sauber wiedergibt. Die Guthrie und Lavery, Zorn und Kröyer, die Besnard und Gandara sind meines Wissens in Berlin noch nicht erstanden. Man könnte wohl noch eine ganze Anzahl erträglicher Bildnisse aufzählen, allein wir dürfen den Maßstab nicht verlieren. In der Dresdner Porträtausstellung würde sich selbst Fechner nicht ohne Mühe behaupten. Am besten halten sich neben den Landschaftern und Porträtmalern die Genremaler, wenn man diesen veralteten Ausdruck noch anwenden darf. An erster Stelle sei hier Paul Meyerheim genannt. Er hat sieben Bilder geschickt, darunter drei seiner humorvollen Thierbilder, für die ihm das deutsche Volk ewig dankbar sein wird, und eine reizende Kahnfahrt auf der Traun. Julius Jacob hat Berliner Alltagsbilder in einer Reihe ungemein lebendiger und kräftiger Aquarelle festgehalten. Hans Herrmann ist mit zwei seiner bekannten und beliebten Bilder aus Holland, Woldemar Friedrich mit einem sehr frischen und sonnigen sicilianischen Intérieur vertreten. Nachträglich hat auch Menzel noch ein Bildchen gesandt, einen neuen Beweis von der fast ans Wunderbare grenzenden Frische des nun Fünfundachtzigjährigen.

Einer schönen Gewohnheit folgend, hat man einige Sonderausstellungen veranstaltet, die Gelegenheit bieten, ein klares Bild von dem Wollen und Können einiger Künstler zu gewinnen. Leider hat man dabei den Fehler begangen, es diesen zur Pflicht zu machen, die Wände der ihnen angewiesenen ziemlich großen Räume völlig mit Bildern zu füllen. Es wäre gewiß lohnend gewesen, von jedem ein oder zwei Dutzend sorgfältig ausgewählter Bilder in einem liebevoll und mit persönlichem Geschmack ausgestatteten Zimmer vereinigt zu sehen. Siebzig oder gar hundert Bilder zugleich auszustellen, das verträgt nur ein ganz großer Künstler. Dadurch ist schätzenswerthen Künstlern eine Rolle auferlegt worden, die sie nicht zu spielen vermögen.

Eine der erfreulichsten unter diesen Ausstellungen ist die von Franz Hoffmann-Fallersleben. In ihm haben wir einen ehrlichen Künstler vor uns, dessen Bilder aus einer warmen Liebe zur norddeutschen Heimath entstanden sind. Unter seinen neuesten Bildern fällt ein ostfriesischer Herrensitz an einem stillen Flüßchen in schöner gesättigter Farbengebung besonders auf. Auch Saltzmann hat mich angenehm überrascht. Ich liebe seine officiellen großen Marinen nicht, deren Wasser sich neben dem eines Mesdag oft etwas papieren ausnimmt. Aber hier finden wir ein paar kleinere Bilder von einer Lebendigkeit, an der man seine Freude haben kann. Auch Müller-Kurzwelly, der einstmals zu den „XI" gehörte, dessen Bilder aber jetzt gar nicht mehr secessionistisch wirken, hat manches stimmungsvolle Bild ausgestellt, das man gern in seinem Zimmer haben möchte. Das Beste unter den neueren ist „der Meeresglanz", lieber noch freilich ist mir die 1886 gemalte „Kartoffelernte". Ob Conrad Lessing recht vorwärts geschritten ist, läßt sich aus den nicht datirten Bildern nicht ersehen. Manchmal sind es ziemlich trockne Veduten, oft versucht er, nicht immer mit dem gleichen Erfolg, poetische Stimmungen zu geben. Ernst Henseler ist ein stiller Künstler, der nicht viel von sich reden machte, an dessen kleinen Bildchen aber Mancher seine Freude hatte. Jetzt hat er nicht weniger als hundert seiner Gemälde und Studien ausgestellt. Man kann da die ganze Kunstentwicklung der letzten dreißig Jahre verfolgen. Erst malte er Bilder in der Art Defregger's, dann Innenräume, dann echte Freilichtstudien, dann Bauernbilder, die bald an Breton, bald an Lhermitte erinnern, weiter Militärbilder und

endlich ein recht unzulängliches Gemälde von der berühmten Reichstagssitzung vom 6. Februar 1886. Nur in manchen kleinen Bildern und in ein paar intimen Porträts ist er er selbst. Erliegt Henseler immer neuen Einflüssen, so haben wir bei Werner Schuch den Eindruck der Einförmigkeit. Ob er nur ein ganz kleines Gefechtsbild oder eine lebensgroße Reiterfigur malt, immer stehen wir vor einer kühlen Sachlichkeit, die wohl Hochachtung vor seinem zeichnerischen Können und seinem Geschmack in der Composition, aber keinen persönlichen Reiz aufkommen läßt. Die Gemälde von Adolf Schlabitz sind ungleichmäßig. Viele leiden an einem trockenen Kolorit und einer allzu glatten Mache, dem „Morgenlied" und den „Blinden in der Kirche" aber läßt sich ein feiner Stimmungsgehalt nicht absprechen.

Nach den Berliner Sälen nehmen sich die Düsseldorfer nicht schlecht aus. Hier hält sich so ziemlich Alles auf einem anständigen Niveau, und unter den Landschaften — ich nenne Clarenbach — befindet sich manches anmuthende Bild. Die großen Persönlichkeiten aber fehlen fast vollständig. Ein abschließendes Urtheil über die Düsseldorfer Kunst wird sich gelegentlich der im nächsten Jahre stattfindenden Industrieausstellung gewinnen lassen. Karlsruhe besitzt in Ferdinand Keller einen Künstler von stärkstem Können und sicherem Geschmack, vor dessen Bildern man aber doch selten warm wird. Alles in Allem macht der Saal der Münchner Luitpold-Gruppe den günstigsten Eindruck. Die Landschaften von Urban, Hoch und Küstner, die Interieurs von Kunz Meyer und Spring, die frischen Thierbilder von Strebel und Holz und die vorzüglichen Bildnisse des rüstig vorwärts strebenden Walter Thor vereinigen sich zu einem erfreulichen Gesammtbilde, aus dem auch der etwas zu groß gerathene „getreue Eckehard" des ruhigeren unter den beiden Schuster-Woldan und die Allegorie von Schäfer nicht herausfallen.

Das Ausland ist recht spärlich vertreten. Frankreich hat nur bekannte Bilder und nicht immer die besten gesandt. Amerika legt mit dem Pariser Allerweltsmaler Bridgman keine Ehre ein. Auch Italien und Spanien würde man Unrecht thun, wollte man sie nur nach den diesmal ausgestellten Proben beurtheilen. Unter den belgischen Bildern fallen die Bildnisse von Leempoels und ein riesiges Kreuzzugsbild von Vanaise auf. Holland wird fast nur durch seine Altmeister Mesdag und Bisshop vertreten. So kommt es, daß der große Saal der ungarischen Kunst verhältnißmäßig günstig wirkt. Von nationaler Eigenart ist bei den Magyaren allerdings nicht viel zu spüren; ihre Bilder erinnern bald an die Franzosen, bald an die Spanier, wie denn die Künstler auch meist im Auslande studiren.

Nicht viel erfreulicher als die Malerei-Abtheilung ist die Abtheilung der Bildwerke. Freilich so vielen durchaus dilettantischen Werken begegnet man hier nicht. Das sprödere Material erheischt ganz von selbst ein intensiveres Studium. Bei gewissenhaftem Nachforschen wird man eine ganze Anzahl lebendig aufgefaßter und gut gearbeiteter Porträtbüsten und einige reizvolle Statuetten finden, endlich auch ein paar schöne Acte, z. B. eine Sandalenbinderin und ein badendes Mädchen. Recht unbedeutend aber sind die größeren Gruppen und die Denkmäler. Wenn es die kommenden Geschlechter nicht anderswoher erfahren, aus den ausgestellten Denkmälern Kaiser Wilhelm's und Moltke's können sie es nicht ersehen, daß diese bedeutende Männer gewesen sind. Wie wenig Begabung für das Monumentale bei unsern heutigen Bildhauern vorhanden ist, das sieht man am besten aus den Entwürfen zum Richard Wagner-Denkmal. Bald steht er da wie ein aufs Publicum wartender Capellmeister, bald sitzt er wie ein gemüthlicher Spießbürger, bald drapirt er sich mit einem wehenden Mantel. Hier macht er den Eindruck eines Schauspielers, der den Hamletmonolog deklamiren will, dort den eines docirenden Professors. Und dazu nun die Allegorien und die langen Beschreibungen, die sie erheischen! Den Mann selbst geben Freese und Hosäus am eindrucksvollsten, auch an Beyrer wäre zu denken. Das Beiwerk haben Ernst Wenck, der den Sockel wie ein romanisches Capitell mit Reliefiguren belebt, und Metzner am

eigenartigsten behandelt, dessen an Bartholomé und Rodin erinnernde Figuren aber nur das Zermalmende, nicht das Erhebende der Wagner'schen Schöpfungen auszudrücken scheinen. Vielleicht wird bei dem engeren Wettbewerb noch etwas Gutes oder sogar Vorzügliches aus einem dieser Entwürfe entstehen. Es ist anzuerkennen, daß die Preisrichter ohne Ansehen der Richtung so verschieden geartete Künstler dazu ausgewählt haben. Wenn aber nicht, dann verzichte man doch lieber vorläufig, dann warte man doch noch zwanzig oder auch fünfzig Jahre. Richard Wagner gehört doch wahrhaftig nicht zu denen, bei denen man befürchten muß, daß sie vergessen werden, wenn ihr Bild nicht immer vor unsern Augen steht. Ich kenne den Klinger'schen Beethoven noch nicht, aber von berufener Seite wird gesagt, daß es ein gewaltiges Werk werden wird. Ist Klinger durch eine Concurrenz angeregt worden? Wenn das Werk eines Großen im Volke lebendig ist, dann werden sich auch die Künstler finden, die das in ihnen sich gestaltende Bild aus eigenem Antrieb in feste Formen übersetzen. Ihre Entwürfe anzukaufen, sie ausführen zu lassen und dann an den würdigsten Plätzen aufzustellen, das ist mehr werth als das Ausschreiben von Wettbewerben.

So bietet denn diesmal die Architektur-Abtheilung den größten Genuß. Hier möchte ich vor Allem etwas bei der Ausstellung der Stadt Berlin verweilen, die in nicht weniger als zweiundzwanzig höchst geschmackvoll ausgestatteten Räumen in der ehemaligen Maschinenhalle untergebracht ist. Sie enthält die Modelle und Pläne der Bauten, die in den letzten Jahren unter der Leitung des Stadtbaraths Ludwig Hoffmann ausgeführt oder begonnen wurden, oder deren Entwürfe wenigstens vollendet sind. Die Ausstellung ist also eigentlich als eine öffentliche Rechenschaftsabgabe des Stadtbaraths aufzufassen. Hoffmann ist einer unserer allerbesten Architekten, aber doch mehr ein Künstler, der die alten Stile in mustergültiger Weise beherrscht und unseren modernen Bedürfnissen feinfühlig anpaßt, als ein Pionier auf unbegangenen Pfaden. Mehrfach wird in seinen Erläuterungen darauf hingewiesen, daß ein Entwurf dem alten Charakter eines Stadttheils entspreche. Nun begreife ich das sehr wohl bei einer Stadt wie Lübeck, die einen vorwiegend alterthümlichen Charakter hat, obwohl auch dort die nachempfundenen Häuser sofort kenntlich sind und den Eindruck seltsamer Zwitterwesen machen. Und entstehen nicht gerade durch das Zusammenwirken verschiedener Stile die reizendsten Städtebilder? Würde der ehrwürdige Markt zu Brüssel ohne die Gildenhäuser in ihrem fröhlichen Barockstil so malerisch sein? Und nun in einer Stadt wie Berlin, die zu neun Zehnteln modern ist und in der über Nacht ganze Straßentheile verschwinden und entstehen! Für die großen Geschäftshäuser ist eine neue Ausdrucksweise gefunden worden, wie die prächtige Rückfaçade Messel's für das Wertheim'sche Waarenhaus in Berlin beweist. Sollte sich für die Schulen und Krankenhäuser — und darum handelt es sich hauptsächlich bei den städtischen Bauten — nicht etwas Aehnliches finden lassen? Der Bericht sagt selbst, es sei versucht worden, die innere Bestimmung der Gebäude nach außen zum Ausdruck zu bringen. Aber inwiefern bringt ein italienischer Rusticabau das Wesen einer unserer Badeanstalten zum Ausdruck? Nun erblicken wir zwar bei diesem Bau zwischen zwei hohen Stockwerken einen Zwischenstock mit ganz kleinen Fenstern, die nach den Badezellen gehen. Unten befinden sich die Wartezimmer, oben die Beamtenwohnungen. Selbst wenn der naive Beschauer sich dies sofort zurecht legte, müßte er nicht auf den Gedanken kommen, daß die Bäder in dieser Volksbadeanstalt Nebensache sind? Beim märkischen Museum heißt es sehr richtig, daß „die verschiedenartigen Ausstellungsstücke am wirksamsten in einer ihrer Eigenart entsprechenden räumlichen Umgebung zur Erscheinung gebracht" werden. Das bezieht sich doch wohl hauptsächlich auf das Innere. Warum aber sieht das Gebäude von außen wie eine Zusammenstellung von mehreren Kirchen aus? Das Alles soll keine eigentliche Kritik sein, sondern ich möchte es als die Eindrücke eines kunstsinnigen Laien aufgefaßt wissen. Hoffmann hält es in seiner verantwortungsreichen Stellung für richtiger, das herrliche Erbtheil der

Väter zu benutzen und auszubauen als Experimente zu machen, die unter Umständen fehlschlagen könnten. Und vielleicht ist es besser so. Ueberall offenbart sich ein vornehmer Geschmack und ein feine Mittel und seine Wirkungen souverän beherrschender Geist. Keine dieser Bauten wird der Stadt Berlin zur Unehre gereichen. Sehr erfreulich ist der Bruch mit dem Backsteinbau, dessen allzu reichliche Verwendung längst ermüdet hatte. Deswegen kommt aber die Farbe nicht zu kurz. Es ist nur schade, daß die Modelle alle weiß sind und nicht wenigstens aquarellirte Zeichnungen beigegeben wurden. Besonders reizend finde ich die oft überraschende Verwendung von Loggien und Erkern. Hier und bei den Portalen finden wir eine außerordentlich liebevolle und sinnige Durchbildung im Einzelnen, bei der auch der Humor zu seinem Rechte kommt. Die Bildhauer Otto Lessing und August Vogel haben den Baumeister hier trefflich unterstützt.

Auch die Architekturräume des Hauptgebäudes, die vom Baumeister Georg Rönsch in höchst geschmackvoller Weise ausgeschmückt worden sind und eine wahre Erholung für die von dem Gewirr der Bilder ermüdeten Augen bilden, enthalten ungemein viel des Anregenden und Sehenswerthen, geben ein gutes Bild von den mannigfaltigen Bestrebungen unserer Baumeister. Ihre Würdigung im Einzelnen bleibe den Fachmännern überlassen. Die in einem Nebensaale untergebrachte Ausstellung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten erregte bereits im vorigen Jahre in Dresden berechtigtes Aufsehen.

Wie in Dresden, so hat man auch hier wieder einige Innenräume ausgestellt. Daß in ihnen vieles Gute zu finden ist, läßt sich nicht leugnen. Aber ich glaube, daß wir von diesen ganz auf die malerische Wirkung gerichteten Zimmern bald wieder abkommen, in denen Alles wie angeklebt ist, nichts der Laune des Besitzers überlassen bleibt, und der Mensch in seinem Alltagskleide eigentlich eine störende Note bildet. Daß ein Künstler sich solch ein Zimmer ganz nach seinen Angaben herstellt, läßt sich erklären, jeder Andere aber muß sich darin mit der Zeit doch wie eingeschnürt vorkommen. Die großen Musikwerke wurden in ganz anderen Räumen ersonnen als in dem „Zimmer eines Tondichters", dessen allzu reiche und kostspielige, wenn auch fast durchweg geschmackvolle Ausstattung den Flug der Phantasie eher hemmt als befördert. Van de Velde meint in seinem neuesten Buche, „daß wir uns dereinst weigern werden, in einem Raume zu leben, wenn alle daselbst befindlichen Gegenstände nicht das gemeinsame Streben bekunden, eine einzige seelische Wirkung hervor zu bringen". Ich glaube das ganz und gar nicht. Eine gewisse neutrale Behaglichkeit, die sich allen unseren Stimmungen, dem Alltag ebenso wie dem Sonntag, anpaßt, ist das Richtige. Solide, richtig construirte, gut aussehende und dabei billige Möbel herzustellen, thut jetzt weit mehr noth als diese viele Tausende kostenden Stimmungsräume. Die Traulichkeit der Wohnungen unserer Großväter mit amerikanischer Zweckmäßigkeit zu vereinen, dahin müssen wir streben.

* * *

Das tiefste Bild in der Secessions-Ausstellung ist „Allein auf der Welt" von Jozef Israels. Ein altes Mütterchen in armseliger und vielfach geflickter Kleidung hält, auf einem Stuhle sitzend, die runzligen Hände über ein Kaminfeuer. Ihre Aermel sind blau, das Häubchen weiß, alles Uebrige ist in den braunen und grauen Tönen gehalten, wie sie Israels liebt. Ein wundersames zartes Licht ist über dieses ergreifende Bild menschlicher Hülflosigkeit ausgegossen. Wundervoll ist auch desselben Meisters „In Feld und Wegen", eine alte Bauersfrau mit ihrem Hundekarren in einer regenschweren holländischen Flachlandschaft. Es ist das größte Lob, das man den Landschaften der beiden Maris spenden kann, von denen ich dem in ernsten und doch reichen Farben gehaltenem „Dordrecht" des Aelteren den Preis zuerkennen möchte, wenn man sagt, daß sie daneben nicht abfallen. Hier haben wir Stimmungsmalerei großen Stiles, ohne Sentimentalität

und ohne impressionistische Kunststückchen. Ganz groß und schlicht, aber sachlicher sind auch die aus den sechziger Jahren stammenden Landschaften der Franzosen Monet und Pissaro. Sie zeigen noch nicht die spätere Farbenzerlegung dieser Führer des Impressionismus, sondern sind in energischen, breiten Flächen gehalten. Monet's Damenbildniß fesselt vor Allem durch seine vornehme Eleganz. Wie altmeisterlich breit und sicher ist diese schwarze Pelzjacke, dieser schwarz und grün gestreifte Rock hingestrichen, wie klingt das Alles zusammen! Nur Renoir konnte es vertragen, daß man sein Damenbildniß als Gegenstück aufhängte. Seine Dame, die da mit einem winzig kleinen Sonnenschirm zwischen den großen Buchenstämmen steht, hat freilich nichts Liebreizendes, und ihr weißes Kleid mit der schwarzen Schärpe wirkt fast komisch altmodisch. Aber wie groß ist auch hier Auffassung und Wiedergabe, wie steht das Bild im Raume! Neben diesen Meisterwerken haben auch die anderen Ausländer einen schweren Stand. Und doch befinden sich unter den Franzosen so klangvolle Namen wie Besnard, Raffaëlli, Blanche, Forain. Am besten hält sich der Norweger Werenskiold mit den Bildnissen seiner großen Landsleute Ibsen und Björnson. Wie prachtvoll sind sie aus einander gehalten, diese beiden grundverschiedenen Männer: Ibsen, der Einsame, Schweigsame, der, unbekümmert um die Welt, seine Werke schafft, und Björnson, der Agitator, der gern spricht, gern Volksmassen vor sich hat. Höchst interessant, besonders durch ihre coloristische Haltung, sind auch des Künstlers etwas summarisch behandelten Damenbildnisse. Segantini's großes Bild „Die beiden Mütter" möchte ich noch nennen, das man seit einigen Jahren immer wieder trifft, und Zorn's allerdings ein wenig manierirtes Bildniß eines jungen Mädchens. Neben diesen kraftstrotzenden Werken erscheinen die englischen und schottischen Landschaften und Intérieurs etwas weichlich. Was den Holländer van Gogh betrifft, so muß ich offen bekennen, daß ich mich vergeblich bemüht habe, seine vielgerühmten Qualitäten heraus zu finden.

Von den Deutschen halten nur Zwei den Vergleich mit den Meisterwerken des Auslandes aus, die beiden jüngst verstorbenen Ehrenmitglieder der Secession, Böcklin und Leibl. Von Böcklin ist der „Sommertag" ausgestellt, bei dem die liebliche, auf den Nachbildungen kaum erkennbare Ferne und die schöne Spiegelung des Wassers von Neuem entzückt, die „Waldidylle" mit den herrlichen Birkenstämmen, die von lieblichen Engeln umspielte „Venus Anadyomene", die großartigen „apokalyptischen Reiter", endlich ein unvollendetes Bild, „Der rasende Roland", dessen urwüchsigen Humor ich nicht verkenne, der mir aber als Ganzes in seiner zersplitterten Composition doch nicht so ganz zusagt. Die Leibl-Ausstellung ist nicht so reichhaltig wie die in München, enthält aber einige Werke von gewaltiger Größe und Schlichtheit. Vor dem „Bürgermeister" kann man nur an die ganz großen Namen der Geschichte denken. In Madrid hängen solche Bildnisse von Ribera und dem Greco. Ein wahres Cabinetstück sind „Die beiden Wilderer". Was können unsere jungen Maler hier lernen!

Es ist nicht leicht, nach diesen Werken den lebenden deutschen Künstlern gerecht zu werden. Liebermann hat einen „Biergarten" ausgestellt, wie er ihn schon oft gemalt hat, und eine flotte und lebendige Studie von Reitern am Meeresstrand; beides tüchtige Bildchen, die aber nichts Neues sagen. Das ist der Beste unter den Berlinern. Neben ihm steht Franz Skarbina, von dessen Bildern „Der Blick vom Eiffelthurm" und „Aus einem belgischen Fischerdorf" hervorgehoben seien. Curt Herrmann's von den französischen Neoimpressionisten beeinflußte Manier wirkt bei seinen Blumenstücken nicht übel, paßt aber auf Porträts ganz und gar nicht. Auch Ludwig von Hofmann droht sein schönes Talent ganz in technischen Künsteleien zu zersplittern. Corinth besitzt ein ausgesprochenes malerisches Talent, aber welch ungeklärter Kopf lenkt diese starke Malerfaust! Seine technisch verblüffende „Andromeda" läßt sich erklären. Gut gemalt ist auch sein Damenporträt. Daß aber unsere Damen beginnen, sich von

solch einem Künstler malen zu lassen, bei dem, wenn nicht die Aehnlichkeit, so doch der eigentliche Liebreiz völlig verloren geht, ist ein seltsames Zeichen der Zeit. Schöne Hoffnungen erwecken einige junge Berliner Künstler wie von Kardorff, Linde-Walther, Freiherr von König, denen man aber nichts Schlimmeres anthun kann, als wenn man ihre hübschen Talentproben als Meisterwerke preist. Dazu kommen schließlich eine Anzahl guter Landschaften von Frenzel, Freudemann, Leistikow und Anderen. Ein Werk ersten Ranges, ein Werk, von dem man einen starken und nachhaltigen Eindruck mit nach Hause nähme, gibt's nicht darunter. Die moderne Berliner Kunst hat nicht alle Hoffnungen erfüllt, die wir vor acht oder zehn Jahren bei den Ausstellungen der „XI" auf sie setzten.

Wie viel zahlreicher und mannigfaltiger die Talente in München sind, zeigt die diesjährige Ausstellung im Glaspalast. Hier in Berlin ernten sie nicht sonderlich viel Ruhm. Uhde's lustiges, fröhliches Gartenbild ist in der Composition doch ein wenig unruhig; eine kleine Perle ist das Bildchen daneben. Habermann wird von Jahr zu Jahr manierirter, Erler befindet sich noch immer in einer Periode der Gährung. Die Thiermaler Zügel und von Heyden stehen auf der alten Höhe; Schramm-Zittau strebt ihnen rüstig nach. Von den Jüngeren seien Potter und Putz genannt. Stuttgart ist durch prächtige Landschaften von Reiniger und durch gute Bilder vom Grafen Kalkreuth vertreten. Schlimm steht es mit dem Frankfurter Trübner, der einst, wenn kein sehr großer, so doch ein sehr ernster und tüchtiger Maler war. Ehemals gab es ein Künstlerspiel, bei dem es darauf ankam, in vier Punkte, die die Lage der Hände und Füße bezeichneten, eine menschliche Figur aus dem Kopfe hinein zu zeichnen. Heute würde man für den einen Preis aussetzen, der ein Gesicht oder eine Figur aus den wenigsten Farbenflecken zu machen vermag. Solche Experimente haben ihre Berechtigung in den Ateliers, auf die Ausstellungen gehören sie nicht. Und wenn nun ein Maler gar das Paris-Urtheil dazu benutzt, so ist das höchst bedauerlich. Mögen unsere jungen Künstler hundertmal davor Bravo rufen, so müssen wir tausendmal protestiren. Nein, auf diesem Wege liegt nicht die Zukunft der deutschen Kunst. Ich gehöre nicht zu den kritiklosen Bewunderern Thoma's, aber seine schlichten und innigen Bilder waren mir nach den Bravourstückchen Trübner's eine rechte Erholung.

Die Plastik ist bei der Secession nur mit sehr wenigen, aber vorzüglichen Werken vertreten. Unter den Ausländern finden wir Rodin, Bartholomé und Meunier. Da sich diese aber in Dresden noch viel besser studiren lassen als hier, so sei nur auf zwei Deutsche hingewiesen. Der Eine, Fritz Klimsch in Charlottenburg, hat vorzügliche Statuetten und gute Porträts ausgestellt und zeigt in seiner großen Gruppe „Der Kuß" so viel Empfindung, ein so starkes Compositionstalent und eine so kraftvolle Durchbildung der Körper, daß man auch hier das Beste von ihm erhoffen kann. Möge er sich bald ganz von dem Einflusse Rodin's befreien! In August Gaul aus Berlin schätzten wir schon einen tüchtigen Thierbildner, trotzdem hat er uns diesmal überrascht. Seine bronzene Löwin ist im vollsten Sinne monumental. Die Malerei hat lange die Plastik beeinflußt, vielleicht wird sie jetzt umgekehrt von ihr zum rechten Formgefühl zurückgeführt werden.

Walther Genzel.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juli.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst ist am 6. Juli in Ragaz, wohin er sich zur Erholung begeben hatte, gestorben. So war dem früheren deutschen Reichskanzler nur ein kurzes otium cum dignitate beschieden, das er durch sein erfolgreiches Wirken in den hervorragendsten Lebensstellungen in vollem Maße verdient hatte. Wie er als bayerischer Ministerpräsident und später als Mitglied des bayerischen Reichsrathes für die Verwirklichung der deutschen Einheit seine besten Kräfte einsetzte, das wird alle Zeit einer der bedeutsamsten Ruhmestitel des nunmehr Hingeschiedenen bleiben. Eine wie schwierige Aufgabe wurde dann dem Fürsten Hohenlohe gestellt, als er im Jahre 1874 zum Nachfolger des Grafen Arnim auf den Pariser Botschafterposten berufen wurde! Durch seine hohe diplomatische Begabung, durch sein feinfühliges Verständniß für die wesentlichen Voraussetzungen freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Deutschland und der französischen Republik vermochte Fürst Hohenlohe alle Spitzen abzuschleifen. Eine aristokratische Persönlichkeit im besten Sinne des Wortes, fand er stets, als die französische Republik nach dem Sturze des Marschalls Mac Mahon eine festere Grundlage in ihren inneren Einrichtungen erhielt, die sichere Verhaltungslinie, so daß es ihm gelang, jede Spur von Mißtrauen in den maßgebenden Kreisen Frankreichs zu zerstreuen, als ob Deutschland den Widersachern der Republik auch nur im geringsten Vorschub leisten könnte. In dieser Hinsicht befand sich Fürst Hohenlohe, im Gegensatze zu seinem Vorgänger, in vollem Einklange mit dem Fürsten Bismarck, der sich niemals die Gefahren einer erfolgreichen orléanistischen oder bonapartistischen Schilderhebung für den Weltfrieden verhehlte.

Als Statthalter von Elsaß-Lothringen bewährte Fürst Hohenlohe nicht bloß seine reiche Begabung für die Regierung der wieder gewonnenen deutschen Westmark, sondern er vermochte auch nach dem Grundsatze: fortiter in re, suaviter in modo zur Beruhigung der Gemüther wesentlich beizutragen. Sein Regierungssystem hat sich dann in Elsaß-Lothringen in solchem Maße bewährt, daß gleichsam die Fortdauer desselben verbürgt werden sollte, als Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg zum Nachfolger des Fürsten Chlodwig ernannt wurde, nachdem dieser unter schwierigen Verhältnissen die Nachfolgerschaft des Grafen von Caprivi als deutscher Reichskanzler übernommen hatte. Mannigfach sind die Verdienste, die sich Fürst Hohenlohe in diesem verantwortungsvollen Amte um Kaiser und Reich erworben hat. Charaktervoll und überzeugungstreu, hat er niemals seine gemäßigt liberale Vergangenheit verleugnet. Genaueste Kenner der Verhältnisse wissen sehr wohl, daß, wie oft es auch galt, Farbe zu bekennen, der nunmehr Hingeschiedene stets rückhaltlos seine Meinung kund gab. Mögen diese Kundgebungen immerhin zunächst in den geheimen Archiven verschlossen bleiben, so darf doch jetzt bereits aus sicheren Quellen die Ueberzeugung gewonnen werden, daß Fürst zu Hohenlohe seine Stellung als verantwortlicher Reichskanzler und Rathgeber des Kaisers mit

gewissenhaftem Ernste auffaßte. Mit seinem Namen ist auch die Durchführung eines einheitlichen bürgerlichen Rechtes für das Deutsche Reich und nicht minder die Reform des Militär-Strafverfahrens innig verknüpft.

Das sympathische Charakterbild des Fürsten zu Hohenlohe wird durch mannigfache Züge eines regen Geisteslebens vervollständigt. Die Entwicklung der Literatur und der schönen Künste lag ihm besonders am Herzen, und nichts blieb ihm fremd, was von den großen Culturnationen auf diesem Gebiete geleistet wurde. Als ihm vor Jahren bereits ein Buch dedicirt wurde, in dessen Einleitung es hieß, daß Alle, denen es vergönnt war, aus der Fontana di Trevi zu trinken, sich gleichsam als Mitglieder einer im Geiste verbundenen Gemeinde betrachteten, bekannte er sich mit echter Herzensbescheidenheit zu demselben Gedanken. An solchen bezeichnenden Zügen fehlte es auch im Uebrigen dem Fürsten zu Hohenlohe keineswegs, der, eine kerndeutsche Natur, ausgezeichnete Eigenschaften des Verstandes mit einem reichen Gemüthsleben verband. In der Geschichte des wieder erstandenen Deutschen Reiches wird Fürst Chlodwig zu Hohenlohe alle Zeit eine Ehrenstellung behaupten.

In Paris ist am 6. Juli die ordentliche Session des französischen Parlaments geschlossen worden. Weitaus das wichtigste Ergebniß seiner Arbeiten ist die Annahme des Vereinsgesetzes, das sich namentlich auf die geistlichen Genossenschaften bezieht, als dessen Kernpunkt jedoch der Kampf um die Schule bezeichnet werden muß. Mannigfache Vorgänge der letzten Jahre haben gezeigt, wohin es führte, wenn den geistlichen Genossenschaften in dieser Hinsicht maßgebender Einfluß eingeräumt wird. Die Art, wie ein großer Theil des französischen Officiercorps, das von geistlichen Lehrern in den Congregationsanstalten vorbereitet war, sich den clericalen Einflüssen zugänglich erwies, mußte als eine ernsthafte Gefahr für die bestehenden republikanischen Einrichtungen erkannt werden. Ob es gelingen wird, auf der Grundlage des neuen Vereinsgesetzes diese Einflüsse zu beseitigen, kann nach wie vor sehr zweifelhaft erscheinen.

Charakteristisch ist, daß Papst Leo XIII., der früher in voller Uebereinstimmung mit dem Cardinal-Staatssecretär Rampolla der französischen Republik weitgehende Zugeständnisse machte, am 29. Juni d. J. an die Oberen und Generale der geistlichen Orden und Anstalten ein Schreiben erließ, in dem er betont, daß sie insbesondere in Zeiten des Kampfes auf die Fürsorge des Papstthums zählen können. Allerdings wird in diesem Schreiben auf die heftigen Angriffe hingewiesen, die neuerdings von einigen Völkern gegen die geistlichen Orden und Anstalten gerichtet werden; die Kundgebung ist jedoch an erster Stelle durch die Vorgänge in Frankreich veranlaßt worden. Leo XIII. kann auch nicht umhin, hervorzuheben, daß gerade in diesen Tagen bei einem Volke, dem der Papst seine besondere Fürsorge widme, Ausnahmegesetze beschlossen worden seien, gegen die er noch vor wenigen Monaten Einspruch erhoben habe. Zugleich wird für die katholische Kirche das absolute Recht in Anspruch genommen, religiöse Institute zu gründen, die ausschließlich von der Kirche abhängen. Indem der Papst dem Wunsche Ausdruck gibt, die religiösen Orden und Institute zu stärken, spendet er den Ordensbrüdern und Ordensschwestern reiches Lob. Da in Spanien und Portugal, den Ländern, die bisher als die festesten Bollwerke der geistlichen Genossenschaften angesehen wurden, gerade in jüngster Zeit von Seiten eines Theils der katholischen Bevölkerung eine der päpstlichen Auffassung entgegengesetzte an den Tag gelegt wurde, wobei es nicht an tumultuarischen Ausschreitungen gegen die Jesuiten und die Klöster fehlte, kann der Kundgebung des Papstes zunächst nur eine akademische Bedeutung beigemessen werden. Viel wichtiger ist die Frage, ob und in welchem Umfange von dem franzosenfreundlichen Staatssecretär Rampolla den geistlichen Genossenschaften die Instruction zugehen wird, die vom Vereinsgesetze vorgeschriebene Ermächtigung bei der Regierung nachzusuchen.

Im republikanischen Feldlager Frankreichs wird dem Vereinsgesetze eine um so größere Bedeutung beigemessen, als das vor den letzten Wahlen, insbesondere

von den radicalen Candidaten, in Aussicht gestellte Programm umfassender und tief eingreifender Reformen im Wesentlichen ein todter Buchstabe geblieben ist. Dies gilt insbesondere von der Vorlage über die Alters- und Invaliditätsversicherung, sowie von dem seit Jahren immer wieder angekündigten Projecte über die progressive Einkommensteuer. Freilich fehlt es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß für die Deputirten der Linken hauptsächlich wahltactische Erwägungen in Betracht kamen, wenn sie noch kurz vor Thoresschluß sich eifriger mit den beiden Reformvorlagen beschäftigten.

Bezeichnend ist auch, daß in der Deputirtenkammer mit 300 gegen 237 Stimmen ein von dem conservativen Deputirten de Gailhard-Bancel gestellter Antrag des Inhalts zur Annahme gelangte, die Kammer fordere die Regierung auf, während der parlamentarischen Ferien das Gesetz über die Alters- und Invaliditätsversicherung, wie es gegenwärtig im Entwurfe vorliege, dem Gutachten der Arbeiter- und Arbeitgeber-Syndikate in den Städten und auf dem Lande zu unterbreiten. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, welchen Umfang eine solche Enquête annehmen muß, um deren Aussichtslosigkeit bei einer so kurz bemessenen Frist zu erkennen. Die Einbeziehung der ländlichen Arbeiter würde überdies eine solche Erhöhung des für die Versicherungen erforderlichen Capitals darstellen, daß die Reform auch daran scheitern müßte. Vom radicalen Standpunkte aus folgerichtig war nur der Antrag, die Discussion des Gesetzentwurfes über die Arbeiterpensionen mit Ausschließung einer jeden anderen Vorlage noch vor den Ferien zu erledigen. Nur hätten dann wohl „les quatre vieilles“ Noth leiden müssen, mit welchem Namen der französische Parlamentswitz die vier altbewährten directen Steuern bezeichnet: die Grundsteuer, die Thür- und Fenstersteuer, die Personal-Mobiliarsteuer und die Gewerbe-Patentsteuer. Mit der Bewilligung der „vier Alten“ pflegt die ordentliche parlamentarische Session zu schließen, und so wurde es auch in diesem Juli gehalten; der Antrag, zuvor noch die Vorlage über die Alters- und Invaliditätsversicherung zu erledigen, wurde mit 263 gegen 255 Stimmen abgelehnt. Die Deputirten sehnten sich eben nach den Ferien, und zwar nicht so sehr, um die ländliche Ruhe zu genießen, wie behufs Vorbereitung der nächsten allgemeinen Wahlen. Trügen nicht alle Anzeichen, so wird das Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand noch in der Lage sein, diese Wahlen zu leiten. Alle bisher gegen das Cabinet inscenirten parlamentarischen Anstürme haben sich als durchaus verfehlt erwiesen. Nicht bloß Fragen der inneren Politik, sondern auch die auswärtigen Verhältnisse mußten den Oppositionsparteien als Vorwand dienen. Sogar das Bündniß mit Rußland sollte durch das radicale Ministerium arg gefährdet sein.

Als dann aber der Minister des Auswärtigen, Delcassé, bei seiner Reise nach St. Petersburg mit großer Auszeichnung empfangen wurde, mußten die Nationalisten auf diese Angriffswaffe verzichten. In der marokkanischen Angelegenheit sollte sich wiederum Herr Delcassé nicht auf der Höhe seiner Aufgabe gezeigt haben, da es ursprünglich hieß, daß eine Specialmission des Sultans von Marokko sich zwar nach London und Berlin, nicht aber nach Paris begeben würde. Nur wurde übersehen, daß damals zwischen Frankreich und Marokko verschiedene Differenzen bestanden, nach deren Ausgleichung im Sinne der berechtigten Ansprüche der französischen Regierung der Sultan von Marokko sich unverzüglich bereit finden ließ, eine zweite Specialmission nach Frankreich abgehen zu lassen. Herr Delcassé hat inzwischen amtlich erklärt, daß Frankreich, nachdem in der Richtung der Tuat-Oasen die Grenze Algeriens in vollem Maße gesichert worden ist, an der Aufrechterhaltung des status quo in Marokko festhält.

Wie das Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand hat auch das italienische Cabinet trotz aller parlamentarischen Anstürme seine Stellung behauptet. Das politische Programm des Ministeriums Zanardelli-Giolitti wurde sogar bei den Debatten über das Budget des Inneren in namentlicher Abstimmung mit einer

wesentlich großeren Mehrheit gebilligt, als zuvor angenommen. Allerdings sah sich die Regierung auch von einem nicht unbeträchtlichen Theil der äußersten Linken unterstützt, weshalb von Oppositionsorganen der Einwand erhoben wird, daß das Ministerium nicht über eine geschlossene monarchische Mehrheit verfüge. Der Conseilpräsident Zanardelli und der Minister des Inneren, Giolitti, haben jedoch in den Reden, die sie bei den Debatten über das Budget hielten, von Neuem den Beweis erbracht, daß sie ernsthafte socialpolitische Reformen ins Auge gefaßt haben, deren das Land dringend bedarf, wie durch die jüngsten Vorgänge in Berra, in Ferrara, erhärtet worden ist. Daß in zahlreichen Districten Italiens eine nicht unbedenkliche Krisis der ländlichen Arbeiter besteht, muß als feststehende Thatsache gelten. Nur die Ursachen dieser Krisis weichen in den verschiedenen Landestheilen von einander ab. Während auf Sicilien die Latifundien-Wirthschaft sich als verhängnißvoll erweist, haben in anderen Theilen Italiens, z. B. in Calabrien, Krankheiten der Weinreben derartige Verwüstung angerichtet, daß die ländlichen Arbeiter ihren Lebensunterhalt nicht zu bestreiten vermögen. In der Provinz Ferrara waren es die Lohnverhältnisse der Arbeiter, die zu einem Conflicte führten. In einigen Blättern wurde es so dargestellt, als ob ausländische Feldarbeiter nach Berra berufen worden wären, um den einheimischen Concurrenz zu machen. In Wirklichkeit waren es jedoch Piemontesen, die sich dort einfanden. Da dann Ruhestörungen erfolgten, wurde die bewaffnete Macht aufgeboten. Als nun einheimische Arbeiter über eine Brücke vordringen wollten, jenseits deren die Piemontesen arbeiteten, ließ der commandirende Officier de Benedetti, seiner Ordre gemäß, nachdem die im Gesetze vorgeschriebenen Warnungen erfolgt waren, auf die Menge feuern. Einige Arbeiter wurden getödtet, andere verwundet. Der tief bedauerliche Vorgang wäre wohl vermieden worden, wenn sich ein höherer Civilbeamter an Ort und Stelle befunden, der, zwischen der Militärgewalt und der Menge vermittelnd, seine Autorität geltend gemacht hätte. In der Schlußsitzung der Deputirtenkammer haben nun aus Anlaß der Ruhestörungen von Berra sehr erregte Scenen stattgefunden, bei denen der Kriegsminister General Ponza di San Martino aufs Heftigste angeklagt wurde. Dieser wies die schweren Anschuldigungen zurück, die gegen den auf der Brücke commandirenden Officier erhoben worden waren, und wurde deshalb von Deputirten der äußersten Linken mit argen Schmähworten angegriffen. So tumultuarisch gestaltete sich die Sitzung, daß diese eine Zeit lang aufgehoben werden mußte. Obgleich die Deputirtenkammer sich dann bis zum November d. J. vertagen und in die Ferien gehen konnte, werden die jüngsten Zwischenfälle im Parlament hier und da doch für Sturmzeichen gehalten, aus denen geschlossen werden müßte, daß der „Honigmond" in der Verbindung des Ministeriums mit der äußersten Linken seinen Abschluß gefunden habe.

Die Regierung wird jedoch in der Lage sein, durch die Vorbereitung heilsamer Reformen auf socialpolitischem Gebiete ihre Stellung zu befestigen. An gutem Willen dazu fehlt es ihr allem Anscheine nach keineswegs, wie sie denn auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik maßvolle Besonnenheit an den Tag gelegt hat. Dies ergab sich insbesondere aus der Stellung, die das Ministerium im Hinblick auf den Dreibund bekundete. Vergeblich waren die Bemühungen französischer Blätter, Italien vom Dreibunde abzudrängen. Wie die Sicilianer Crispi und Rudini, obgleich sie völlig verschiedenen Parteien angehörten, als Leiter der Regierung die Nothwendigkeit des Bündnisses mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn klar erkannten, überzeugten sich auch die Norditaliener Zanardelli, Giolitti und Prinetti, der gegenwärtige Minister des Auswärtigen, von derselben Nothwendigkeit. Ein in dem römischen Blatte „La Tribuna" unlängst veröffentlichter Leitartikel „La triplice e la pace" verdient deshalb um so größere Beachtung, weil das Blatt als das Organ Giolitti's gilt. In diesem Aufsatze führt Professor Antonio Labriola, der selbst als einer der intelligentesten modernen Socialisten angesehen wird, gegenüber dem franzosenfreundlichen Publicisten Teodoro Moneta

aus, daß Italien trotz aller Bedenken den Dreibund erneuern müsse. In diesem Sinne beantwortet Professor Labriola die Frage Moneta's, ob die gegenwärtigen Bündnisse nicht durch ein ständiges internationales Schiedsgericht im Haag ersetzt werden müßten. Die „Friedensconferenz" im Haag hat allem Anscheine nach die Anregung zu diesem Vorschlage gegeben, der mit sachgemäßen Gründen zurückgewiesen wird. Da der status quo die Grundlage eines solchen internationalen Schiedsgerichts wäre, weist Professor Labriola unter Anderem auch darauf hin, wie Italien es sich dann für alle Zukunft gefallen lassen müßte, daß Frankreich und England ihre Machtsphäre im Mittelländischen Meere wesentlich erweiterten. Hier bezeichnet der Italiener auch den schwachen Punkt in den Ausführungen der französischen Organe, die Italien zu einem Anschlusse an das russisch-französische Bündniß bestimmen möchten. Im Mittelländischen Meere hat Italien die starken Wurzeln seiner Kraft, und dort muß es jede Verrückung des Gleichgewichts zu seinen Ungunsten mit Entschiedenheit zu verhindern suchen. Wenn es daher im Dreibunde verbleiben wird, so sind, wie für die früheren Regierungen, auch für die gegenwärtige die eigenen Lebensinteressen des Landes entscheidend.

In welchem Maße die friedlichen Bestrebungen des Dreibundes auch an maßgebender Stelle in Rußland anerkannt werden, das erhellt aus der in Petersburger Blättern bestätigten Absicht des Zaren, im Herbst den deutschen Kaisermanövern in der Umgebung von Danzig beizuwohnen. Allerdings ist die Annahme dieser Einladung des deutschen Kaisers zunächst nur im Princip erfolgt, da die Verwirklichung der vom Kaiser Nicolaus II. gehegten Absicht von mancherlei Umständen abhängig gemacht werden mußte. Jedenfalls zeigte sich bei diesem Anlasse wiederum, wie vortrefflich die persönlichen Beziehungen der beiden Herrscher sind. Zugleich kann kein Zweifel darüber obwalten, daß das handelspolitische Verhältniß zwischen den beiden Nachbarnationen im Sinne der Abschließung eines neuen Handelsvertrages befestigt werden wird. Auch der Herzog von Aosta wird den deutschen Kaisermanövern beiwohnen, und was von der Erneuerung des deutsch-russischen Handelsvertrages gilt, darf auch in Bezug auf ein weiteres Abkommen zwischen Italien und Deutschland mit Sicherheit in Aussicht gestellt werden.

Literarische Rundschau.

Neue militärische Schriften zur Geschichte der letzten europäischen Kriege.

[Nachdruck untersagt.]

1. Benedek's nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet von Heinrich Friedjung. Leipzig, Grubel & Sommerlatte. 1901.

Ein besiegter Feldherr — es gibt kein tragischeres Geschick, denn zugleich mit ihm leidet das ihm anvertraute Heer und das Vaterland Schiffbruch. An die Spitze einer Armee stellt man in jetziger Zeit nicht mehr, wie wohl im 18. Jahrhundert öfter geschah, unfähige Günstlinge, sondern Männer, deren Laufbahn wirkliche Verdienste aufweist. Desto schmerzlicher und jäher ist dann der Absturz von der Höhe des Glückes, das sie bis dahin gekrönt hatte. Denn nur in wenigen Fällen überlebt das Andenken an diese Verdienste den Eindruck der Niederlage. Grausam ist gewöhnlich das Urtheil der Welt über den geschlagenen Feldherrn, und oft vermögen erst die Zeit und die geschichtliche Forschung eine mildere Auffassung anzubahnen. Ueberblicken wir kurz Benedek's Leben, wie es uns aus den nunmehr veröffentlichten Briefen und den von Friedjung mit gewohnter Meisterschaft geschriebenen Einfügungen und Ueberblicken als ein Stück österreichischer Kriegsgeschichte und als ein Sittengemälde entgegen tritt. —

Benedek entstammt dem Adel Ungarns und zwar einer protestantischen Familie. Geboren am 14. Juli 1804 zu Oedenburg, wo sein Vater Arzt war, kam er durch die Empfehlung des damals als Divisionär dort garnisonirenden, später so berühmt gewordenen Generals Radetzky in die Militärakademie von Wiener-Neustadt, in die nach den Bestimmungen nur katholische Zöglinge aufgenommen werden durften. „In Oesterreich werden unbillige staatliche Anordnungen dadurch unschädlich gemacht, daß man sie nicht befolgt", sagt Friedjung bei dieser Gelegenheit, und so wurde Benedek denn in den Katalogen der Anstalt bald als Protestant, bald als Katholik bezeichnet, und dabei blieb es auch, obwohl 1820 der Kaiser Franz abermals befahl, daß die nicht katholischen Zöglinge nach Empfang des entsprechenden Religionsunterrichts zur allein selig machenden Kirche überzutreten hätten. — Welcher Gegensatz zu dem unvergeßlichen Wort des Großen Friedrich: Bei mir kann Jeder nach seiner Façon selig werden! Protestant und Ungar, war Benedek doch durch und durch Gesammtösterreicher. Sein Glaubensbekenntniß war: Treue und Gehorsam dem Kaiser, vollständige Hingabe an die Interessen der Armee und Liebe zu dem großen Oesterreich, dieser Verbindung verschiedener Nationalitäten; seine Bibel: das Dienstreglement, sein Evangelium: das Ehrenwort. Seine ersten Dienstjahre führten ihn frühzeitig nach Italien, und dort zeigte er sich so befähigt, daß er schon 1833 in den Generalstab versetzt wurde. Radetzky bewahrte ihm stets sein Wohlwollen, und frühe schon, seit 1840, Major, wurde er als Adjutant zum Generalcommando nach Lemberg commandirt. Hier faßte er jene leidenschaftliche Neigung zu der verwittweten Frau Julie von Woyna geb. Krieg von Hochfelden und heirathete sie 1841 nach lebhaftem Widerstreben der Eltern. Die sich in seinen Briefen offenbarende Liebe zu seinem „Juck", seiner „Mietz", seinem lieben

„Katzel" u. s. w. bleibt bis in sein späteres Alter dieselbe, obwohl, wie Friedjung offenbart, eheliche Stürme zwischen den beiden temperamentvollen Naturen nicht ausblieben. Besonders mußte er den heftigen Ausbrüchen ihres Zornes und ihrer Empörung über die ihm nach 1866 widerfahrene Behandlung ernsthaft entgegen treten. „Kannst Du mein Unglück nicht heilig halten, dann ist es besser, ich bleibe fern und trage allein und ende allein in welch immer Winkel der Welt." —

Benedek, elastisch, zähe, von mittlerer, schlanker Statur und gebräunter Gesichtsfarbe, feurigen Auges, mit spitz gedrehtem Schnurrbart, eine prächtige Soldatenfigur, vollbrachte seine erste Waffenthat in dem polnischen Aufstande von 1846 in Galizien bei der Ortschaft Gdow, durch welche er die durch den Rückzug des Generals Collin aus Krakau compromittirte österreichische Waffenehre wieder herstellte. Er handelte selbständig, klug und entschlossen, aber das Gefecht an sich war ganz unbedeutend, und daß er dafür den Marien-Theresien-Orden beanspruchte und sich Anfangs weigerte, den ihm zuerkannten Leopoldsorden anzunehmen, darin können wir doch nur einen Zug übertriebener Schätzung seiner That, nicht berechtigte Selbstachtung erkennen, wie es denn überhaupt nicht angenehm berührt, daß er in vielen seiner Befehle und Ansprachen seine persönlichen Eigenschaften stark in den Vordergrund stellt.

Nach Italien als Oberst versetzt, bewährt er sich zuerst in dem schwierigen Rückzuge der Oesterreicher 1848 aus der Lombardei und weiß die Manneszucht mit eiserner Strenge aufrecht zu erhalten. „Jeden Officier, der sich feig benimmt und diesfällig auf die Mannschaft schlecht einwirkt, lasse ich in Eisen legen, wo dies nicht zureicht, erschießen," sagte er nach Androhung von so und so viel hundert Stockstreichen an die Mannschaft. Und doch hat dies Officiercorps, in dem eine derartige Behandlung möglich war, sich 1848 49 als Hort und Halt Oesterreichs bewährt.

In der nun folgenden Offensive Radetzky's gegen die Piemontesen in der Lombardei zeichnete er sich besonders bei Curtatone rühmlichst aus und erhielt nunmehr das Theresienkreuz, aber noch höher stieg sein Ansehen 1849 durch das Gefecht bei Mortara, in dem er in bedenklichster Lage die allerhöchste Geistesgegenwart zeigte, und durch seine Theilnahme an der Schlacht bei Novara, die Piemont zum schleunigen Frieden zwang. — Nach Ungarn zum Kampfe gegen die große magyarische Erhebung berufen, leistete er an der Spitze seiner Brigade gleichfalls erhebliche Dienste und wurde bei Szöreg verwundet. Hätte er 1848 das von der damaligen ungarischen Regierung ihm angetragene Commando der ungarischen Landwehr angenommen, würde er wie so viele österreichische Officiere schließlich genöthigt gewesen sein, gegen den Kaiser zu fechten. Er wurde sodann längere Zeit Chef des Generalstabes der Armee in Italien unter Radetzky. Den Gipfelpunkt des Ruhmes aber erreichte er in dem Feldzuge 1859, als er, an der Spitze des 8. Corps bei Solferino auf dem rechten österreichischen Flügel stehend, die Piemontesen siegreich zurückschlug und nur in Folge des Sieges Napoleons III. im Centrum abziehen mußte. Er hatte sich glänzend als ein Mann von eisenfester Tapferkeit, Entschlossenheit und taktischem Blick bewährt, und so wurde er die einzige lichte Feldherrngestalt des österreichischen Heeres in jenem Kriege. Was Wunder, daß Heer und Volk in ihm den Mann der Zukunft sahen? Der Name Benedek war damals ein wahres Zauberwort im Munde des österreichischen Soldaten, des höchsten wie des niedersten. „Bin doch ein Glückskind!" schreibt er an seine Gattin. „Erkenne in Demuth mein Soldatenglück und vertraue auf meinen gnädigen Herrgott, daß er mich doch noch mit meinem lieben Juck vereinigt." Sein Ansehen stieg so hoch, daß er zum Chef des Generalstabes der gesammten Armee und zugleich zum obersten Leiter des Heerwesens und der Civilverwaltung in Ungarn ernannt wurde, welches Amt er aber nur ein halbes Jahr unter schwierigen Uebergangsverhältnissen mit Energie verwaltete, dabei die Ruhe in einer Weise aufrecht haltend, die in ihrer derben Originalität etwas an unseren alten Wrangel im Herbst 1848 in Berlin erinnert. Gleich darauf, 1860, wurde er Commandant der Armee in

Italien, woselbst er mehrere ältere Generale und vier Erzherzöge unter seinem Befehl hatte, unter Anderen auch den Erzherzog Albrecht, an den er 1866 das Commando der Nordarmee abgeben mußte. — Daß er in dieser Stellung zugleich Chef des Generalstabes der Armee blieb, ist für preußische Begriffe von der Wirksamkeit eines solchen ganz unfaßbar.

Es kam 1866. —

Er hatte immer einen Krieg mit Preußen als ein Unglück für Oesterreich betrachtet und darin sowohl politisch wie militärisch richtigen Blick gezeigt. Die zweimalige Weigerung, den ihm angetragenen Oberbefehl der Nordarmee anzunehmen, muß durch seine richtige Selbstschätzung Sympathie erwerben. Er fühlte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen, und war es eben so wenig wie 1870 Mac Mahon und Bazaine den ihrigen. Denn zwischen der Befähigung eines tüchtigen Corpsführers und der eines Oberbefehlhabers einer Armee von 250000 Mann klafft noch eine weite Kluft.

Der Kaiser freilich konnte nicht anders, als ihm in Anbetracht der Stimmung von Armee und Volk den Oberbefehl antragen: aber erst auf die inständige Bitte seines obersten Kriegsherrn erklärte er sich bereit, „ihm seine bürgerliche wie militärische Ehre zum Opfer zu bringen". Man kennt den Ausgang. Feldherrnblick Moltke's, Führung durch den König und zwei Prinzen seines Hauses, überlegene Taktik und Infanteriebewaffnung und ein tüchtiger Generalstab brachten uns den Sieg. Während man Benedek nun nach der Niederlage, insbesondere von österreichischer officieller Seite, aufs härteste beurtheilte, ist jetzt ein Umschlag erfolgt, der wieder zu weit geht. Benedek besaß eben die geistige Elasticität und die Fähigkeiten nicht, die zur Ausübung dieser schwierigsten aller Künste unerläßlich sind und verstand nicht, die sich ihm darbietenden Chancen zu benutzen, besonders die vom 28. Juni, wo er im Stande war, mit drei Corps über das V. preußische herzufallen.

Benedek hielt sich in jenen Tagen vom 28. Juni bis zum 3. Juli, als sein „altes Soldatenglück" zusammenbrach, würdevoll aufrecht, und darin weicht die Schilderung Friedjung's von der des österreichischen Generalstabswerkes einigermaßen ab, welches auch den Kriegsrath vom 1. Juli nicht erwähnt, dessen sämmtliche Mitglieder darüber einig waren, daß der Feldzug schon jetzt, also *vor* der Schlacht bei Königgrätz, verloren sei. Dennoch muß die Depesche Benedek's an den Kaiser von demselben Tage, in der er ihn bittet, um jeden Preis Frieden zu schließen, weil sonst die Katastrophe für die Armee unausbleiblich sei, als ein Rathschlag betrachtet werden, der vor dem Entscheid einer Hauptschlacht eine Unmöglichkeit forderte. Der Gedanke des vom Kaiser entsandten Oberstleutnants v. Beck, jetzigen Chefs des Generalstabes der Armee, das Heer am 2. Juli hinter die Elbe zurück zu führen, wäre das Richtige gewesen. Benedek entschied sich anders und nahm die Schlacht an, ein Verhalten, in dem doch offenbar ein Widerspruch mit jener Depesche an den Kaiser liegt. Er unterlag in seiner engen Centralstellung der strategisch-taktischen Umfassung des Gegners, wozu noch der Ungehorsam der Commandanten des II. und IV. österreichischen Corps beitrug. Die von ihm zuletzt entfaltete größte Energie konnte wilde Flucht und Auflösung nicht wenden.

Nach dem Eintreffen des Heeres an der Donau in eine kriegsgerichtliche Voruntersuchung gezogen, verweigert er genaue Auskunft über seine Befehlsführung. Er nehme die Verantwortung auf sich und wolle Niemanden anschuldigen. Nur dem Kaiser persönlich wollte er Rede stehen. „Der Kaiser weiß recht gut, warum ich vor der Commission nicht Rede und Antwort gegeben habe," schreibt er an seine Frau. — Die Anschuldigungen, die er gegen seine Unterbefehlshaber erheben konnte, liegen offen da. Das Verhalten des Erzherzogs Leopold bei Skalitz würde dabei eine Rolle gespielt haben. Taktische Mißgriffe aber, die aus Mangel an Befähigung entspringen, gehören nicht vor ein Kriegsgericht, sondern nur vor die geschichtliche Kritik. — Im November 1866, und nachdem Benedek den Abschied erhalten, erschien Erzherzog Albrecht in Graz bei ihm und ließ sich von ihm *schriftlich* ver-

sprechen, nichts über den Feldzug zu veröffentlichen. — Hierauf aber veröffentlichte die amtliche „Wiener Zeitung" einen Erlaß des Kaisers, nach welchem das beantragte förmliche kriegsgerichtliche Verfahren gegen Benedek und die Chefs seines Stabes niedergeschlagen wurde. Dem schloß sich ein Commentar an, in dem ausgesprochen wurde, daß die Fortsetzung des kriegsgerichtlichen Verfahrens einen Schuldspruch zur Folge gehabt haben würde, und daß Benedek's militärischer Ruf vor Mit- und Nachwelt vernichtet sei. Diese Härte wird von Friedjung mit Recht als eine „unerfreuliche Episode" im Hof- und Staatsleben Oesterreichs bezeichnet. Lagen Gründe vor, die der Oeffentlichkeit verborgen sind, so hätte man besser gethan, das Kriegsgericht abhalten zu lassen. — Benedek trug sein Geschick mit erhabenster Würde, und das hat ihm alle Herzen gewonnen; er verbrannte seine Briefschaften über 1866, hielt sein Wort, aber seine Soldatenpoesie, wie er sich ausdrückte, war für immer dahin. — Im bürgerlichen Rock wurde der Mann, der das Heer über Alles geliebt hatte, am 27. April 1881 zur Ruhe bestattet. Bismarck sprach der Wittwe sofort seine Theilnahme aus. Julie Benedek schreibt darüber an den Freiherrn Franz von Krieg: „Bismarck's Brief, ganz eigenhändig geschrieben, war der einzige von hoher Hand, der mir zu Gemüthe ging."

Friedjung hat diesem Buche einen Excurs angehängt, in dem er sich mit der Kritik beschäftigt, die der General von Schlichting in seiner Schrift „Moltke und Benedek" an Friedjung's „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" übt. Dieser mit größter Klarheit und Uebersichtlichkeit geschriebene Excurs zeigt auch ein durchaus gutes militärisches Urtheil. Ich will hierzu nur bemerken, daß ich einen grundlegenden Unterschied zwischen der Strategie Napoleon's und Moltke's, wie ihn Schlichting behauptet, bestreite, es auch nicht richtig finde, die Kriegführung der Zukunft nur auf unsere Strategie von 1866 und 1870/71 aufbauen zu wollen.

2. Studien über den Krieg auf Grundlage des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Von J. von Verdy du Vernois, General der Infanterie ꝛc. Zweiter Theil: Operationspläne. — Zweites Heft: Uebergang zu den Studien. Ueber Strategie. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1901.

Es ist nöthig, einen Blick auf die vorhergehenden Hefte dieser Publication und auf die militär-literarische Thätigkeit des Generals von Verdy überhaupt zu werfen. Sein erstes Werk waren die „Studien über Truppenführung", deren 13 Hefte jedes ein abgeschlossenes Ganzes bildeten. Die überall hervortretende Tendenz ist, theils auf Grund angenommener Kriegslagen, theils kriegsgeschichtlicher Studien folgend, den Militär zu eigener Arbeit anzuregen, ihn vor die Lösung von Fragen zu stellen, die er gründlich zu durchdenken und ebenso zu bearbeiten hat, wobei sich dann Lehren der Truppenführung von selbst ergeben. Diese Methode tritt in schärfsten Gegensatz zu den Lehrbüchern früherer Zeiten, welche, sich mit der Aufstellung von Theorien begnügend, oft nur zu reinen Abstractionen gelangten. Die also formulirten Lehrsätze konnten daher auch in vielen Fällen nicht Stich halten, was der handelnde Führer oft zu seinem Schaden, der Schüler aber schon bei der Betrachtung verschiedener Kriegslagen bemerken mußte. Ohne daher den Werth sorgfältiger Schulung und einer gesunden Theorie herabsetzen zu wollen, die im Gegentheil jenen Arbeiten vorhergehen müssen, erscheint es als ein großer Fortschritt, in der Durcharbeitung von Kriegslagen Uebungen auszuführen, die geeignet sind, die militärische Einsicht zu schulen und, falls die Lösung von Aufgaben in einer beschränkten Zeit ausgeführt werden muß, auch die Entschlußkraft so weit zu stärken, als dies eben in der Arbeitsstube und bei Uebungsritten geschehen kann. Seit einigen Jahren hat nun General von Verdy eine zweite Gruppe in Angriff genommen, die den oben er-

wähnten Titel führt. Wenn die erste zu einem sachgemäßen Handeln führen soll, so herrscht in der zweiten die Absicht vor, die wissenschaftliche Erkenntniß zu fördern. Während der erste Theil in drei Heften die Aufstellung der Armeen 1870 und die Ereignisse in den Grenzbezirken bespricht, geht der zweite Theil zu den Operationsplänen Moltke's, betreffend einen Krieg gegen Frankreich, über, die mit dem Entwurf vom August 1866 beginnen und sich bis 1870 erstrecken. Ueberall hier sehen wir die engste Verbindung des Operationsgedankens mit der politischen Lage. Sie ist der Ausgangspunkt des Entwurfes, und daraus folgt dann, daß 1. eine genaue Verbindung der Heeresleitung mit der politischen stets vorhanden sein muß; 2. daß dies aber den Chef des Generalstabes bez. den erwählten Führer der Armee nicht davon entbindet, sich eine eigene Meinung über die politische Lage zu bilden. Befände sich diese im Gegensatz zu der politischen Leitung, so kann er die seinige freilich nicht zur Basis seiner Maßnahmen machen. Moltke hat nun niemals versäumt, sich mit Bismarck in die gehörige Verbindung zu setzen, wie unter anderem sein Schreiben vom 13. Mai 1868 beweist. Seine Stellung war noch 1866 eine schwierige, da der Chef des Generalstabes nicht die Unabhängigkeit vom Kriegsministerium besaß, die ihm später zugebilligt wurde.

Was nun den Begriff eines Operationsplanes oder Operationsentwurfes anbelangt, so erinnern wir zuvörderst daran, daß er nur die erste Aufstellung der Armee, bezüglich deren strategischen Aufmarsch, regelt und sodann eine allgemeine Directive über die zuvörderst einzuschlagende Richtung und das Ziel der Operationen gibt, alles Andere aber — da im Kriege eben Alles unsicher ist — dem Entschluß im concreten Falle überläßt. Dagegen finden in Besprechungen und Denkschriften die genauesten Erwägungen der einzelnen, möglicher Weise eintretenden Fälle statt.

Ich muß mir versagen, hier die Operationspläne und Denkschriften, welche in der Zeit von 1866 bis 1870 die eintretenden kriegerischen Eventualitäten behandelten, durchzugehen; nur will ich darauf hinweisen, daß sie sämmtlich vorsichtiger Weise mit der Parteinahme Oesterreichs und Dänemarks für Frankreich rechneten. In Bezug auf die Süddeutschen wird bis 1868 in Betracht gezogen, wie weit auf ihre militärische Mitwirkung und auf welche Weise — als selbständig kriegführende Mächte oder als unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen stehend — zu rechnen war. Zwar war das Bündniß abgeschlossen, aber würde man den casus foederis unter allen Umständen, wenn Frankreich mit dem Norddeutschen Bunde in Conflict gerieth, anerkennen? Die Mitwirkung der süddeutschen Truppen unter preußischem Oberbefehl wurde erst 1868 durch eine Conferenz der süddeutschen Kriegsminister mit Moltke sicher gestellt. Schon das an Bismarck gerichtete „Exposé" Moltke's vom 8. August 1866 — welches Verdy bereits im ersten Heft besprochen hat — zeigt den Grundzug aller der bis 1870 entworfenen Operationspläne: Verwendung der Hauptkräfte gegen Frankreich, Vertheidigung gegen Oesterreich. Dies „Exposé" wurde aufs schleunigste verfaßt, nachdem König Wilhelm die von Frankreich geforderten Gebietsabtretungen am 7. August einfach und bestimmt abgelehnt hatte. Es muß als ein wahres Meisterstück von militärischer und politischer Energie bezeichnet werden; denn in diesem Moment war der Definitiv-Frieden mit Oesterreich und seinen Verbündeten noch nicht unterzeichnet. Doch rechnete Moltke gegen Frankreich bereits auf die süddeutschen Truppen, indem er auf das durch die Forderungen Frankreichs erregte deutsche Nationalgefühl baute.

Wie richtig Moltke verfuhr, eine Betheiligung Oesterreichs am Kriege gegen Frankreich stets in Betracht zu ziehen, ist durch die Verhandlungen Napoleon's III. mit Oesterreich und Italien im Jahre 1870 und den bekannten Feldzugsplan des Erzherzogs Albrecht vor einigen Jahren in helles Licht gesetzt worden. Es ist nun von höchstem Interesse zu sehen, wie kühl und scharfsinnig Moltke die Chancen eines Doppelkrieges mit Oesterreich und Frankreich in dem Entwurf von 1868 und der Denkschrift von 1868/69, welche auch für 1870 gültig blieb, abwog, stets unter Zugrundelegung der politischen Verhältnisse. Seine Erwägungen sind, die Haupt-

punkte kurz zusammengefaßt, folgende: Kräftige Offensive nach Frankreich hinein mit zehn Armeecorps aus einer Versammlung in der Pfalz; Defensive gegen Oesterreich mit drei Armeecorps und zwei Landwehr-Divisionen. Die Eintheilung des gegen Frankreich bestimmten deutschen Heeres erfolgt in drei Armeen — wie thatsächlich 1870 geschehen — mit einer Reserve von zwei Corps, circa 400 000 Mann. Gegen Oesterreich kommen zur Verwendung rund 120 000 Mann, von denen das 6. Corps in Schlesien, die übrigen Truppen bei Dresden aufgestellt werden sollten. Dies erscheint den 340 000 Mann, die Oesterreich schließlich unter die Waffen bringen konnte, eine sehr ungenügende Streitkraft; aber Moltke rechnet des weiteren, daß Bayern 60 000 Mann am Inn aufstellen wird, und daß Oesterreich mindestens die gleiche Stärke gegen die Bayern verwenden muß. Ferner sei Oesterreich durch die zweifelhafte Haltung Rußlands gezwungen, ein bedeutendes Corps gegen diese Macht bereit zu halten, die Ungarn und Siebenbürgen umfassen und eine österreichische Offensive nach Schlesien von Russisch-Polen aus im Rücken bedrohen könne. Geht das österreichische Hauptheer auf Dresden vor und nöthigt uns zum Rückzuge, so weicht das unserige dem weiteren Vormarsch der Oesterreicher auf Berlin, und zwar auf das linke Ufer der Elbe übertretend, aus. Hierdurch bleibt es in Verbindung mit unserem Heer im Westen und bedroht das Vorgehen der Oesterreicher in der Flanke. Es ist selbstverständlich, daß in diesen Entwürfen die genauesten Berechnungen der Stärken enthalten sind, und die Gegenmaßregeln der feindlichen Mächte bis ins Kleinste abgewogen werden.

Es ist nun Verdy's Verdienst, diese Entwürfe in zwei kleinen Bänden übersichtlich zusammengefaßt und die eingehendsten Betrachtungen darüber angestellt zu haben: über den durchaus nothwendigen Zusammenhang der Politik mit der Kriegführung und Kriegsvorbereitung; über den Entwurf von Operationsplänen in Bezug auf Conflicte, die längere Zeit in Aussicht stehen, und solche, die plötzlich ausbrechen: ferner über den Einfluß von Bündnissen und der Haltung anderer Mächte, über die Ziele der Operationen und die ersten Anordnungen für den Beginn derselben, kurz über die in die Anfangsperiode des Krieges entfallenden Maßnahmen.

Die Erörterung über die Kriegsvorbereitungen in Frankreich beweisen abermals den Mangel an Voraussicht und die Planlosigkeit, mit der auf jener Seite zu Werke gegangen wurde, trotzdem andererseits durch die Bündnißverträge mit Oesterreich und Italien, deren Abschluß nur durch die ersten großen Erfolge der Deutschen am 6. August verhindert wurde, bewiesen ist, daß man den Krieg plante. — Zur Kenntniß und Beurtheilung der Lage vor Kriegsausbruch führt General von Verdy noch folgende Worte des Oberst von Stoffel an — des bekannten damaligen Militärattachés in Berlin, der ihm mehrfache directe Mittheilungen nach dem Kriege bis in die neueste Zeit gemacht hat: 1. La guerre est inevitable et à la merci d'un incident. 2. La Prusse n'a pas l'intention d'attaquer la France: et ne désire nullement la guerre, et elle fera tout son possible pour l'éviter. 3. Mais la Prusse est assez clairvoyante pour reconnaitre que la guerre, qu'elle ne desire pas, eclatera infailliblement, et elle fait tous ses efforts pour ne pas être prise au dépourvu le jour où l'incident fatal se produira. 4. La France, par insouciance, par légèreté et surtout par ignorance de la situation n'a pas la même clairvoyance que la Prusse."

Dies Zeugniß eines Franzosen dürfte Denjenigen gegenüber, die Preußen den Ausbruch des Krieges zuschieben möchten, von Bedeutung sein. Wir kennen kein zweites Werk, das auf so praktischer Grundlage die wichtigen Capitel der Operationsentwürfe und unmittelbaren Kriegsvorbereitungen mit gleicher Gründlichkeit und mit so tiefem Verständniß darlegt, wie das vorliegende. Es wird dem Militär und Politiker gleichermaßen von Nutzen sein.

A. von Boguslawski, Generallieutnant z. D.

εσ. **Das Frommel-Gedenkwerk.** Erster Band: Frommel's Lebensbild. I. Auf dem Heimathboden. Von Dr. Otto Frommel, Pfarrer. Dritter Band: Briefe aus Amt und Haus (1849—1896). Herausgegeben von Amalie Frommel. Berlin, Mittler & Sohn. 1900. 1901.

In Berlin haben geraume Zeit über die Regierung ihres ersten Kaisers hinaus zwei als Menschen, Redner und Schriftsteller hervorragende Hofprediger einträchtig gewirkt, die so verschieden waren wie ihre Heimathländer Posen und Baden. Rudolf Kögel hatte in seiner Erscheinung und in seinem Stil eine gehaltene Würde und sprach bei großen Anlässen wohlvorbereitete, gedankenschwere, monumentale Worte. Er galt Manchem für kühl, was er innen keineswegs war; die im Erscheinen begriffene Biographie von Sohnes-hand mit ihren sehr wichtigen Hallischen Blättern erklärt uns dies vornehme Wesen. Emil Frommel, der Sprößling eines liebenswürdigen, aber schwachen Karlsruher Malers und einer immer mehr dem ausschließlichsten Altlutheranismus ergebenen Mutter, besaß eine fromme Frohnatur. Er war ein herzerquickender Mensch, unerschöpflich in Ernst und Scherz, überquellend von Bildern und Exempeln, ein echter Humorist, gleich lebendig und belebend mit dem gesprochenen wie mit dem geschriebenen Wort, improvisatorisch. Nicht bloß die Vielen, denen dieser Seelsorger theuer war, werden sich nun gern in das rein erbauende Gedenkwerk vertiefen. Gleich das frische Jugendbild vorn thut es dem Betrachter an. Die Darstellung ist behaglich-breit, aber nie ermüdend, und eine große Aufrichtigkeit durchdringt das Ganze. Sehr viele Briefe sind eingeflochten (zu viele wohl aus Italien) und autobiographische Schriften gut benutzt: so für die Vicarzeit bei Frommel's Meister Henhöfer. Muthet uns der junge Ehestand des Landpredigers wie ein Idyll aus Hebel's Fluren an, so fehlen seit den Studienjahren Krisen und Kämpfe nicht, bis der gar nicht polemisch gestimmte Theolog sich aus Herzensdrang dem herrschenden Kirchenliberalismus Badens widersetzt. Die zweite Hälfte des Lebensbildes wird Barmen und Berlin behandeln. — Den innigen Briefen, die so tröstlich zuzusprechen und so unbefangen zu plaudern wissen, ist allzeit die Losung gegen „enge, unbarmherzige Levitenseelen" und „selbstgemachte Pein" eigen. Sie athmen Frieden auch im ärgsten Drang des Berliner Lebens. Rührend, wie dieser Mann eine badische Confirmandin nicht wieder aus den Augen verliert. Vom alten Kaiser, von Bismarck wird herzlich gesprochen. „Der Reichthum des Erlebten ist die Brunnenstube, aus der alles Reden mit einander sich tränkt."

βλ. **Antonio Fogazzaro,** la sua vita e le sue opere. Di Pompeo Molmenti. Ulrico Hoepli, Milano. 1900.

Dieser kleine Band, welchen ein Freund und Gesinnungsgenosse zur Kenntniß Antonio Fogazzaro's geschrieben hat, gibt mehr als er verspricht, und enthält im einleitenden Capitel „Die neue Renaissance" einen interessanten Ueberblick der literarischen Bewegung, die in allen Culturländern die Literatur des Jahrhunderts nach stürmischem Kritikgeist zu den Ausgangspunkten der Romantik zurückgeführt hat. Jetzt wie damals treten in den verschiedensten Ländern, in Frankreich, in Rußland, in Schweden, in Spanien, in Belgien, in Italien hervorragende Talente in den Dienst der Ideale, deren Macht wohl vorübergehend zurückgedrängt, aber niemals gebrochen werden konnte. Das Bild, welches Molmenti von dieser Bewegung entwirft, ist im Ganzen treffend und geistvoll. Es ist vielleicht ein bloßer Druckfehler, wenn S. 19 der sehr merkwürdige Engländer Romanes als Haupt der deutschen Evolutionisten bezeichnet ist, und eine Uebersicht der europäischen Literaturen durfte gewaltige Talente wie die Spanier Pereda und Galdos nicht unerwähnt lassen. Mit diesen und einigen anderen Einschränkungen ist es Molmenti gelungen, der Persönlichkeit Fogazzaro's durch den Vergleich mit verwandten Erscheinungen außerhalb Italiens das charakteristische Relief zu geben und bei aller bewundernden Sympathie, seinen Werth auch nicht zu überschätzen. — Fogazzaro, jetzt ein später Fünfziger, war nicht frühreif wie z. B. d'Annunzio; er besitzt die virtuose Macht des Ausdruckes, die des Anderen Gedankenarmuth verhüllt, ebenso wenig als er über die sprachliche Meisterschaft eines Carducci verfügt: er begann mit schöner, weicher Lyrik, die wohl verhallt wäre wie so manche andere. „Miranda", 1874 erschienen, ein Gedicht, das seine Seele wiedergab, wurde vor Allem bei den Frauen populär: das erste Werk in Prosa „Malombra", war künstlerisch kein Meisterstück. Erst der „Daniele Cortis", ein Bild italienischen socialen und politischen Lebens, eroberte dem Dichter die Popularität. „Piccolo Mondo antico", in welchem Fogazzaro Alles künstlerisch verwerthete, was ihm am höchsten steht: die Religion, das Vaterland, die engere Heimath, die Menschen, die er geliebt, gekannt, verloren und in mystisch verklärter Zuversicht an die wirksame Nähe theurer Vorangegangenen festgehalten hat, bestätigt ihm unter Italiens führenden Geistern den ersten Rang. Als das Buch 1896 erschien, hatte sein Verfasser den Gedanken der Evolution zum philosophischen System ausgebildet, dem er 1898 in „Ascensioni Umane" den vorläufigen Ausdruck gab und vor und nachher in zahlreichen Reden und kleineren Schriften weiter ausführte. Die Bewunderer des Dichters werden sich auch in seinem neuesten, eben erschienenen Werk „Piccolo Mondo moderno" mit dem Denker vertraut machen müssen, dem die ganze Schöpfung als ein Wunder aufsteigender Entwicklung erscheint, und der, von sich selbst redend, bezeugt: „Was liegt mir daran, allem zu sein, wenn ich mich, nicht, wie Mathilde Serao mich bezeichnet, ‚einen Ritter des Geistes', wohl aber ‚einen Ritter des heiligen Geistes' nennen darf? Und welche Ehre in der Welt wäre dieser gleich!"

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baranowsky. — Moderne Ehen. Roman von Carl Baranowsky. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Beaulieu. — Alte und neue Menschen. Roman von G. von Beaulieu. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Björnson. — Geographie und Liebe. Lustspiel in drei Aufzügen. Von Björnstjerne Björnson. München, Albert Langen. 1901.

Björnson. — Laboremus. Drama von Björnstjerne Björnson. München, Albert Langen. 1901.

Bock. — Der Flurschütz. Roman von Alfred Bock. Berlin, Fontane & Co. 1901.

Bodman. — Jakob Schläpfle und andere Geschichten. Von Emanuel von Bodman. München, Albert Langen. 1901.

Brandt. — 33 Jahre in Ost-Asien. Von M. von Brandt. Zweiter Band. Leipzig, Georg Wigand. 1901.

Conring. — Frauenseelen. Zwei Erzählungen von Ida von Conring. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Dove. — Aus zwei Welttheilen. Dichtungen. Von A. Dove. Heidelberg, Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei (Horning & Berkenbusch). 1901.

Frommel. — Das Frommel-Gedenkwerk. Herausgegeben von der Familie. Zweiter und vierter Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Gebhardt. — Handbuch der deutschen Geschichte. Herausgegeben von Bruno Gebhardt. Zwei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1901.

Gernhard. — Die Rio Grande Nordwest-Bahn. Colonialwirthschaftliche Studie über ein zukunftsreiches deutsches Siedelungs- und Eisenbahn-Unternehmen im südbrasilischen Staate Rio Grande do Sul. Von Robert Gernhard. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Gnad. — Literarische Essays. Von Ernst Gnad. Dritte Folge. Graz, Leuschner & Lubensky. 1901.

Goetz. — Ravenna. Von Walter Goetz. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann. 1901.

Grundmann. — Edelwild. Drama in einem Akte. Von Franz Grundmann. Friedland i. B., Verlag „Ruhestahl". 1903.

Hamecher. — Zwischen den Geschlechtern. Von Peter Hamecher. Zürich, Cäsar Schmidt. 1901.

Heyfelder. — Klassicismus und Naturalismus bei Fr. Th. Vischer. Von Erich Heyfelder. Berlin, Hermann Heyfelder. 1901.

Hoffmann. — August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel. Von Max Hoffmann. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Huch. — Hohe Schule. Zwei Novellen von Rudolf Huch. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1901.

Huch. — Winterwanderung. Eisgedanken und Frühlingsahnen. Von Rudolf Huch. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1901.

Janitschek. — Olympier. Novelle von Marie Janitschek. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Lawrow. — Historische Briefe. Von Peter Lawrow. Aus dem Russischen übersetzt von S. Dawidow. Berlin, Dr. John Edelheim. 1901.

Lesueur. — Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirthschaftlichen Resultate. Referat von D. Lesueur. Autorisirte Uebersetzung von Hulda Förster. Berlin, Hermann Walther. 1901.

Lindau. — Kleinigkeiten. Von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Mangold. — Voltairiana inedita aus den königlichen Archiven zu Berlin. Herausgegeben von Wilhelm Mangold. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1901.

Maupassant. — Das Loch und andere Novellen. Von Guy de Maupassant. München, Albert Langen. 1901.

Meinikow. — Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau. Ein Beitrag zur Culturgeschichte und Frauenfrage. Von Nicolaus Meinikow. Berlin, Hermann Walther. 1901.

Mendheim. — Johann Ludwig Uhland. Von Max Mendheim. Mit Uhland's Bildniß. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Menge. — Einführung in die antike Kunst. Von Rudolf Menge. Leipzig, E. A. Seemann. 1901.

Meyer's Reisebücher. — Deutsche Alpen. Erster Theil. Siebente Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Meyer's Reisebücher. — Nordseebäder und Städte der Nordseeküste. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Meyer's Reisebücher. — Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. Achte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Meymund. — Vergangene Tage. Roman aus der Zeit König Georg's V. Von A. Meymund. Hannover, Otto Borgmeyer. O. J.

Mühlbach. — Friedrich der Große und sein Hof. Von L. Mühlbach. Zehnte Auflage. Berlin, H. Barsdorf. 1902.

Müller. — Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht. Erläutert von Ernst Müller. Zweite Lieferung. München, J. Schweitzer. 1901.

Ott. — Wildfeuer. Roman aus dem Hochgebirge. Von Adolf Ott. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Persall. — Der Bauer vom Wald. Novelle von Anton von Persall. Berlin, Albert Goldschmidt. 1901.

Persall. — Der schöne Wahn. Roman. Von Karl von Persall. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

Persall. — König Wiglaf. Epische Dichtung. Von Anton Freih. von Persall. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Reinhold. — Der Weg des Geistes in den Gewerben. Grundlinien zu einer modernen Lehre von den Gewerben, insbesondere vom Handel. Von Karl Theodor Reinhold. Erster Band. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1901.

Richter. — Siena. Von Luise M. Richter. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann. 1901.

Seraphim. — Eine Schwester des Großen Kurfürsten, Luise Charlotte, Markgräfin von Brandenburg, Herzogin von Kurland (1617—1676). Ein Lebensbild. Von August Seraphim. Berlin, Alexander Duncker. 1901.

Spielmann. — Hannibal. Eine Tragödie von Christian Grabbe. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S., Hermann Gesenius. O. J.

Stavenhagen. — Der Lotse. Hamburger Drama in einem Akt. Von Fritz Stavenhagen. Hamburg, August Harms. 1901.

Stona. — Im Spiel der Sonne. Novellen von Maria Stona. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Tolstoi. — Der Sinn des Lebens. Von Leo Tolstoi. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumikow. München, Albert Langen. 1901.

Treichel. — Hugin und Munin. Novellen von Anna Treichel. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Tschechoff. — Ja, die Frau nimmer! und andere Novellen. Von Anton Tschechoff. Autorisirte Uebersetzung von Korfiz Holm. München, Albert Langen. 1901.

Türck. — Eine neue Faust-Erklärung von Hermann Türck. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Otto Elsner, 1901.

Uhlig. — Die Rosenkranzjungfer und Anderes. Von Clara Uhlig. Berlin, F. Fontane & Co. 1901

Walloth. — Ein Sonderling. Roman aus der italienischen Renaissance von Wilhelm Walloth. Leipzig, Lotus Verlag. 1901.

Walthoffen. — Die Gottesidee in religiöser und speculativer Richtung. Gemeinverständliche Darstellung auf geschichtlicher und religionsphilosophischer Grundlage. Von Walter von Walthoffen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1901

Werner. — Chapenga's white man. A story of central Africa. By A. Werner. London, Chatto and Windus. 1901.

Wichert. — Der Sohn seines Vaters. Novelle von Ernst Wichert. Dritte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1901

Wohlrab. — Neuhetische Erklärung von Shakespeare's Hamlet. Von Martin Wohlrab. Berlin, Dresden, Leipzig, L. Ehlermann. 1901.

Zapp. — Durchlaucht Prinz Habenichts. Roman. Von Arthur Zapp. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Gegnerin.

Novelle

von

Ferdinand von Hornstein.

[Nachdruck untersagt.]

Im Südbahnhôtel in Toblach war schon Alles zur Ruhe gegangen. Der Platz vor dem Hause, wo noch vor Kurzem ein Gemisch von aufdringlichen Stimmen, Toiletten und Wohlgerüchen sofort den Kurort erkennen ließ, war wie abgefegt, und die große Wiesenfläche davor sah im Nebel wie ein See aus.

Nur aus einem erleuchteten Rückzimmer im ersten Stock fiel noch das Schattenbild einer Frauengestalt gegen die Villa „Waldhof" zu, die an der Straße nach Ampezzo hinter dem Park des Südbahnhôtels plötzlich hervor springt.

Der Schatten gehörte einer hübschen Wiener Aristokratin, die in der Sorglosigkeit des Landlebens vergessen hatte, den Vorhang herab zu lassen, und nun ihr hellbraunes, aufgelöstes Haar, sowie den üppigen Nacken dem spähäugigen Raubzeug des Lärchenwäldchens preisgab.

Sie war erst am Abend in Gesellschaft zweier Freundinnen vom Brenner her gekommen und wollte die beiden am nächsten Morgen nach Cortina begleiten. Von dort gedachte sie dann am selben Tage allein zurückzukehren, während die Anderen ihre Reise über Belluno nach Venedig fortsetzten. Denn eine der beiden Damen wohnte dort, und die Andere, die gewöhnlich in Dresden lebte, sollte in der Lagunenstadt mit ihrem Mann zusammen treffen, der ein großer Kunstfreund und Sammler war. Alle Drei gehörten der sogenannten „Gesellschaft" an, waren verheirathet, jung und hübsch, aber die Hellbraune mit den dunkelblauen Augen, die immer zuletzt mit dem Anziehen fertig wurde, war weitaus die blühendste und koketteste von ihnen.

Trotzdem war sie nie übermäßig lustig, wenn sie keinen besonderen Zweck verfolgte. Heute schien sie sogar auffallend nachdenklich. Der junge Mann, um den sie sich bemüht hatte, war der Bruder der Dresdnerin, die von den anderen Freundinnen getrennt schlief. Er hielt sich schon einige Zeit in Toblach auf und hatte den Abend mit den Damen zugebracht, ohne indeß

durch den Ueberfall besonders erfreut zu sein. Dieser Mißerfolg kränkte vor Allen Isabel, die Zaudernde. Denn sie hatte sich seit längerer Zeit geschmeichelt, einen besonderen Eindruck auf den Bruder ihrer Freundin zu machen, und das drängte sie, noch vor Schlafengehen sich mit ihrer Zimmergenossin auszusprechen.

„Günther war heute so eigenthümlich, findest Du nicht, Franzi?“ begann sie nach einer längeren Pause scheinbar gleichgültig, während sie ihr Corsett aufhakte. — „Ich hab' ihn nie so verstimmt und unliebenswürdig gesehen.“

Franzi, die schon im Einschlafen war, murmelte etwas vor sich hin, woraus man ersah, daß ihr an dem Thema nicht viel gelegen war.

„Vielleicht hat er mit seiner Schwester etwas gehabt,“ fuhr Isabel darauf in eindringlicherem Tone fort, „sonst kann ich mir's nicht erklären. Mit uns ist er doch nie so gewesen.“

„Ach nein,“ antwortete Franzi schon deutlicher, aber immer noch mit geschlossenen Augen. „Es ist etwas ganz Anderes. Laß mich jetzt schlafen!“ Und damit wendete sie sich mit einem Seufzer brüsk gegen die Wand.

Aber Isabel rief nun noch lebhafter: „Ich möchte doch wissen, was das sein kann!“ Und dabei tauchte sie den Schwamm, mit dem sie sich eben wusch, so heftig ins Wasser, daß es bis ins Bett der Freundin spritzte.

„Was fällt Dir ein?“ schrie diese auf, und alle ihre Lebensgeister schienen mit einem Male erweckt. „Es ist doch ganz einerlei, wie er sich benimmt. Was hast Du denn immer mit ihm?“

„Ach,“ versetzte die Angeredete nun gähnend, daß man all' ihre weißen Zähnchen sah, „es interessirt mich eigentlich gar nicht. Ich habe nur gefragt, weil ich morgen mit ihm von Cortina zurückfahren muß.“ Und dabei dehnte sie ihre schönen, weichen Glieder wie eine Schlangenbändigerin, wobei ihr das spitzenbesetzte Nachthemd langsam von der Schulter glitt.

„Du mußt ja nicht mit ihm fahren, wenn Du nicht willst,“ wendete Franzi boshaft ein. „Er war ohnedies sehr wenig erfreut darüber.“

„Darum soll er gerade mit,“ sagte Isabel halb ärgerlich, halb drohend. „Es ist doch selbstverständlich, wenn ich Euch begleite, daß er mich dann nicht allein in der Nacht zurückfahren läßt.“

„Du kennst ihn doch,“ versetzte die Andere wieder. „Wenn er nicht in der Stimmung ist, dann ist nichts mit ihm zu machen. Ich weiß, daß er jetzt weder Sinn für die Natur noch für Deine Gesellschaft hat.“

„Für wen denn sonst?“ fragte die Freundin herausfordernd, und das Leben bekam wieder einen Zweck für sie bei dem Gedanken, daß sie mit einem weiblichen Wesen in Wettkampf treten sollte.

Franzi nahm eine sehr ernste Miene an und sagte: „Günther hat einmal hier ein Mädchen getroffen, das ihn sehr entzückt hat und dann gestorben ist.“

Isabel fuhr leise zusammen. Sie hörte nicht gern vom Tode sprechen. Sie hatte sich auch auf eine andere Gegnerin gefaßt gemacht. Sie fragte nur: „Wer war sie denn?“

„Ich weiß nicht. Lucie hat sie einmal in Wien in Gesellschaft getroffen. Sie soll sehr schön gewesen sein.“

„Aber jetzt doch nicht mehr!“ rief Isabel voll Abscheu. „Wie kann man einen Menschen lieben, der in Verwesung liegt?“

Die größten Feinde standen sich in diesem Augenblick gegenüber. Die Lebende bäumte sich gegen die Todte auf, die ihre Rechte sich angemaßt hatte. Sie warf den Kopf zurück, daß ihr die Haare über die Schultern flogen, und von der Bewegung war ihr Nachthemd ganz herabgeglitten.

So stand sie in den herrlichsten Formen einer reifen Frau, strotzend vor Leben, Jugend und Schönheit, vor dem Spiegel.

Günther war schon vor einer Stunde in den „Waldhof“ zurückgekehrt. Er bewohnte zwei zusammenhängende Zimmer im ersten Stock, benützte aber nur das große Eckzimmer mit der Front nach der Straße und einem Fenster nach Norden. Dort schlief er und arbeitete, und es sah ziemlich bunt darin aus. Kleider und Bücher, Eispickel und Gummischuhe, Alles lag, wo es gerade Platz fand, sogar das eine überflüssige Bett mußte als Garderobe dienen. Das kleine Nebenzimmer hingegen war ganz unberührt. Nur auf dem Tisch neben dem Fenster befand sich ein hölzerner Ständer mit dem Cabinetbild eines schönen, etwa zwanzigjährigen Mädchens.

Hier wohnte Gita von Erdeny vor sieben Jahren. Aus diesem Fenster sah sie am Morgen auf die lustigen Reisewagen, die mit Schellengeläut und Peitschenknall die sonnige Straße nach Ampezzo fuhren, oder sie blickte wohl auch in träumerischen Stunden über das Treiben zu ihren Füßen und die grünen Berge hinweg in eine ferne, lachende Zukunft.

Hier sah auch Günther sie zum ersten Mal. In ihrem weißen, eng anschließenden Kleide mit dem runden Strohhut auf dem glatt zurückgekämmten dunklen Haar nahm sie ihn auf den ersten Blick so gefangen, daß er stehen blieb und sie wie ein Bild betrachtete. Und von da ab ging er täglich die Viertelstunde von seinem Gasthof im Dorfe herauf, um der lieben Erscheinung wieder zu begegnen.

Er hatte wenig Glück. Vor dem Hôtel wollte er sie nicht belagern, und die Spaziergänge waren zu mannigfach, als daß er die richtige Fährte hätte treffen können. Wenn aber dann die lang Erwartete in Begleitung ihrer Großmama am See oder im Walde plötzlich vor ihm auftauchte, war seine Freude um so größer. Wie sehnsüchtig gern hätte er damals das Zimmer betreten, wenn die braunen Augen, die für ihre Jugend schon so ernst blicken konnten, zufällig zu ihm herab schauten. Und jetzt war er in dem Zimmer und sah selber hinaus, Tage und Nächte, und sie war todt.

Nur ihr Bild war noch da, und täglich nahm er es herab von dem Gestell und forschte in den theueren Zügen. War sie es wirklich? Er wußte es, und die Photographie sah ihr auch ähnlich, aber die Züge der noch nicht Siebzehnjährigen waren es doch nicht. Das schöne Oval des aristokratischen Kopfes, die edle Nase, der feine Mund mit seinem ernsten Liebreiz, Alles war dasselbe, auch die Augen blickten so tief, vielleicht noch ernster als damals. Aber dann das künstlich gekräuselte und wellenförmig aufgebaute Haar, der entblößte Nacken, der aus einem Gewoge von Atlas und Tüll majestätisch

hervor schimmerte, die großen Schleifen an den Schultern, und am Halse, wo früher der einfache Piquékragen steif emporstieg, ein siebenreihiges Perlengeschmeide mit einer kostbaren Agraffe: Nein, das war sie nicht.

Mit diesem Gefühl stellte er die Photographie immer wieder auf ihren Platz und suchte das Bild, das er in der Erinnerung trug. Aber auch das konnte er nicht festhalten. Er sah nur „Bilder" von ihr, wortlose, ohne Zusammenhang. Sie waren alle unendlich lieblich, unendlich ernst, unendlich fremd. Und doch war sie der Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens. Er suchte nur sie und dachte immer an sie. Und wenn er sie gefunden hätte, wäre er weinend fortgeschlichen, ohne Abschied für alle Ewigkeit. Sie war ihm durch den Tod so verklärt, daß er sich ein menschliches Glück mit ihr nicht vorstellen konnte. Und darum war er auch nicht traurig in der Erinnerung an sie, sondern nur, wenn er durch andere Gedanken von ihr getrennt war. Und wenn er dann am Abend ihr Zimmer wieder betrat, so kam es ihm vor wie Heimkehr, Vereinigung mit ihr, Frieden.

In diesem stillen Glück lebte er schon seit Wochen ohne anderen Umgang als den mit seiner geliebten Todten. Mittags aß er in seinem alten Gasthof im Dorfe an derselben Stelle, wo Gita mit ihrer Großmama gesessen. Denn der „Waldhof" gehörte demselben Besitzer, und so sah Günther bald, nachdem er dem Mädchen zuerst begegnet war, die beiden Damen plötzlich zur Thüre herein kommen. Leider wurde ihm diese reizende Ueberraschung nur selten zu Theil. Denn der Weg war ihnen zu weit, und das Wetter meistens zu unsicher. Aber schon die Erwartung hatte ihren Reiz, und Günther's Phantasie suchte das Zufällige, Ueberraschende solcher Begegnungen durch Spielereien noch zu steigern. So ging er einmal mit einem älteren Verwandten, der zur gleichen Zeit in Toblach war und ihn mit seiner schönen Unbekannten neckte, die Wette ein, daß er am Mittag eine Nelke von der Farbe ihres Kleides im Knopfloch tragen wolle. Nachdem er aber zu diesem Zweck die Gärten aller Bauern heimgesucht hatte, kam sie gerade in der Farbe, die ihm fehlte.

Solche harmlosen Spielereien sollten ihm die Bekanntschaft mit dem schönen Mädchen, die doch früher oder später erfolgen mußte, noch begehrenswerther machen. Er liebte es, auf diese Weise seine Wünsche künstlich zu nähren, so daß ihm die Erfüllung dann um so süßer wurde. Auch unterstützte ihn hierin noch ein fatalistischer Zug seines Wesens, der den Dingen gern ihren Lauf ließ und dabei gewaltsame Eingriffe und Entschlüsse vermied. Aber ehe es ihm möglich wurde, dieses phantastisch geschlungene Liebesnetz zusammen zu ziehen, war die kostbare Beute, die ihn selbst gefangen hatte, plötzlich verschwunden.

Er war nach Tisch dem offenen Wägelchen noch gefolgt, das die Damen auf dem schmalen Feldweg in den „Waldhof" zurück brachte, er hatte das weiße Kleid zwischen den rothen Kornblumen immer weiter sich entfernen sehen, ja er war sogar eine Strecke gelaufen, um ihr noch einmal in das liebe Gesicht zu schauen. Und dann war er in den Gasthof zurückgekehrt und hatte dort erfahren, daß die Damen am nächsten Morgen nach Wien reisen.

Hätte er geahnt, daß diese aufblühende Mädchenknospe mit der reizvollen Herbheit der ersten Jugend und der fast überstrammen Haltung der vornehmen Kreise, daß dies bezaubernde Menschengebilde, das keinen Schmuck trug und selbst Alles schmückte, noch ehe es zur vollen Reife kam, so traurig enden würde, er hätte die ganze Nacht vor dem „Waldhof" gewartet, er wäre ihr gefolgt, wohin das Schicksal sie getrieben hätte.

Aber so, was hätte er in den wenigen Stunden noch erreichen können, wenn er sogar mit ihr bekannt geworden wäre? Nur die schönen Eindrücke durch Förmlichkeiten zerstören, die Damen vielleicht in Verlegenheit setzen und sich lächerlich machen.

Darum war er sofort mit sich einig gewesen, daß er es gar nicht mehr versuchen werde, ihr zu begegnen. Er wollte nur die Gedanken, die ihn bei ihrer Abreise bewegten, noch in einen kurzen poetischen Gruß fassen und ihn am nächsten Morgen in den „Waldhof" schicken. Die einfachen Zeilen, die er in der Stille der Nacht ausgedacht und „einer Unbekannten" gewidmet hatte, lauteten:

Was frommt's, den Dingen auf den Grund zu sehn,
Daß man das Ende leer und haßlich finde?
Nimm dieses Blatt noch im Vorübergehn
Als Gruß und übergieb es dann dem Winde!

Der Schönheit Huldigung ist mein Beruf,
Und wär' er's nicht, ich würde doch nicht schweigen.
Wenn Gott der Welt zur Freude Dich erschuf,
Darf doch die Welt Dir ihre Freude zeigen.

Und war auch meine still und flüchtig nur,
— Im Lärm der Welt verstummt ein leises Pochen —
Vielleicht bewahrt sie Deine liebe Spur
Mir länger doch, als wenn sie laut gesprochen.

Mit diesen Zeilen kam er am nächsten Morgen zum Frühstück, wurde aber dabei plötzlich von einem so heftigen Unwohlsein befallen, daß er wieder zu Bett mußte. Als er dann das zerknitterte Gedicht von Neuem aus der Tasche zog, hatte die „Unbekannte" schon längst Toblach verlassen.

Ein Jahr später aber kam der Gruß durch einen Zufall doch noch an seine Adresse. Baronin Lucie Diehl, die Gita kannte und auch mit Günther befreundet war, hatte durch den vorgenannten Verwandten von dem Gedicht gehört und es von sich aus in einer eigenhändigen Abschrift an Gita gesandt. Diese empfand eine große Freude darüber und Günther desgleichen, als er gelegentlich durch Baronin Diehl davon erfuhr.

Aber bis dahin war wieder mehr als ein Jahr vergangen, und das Leben hatte die Beiden weit getrennt: Gita lebte auf einem Gut in Ungarn und erinnerte sich vielleicht gar nicht mehr an den Verfasser des Gedichtes; dieser arbeitete in München und war mit anderen Fragen und Neigungen beschäftigt. Wenn er aber an sie dachte, dann schien doch plötzlich die Sonne. Das Wort „Gita" hatte noch immer einen Klang für ihn wie Frühling, Ferien, Italien: Worte, die ihren unwiderstehlichen Zauber nie verlieren, vor denen man aber

doch den Vorhang herab läßt, wenn sie auf Actenstaub und Winterkleider plötzlich herein leuchten. Es war seine liebste Idee, wieder einmal mit der schönen Ungarin zusammen zu treffen, die ihm jetzt keine Unbekannte mehr war. Denn eine zierlichere Visitenkarte als das Gedicht konnte man bei keiner Dame abgeben, und daß sie freundlich aufgenommen war, wußte er auch.

Aber wieder vergingen Jahre. Nun rauschte sie vielleicht siegesbewußt durch die Salons, umgeben von einem Dutzend uniformirter Freier, und genoß in vollen Zügen die Preise, die die Natur nur der Schönheit zuerkennt. Darum wollte er jetzt lieber gar nicht mehr an sie denken.

Als er Baronin Diehl wieder sah, mochte Gita etwa dreiundzwanzig Jahre alt sein. Es waren sehr vergnügte, übermüthige Tage, die er mit Lucie und ihrem kleinen Kreise verlebte. Man scherzte, kokettirte, musicirte bis in den frühen Morgen hinein. Erst in der letzten Viertelstunde auf dem Bahnhof kam der Baronin durch einen Zufall das Gedicht wieder in Erinnerung. Und wie ein Sensenhieb schnitt es auf einmal in das lustige Gespräch: „Wissen Sie, daß Ihre Unbekannte gestorben ist?"

Günther machte keine krampfhafte Bewegung, stieß kein hastiges Wort hervor. Der Schmerz brauchte bei ihm viel länger, bis er zum Bewußtsein kam. Vielleicht verstand er auch nicht, wie etwas sterben konnte das für ihn ein Begriff war, das Beste, das in ihm selbst lag und keiner Veränderung unterworfen war. Er sagte ganz langsam, als dächte er über etwas nach: „Gestorben? — Wann?"

Lucie verzerrte ihre schönen, ebenmäßigen Züge zu einem schmerzlichen Ausdruck und antwortete: „Schon vor mehr als einem Jahr plötzlich an der Schwindsucht. Das arme Ding! Sie hat noch so leiden müssen und sich so rührend dabei benommen."

Mehr wußte sie nicht oder wollte sie nicht sagen. Der Zug kam auch in ein paar Minuten. Händeschütteln, lachende Worte von der Plattform herab: „Auf Wiedersehen!"

Nach ein paar Monaten bekam Günther von der Baronin das Bild geschickt aus Gita's letzter Zeit, und im August reiste er hierher nach Toblach, um einige Wochen ganz der Erinnerung an sie zu leben.

Da traf ihn vor ein paar Stunden mitten in seiner Todtenfeier das lustige Telegramm seiner Schwester, die sich mit ihren Freundinnen für den Abend ankündigte. Sie wußte nichts von der armen Bewohnerin des „Waldhofes", und auch Franzi theilte den Anderen das Wenige, was sie von Lucie erfahren hatte, nicht mit, um die lustige Stimmung nicht zu beeinträchtigen. Denn sie wollten sich alle Drei möglichst gut unterhalten, und dabei von dem Bruder „Einsiedel", den sie längere Zeit nicht gesehen hatten, unterstützt werden.

Dieser dachte zuerst daran, ihnen ganz auszuweichen. Aber es blieb ihm dabei nur die Wahl, zu lügen oder den wahren Grund anzugeben, und beides widerstrebte ihm in der jetzigen Stimmung. Er entschloß sich daher, zu bleiben und zwiespältigen Herzens die Menschen zu erwarten, auf die er sich an jedem anderen Orte von Herzen gefreut hätte. Die Folge davon war der Eindruck,

den er am Abend auf die Anderen gemacht hatte und eine Zerrissenheit in ihm, wie schon seit Langem nicht mehr.

Zum ersten Mal war er Nachts zu Hause gekommen, ohne Gita's Zimmer zu betreten. Er wollte nicht den Kampf an die Stätte des Friedens bringen und seinen inneren Zwiespalt dadurch noch vermehren. Er ging daher zuerst in sein Schlafzimmer und machte ruhig die Thüre in Gita's Zimmer zu. Er hatte im Umgang mit der Todten eine so feine Unterscheidung aller Empfindungen gewonnen, daß ihm Gedanken wie Worte, Wünsche wie Thaten und die Verletzung mit sich selbst eingegangener Verpflichtungen wie Treubruch und Meineid vorkamen. Und was hatte er heute Alles wirklich gesagt und gethan, was würde er morgen thun! Er hatte jetzt schon alle Freude an sich verloren. Setzte das Leben erst einen Fuß über die Schwelle des Heiligthums, so war dieses bald nur noch ein gewöhnliches Hôtelzimmer, und er, Günther von M., wohnte darin, ein unzufriedener Gast, mit all' seinen Schwächen und kleinlichen Bestrebungen.

Langsam, ohne Licht zu machen, trat er ans Fenster und sah nach der Richtung, wohin er morgen fahren sollte. Da lag es schwarz, dämonisch, unheildrohend vor ihm.

Nur wer in solcher Gemüthsstimmung vor der düsteren gewaltigen Pforte stand, die in das wunderliche, wunderbare Thal führt, der kennt den ganzen Zauber dieser über sich selbst hohnlachenden, wahnsinnig genialen Natur. Wie ein offener Haifischrachen mit dem colossalen vorspringenden Oberkiefer über dem niederen, nach der Thoröffnung abfallenden Theile, liegt links die „Nasse Wand", und gegenüber, ebenso steil und massiv, der rechte Thorfelsen, die Kitzenklammwand. Und der ganze Eingang erscheint selbst wieder wie ein Riesenrachen, aus dem noch in der Nacht glänzend und verführerisch wie Weiberzähne die Kristallinspitzen hervor blicken.

Günther mußte wieder an Isabel denken, die ungefähr zur selben Zeit gähnend über ihn mit Franzi sprach. Sie war ihm nie so schön vorgekommen wie heute Abend, und je mehr er diesen Eindruck gehabt hatte, um so unfreundlicher war er geworden. Auch daß er mit nach Cortina fahren würde, wußte er längst, als er noch eine Menge Bedenken vorbrachte, die schon dem schwächsten Witzworte weichen mußten. War er doch durch die lange Einsamkeit menschenbedürftiger und widerstandsloser geworden, als er sich je eingestanden hätte. Und doch wollte er noch widerstehen.

Er sah jetzt nach der anderen Seite gegen Toblach zu. Da lagen in klarer Nacht über dem weiten friedlichen Thale die einförmigen, langgestreckten Höhenzüge. Keine Wolken, keine unheimlichen Gestalten — Ruhe Er dachte wieder an Gita. In der Schuld, die er gegen sie begangen zu haben glaubte, wurde ihr Bild noch wehmüthiger und verklärter. Sie hatte nie gelacht wie die Andere, vielleicht überhaupt nie in ihrem Leben. Er wiederholte die Verse, die durch ihren Tod einen so tiefen, vordeutungsvollen Sinn bekommen hatten:

Vielleicht bewahrt sie Deine liebe Spur
Mir länger doch, als wenn sie laut gesprochen

Eine unwiderstehliche Sehnsucht erfaßte ihn jetzt, ihr Zimmer zu betreten. Er legte Hut und Mantel ab und öffnete leise die Thüre. Das traute Zimmer! Noch Alles wie zu ihrer Zeit. Dasselbe Bett links am Fenster — er hatte sich genau erkundigt — der kleine Tisch gegenüber an der Wand, der braune Waschtisch mit dem großen Spiegel darüber, die grau-braune Tapete mit den Blumen auf Goldgrund: Alles noch wie damals, bis auf die einfachen braunen Rohrstühle und den ungestrichenen Bretterboden.

Gerade als Günther herein kam, war der Mond aus den Wolken getreten und erfüllte nun den einfachen Raum, für den das Sonnenlicht zu gewaltsam war.

Günther schritt auf das Bild zu und gewahrte davor zu seinem Erstaunen einen Brief. Es war eine nachgesandte Einladung mit weiblicher Schrift. Aber das Stubenmädchen, das die Photographie offenbar für das Bild der Braut des jungen Mannes hielt, mußte geglaubt haben, der Brief sei ebenfalls von derselben, und hatte ihn deshalb an sie hingelehnt. Das freute den Empfänger mehr als jede Nachricht es gekonnt hätte, und er gab sich einen Augenblick der Täuschung hin, als könne das Bild wirklich noch leben, und der Brief sei von ihr, und sie — da brach es ab, und das Bild Isabel's schob sich unter.

Er trat ans Fenster und sah hinab. Als er das erste Mal hinaus sah, stand unmittelbar unter ihm ein Bettler und blickte herauf. Er warf ihm eine Krone zu, die er gerade in der Tasche hatte. Das war seine erste Handlung an dem Fenster, nach dem er selbst so erwartungsvoll hinauf geblickt hatte. Der Bettler wußte nicht, wie er zu der Krone kam und zog vergnügt ab.

Aber Isabel kam wieder und immer länger. Günther versuchte noch einmal, seine Gedanken gewaltsam von ihr abzuziehen. Er suchte nach einer Ausrede wegen der versprochenen Ampezzofahrt, aber er fand keine. Er redete sich dann vor, daß Ampezzo nicht Toblach sei und daß er deshalb ebenso gut mit den Damen nach Süden fahren könne wie nach München zurück. Er ging darin sogar noch weiter. Auch das „Parvenühôtel", in dem er heute Abend gewesen war, gehörte für ihn streng genommen nicht mehr zu Toblach. Es bildete schon äußerlich den größten Gegensatz zu der einfachen, stillen Villa, und er bezweifelte sogar, trotz der Nähe des „Waldhofes", daß Gita jemals hingekommen sei. Diese Auslegung beruhigte ihn und gab ihm sein früheres Gleichgewicht wieder. Wenn ihm nur diese Friedensstätte bliebe, außerhalb der stillen Wände sollte das Leben branden und stürmen und die Natur dazu ihr Dolomitenlied singen. Hier war der Tod, der Frieden, die Schönheit.

Er setzte sich auf Gita's Bett und sprach mit — Isabel.

Als er es merkte, sprang er erschrocken auf, aber es war zu spät. Voll Schmerz und Scham nahm er das Bild, schlug das Seidenpapier, in dem er es aufbewahrte, darum und verschloß es zu unterst in seinem Koffer.

Als er am nächsten Morgen erwachte, war der herrlichste Sommertag. Trotz der geschlossenen Läden war das ganze Zimmer voll Sonne, und vor

dem Fenster rasselte und knallte es, als ob sich alle Wiener Fiaker ein Stelldichein gegeben hätten. Günther sah mit Bestürzung, daß es schon neun Uhr war, und kleidete sich rasch an. Aber ehe er noch fertig war, rief schon Isabel von der Straße zu ihm herauf und gab ihm wegen seiner Saumseligkeit alle die Worte, die sie sonst von den Anderen hören mußte. Er sah durch die halb geöffneten Ladenklappen zu ihr hinab, antwortete aber nicht.

Sie hatte ein erdbeerfarbenes, mit Stickereien verziertes Kleid an, das hob sie leicht, daß man den crême-seidenen Unterrock sehen konnte, und scharrte dabei mit den braunen Halbschuhen wie ein ungeduldiges Pony in dem blendend weißen Kies. Dann schickte sie den Portier hinauf, und als dieser die Antwort brachte, daß sich die gnädige Frau noch ein paar Minuten geduldigen möge, setzte sie sich auf den nächsten Stuhl und ließ wie eine Herrscherin den Touristenzug an sich vorbei defiliren.

Von der Straße zu dem etwas ansteigenden Platze, auf dem das zweistöckige Gebäude lag, führten drei breite steinerne Stufen, und sie saß gerade in der Mitte des Platzes, so daß die beiden Oleanderstöcke rechts und links vom Eingang sie umrahmten. So zog sie vor der prallweißen Fläche, die nur durch zwei zierliche Mittelbalcone und die freundlichen grünen Fensterläden unterbrochen war, in dem farbigen Kleid alle Sonne und alle Blicke auf sich.

Nach kurzer Zeit kam Günther. Trotz der Eile war er diesmal wählerischer in seiner Kleidung gewesen als seit Wochen. Er hatte einen braunen englischen Cheviotanzug, der gut zu seinem dunkelblonden, welligen Haar stand, und dazu trug er einen leichten schwarzen Reisehut, den er etwas zurückgesetzt hatte. Das gab ihm einen trotzigen Ausdruck, den er überhaupt gern annahm, um seine wahren Empfindungen zu verbergen. Doch gelang ihm das bei seiner lebhaften Innerlichkeit und den beweglichen Gesichtsmuskeln nur schwer, zumal er nur einen Anflug von Schnurrbart hatte, und seine an sich nicht regelmäßigen Züge gewannen dabei nicht an Schönheit. Das war ihm auch gleichgültig. Konnte er kein Gesicht *haben* wie er wollte, so wollte er wenigstens eines *machen* wie er wollte.

Auch jetzt suchte er die getheilten Empfindungen seines Innern unter einer Grimasse zu verbergen, zu der ihm die blendende Sonne beim Heraustreten aus dem Hause willkommene Gelegenheit bot. Aber Isabel ließ ihm keine Zeit zu solchen Versuchen. Sie übergoß ihn zuerst mit Schmach und Hohn, daß sie auf ihn warten mußte, sagte dann, daß die Anderen schon voraus gefahren seien, und gab ihm genau sieben Minuten Zeit, während welcher er zu frühstücken, einen Wagen zu besorgen und sie damit abzuholen hätte. Dann ging sie durch den Park in ihr Hôtel zurück, um noch einige Anordnungen zu treffen.

Ihr Freund eilte ins Frühstückszimmer rechts vom Eingang und blätterte, bis der Thee kam, in den Zeitungen herum.

Als er die unterste wegnahm, sah er das Fremdenbuch darunter liegen. Es war ein Zufall, daß es dalag. Denn für gewöhnlich war es verschlossen der Kinder wegen, da schon viele Blätter aus früheren Jahren ganz lose

waren. Günther hatte es bloß ein paarmal zu Gesicht bekommen, und dann nur den einen Namen gesucht, der ihm wie ein Vermächtniß der Todten an ihn vorkam, das einzig Ueberlebende von ihr in all' diesen leblosen Erinnerungen.

Ebenmäßig und aufrecht standen die lieben Buchstaben da wie die schöne Schreiberin, die sie am 2. August 1893 hier eingetragen hatte, und ihr ähnlicher als alle Bilder und Erinnerungen.

Das war der Brief der Braut aus dem Geisterland mit der geheimen Adresse, die kein Fremder entzifferte, und den zwei Worten, deren Süßigkeit und Wehmuth keine Sprache der Lebenden wiedergab: Gita Erdeny.

Eine Viertelstunde später fuhren Isabel und ihr Begleiter in einem flotten offenen Einspänner auf der Straße nach Ampezzo. Der „Waldhof" lag hinter ihnen, und ganz Toblach, das für Günther eine abgeschlossene Welt war, erschien beim Zurückblicken von der ansteigenden Straße aus nur noch als kleiner Fleck in dem weiten, sonnigen Pusterthal.

Günther war wie umgewandelt. Machte er sich früher aus jedem heiteren Wort einen Vorwurf, so hielt er es jetzt für eine Entweihung, die Stimmung, die er im Gedanken an Gita hatte, auch nur im geringsten auf Isabel zu übertragen. Er schlug daher einen Ton mit ihr an, der sie ganz von Gita trennte, und war in der heitersten Laune, beinahe übersprudelnd. Nur als der Toblacher See mit seinem grünen Wasser rechts durch die Tannen blickte und das rothbraune Schifferhaus sichtbar wurde — der äußerste Punkt, wo er Gita gesehen — da versank er noch einen Augenblick in Nachdenken.

Isabel brauchte nach den Andeutungen Franzi's nicht einmal ihren feinen weiblichen Instinct, um das Unnatürliche im Benehmen ihres Gefährten zu durchschauen. Sie empfand diese Veränderung in seinem Wesen aber nicht als einen Triumph — und das war ein Triumph für ihren Verstand — sondern als eine Beleidigung. Deshalb ärgerte sie sich und ging, anstatt ihm sein Geheimniß discret und langsam hervor zu locken, geradewegs auf ihr Ziel los.

„Sie sind ja heute merkwürdig verändert, Herr von M. Was ist denn seit gestern Abend vorgefallen?" Sie sagte dies nicht etwa im Ton einer einfachen Beobachtung, sondern vorwurfsvoll, als ob sie befugt wäre, Rechenschaft von ihm zu fordern.

Günther suchte der Antwort durch einen Scherz auszuweichen: „Warum soll ich es denn nicht sein? Sie haben ja heute auch ein anderes Kleid an, Baronin W."

Ihren Namen betonte er dabei ebenso streng wie sie den seinen.

Aber die Baronin gab ihm mit demselben Bilde sehr scharf heraus: „Mein Kleid lügt nicht, es gibt mein Inneres genau so wie ich bin."

Und dabei legte sie sich zurück und ließ, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, ihre Formen so hervortreten, daß in dem ganzen Kleide kein Quadratcentimeter unausgefüllt blieb.

Günther war von dem Gesagten ebenso überzeugt wie über den Vorwurf betroffen, der darin lag.

„Wann habe ich Sie angelogen, bitte?“

„In einem fort,“ antwortete sie und heftete immer mit der gleichen Ruhe ihren durchdringenden Blick auf ihn: „Ihr ganzes Benehmen heute ist nur übergeworfen wie ein fadenscheiniger Rock. Aber ich kenne Ihre Gedanken darunter.“

„Wenn das wahr wäre, würden Sie mich nicht gefragt haben,“ versetzte er ernst und sah dabei von ihr weg zum Wagen hinaus.

„Es ist wahr, und ich frage Sie trotzdem, weil ich Sie lang genug kenne, um eine Antwort zu verdienen. Gestern Abend waren Sie unausstehlich, aber Sie hatten wenigstens so viel Achtung vor mir, um mir nichts vor zu machen, heute aber . . .“

„Lassen wir das, bitte,“ fiel ihr Günther ins Wort und suchte durch einen entschiedenen, aber immer noch leichten Ton das Gespräch abzuschneiden: „Halten Sie mich für unausstehlich und verabscheuungswürdig, aber haben Sie wenigstens Achtung vor dem, was ich Ihnen verschweige.“

„Ich habe noch viel mehr,“ sagte sie nun im weichsten, innigsten Tone. „Ich habe das tiefste Verständniß und Mitgefühl für Sie und die arme . . .“

Er ließ sie nicht ausreden. „Wer hat Ihnen gesagt . . .?“

„Ich weiß es längst.“

„Warum fragen Sie mich dann und machen jede Unterhaltung zwischen uns unmöglich?“

„Ich will mit Ihnen von sonst nichts reden.“

„Dann zwingen Sie mich zu schweigen oder unhöflich zu sein.“

„Das ist mir gleich,“ sagte sie jetzt wieder wegwerfend. „Ich will keine Redensarten und keine Unterhaltung. Wenn Sie nicht so viel Vertrauen zu mir haben, um über etwas zu sprechen, was ich doch schon weiß, woran ich das tiefste Interesse habe . . .“

„Das glaub' ich, aber es gibt Erinnerungen, die schon zerstört sind, wenn man sie nur ausspricht.“

„Sie haben also noch mit Niemandem darüber gesprochen?“ fragte sie forschend und ungläubig.

„Nur einmal,“ antwortete er zögernd, „aber das war etwas Anderes, das war mit einer Freundin von ihr.“

„Und von Ihnen,“ sagte Isabel anzüglich. „Ich kann mir denken, wer. Baronin Diehl, ist es nicht so?“

„Hat sie Ihnen gesagt?“ fragte er bestürzt.

„Nein, ich kenne sie gar nicht, aber ich weiß, daß sie das arme Mädchen gekannt hat.“

„Das war es nicht allein,“ versetzte er, da ihm daran lag, daß seine Beziehungen zur Baronin Diehl nicht mißverstanden würden, „sie hat auch . . . ihr allein verdanke ich . . . aber . . .“ Dann zögerte er wieder und fuhr mit der Hand nervös über sein Gesicht. „Da müßte ich Ihnen Alles erzählen . . . Das kann ich nicht . . . warum haben Sie auch angefangen?“

„Weil ich weiß, wie schwer es Ihnen auf dem Herzen liegt, Günther,“ antwortete sie wie eine Dulderin, die immer zuletzt an sich denkt. „Sie werden

krank. Sie sind Wochen lang allein. Sie müssen einen Menschen haben, mit dem Sie sich aussprechen. Warum wollen Sie mir nicht vertrauen?"

Sie hatte sich ganz ihm zugewendet, so daß sie ihm fast gegenüber saß, und hielt sich mit der linken Hand rückwärts an der Wagenlehne, während sie die rechte auf ihren grünseidenen Sonnenschirm stützte.

Ihr Begleiter saß etwas zusammengesunken in der Ecke und spürte ihren heißen Athem von oben herab. Die weichen, runden Arme schienen sich wie Polypenglieder um ihn zu legen, während die vollen Lippen mit den spitzen Mundwinkeln ihm sein Geheimniß aussaugten.

Der Wagen hatte unterdessen das Dolomitenthor erreicht und fuhr an der „Nassen Wand" entlang, über deren gelbes, abgewetztes Gestein die Feuchtigkeit in der Sonne herab rieselte.

Günther saß in einer Beklemmung wie vor einem Schwindelanfall. Er wäre am liebsten aus dem Wagen gesprungen. Aber er wagte nicht, eine Bewegung zu machen, um seine Nachbarin nicht zu berühren. Nur die Blicke begegneten sich: ihre, obgleich sie baten, leuchtend und triumphirend; seine scheu und verwirrt auf der weichen Haut umher irrend, obgleich er das von Neugierde und Gefallsucht beherrschte Weib ganz in seine Gewalt hätte bekommen können.

So sagte er nur: „Sie wären die Letzte, die mich verstünde," und wußte doch zu gut, daß es sich hier gar nicht darum handelte.

Ihr war aber dieser Grund der liebste, den er angeben konnte. Weil er nämlich nur sie betraf, war es ihr erstens möglich, zu widersprechen. Und außerdem durfte sie von sich selber sprechen, was sie sehr gern that und am besten verstand.

„Das müssen Sie ja wissen," erwiderte sie mit schmerzlicher Ironie. „Sie haben mich ja immer so hoch eingeschätzt und so gut verstanden."

„Ich wollte damit nur sagen, daß unsere Naturen so verschieden sind . . ."

„Freilich," entgegnete sie bitter. „Ihre ist tief und nur mit der schärfsten Verstandesbrille zu durchschauen und meine schon durch jedes Leutnantsmonocle. Ich bin ja so dumm, das weiß ich längst . . ."

„Aber liebe Freundin," sagte er schon, „mißverstehen Sie mich doch nicht absichtlich. Sie kennen mich doch zu gut . . ."

„Aber ich bin doch die Letzte, die Sie versteht," fiel sie sarkastisch ein.

„Nur in dieser Beziehung," gab er zu, „weil Sie eine leichtlebige, von jedem neuen Eindruck beherrschte Natur sind."

„Freilich," sagte sie höhnisch, „in Gesellschaft, im Theater, auf der Straße und wo Sie mich beobachten, da haben Sie Recht," und dann wurde sie immer erregter. „Sie haben ja noch nie ein ernstes Wort mit mir gesprochen. Woher wollen Sie mich denn kennen? Woher wissen Sie, wie es in mir aussieht, wenn ich allein bin? Wissen Sie denn überhaupt, wie es in einem Weib aussieht, in einem lebenden?"

Sie hatte die letzten Sätze mit einer Leidenschaft ausgestoßen, über die sie selbst erschrak. Denn sie ließ sich wie eine echte Künstlerin oft von den

Mitteln, mit denen sie wirken wollte, selbst hinreißen und steigerte sich in angenommenen Empfindungen so hinein, daß sie ihr ganz natürlich wurden.

Uebrigens sind gerade diese Empfindungen Niemandem fremd. Es gibt keinen Culturmenschen, der nicht eine den Anderen unzugängliche Stelle in seinem Wesen hätte, und er ist darauf meistens um so stolzer, je unzufriedener er sich dabei fühlt.

So brach auch bei Isabel diese eingedämmte Stelle plötzlich durch, und die Worte „in einem lebenden Weib" hießen eigentlich in einem, das leben möchte, so wie seine heiße, unersättliche Natur es verlangt. Denn obgleich sie sich für ihre Convenienzehe mit einem leichtsinnigen Husarenofficier vollauf entschädigte, so hatte sie bei ihrer Eroberungssucht doch nie das Glück wirklicher Liebe empfunden. Das Gefühl der Macht, die sie auf die Männer ausübte, war ihre größte Erregung und Befriedigung. Darum betrachtete sie diese Macht als ein besonderes Recht und bäumte sich gegen Alle auf, die es auch nur in der Idee sich anmaßen konnten. So hatte sie wieder den lebenstrotzigen Ausdruck, mit dem sie vor dem Spiegel stand, und in das weiche Gesicht, für das die Nase fast zu schmal und fein erschien, sowie in den ganzen Körper war die Energie eines sich plötzlich seiner Kraft bewußten gutmüthigen, großen Thieres gefahren. Die blauen Augen mit den langen Wimpern sprühten unter den dunklen Brauen, und das hellbraune, hoch aufgekämmte Haar lag breit wie ein Glorienschein um den Kopf, so daß der große, schwarze Strohhut nur wie leicht aufgesetzt erschien.

Günther war bei den Worten Isabel's zusammen gefahren und von ihrem Ausdruck erschreckt wie von einer Naturkraft, die er noch nicht kannte. Sie hatte ihn mit den wenigen schneidenden Worten bis auf den Nerv getroffen, Empfindungen, die er vor sich selbst verborgen, so schonungslos bloß gelegt, daß er den Hohn, der ihm und seiner Todten dabei widerfuhr, gar nicht empfand. Er hatte nur den Eindruck, daß er seine Gefühle, um sie vor einer Entweihung zu schützen, nun weder verleugnen noch vertheidigen, sondern nur erklären müsse. Nun war er gezwungen, über sich zu sprechen, und das hatte sie gewollt.

Nach einigen Secunden Schweigens fing er ruhig an: „Ich weiß nur, wie es in mir selbst aussieht seit den wenigen Wochen, die ich hier bin. Kein Glück der Welt hätte vermocht, mir den Frieden zu geben, den ich empfinde, wenn ich an die arme Todte denke."

„Sie kennen ja das Glück der Welt gar nicht," hielt sie ihm entgegen wie einem unerfahrenen Kinde.

„Allerdings kenn' ich es nicht," gab er zur Antwort, „denn was als solches gilt, hat mich nie glücklich gemacht."

Und er erzählte ihr nun, immer gegen seinen Willen, in großen Zügen sein inneres Leben: wie der gesellschaftliche Verkehr mit seiner Halbheit und Zerrissenheit in allen Eindrücken, Worten und Bildern ihn abgestoßen, wie aber auch der einzelne Mensch ihm nicht genügt hätte bei der Zerrissenheit und Vielseitigkeit seiner eigenen Natur. Wie er immer einen Wunsch durch den anderen sich selbst unmöglich gemacht, und auch die Erfüllung, wenn sie

einmal eintraf, ihn enttäuscht hätte, weil sie den Kampf um sie nicht werth war. Wie er aber doch kämpfen mußte, um sich selbst nicht verantwortlich zu machen, als hätte Jemand hinter ihm gestanden, der jede Secunde aufschrieb, die er nicht zu seinem Glück verwendete.

Und im Gegensatz dazu beschrieb er dann die Ruhe, die ihn überkam, wenn er an die Todte dachte. Wie selbst die Sehnsucht nach ihr nichts Schmerzliches habe und wie unvergänglich ihre Schönheit sei, von der die Wehmuth sogar den Neid verscheuche.

Isabel hörte ruhig zu, bis sie das Wort „Schönheit" vernahm. Da fuhr sie wieder auf wie am Abend vorher bei Franzi und rief voll Abscheu: „Die Schönheit Einer, die im Grabe modert! Wie kann man ein solches Bild immer vor Augen haben, das ein Grauen für alles Lebendige ist? Wie wollen Sie sich je davon losmachen? Denn dieselbe Phantasie, die die Todte wieder auferstehen läßt, muß sie doch immer wieder sterben und verwesen sehen in aller grauenhaften Häßlichkeit."

Günther war durch diesen Ausfall zuerst gar nicht erregt oder verletzt. Er sagte ruhig: „Ich sehe dieses Bild für gewöhnlich nicht. Wenn es sich mir aber doch einmal aufdrängt, so such' ich es gar nicht los zu werden. Es ist Alles viel häßlicher, was ich selbst erlebt habe. Denn Jeder muß das ja, der nicht rücksichtslos sein Glück mit dem der Andern bezahlt."

Und dann steigerte er sich in eine immer größere Erregung hinein: „Ist denn die Liebe der Lebenden nicht viel häßlicher? Ist es nicht jede Ernüchterung schon, jedes Erwachen aus dem kürzesten Liebesrausch? Und gar wo niemals Liebe war, wo es keine Ernüchterung gab, weil Ekel und Abscheu schon vorher da waren? Sie bringen mich gerade auf das rechte Thema. Ich will Ihnen beweisen, daß die Häßlichkeit der Lebenden größer ist als die der Todten."

„Vielleicht Derer, mit denen Sie verkehrt haben," warf sie ein.

„Und in tausend anderen Fällen," fügte er hinzu. „Nur daß es nicht Alle gleich empfinden, weil sie nicht denselben Schönheitssinn besitzen. Und doch sind Alle anständige Kerle, ja, lächeln Sie nur. Denn nur, wer fortgesetzt lügen, betrügen und bestechen kann, dem lächelt das Glück in den Armen der schönsten Frauen, die Anderen müssen sich mit den Abfällen begnügen.

Isabel fühlte den Stachel heraus, der in seinen Worten lag. Denn alle die bekannten Mittel des Betruges und der Heuchelei wären ihm auch im intimen Verkehr mit ihr nicht erspart geblieben. Darum ließ sie sich auf keine Widerlegung ein, durch die sie ihm noch mehr Gelegenheit zu persönlichen Anspielungen gegeben hätte, sondern sagte ganz ruhig, indem sie sich nur an seine letzten Worte hielt:

„Aber die Männer können doch heirathen. Das ist doch gewiß ein einfaches und anständiges Mittel."

„So?" fragte Günther sehr erregt, „in wie viel Fällen denn? Ein Weib zu finden, mit dem man ein ganzes Leben lang die Schönheit der Liebe genießt, ja überhaupt nur Liebe, wie oft kommt denn das vor? Und wo eine Ehe nicht auf diesen Voraussetzungen beruht, ist sie auch nur Kauf oder Selbst-

entwürdigung. Aber nehmen Sie sogar eine glückliche Ehe. Welcher Mann, selbst wenn er jung heirathet, hat denn nicht schon die liebesbedürftigste Zeit hinter sich, wenn er in die Ehe tritt? Und was hat er bis dahin erleben müssen, wenn er ein anständiger Mensch war? Entsagung, Ekel, Erniedrigung, alle Qualen, die es nun gibt! Und das in einer Zeit, wo er noch rein an Körper und Seele war, voll Lebensfrische und Jugendsehnsucht, wo die Phantasie und das Gemüth ihre Eindrücke für das ganze Leben empfangen! Kann das die schönste und glücklichste Ehe wieder gut machen?

Er hatte die Worte sehr erregt und gehässig hinaus gestoßen und erwartete nun, daß seine schöne Nachbarin sich voll Abscheu von ihm wenden oder wenigstens ihre Entrüstung zeigen werde. Es hätte ihn gefreut, denn er wollte nichts von ihr, als daß sie ihm Recht gebe.

Aber die Schöne schwieg. Sie lächelte nicht einmal mehr. Sie verstand ihn nicht und sah ihn forschend an. Sie begriff nicht, wie man etwas thun könne, wovor man Abscheu habe, aber sie wollte diese Frage doch nicht stellen aus Furcht, damit eine Dummheit zu sagen. Sie wußte nur, daß bisher Jeder, der ihr gefallen wollte, sich in das vortheilhafteste Licht gestellt hatte, und sie schloß daher umgekehrt, daß sie ihrem Begleiter noch immer ganz gleichgültig sei. Und das verletzte sie.

Sie begann darum ganz ruhig: „Was Sie sagen, beweist mir eben, daß Sie das Glück der Liebe nicht kennen, ja nicht einmal die Leidenschaft. Denn die setzt sich über alle solche Grübeleien hinweg."

„Ja, für den Augenblick," entgegnete Günther, „und die Häßlichkeit kommt dann später. Wenn ich ein Mädchen, das ich leidenschaftlich verehrt habe, als Frau eines abstoßenden Menschen wiedersehe, dieselbe, die vor jeder körperlichen Berührung mit mir, den sie liebte, zurückschreckte, was für Empfindungen muß ich denn da haben? Oder wenn ich auf dem Balle mit einer der „tugendhaften" Ehefrauen zusammentreffe, die mir halbe Jahre meines Lebens durch ihre Koketterie gestohlen haben, und die jetzt mit schmachtenden Augen und tief entblößten abgemagerten Schultern mit Andern ihr raffinirtes Spiel weiter treiben, oder wenn ich eine Jugendgeliebte, deren reizende Gestalt mich einst entzückte, jetzt wiedersehe aufgedunsen am ganzen Körper und mit schlechten Zähnen, dann faßt mich ein Ekel . . ."

Isabel ließ ihn nicht aussprechen. Als ob er ihre eigene Zukunft damit getroffen hätte, sagte sie erbittert: „Und Ihr, die Ihr mit viel häßlicheren Geschöpfen verkehrt, vielleicht zur selben Zeit, wo ihr uns liebt in unsrer Schönheit und Blüthe, vor Euch dürfen wir keinen Abscheu haben?"

„O ja, das dürfen Sie," sagte er und sah ihr dabei trotzig ins Gesicht, „das setz' ich sogar bei jedem schönen und reinen Weib voraus. Und weil ich deshalb mein ganzes Leben wie ein Verbrechen vor ihr geheim halten müßte . . ."

„So fliehen Sie zu den Todten, die Sie nicht anklagen können," fiel sie ihm ins Wort.

„So lieb' ich die Schönheit, die durch die Verwesung gegangen ist," sagte er kurz und fest.

„Das ist ja feig, das ist ja absurd!“ ereiferte sie sich jetzt. „Glauben Sie denn, daß eine Frau, die Sie wirklich liebt, auf solche Nebensachen ein Gewicht legt? Da sieht man, was sich ein Mensch in vierzehn Tagen in den Kopf setzen kann, wenn er allein ist. Da dürfte man ja nicht einmal mehr einen Schnupfen bekommen. Das ist doch lächerlich. Wenn Sie so weit in Ihrer Empfindsamkeit gehen, dann gibt es überhaupt kein reines Mädchen und keine schöne Frau auf der Welt. Wissen Sie denn, was Ihre verklärte Todte im Leben Alles gedacht und gethan hat, was ihr gegen den Willen vielleicht Häßliches zugestoßen ist?“

„Schweigen Sie, bitte!“ fuhr Günther jetzt sehr erregt dazwischen. „Ich will nicht daran denken.“

Aber sie ließ sich nicht beirren. „Ein Mädchen von heutzutage, das nur auf den Zweck hin erzogen wird, Männer anzulocken und eine gute Partie zu machen, das in einer Großstadt aufgewachsen ist . . .“

„Nein, das ist sie nicht!“

„Sagten Sie nicht, daß sie eine Wienerin war?“

„Nein, sie ist auf dem Land aufgewachsen.“

„Aber Franzi sagte mir doch, daß Baronin Diehl sie in Wien getroffen hat.“

„Sie kam öfters hin. Sie lebte einmal einen Winter dort.“

„In der Wiener Gesellschaft!“ rief Isabel ironisch aus. Denn sie kannte diesen schlüpfrigen Boden nur zu gut. „Vielleicht bin ich ihr einmal begegnet. Wie hat sie denn geheißen?“

Günther wollte es nicht sagen. Er fürchtete, sie könnte irgend etwas Nachtheiliges gegen sie vorbringen, wenn es auch nur Klatsch oder eine abfällige Bemerkung wäre. Aber er hätte auch wieder nichts sehnlicher gewünscht, als etwas über Gita zu erfahren. Alles, was länger dort in der Gesellschaft verkehrt, lernt sich ja kennen. Und wenn Isabel sie wirklich gesehen hatte, so konnte sie nach seiner Annahme gar nicht anders als entzückt von ihr sein.

„So sagen Sie mir wenigstens, woher sie ist?“ fragte sie wieder. „Damit haben Sie noch gar nichts verrathen. Wenn man so viel von Jemandem hört, möchte man sich doch ein Bild von ihm machen. Vielleicht kann ich dann meine vorigen Bemerkungen selbst widerlegen.“

„Wenn Sie mir versprechen, daß Sie Niemandem unser Gespräch erzählen, und daß Sie mir, wenn Sie etwas wissen, die reine Wahrheit sagen? Denn ich fürchte mich nicht davor. Ich weiß, daß Gita . . .“

„Gita!“ rief sie erschrocken. „Gita Erdeny?!“

„Woher wissen Sie . . .?“ rief er erstaunt.

„Es trifft Alles zu. Sie lebte ebenfalls auf dem Lande.“

„In Selyp bei Hatvan,“ ergänzte er schnell.

„Und starb auch dort,“ sagte sie dumpf. Sie hatte ihre Erregung rasch bemeistert und sah nun, ganz an ihre Seite des Wagens gepreßt, starr vor sich hin.

„Sie haben sie also gekannt," rief er voll Freude und Innigkeit. „O, erzählen Sie mir von ihr, Alles, was Sie wissen, bitte, liebe Isabel!"

Isabel war ihm durch diese Thatsache allein wie eine Schwester nah getreten.

„Später vielleicht," sagte sie kurz, beinahe frostig. „Drängen Sie mich nicht! Ich kann jetzt nicht."

Er drängte aber erst recht: „Sie müssen es mir jetzt sagen! Wer weiß, wann wir uns wiedersehen! Sie haben mir versprochen . . ."

„Ich habe Ihnen nur versprochen, die Wahrheit zu sagen, aber nicht, Alles zu sagen, was ich weiß. Und die Wahrheit ist, daß die Arme, die sie betrauern, so rein und schön war, wie Sie sagen, nur viel . . ." Sie hielt inne, als ob sie einen stechenden Schmerz fühle.

„O sagen Sie, bitte!"

„Viel unglücklicher," setzte sie ruhig hinzu. „Mehr darf ich Ihnen nicht sagen."

„Dann hätten Sie mir lieber gar nichts gesagt!" stieß er heftig und vorwurfsvoll heraus. „Wenn Sie mich nur mit Andeutungen beunruhigen wollen, der ich ihr Gedächtniß mehr als Alle hochhalte . . ."

„Eben deshalb," entgegnete sie fest. „Die Arme hätte es Ihnen selbst nie gesagt. Sie hat mit Niemandem außer ihrer Mutter darüber gesprochen, und das muß Ihnen genügen. Oder wollen Sie den Willen einer Todten verletzen?"

„Nein," sagte er traurig und schwieg. Es kam ihm merkwürdig vor, daß Gita ihm etwas verheimlichen könnte, da er ihr in Gedanken Alles erzählte oder doch annahm, daß sie Alles von ihm wüßte. Und was konnte es sein, das ihre Schönheit und Reinheit nicht berührte, und das sie doch vor den Menschen zu verbergen hätte? Räthsel über Räthsel!

Er sah hinaus in die Landschaft, die wie seine Seele alle Gegensätze und Widersprüche in sich vereinigte. Links aus einem Riß stiegen plötzlich über einer steil abfallenden sonnigen Felsenterrasse wie drohende Finger die tief beschatteten Zinnen auf, vor ihm lag der kleine grüne Dürrensee, und im Hintergrunde über lieblichem Waldesgrün, das sich bis an die Gletscher und zerrissenen Schründe hinauf zog, stand der mächtige, dreigetheilte Monte Cristallo, leicht angeschneit im blauen Himmel glitzernd.

Nie hatte Günther die Dolomiten so freundlich grinsen sehen, nie war er selbst mit so finsterem Gesicht und innerlich so zerrissen hier vorbeigefahren. Und neben ihm saß das schönste, blühendste Weib, das Glück suchte wie er, das in sein tiefstes Innere geschaut hatte und Diejenige kannte, die er am Meisten liebte — und beide schwiegen.

Sie waren jetzt Schluderbach so nah gekommen, daß sie die Wagen vor dem Hôtel genau unterscheiden konnten.

Plötzlich rief Isabel wie erleichtert aus: „Ah, da sind die Andern! Sie wollen gerade wegfahren!"

Günther fragte mechanisch: „Wo?" und beugte sich etwas hinaus, während seine Begleiterin mit dem Sonnenschirm winkte und den Kutscher zu größerer

Eile antrieb. Sie erreichten auch den Wagen gerade noch vor der Abfahrt und wurden begrüßt, wie wenn sie schon seit Wochen von den Andern getrennt gewesen wären.

Sie hatten beide als gewandte Gesellschaftsmenschen gleich den der Situation entsprechenden Ausdruck gefunden und zwangen sich um so mehr dazu, als die Verspätung in Toblach und die getrennte Fahrt schon die Spottlust der Andern erregt hatten. Man trank nur noch schnell ein Viertel und wechselte die Plätze. Das hatte Isabel so einzurichten gewußt. Dann ging es wieder weiter, diesmal dicht hinter einander, in einem Wagen Günther mit Franzi, im andern seine Schwester und Isabel.

Etwa um zwei Uhr kamen sie in Cortina an und weder Franzi noch der Schwester war etwas an ihrer Begleitung aufgefallen. Es gab auch zu viel zu sehen, immer andere Menschen und neue Bergformen, und dabei verschoben sich die alten, daß man sie gar nicht wieder erkannte.

Erst im „Weißen Kreuz" in Cortina suchte Günther sich wieder seiner Freundin zu nähern, als die beiden Anderen ihre ganze Aufmerksamkeit der Zusammenstellung eines möglichst verlockenden Mittagessens widmeten. Denn sie hatten aus diesem Grunde das Hôtel gewählt, das mitten im Ort lag und keinerlei Aussicht gewährte. Darum wollte Günther seine Freundin bewegen, noch vor Tisch einen Spaziergang mit ihm zu machen. Sie gebrauchte aber eine Ausrede und schloß sich den Andern an. So ging er allein. Denn nach der langen gezwungenen Unterhaltung mußte er, um das Gleichgewicht seiner Seele wieder herzustellen, sich entweder aussprechen oder ganz allein sein.

Er eilte die breite Fahrstraße durch das Dorf hinunter und stieg dann etwas unterhalb des Hôtels Faloria bergan bis zu einer Stelle, die einen prächtigen Ausblick über den ganzen Thalkessel bietet. Das letzte sonderbare Benehmen Isabel's hatte ihm so zu denken gegeben, daß er, ohne auf die Gegend zu achten, den Kopf zur Erde gesenkt, fortgegangen war, bis er an der besagten Stelle innegehalten hatte und nun, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen würde, plötzlich die ganze Wunderwelt im vollen Mittagszauber sah.

Es war ein Farbenspiel ohne Gleichen. Im Norden die rothen Wände des Pomagagnon und Monte Cristallo. Daneben östlich wie ein beschneites Hausdach der Antelao, im Westen die Tofana mit den gelben Flecken und im Süden die schwarzgrauen reizend schlanken Filigranfelsen der Croda da Lago und des Becco di Mezzodi.

Und zu dieser Farbensymphonie welcher Formenreichthum! Wie eine Musterssammlung von Dolomiten standen die phantastischen Gestalten im Kreise herum, keine der anderen ähnlich, jede, auch die kleinste, durch ihre Eigenart gleich fesselnd und eindrucksgewaltig. Da gab es alle Sorten von Thürmen, spitze, abgeplattete und eckige; runde und geschweifte Kuppeln, schiefe Ebenen, glatt wie ein Sprungbrett, Wände, aus denen sich wie aus Wolken alle erdenklichen Gestalten und Gebilde herausphantasiren ließen: die einen zerrissen und durchfurcht, andere polirt und emaillirt, wieder andere mit horizontalen Streifen, die wie Notenlinien die ganze Breite des Berges hin-

ziehen, und besonders Nasen jeder Gattung und Farbe. Und diese ganze tolle Gesellschaft heraus gewachsen aus dichtem grünen Wald, der bis zu den schroffsten Wänden hinauf reicht und herab bis zu den Wiesen, Feldern und glänzend weißen Häusern, aus denen der hohe Campanile in der Mitte wie der Zuschauer in dem Riesenpanorama heraus ragt.

Günther sah verträumt in die wunderliche Welt, darauf die heiße Mittagsonne nieder brannte.

Und wie er schaute, und wie er sann, wohlig ausgestreckt in der Sonne, die Gebirg und Thäler bis in alle Ritzen erfüllte, da erkannte er zum ersten Mal die allgewaltige göttlich triumphirende Macht des Lichtes.

Alle Schauder dieser wild zerrissenen dämonischen Natur, alle Gegensätze und Widersprüche, die ihn in trüben Tagen hier angestarrt hatten, vereinigten sich unter der allbelebenden, allerfreuenden Macht des Lichtes zu einem Bilde höchster harmonischer Schönheit. Wo Licht war, war kein Schrecken mehr in der ganzen unbeweglichen Natur.

Sollte das im Menschenherzen nicht auch so sein? Wo ein Lichtgedanke herrschte, müßten da nicht alle Gespenster der Vergangenheit, der Träume, des Todes weichen? Und der höchste Lichtgedanke ist er nicht die allbelebende, Alles durchglühende Liebe?

„Ja und tausendmal ja!" rief er aus. „Licht, Leben, Wärme, Alles ist Liebe, nur nicht der Tod. Ich will nicht mehr zurück ins Schattenland, ich will mit ihr der Sonne zu, mit dem blühenden lockenden Leben an meiner Seite!"

Damit sprang er auf, wie verjüngt, und eilte dem Hôtel zu. Er war in der zuversichtlichsten Stimmung. Isabel hatte ja selbst Alles aufgewendet, ihn Gita abtrünnig zu machen, und wenn diese nicht mehr zwischen ihnen stände, dann, glaubte er, sei Alles Licht und Liebe, und Isabel führe ihn selbst dem Leben zu, von dem sie gesprochen.

Als er wieder im Hôtel war, fiel Allen sein heiteres Wesen auf und wirkte ansteckend. Auch seine schöne Begleiterin schien im Verkehr mit ihren Freundinnen ganz die Alte. Nur wenn Günther sich ihr vertraulich näherte, verschanzte sie sich hinter einer höflichen Heiterkeit, die, ohne aufzufallen, ihn mehr von ihr fernhielt als ihre frühere Schroffheit. Auch als er sie mit großer Lebhaftigkeit und Ueberredungskunst dazu bewegen wollte, mit ihm die Andern weiter nach Süden zu begleiten, hatte sie nur das Lächeln einer Weltdame, die über das Compliment eines lästigen Verehrers leicht hinweg geht. So wurde der Plan überhaupt nicht ernstlich erwogen, und als Günther noch einmal am Schluß darauf zurück kam, schnitt sie das Gespräch kurz ab mit der Bemerkung, daß ihr Mann sie erwarte. Sie hatte während der ganzen Zeit sonst nicht von ihm gesprochen.

Bei diesem Benehmen Isabel's war es kein Wunder, daß die heitere Stimmung ihres Reisegefährten bald wieder abnahm; war sie doch nur der Widerschein des lebendigen Feuers, das neben ihm brannte, und dessen Sonnenwärme nun wie in eine künstliche Ofenwärme verwandelt schien. Es wurde ihm immer enger und schwüler in ihrer Nähe, aber das lustige Licht, die natürliche Wärme waren fort.

Auch draußen ging, während sie tafelten, der Tag langsam zur Rüste, und die ersten Schatten fielen schon ins Thal. Nach einem kleinen Spaziergang gegen Tre Croci, währenddem die Pferde eingespannt wurden, kam der große Augenblick der Trennung. Franzi und Günther's Schwester, die zuerst reisefertig waren, gaben voll Uebermuth dem zurückbleibenden Paare noch gute Lehren, Günther versuchte noch einen Witz, indem er seinen Wagen eine Strecke lang den andern nachfahren ließ, aber so bald diese außer Sicht waren, kam seine eigentliche Stimmung zum Ausbruch. Er brauchte sich jetzt nicht mehr zu verstellen und suchte eine Aussprache. Er sah jetzt klar, daß er sich in Isabel oder daß sie ihn getäuscht hatte. Sonst hätte sie das Geständniß, das er ihr auf dem Spaziergang gemacht, erfreuen, in ihrem Wesen verwandeln müssen. Aber als er dort davon anfing, daß er nun das Ungesunde, Unnatürliche seiner Lebensweise erkannt habe und dankbar alle guten Lehren annehme, wenn sie noch einen brauchbaren Menschen aus ihm machen könne — sie allein —: da erschrak sie heftig, wurde sehr ernst und fing dann von etwas ganz Anderem zu reden an. Das konnte er nur so auslegen, daß sie wie die meisten Koketten es bloß bis zu einem gewissen Punkt mit ihm treiben wollte und sich nun fürchtete, er möchte ihr lästig fallen. Seine Stimmung war deshalb schlechter als je: Gita, die friedenbringende, hatte er verrathen, und Isabel, die glückbringende, hatte ihn zurückgewiesen.

Als sie von Cortina heim fuhren, waren die Rollen, die sie bei der Abfahrt von Toblach inne hatten, vertauscht: sie trug jetzt eine künstliche Heiterkeit zur Schau, und er war ärgerlich, verstimmt und aufrichtig.

Bald sank die Sonne hinter der Tofana, und die ganze Nordseite derselben, an der sie entlang fuhren, lag schon im Schatten. Günther dachte, wie schön es am Morgen gewesen sei, als er dem Süden und der Sonne zu fuhr. Jetzt wurde es immer dunkler und kälter, und die Herdflamme zu Hause hatte er entweiht, ausgelöscht.

In dieser Stimmung, in der er überlegte, ob er überhaupt in den „Waldhof" zurückkehren solle, verletzte ihn die unpersönliche Heiterkeit seiner Nachbarin noch mehr als früher. Er empfand sie geradezu als Hohn auf Alles, was er für Isabel gefühlt und was er ihr gestanden hatte.

„Wie verändert Sie auf einmal sind! Jetzt lügen Sie," sagte er im selben Ton wie sie am Morgen, aber innerlich aufs Tiefste erregt und verletzt.

„Wieso?" fragte sie betroffen, faßte sich aber gleich. „Weil ich lache und an etwas Anderes denke als Sie?"

„Wenn Sie jetzt wirklich an Anderes denken können, nachdem Sie mir die Erinnerung an Gita zerstört und mich zu den beschämendsten Geständnissen getrieben haben, so lachen Sie nur aus Herzenslust, über mich, über die Todte, über wen Sie wollen!"

Diese Worte waren so scharf und bitter, daß Isabel nun ihrerseits aufs Aeußerste erregt und aus der Fassung gebracht wurde.

„Das glauben Sie von mir, Günther! Ist das möglich — Sie?"

„Was ist da noch zu glauben?" versetzte er etwas ruhiger. „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß mir Gita nichts mehr sein kann, und daß Sie daran

Schuld sind. Ist das kein Geständniß, und wie Sie mich jetzt behandeln, keine Beschämung? Sie wollten mir doch das schöne Bild zerstören, Sie wollten mich ins Leben zurücklocken, Sie wollten mir das Glück zeigen!"

„O Gott!" brachte sie gepreßt hervor, „wie soll ich denn das? Ich bin ja selbst nicht glücklich."

„Dann haben Sie früher gelogen. Warum haben Sie sich anders gezeigt, als Sie waren, und mir versprochen, was Sie nicht halten können?"

„Weil ich — weil ich nicht wußte, daß — Gita Erdeny," würgte sie heraus, „Sie wissen nicht, wie ich — wie nah ich ihr gestanden habe."

„Und ich?" rief er erregt. „Sie wußten doch, was sie mir war, die einzige Schönheit meines Lebens, der Schleier über Allem, der Frieden!"

„Sie wird Ihnen Alles wieder werden," versetzte sie weich. „Was soll ich Ihnen denn geben? Ich kenne die Gefühle ja gar nicht, von denen ich gesprochen habe. Ich weiß nur, daß die Männer auf bestimmte Worte und Gebärden fast alle in der gleichen Weise reagiren. Es ist Alles Reflexion bei mir. Das macht mich ja so unglücklich. Ich habe selbst Sehnsucht nach Liebe und erwecke bei Allen nur Sinnlichkeit."

Sie sagte das so einfach und mit solcher Trostlosigkeit, daß Günther ganz seine Erregung verlor und sogar Mitleid mit der „Märtyrerin ihrer Schönheit" empfand. Zugleich fühlte er sich von dem allgemeinen Vorwurf mitgetroffen und wollte dagegen seinen besseren Gefühlen für Isabel zu ihrem Recht verhelfen.

Er wandte sich ihr zu, während er bisher mehr vor sich hingesprochen hatte, und sah sie fest an: „Denken Sie auch so von mir?"

„Ja," sagte sie bestimmt. „Es ist meine eigene Schuld, und es ist gut, daß Sie nicht anders sind. Ihre Liebe soll der Todten gehören."

„Es gibt keine Liebe ohne Leben!" rief er aus. „Aber es gibt eine Liebe, die Freude und Schönheit zugleich ist. Das hat mich heute das Licht gelehrt."

„O wenn es das gäbe!" sprach sie voll Schmerz und Sehnsucht. „Wer soll mich das lehren?"

„Derselbe, den Sie wieder zum Leben zurückgeführt haben!" rief er leidenschaftlich.

„Wie sollte ich dann noch an die Beständigkeit der Menschen glauben, wenn ich weiß, was Gita Ihnen war, und daß ein Sommertag das alles vernichten konnte?"

„Ein Sommertag? Sind wir nicht schon so lange befreundet? Hätten wir uns heute so verstehen und bis ins Innerste sehen können, wenn wir uns nicht unbewußt schon so nahe gestanden hätten?"

„Vielleicht durch die Todte," sagte sie mit tiefem Ernst. „Leben und Tod sind ein dunkler, wunderbarer Zusammenhang."

„Reden wir nicht mehr davon!" rief Günther beinahe unwillig. „Denken wir an uns."

„Nein," sagte Isabel mit unbeugsamer Entschlossenheit und richtete ihren Oberkörper dabei auf. „Was Sie mir noch sein können, können Sie mir nur

durch die Todte sein. Versprechen Sie mir, daß Sie wieder in den ‚Waldhof' zurückkehren und wie früher mit Gita leben! Denn ich weiß, daß sie lebt. Ich glaube unerschütterlich daran."

Günther war äußerst betroffen. Diese Worte aus dem Munde derselben, die am Morgen den Todten jedes Recht aberkannt hatte! Und gesprochen mit einer Ueberzeugung und einem visionären Ausdruck, daß Günther vor der Deutlichkeit des Bildes, das ihm plötzlich wieder vor Augen trat, beinahe erschrak. Am Morgen hatte er das Alles noch selber dunkel gefühlt und vor seiner Begleiterin zu schützen gesucht, und jetzt sprach sie es offen aus wie eine unwiderlegliche Thatsache. Was war inzwischen in ihr vorgegangen? Eine unbezwingbare Neugierde erwachte zugleich mit Gita's Bild wieder in ihm und drängte die anderen Gedanken, die ihm blitzschnell durch den Kopf fuhren, zurück.

„Wie soll ich denn wieder mit ihr leben?" gab er zur Antwort. „Das alte Bild haben Sie mir durch Ihren Argwohn zerstört, und das Sie von ihr besitzen, das echte, verheimlichen Sie mir."

Isabel fühlte, daß sie nun reden müsse, wenn sie nicht einen falschen Verdacht in ihm erwecken wollte. Es war auch der beste Weg, ihn durch eine offene Aussprache wieder zu der Verlassenen zurückzuführen. Sie überlegte einen Augenblick und holte dabei ihre Decke hinter dem Sitz hervor. Denn es war schon recht abendlich und kühl geworden, und der Nebel, der sich an den Felsen festgesetzt hatte, oft nicht vom Gestein zu unterscheiden. Nur die mächtige Croda Rossa, an der sie eben vorbeifuhren, brachte mit ihren riesigen Rostflecken noch etwas Farbe in die Landschaft und streckte den gewaltigen Kopf zwischen den zwei hohen Schultern noch frei in den bewölkten Abendhimmel.

Isabel fing damit an, von der letzten Zeit des armen Mädchens zu erzählen, wie rührend sie ihr Leiden getragen und ihre Umgebung selbst getröstet habe. Und dann sprach sie von der beklagenswerthen Mutter, die für ihr Kind eingetreten sei und dadurch selber den Ausbruch der Krankheit veranlaßt habe, deren wahren Grund nur Wenige wüßten.

„Aber sie ist doch an der Schwindsucht gestorben," fiel jetzt Günther überrascht ein.

„Das schon," antwortete seine Gefährtin zögernd, „aber sie war bis dahin ganz gesund. Erst wie sie durch die Aufregung den Blutsturz bekam . . ."

„Durch welche Aufregung?" unterbrach er sie hastig.

„Sie können sich leicht denken, was einem jungen Mädchen so zu Herzen gehen kann."

„Aber davon hatte ich ja keine Ahnung!" rief er bestürzt aus.

„Ich fürchtete, es könnte Sie gegen das Mädchen einnehmen," fuhr sie jetzt fort, immer zögernd, nach dem Ausdruck suchend. „Die Männer sind ja so eitel. Sie haben sich vielleicht in irgend welche Ideen hineinphantasirt, und wenn sie dann hören, daß sie einen Andern — (Günther zuckte zusammen) —, daß sie wegen eines Andern zu Grunde gehen mußte, der sie nicht liebte — (Günther stieß einen leisen, kurzen Schrei aus. Dann holte er tief Athem) —,

aber Sie kannten sie ja nicht. — wenn Sie nur dagewesen wären wenigstens als der Brief kam —!"

„Welcher Brief?" fragte er dumpf.

„Von dem jungen Officier, ihrem Bräutigam.

Günther lachte bitter auf: „Was hätt' ich denn da ausrichten können gegen einen Leutnant? — Fahren Sie fort!"

„Nein." sagte sie sehr ernst, „wenn Sie immer nur an sich denken, dann schweig' ich. Ich glaubte, das Schicksal des unglücklichen Mädchens ginge Ihnen mehr zu Herzen."

„Was stand in dem Brief?" rief er jetzt zornig. „Glauben Sie, meine Gefühle sind bunte Fetzen, die ich aushänge wie eine Leutnantsuniform? — Fahren Sie fort!" sagte er dann ganz ruhig und sanft. „Was stand in dem Brief?"

„Sie können sich denken," sagte sie noch ziemlich gereizt, „daß es keine Liebeserklärung war." Dann sprach sie wieder ruhig: „Er hatte zuerst Wochen, dann Monate nicht mehr geschrieben, und das arme Ding grämte sich so darüber, daß ihre Mutter in einem sehr entschiedenen Briefe eine Erklärung seines Benehmens von ihm forderte."

„Ja, und —?"

„Die gab er auch."

„Was heißt das? Was schrieb er?" fragte Günther hastig.

„Das Einzige, was er konnte, daß er sie nicht mehr liebe."

„Elender Kerl!" rief Günther.

„Hätte er lügen und sie zeitlebens schlecht behandeln sollen?" fragte sie sehr entschieden. „Er konnte nicht anders, es war nicht seine Schuld."

„Wessen denn?" rief Günther sehr erregt.

Sie schwieg einen Augenblick. Dann sprach sie, während sie sich zu einem schwermüthigen Lächeln zwang: „Sie wissen, wie die jungen Leute sind, am Morgen so, am Mittag anders und am Abend —? Es ist ja wahr, Versprechungen hätte er ihr nicht geben dürfen. Aber er hat sie ja damals ernst gemeint. Daß er nach so kurzer Zeit schon wortbrüchig wurde, dafür ist mehr Diejenige verantwortlich, die ihn so weit gebracht hat."

„Also auch noch diese Kränkung! Hat er die Andere dann geheirathet?"

„Nein."

„Aber doch geliebt?"

„Wer weiß das bei einem Manne?"

„Und hat sie ihn so geliebt, wie es die Arme gethan? Aber wie kann das sein," widerlegte er sich selbst, „wenn Gita um ihn gestorben ist?"

„Sie hat ihn überhaupt nicht geliebt," sagte Isabel sehr bestimmt.

„Und hat doch die Unglückliche in den Tod getrieben!" rief Günther voll Entrüstung aus.

„Das ist das schrecklich Tragische und Wahnsinnige!" stieß Isabel verzweifelt aus. „Das arme Mädchen liebte den jungen Mann, der es verschmähte. Die ihn nicht liebte, entriß ihn ihr, und der das Mädchen liebt über den Tod hinaus, hat nie eine Hand, keinen Gruß von ihr bekommen!"

Beide schwiegen erschüttert und sannen dem unergründlichen Spiel der Menschenschicksale nach.

Die Berge waren jetzt zum großen Theil verhüllt, und die Wolken und Nebelschleier, die daran herumspielten, sahen aus, als ob sie lebendige Dolomite wären. Sie machten bald aus den Bergspitzen Figuren und Gesichter, bald verzerrten sie sich selbst zu allen möglichen Fratzen und Grimassen, bald schnitten sie Theile des Himmels aus, stahlblau, bleigrau, schwefelgelb. Da gab es dicke und träge Wolken, die sich in eine Schlucht oder ein Felsenloch einhingen und nicht von der Stelle bewegten, leichte, luftige, die an den Spitzen und noch höher herum vagabondirten, nasse, die sich auf den Gletscher setzten und daran herunter fuhren, und wieder andere, die sich in Seitenthälern zusammenpreßten, wie man grauen und weißen Flor in einen Sack stopft. Das fettiggrüne Wasser des Dürrensees sah in der Dämmerung wie Email aus, und wo Umrisse von Bergen sichtbar wurden, hoben sie sich mit den scharfen Schattenbildern einzelner Bäume gespenstisch vom Abendhimmel ab.

Günther brach zuerst das Schweigen. Er wollte wissen, ob die verbrecherische Person, von der seine Begleiterin gesprochen hatte, Gita kannte.

Isabel bejahte seine Frage, indem sie wiederholte, daß das in Wien gar nicht zu vermeiden sei, wenn man in der Gesellschaft verkehre.

„Und sie hat gewußt, daß das Mädchen daran zu Grunde gehen würde?"

„Als sie es wußte, war es zu spät. Da liebte er die Arme längst nicht mehr. Wenn die Andere ihn auch von sich gestoßen hätte, würde sie damit doch nichts erreicht haben."

„Aber sie wußte doch, daß Gita mit ihm verlobt war?"

„Nur daß das Gerücht ging; wie leicht wird ein solches verbreitet!"

„Einerlei, das hat sie doch wissen müssen, daß ihn Gita geliebt hat und daß er ihr erklärter Verehrer war."

„Das wußte sie natürlich. Es erfüllte sie sogar mit Stolz, daß sie die Macht über den jungen Officier hatte. So sind sie ja Alle, die Macht haben in der Welt."

„Sie vertheidigen sie auch noch!" rief Günther entrüstet.

„Ich beklage sie nur," entgegnete sie und setzte dann in längerer Rede ihre einsichtige und milde Beurtheilung der menschlichen Schwächen fort.

„Was heißt denn vertheidigen und anklagen?" warf sie hin. „Es gibt nur eine leichtere oder schwerere Erklärung der einzelnen Handlungen. Was man an sich selbst versteht, entschuldigt man gewöhnlich; was aber schwerer zu erklären ist, braucht deshalb nicht verwerflicher zu sein. Haben Sie denn einmal Macht über Menschenherzen besessen? Es ist wie ein Trieb, der sich bethätigen muß, wie ein Talent. Wer die Gabe zu boshafter Beobachtung hat und sie ausübt, ist der deshalb schlechter als wer an den Menschen die lächerlichen Eigenschaften nicht bemerkt? Er ist ‚besser' als die Andern, wenn er seinen Trieb unterdrückt, aber nicht schlechter, wenn er ebenso wie sie seiner Veranlagung gemäß lebt. Gerade so ist es mit der Koketterie. Wären Sie nicht unglücklich, wenn man Sie nicht mehr Clavier spielen ließe?"

„Gewiß," bestätigte er.

„Sehen Sie, und die menschliche Seele ist doch ein viel feineres Instrument.“ Und dann fuhr sie erregter fort: „Ist denn nur die Liebe eine Entschuldigung für alle Grausamkeiten, die ein Mensch dem andern zufügen kann? Wenn Jemand so handeln muß, weil ihn seine ganze Veranlagung dazu treibt, seine Eigenart, die ihn eben von Andern unterscheidet, ist das nicht ein ebenso schwerwiegender Grund, wie die Alles entschuldigende Liebe? Wenn ein Künstler in einem Concert besser spielt als ein anderer, thut er ihm dann nicht auch weh? Das geben Sie doch zu?“

Günther nickte langsam.

„Darum also. Ebenso war es bei der Person, die ich gar nicht vertheidige, sondern nur begreife.“

„Begreifen, — was läßt sich nicht begreifen?“ nahm ihr Begleiter nun das Wort. „Aber für meinen Begriff ist ein Mensch, der den andern in der Wuth und Leidenschaft umbringt, edel und ehrenhaft gegen eine Mörderin wie diese. Und der Eine wird aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, während diese ruhig weiter lebt wie bisher, ohne daß ihr Jemand ein Wort der Verachtung ins Gesicht schleudert.“

„Woher wissen Sie denn das?“ fragte sie und sah ihn dabei groß an. „Es sind allerdings nur Wenige, die die Geschichte kennen, aber vielleicht ist unter diesen doch Einer gewesen, der es gethan hat.“

„Sagen Sie mir, wer!“ rief Günther jetzt in gespanntester Erregung. „Kennen Sie die Person? Haben Sie es ihr selbst gesagt?“

„Nein,“ gab sie ruhig zur Antwort. „Sie wissen ja, daß ich sie beklage und nicht verurtheile.“

„So lassen Sie mich die Sache der armen Todten führen! Sagen Sie mir, wer Gita gemordet hat!“

„Wollen Sie sich an einer wehrlosen Frau vergreifen?“ entgegnete sie verächtlich.

„Wehrlos?“ rief er höhnisch, „wenn sie einen ausgemachten Schurken zum Verehrer hat. So sagen Sie mir, wer er ist, ich brenne darauf, ihm gegenüber zu treten, ich kann ja nicht mehr leben, wenn ich weiß, daß der Kerl sich seines Lebens freut, während die Todte noch keinen Rächer gefunden hat.“

„Sie hat sich schon gerächt. Sie braucht keine fremde Hülfe.“

„So nennen Sie mir wenigstens den Namen. Ich verspreche Ihnen, daß Niemand etwas erfährt.“

Isabel kämpfte einen Augenblick. Dann sagte sie entschlossen mit leuchtendem Blick: „Gut. Schwören Sie mir, daß Sie sie nie aufsuchen, nie sehen, ihr nie schreiben wollen! Dann will ich Ihnen den Namen nennen.“

„Das kann ich nicht. Und selbst wenn ich es mir vornähme, ich könnte ihr doch begegnen und dann —“

„Wenn Sie nicht wollen, werden Sie ihr auch nicht begegnen. Schwören Sie?“

Er überlegte. Auch wenn er seine Rache immer in sich verschließen mußte, er wollte die Namen in diesem Drama wissen, das ihn mehr als alle Anderen betraf und ergriff.

„Ich weiß ja gar nicht, ob Gita meine Rache annähme," fuhr er nach einer kurzen Pause, von innerster Erregung überwältigt, heraus. „Sie hat mich ja nicht einmal gekannt. — Wie kann ein Fremder sich anmaßen —." Dann stockte er und kam nicht weiter.

Isabel ergriff leise seine Hand. „Jetzt thun Sie sich selbst weh, weil sie den Andern nicht weh thun können. Seien Sie gut! Lassen Sie die Todte versöhnend zwischen Sie und die Andern treten! Denken Sie, daß sie ihn liebte, und edel, wie sie war, hätte sie vielleicht auch ihr vergeben, wenn sie —"

Günther fühlte, wie ein krampfhaftes Zittern durch ihren Körper ging. Dann konnte sie ihre Bewegung nicht mehr zurückhalten und fing fassungslos zu weinen an.

„Was ist Ihnen? Um Gottes willen? Liebe Isabel!"

„Nichts. Ich bin nur nervös. Lassen Sie mich! Ich habe die Arme selbst so lieb gewonnen."

Dann sah sie von ihm weg auf die Seite.

Es war inzwischen Nacht geworden. Sie waren wieder an der Stelle, wo am Morgen der Bach herauf glitzerte und sie noch einmal auf das sonnige Pusterthal zurückgeblickt hatten. Jetzt hörte man es nur aus der Tiefe rauschen, und in der Ferne aus schwarzem, halbrundem Rahmen schimmerten die Lichter auf.

Günther wollte sprechen. Aber nach diesem Weinen, in diesem Schweigen brachte er kein Wort hervor. Es fiel ihm Isabel's Ausspruch ein: „Was Sie mir noch sein können, können Sie mir nur durch die Todte sein." Und so dachte er an Gita.

Die Lichter kamen immer näher. Sie schimmerten durch die Bäume. Eines stand dicht am Weg.

„Jetzt sind wir gleich zu Hause," sagte er endlich mit weicher Stimme. „Da ist schon das Wegmacherhaus."

„O wie bin ich froh!" rief sie aus.

„Ich begleite Sie noch ins Hôtel. Ist es Ihnen recht?"

„Nein, ich danke wirklich," sagte sie freundlich, aber bestimmt. „Ich gehe doch gleich zu Bett."

„Also dann morgen. Um wie viel Uhr reisen Sie?"

„Das schreib' ich Ihnen heute noch, wenn ich nachgesehen habe."

„Und die Namen müssen Sie mir noch sagen. Wer weiß, ob wir morgen nicht vergessen. Ich habe noch so viel mit Ihnen zu sprechen."

„Sie kennen meine Bedingungen. Geben Sie mir Ihr Wort!"

„Gut. Mein Ehrenwort."

„Da ist der ‚Waldhof'! — Halten Sie!" rief sie dem Kutscher zu. Und dann sagte sie schnell, während sie Günther hinaus drängte: „Ich schreib' es Ihnen mit dem Andern. Gute Nacht!"

Günther wollte ihr noch die Hand küssen. Aber sie hatte schon dem Kutscher ein Zeichen gegeben, so daß er schnell davon fuhr.

Günther blieb noch lange an derselben Stelle, als könnte er sich nicht entschließen, ins Haus zu gehen. Gita war ihm durch alles Gehörte und Erlebte wieder so nahe getreten, daß er sich nie mehr von ihr trennen konnte; aber er vermochte auch sie von dem andern Bild nicht mehr zu trennen, das er heute neben sich lachen und weinen hörte, während Gita ewig stumm blieb.

Endlich raffte er sich auf und schleppte sich langsam, als ob eine Centnerlast ihn niederzöge, am Geländer die Treppe hinauf.

Wieder stand er am Fenster wie gestern Abend und sah hinüber nach der unheimlichen Pforte, die, noch schwärzer als gestern, ganz mit Wolken verhängt war.

Leben und Tod. Wieder derselbe qualvolle Widerspruch in seiner Brust, der nun nicht mehr zu lösen war. Dort die geschlossene Thür zum Zimmer der Todten, drüben das Südbahnhôtel mit der schönen, blühenden, lachenden und weinenden Isabel.

Es hielt ihn nicht mehr im Zimmer. Er wollte sie sehen, Toblach verlassen, mit ihr nach Wien fahren.

Aber er fand ja auch bei ihr die Todte wieder, immer die Todte, die geliebte Todte.

Da klopfte es an die Thür des Nebenzimmers.

Er ging hinaus und nahm dem Laufburschen des Südbahnhôtels einen Brief ab.

Dann machte er Licht und las, bald in Fieberhast die Sätze überstürzend, bald mühsam an jedem Wort haftend, durchtobt von allen Gefühlen, die ein Menschenherz erschüttern können, folgende letzten Grüße seiner schönen Begleiterin:

„Liebster Freund!

„Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin auch ich für Sie eine Todte. Denn ich bin die Unglückselige, deren Namen Sie wissen wollten, und der Sie das Ehrenwort gegeben haben, daß Sie ihr nie schreiben, Sie niemals aufsuchen werden.

„Ich füge dazu nur die Bitte, daß Sie auch nicht mehr an mich denken. Sonst würden Sie mir all' die schrecklichen Dinge vorwerfen, die Sie mir heute im Wagen gesagt haben, und ich könnte mich nicht mehr vertheidigen oder wenigstens entschuldigen.

„Was könnten Sie mir denn noch zufügen, das größer wäre als die Strafe, die die Todte selbst über mich verhängt hat? Oder nicht die Todte, die bin jetzt ich, Gita lebt, das ist mein unerschütterlicher Glaube.

„Halten Sie unsere Begegnung nicht für einen Zufall, es gibt keinen Zufall in der Welt! Dieser Tag mußte kommen, auch wenn wir vorher nicht befreundet gewesen wären. Wie hätte ich sonst die Kraft gehabt, mein Urtheil selbst zu vollziehen? Denn nicht ich habe Sie, Sie haben mich wieder an das Leben glauben lassen, als Sie sagten, daß es eine Liebe gebe, die Freude und Schönheit zugleich sei. Das war der schönste und qualvollste Augenblick meines Lebens. Da hätte ich jauchzen mögen und Sie an mein Herz drücken — und da hatte ich — Gott sei gelobt! — die Kraft, Sie zurück zu stoßen.

Denn wenn ich auch der Lebenden den Verlobten entrissen habe, wie hätt' ich der Todten ihren einzigen Geliebten rauben können?

„Das ist mein Trost, wenn ich an diesen Tag zurück denke, der doch schön war wie alle Leiden im Leben.

„Morgen früh um 11 Uhr geht mein Zug und führt mich wieder in die Welt, der ich weiter gefallen muß, wie es meine Bestimmung ist. Ich schreibe Ihnen die Stunde, damit Sie nicht zufällig meinen Weg kreuzen.

„Bleiben Sie Gita treu und verzeihen Sie ihrer Mörderin

Isabel."

Als Günther endlich den Brief aus der Hand legte, war es tiefe Nacht. Die Wolken draußen hatten sich vertheilt, und über dem langgestreckten Pusterthal lag eine gleichmäßige graue Schicht, aus der es leise unaufhörlich nieder regnete.

Auch der stumpfe fürchterliche Druck, der auf Günther's Gehirn gelastet hatte, war gewichen, und eine ruhige Entschlossenheit erfüllte sein ganzes Wesen.

Langsam stand er auf und holte das Bild aus dem Koffer, das er gestern dort eingeschlossen hatte. Dann öffnete er die Thür ins Nebenzimmer und stellte das Bild wieder auf seinen alten Platz.

Die Wolken draußen wurden lichter, aber der Regen nahm immer zu.

Die Linien der beiden Felswände am Eingang ins Ampezzothal sahen wie eine Lyra aus, darüber schmale, horizontale Wolkenstreifen gespannt waren. Und auf ihnen spielte mit zarten, feuchtschimmernden Strahlen der Mond.

Günther öffnete jetzt das Fenster und ließ die kühle Nachtluft herein. Es wurde ihm zu eng in dem kleinen Raume. Sein Denken und sein Mitleid schlossen Leben und Tod, Schönheit und Schuld, Liebe und Leiden ein. Und wie vor sieben Jahren in der Stille der Nacht, so schrieb er jetzt an Gita, nachdem er „ihrem Leben und Leiden auf den Grund gesehen", vor ihrem Bild in ihrem Zimmer diesen Geistergruß:

Leben und Tod!
Wie ihr so friedlich beisammen wohnt,
Die ihr euch haßt und bedroht!

Freunde scheint ihr mir heut',
Wo der Tod seiner Beute
Rosen der ewigen Jugend streut!

Wie sich Jedes zu fügen weiß!
Um sich freundlich zu zeigen,
Hält das Leben den Athem leis',
Und der Tod bricht sein Schweigen,
Schwingt statt der Sichel ein Blüthenreis.

Tröstend wiegt er in Ruh'
Irdisches Sorgen und Wähnen
Und dem grausigen Schlummer zu
Rieseln die Quellen des Lebens, die Thränen.

Nimm nur leise und weckt sie nicht,
Aber sagt ihr im Traume,
Daß das Leben noch mit ihr spricht
In dem lieblichsten Raume,
Wo sie sich freute im Sonnenlicht!

Sagt ihr, daß Niemand gestorben,
Ehe der Letzte ihn nicht vergißt,
Daß sie so glühend umworben
Wie das blühendste Leben ist.

Fragt sie dann lächelnd im Schlummer leis',
Wer denn der Treu'ste von Allen?
Sagt ihr, ein Unbekannter sei's,
Der ihr nicht aufgefallen,

Der nur Trübes durch sie erfuhr,
Und ihr nur flüchtig begegnet,
Der ihre „liebe Erdenspur"
Einsam wandelt und segnet.

Dieses Gedicht brachte er ihr selbst nach ihrer letzten Ruhestätte.

Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt.

Von

Wilhelm Dilthey.

[Nachdruck untersagt.]

VI.

Der „Geist der Gesetze" von Montesquieu ist das politische Hauptwerk des 18. Jahrhunderts. Der Verfasser gehörte zu dem Adel von der Robe, welcher die richterlichen Aemter des alten Frankreich im erblichen Besitz hatte. Aber mit den humanistischen und juristischen Studien, in denen einst Bodin gelebt hatte, verband sich nun in ihm der naturwissenschaftliche Geist des Zeitalters. Er hatte in Bordeaux als Mitglied der Akademie naturwissenschaftliche Abhandlungen veröffentlicht. Und als er nun nach England kam, verstand er die freie Verfassung dieses Landes aus dem mechanischen Gesichtspunkt einer gegenseitigen Hemmung der politischen Gewalten, der aus dieser naturwissenschaftlichen Denkweise entsprungen war. Um die Mitte des Jahrhunderts, 1748, erschien, als das Ergebniß seines Lebens, der „Geist der Gesetze".

Drei große leitende Ideen bilden den Zusammenhang seines Werkes. Er hat denselben verborgen. Denn in der Zerlegung des Ganzen in einzelne Reflexionen liegt ein großer Theil der schriftstellerischen Kunst, die den unerhörten Erfolg des Werkes ermöglichte.

Aus den natürlichen Gesetzen der einmüthigen Menschenvernunft stammt die Gemeinsamkeit in den rechtlichen und sittlichen Ordnungen aller Nationen. In diesem Satz steht er auf dem Standpunkt des Naturrechts. Aber sein Problem ist nun die Erklärung der Unterschiede und die Begründung des Eigenwerthes dieser Ordnungen. Er geht von den politischen Denkern der Alten aus, und die vergleichende Methode derselben wird von ihm vertieft durch die Verfolgung der Abhängigkeiten, welche von den gesellschaftlichen Ordnungen rückwärts führen zu ihren Bedingungen in der Natur. Das Klima und die Bodengestaltung bedingen die Unterschiede in dem wirthschaftlichen Leben und der Vertheilung des Reichthums; diese erwirken die Differenzirung der Sitten, der Gesetzgebung und Verfassung; in gründlicher

Untersuchung bemächtigt er sich dieses Zusammenhanges. Zugleich würdigt er doch, wie der Gesammtgeist der Nationen durch die Geschichte bedingt ist, und zuletzt vielleicht durch eine ursprüngliche Anlage. Jedes Volk behauptet einen bestimmten Charakter in seiner ganzen Geschichte, ihm muß sich die Gesetzgebung anpassen, und seine Rechtsordnung und Verfassung ist durch ihn bestimmt.

Mit diesen Capiteln von Montesquieu beginnt eine neue Epoche in dem politischen und historischen Denken. Sie sind voll von den tiefsten Blicken; wie das Klima die Functionen des menschlichen Körpers beeinflußt und so in den einzelnen Gegenden dem Geist ein bestimmtes Gepräge mittheilt; wie die Bodenbeschaffenheit der weiten Ebenen, wo die Macht des Stärksten durch kein physisches Hinderniß in ihrer Ausbreitung gehemmt wird, die großen Flächenstaaten hervorbringt; wie die Wanderungen und Eroberungen der Völker von dem unfruchtbaren Boden fortgehen zu dem besseren; wie in gebirgigen Ländern oder auf Inseln kleinere Staatenbildungen Schutz finden und die Freiheit sich entwickeln kann; wie der Mensch in der Geschichte allmählich sich loslöst von der Gebundenheit an den Boden. Die ersten Grundzüge einer historischen Geographie sind hier entworfen.

Einen zweiten großen Fortschritt vollzog in Montesquieu das politische Denken. Er fragt nach den psychischen und moralischen Kräften, auf welchen die Erhaltung einer bestimmten Staatsform beruht, er erkennt die Verschiedenheit derselben in den despotischen, aristokratischen, demokratischen und den monarchischen Staaten. Die Hauptformen der Verfassung entstehen und erhalten sich durch die Kraft von entsprechenden Typen des Gesammtgeistes. Vico war ihm hier vorangegangen, die politischen Schriftsteller neben ihm und nach ihm, Friedrich der Große und Hertzberg, haben sich mit dem von ihm aufgeworfenen Problem lebhaft beschäftigt. Sie durchschauten die Schwächen seiner Lösung. Sie haben doch seinen tiefen Grundgedanken nicht völlig erfaßt, daß die gesetzliche Monarchie unabhängiger ist von den religiösen Ueberzeugungen oder den moralischen Eigenschaften ihrer Bürger als jede frühere Verfassung. Hieraus eben schöpft Montesquieu die Hoffnung ihrer größeren Dauer. Denn auch ihm gilt es, die Ueberlegenheit dieser großen gesetzlichen Monarchien zu erweisen. „In ihnen vermag die Politik mit dem geringstmöglichen Aufwand von Tugend große Dinge zu verrichten, gleichwie die Technik in den vollkommensten Maschinen möglichst wenig Bewegungen, Kräfte und Räder verwendet."

Unter diesem Gesichtspunkt wird ihm nun auch die Fortbildung der gesetzlichen Monarchie zu der politischen Freiheit, deren England genoß, zu einem mechanischen Problem. Die Lösung liegt in der gegenseitigen Hemmung der politischen Gewalten. Nur dann wird die vollziehende Gewalt in ihren Grenzen gehalten werden, wenn die gesetzgebende und richterliche unabhängig von ihr in sich selber gegründet sind und die zureichende Stärke haben, sich zu behaupten. In dieser Theorie lag doch auch ein werthvoller wissenschaftlicher Fortschritt. Faßt man sie als eine Interpretation der englischen Verfassung, so verdient sie alle die Vorwürfe, mit denen sie überschüttet worden

ist. Aber verstanden als eine Theorie, welche gleichsam die Dynamik und Statik der politischen Kräfte zum Gegenstande hat, wird sie dieser Seite des Staatslebens zum ersten Male gerecht, und hierin beruhte ihre mächtige geschichtliche Wirkung. Montesquieu studiert an England, das vor allen anderen Staaten die politische Freiheit verwirklicht hat, die Bedingungen, an welche dieselbe gebunden ist, wenn man das Verhältniß der Kräfte im politischen Körper ausschließend in Betracht zieht. So entsteht ihm seine Theorie von der Trennung der Gewalten als der Bedingung der englischen Freiheit. Von hier aus leitet er ab die Nothwendigkeit der Vertheilung dieser Gewalten an verschiedene Subjecte, das Veto des Monarchen, die Verantwortlichkeit der Minister. Alles ein System von Gewichten und Gegengewichten, von Hemmungsapparaten, von Sicherheitsmaßregeln gegen die Uebergriffe einer jeden der Gewalten. So gefaßt, erschien die politische Freiheit als übertragbar von einem Lande auf das andere durch den Willen der Gesetzgeber. Die tiefen Beziehungen, durch welche die politische Freiheit Englands mit dem Charakter der Nation und ihrer Selbstverwaltung zusammenhing, berücksichtigte er nicht.

Montesquieu hat die Aufgabe nur sehr unvollkommen gelöst, die er sich stellte. Er arbeitet mit einem ungeheuren Material, in tiefer Besonnenheit, ganz unbefangen; er läßt sich die Zeit, sein Werk reif werden zu lassen. Aber seine Erklärungen durchlaufen nur die ursächlichen Beziehungen zwischen Gegebenheiten, die wie feste, unveränderliche Thatsachen vor ihm stehen. Er erklärt die einzelnen Rechtssätze oder Verfassungsbestimmungen aus einzelnen Ursachen. Sein vergleichendes Verfahren bezieht sich nie auf die ganze Structur einer gesellschaftlichen Ordnung, auf die Stufen, welche sie durchläuft, auf das Verhältniß, in dem sie als Ganzes zu der Religion und den Sitten eines Volkes stehen. Er denkt nicht genetisch. Er hat kein Auge für die besonderen Eigenschaften eines socialen Körpers, der in der Lebendigkeit der Menschennatur gegründet ist. Den Stufen, welche Gesetz und Verfassung entwicklungsgeschichtlich durchlaufen, ist er nicht nachgegangen.

Eben von diesem Begriff gesetzmäßiger Stufen in dem Fortschritt der Gesellschaft ist Turgot ausgegangen, welcher aus der Lectüre des „Geistes der Gesetze" den stärksten Antrieb empfing, das Problem Montesquieu's vollständiger aufzulösen.

Am 11. December 1750 trug Robert Jacques Turgot in der Sorbonne die Abhandlung vor über die Stufen im Fortschritt des menschlichen Geistes. Er war 23 Jahre alt damals, ein frühreifes Genie, das in einer unermeßlichen Ausdehnung der Studien, inmitten von Plänen neuer Wissenschaften lebte. Sie waren alle auf die Begründung einer Wissenschaft der Geschichte gerichtet. Der Vergleich mit Herder drängt sich auf, wie er in derselben Jugendzeit Ideen von grenzenloser Ausdehnung über die ganze geschichtliche Welt in seiner Seele bewegt. Aber während Herder sein Leben der Entwicklung dieser Ideen widmen durfte, hat der große französische Staatsmann erst nach seinem Austritt aus den politischen Geschäften die Pläne seiner Jugend wieder aufnehmen können. Und weder von jener Rede und den Papieren seiner ersten Zeit noch dann aus seinen letzten Jahren kam etwas zur Veröffentlichung.

In seinem Freund und Schüler Condorcet wurde seine Anschauung vom Fortschritt in der Geschichte zuerst wirksam. Erst 1800 sind dann seine Papiere veröffentlicht worden. Unmittelbar oder durch die Vermittlung von Condorcet sind sie die Grundlage für den Aufbau der Geschichtsphilosophie Comte's geworden.

Turgot stand inmitten der Bewegung des französischen Geistes, aus welcher die Encyklopädie hervorgegangen ist. Die mathematische Naturwissenschaft und der positive Geist seines Freundes D'Alembert, der jede Art von Metaphysik hinter sich zurückließ, bestimmten auch ihn. Und wie nun die physiokratische Schule, welcher er angehörte, in der politischen Oekonomie von der Naturwissenschaft ausgegangen war und Naturgesetze des wirthschaftlichen Lebens aufsuchte, erblickte er den Zusammenhang der geographischen Gliederung der Erdoberfläche mit der Vertheilung der wirthschaftlichen Lebensformen auf ihr und von diesen sah er das historische und politische Leben der Nationen bestimmt. Dieser Gedanke kann zugleich als die denkbar allgemeinste Fassung der Lehre Montesquieu's von dem Einfluß des Klimas und der Bodenbeschaffenheit auf das historische Leben aufgefaßt werden. Turgot nannte die Wissenschaft, welche diese Beziehungen zum Gegenstande hat, politische Geographie und bezeichnete sie als Querschnitt der Geschichte. Sie hat zu ihrem Gegenstand die Beziehungen der physischen Geographie zu der Vertheilung der Völker auf der Erde und zu der Sonderung der Staaten. Er möchte den Einfluß der Gestaltung der Bodenoberfläche auf die Production und die Circulation der Waaren in den verschiedenen Gegenden erforschen. Dann die Wirkung der Vertheilung von Erdboden, Meer und Flüssen auf den Verkehr, die Völkerbeziehungen, die Eroberungen und den Handel. Endlich das Verhältniß dieser äußeren Ursachen zu den moralischen Kräften, das die verschiedenen Charaktere der Nationen, ihr Genie und ihre Verfassungen zur Folge hat. Seine genialen Ahnungen berühren einen großen Theil der Probleme, welche Kant und Herder behandelt haben und deren Auflösung die historische Geographie seit Karl Ritter beschäftigt. In der Art ihrer Behandlung äußert sich die naturwissenschaftliche Schulung seines Geistes, die ihm für Form, Gestalt, quantitative Bestimmung und Verhältniß der Kräfte das Verständniß erschließt.

Von dieser politischen Geographie leitet hinüber zu der Universalgeschichte ein Gedanke, der wiederum eine Grundidee Comte's vorwegnimmt. In der gegenwärtigen Lage der Erdoberfläche mit ihrer Mannigfaltigkeit mehr oder minder cultivirter Völker kommt die ganze Stufenfolge der menschlichen Entwicklung noch heute zur Erscheinung, ein Blick auf die Erde läßt uns in Einem Gemälde die ganze Geschichte der Menschheit umfassen. Vergleicht man die Naturvölker des amerikanischen Westens mit dem Muselmann oder dem Bewohner eines spanischen Klosters und wieder die Scholastiker an der Sorbonne mit den Philosophen der Salons, so zeigen sich hier nebeneinander dieselben Stufen der Entwicklung unseres Geschlechtes, welche uns in der Geschichte entgegentreten. „Ach, unsere Väter und die Pelasger, die den Griechen voran gingen, sie glichen den Wilden Amerikas!" So empfängt der allgemeine

Begriff vom Fortschritt des menschlichen Geschlechtes in der Geschichte eine bestimmtere Gestalt. Die Betrachtung der gleichzeitig über die Erde vertheilten Culturen von verschiedener Höhe führt zu demselben Ergebniß als die des geschichtlichen Verlaufes. In der öden Gleichförmigkeit des Naturlaufes steht so der Mensch, ein Atom in der Unermeßlichkeit der Welt — und doch, wenn man ihn philosophisch in dem Ganzen der Menschheit zu erfassen weiß, sieghaft sich entfaltend in der stetigen, wirkenden Verkettung der Generationen: in dem Auf und Nieder des geschichtlichen Wechsels Eine große Einheit, gleich dem Wasser des Meeres in den Stürmen, und stets fortschreitend zu höherer Vollendung. Auf die ganze Breite der Cultur ist diese Anschauung gerichtet: allenthalben wird das Vorwärtsschreiten der Menschheit aus den Thatsachen gezogen: „die Sitten werden milder, der Geist wird aufgeklärt, die isolirten Nationen nähern sich, Handel und Politik vereinen endlich alle Theile des Erdenrunds, und die Totalität des Menschengeschlechtes bewegt sich durch den Wechsel von Ruhe und Erschütterung, von Gutem und Uebel langsam, doch beständig vorwärts zu größerer Vollkommenheit."

So großen Intentionen entspricht freilich nicht ganz, was geleistet wird. Denn alles blieb Entwurf. In der politischen und sittlichen Cultur ist der Fortschritt mehr postulirt als erwiesen. Die Nationen gehen vom Despotismus fort zu freien gerechten Regierungssystemen, von Sitten, in welchen kleine Stämme den Kreis des Wohlwollens und der Verpflichtungen nach außen abgrenzen, zu immer milderer, humanerer Gesittung, die schließlich die Menschheit umfaßt. Vorübergehend tritt dann die Auffassung der Entwicklung der Kunst hervor, welche Schiller und sein Zeitalter durchgeführt haben. Ein naives Stadium der Kunst, das in der Dichtung durch den metaphorischen Charakter der Sprache begünstigt wird, geleitet von Instinct und Phantasie. Nach dem Untergang dieser ersten großen Kunst muß die Menschheit, was sie einst naiv und mühelos hervorgebracht durch Reflexion erreichen. So ersteht eine neue Vollendung, von anderer Art, das Denken leitet die Phantasie, und dies ist die höchste Leistung der Vernunft.

Auf Einem Gebiete der Geschichte hat Turgot ein dauernd Werthvolles geleistet. Er zuerst hat das Gesetz von den drei Stufen der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts aufgestellt. Die menschliche Intelligenz durchläuft ein theologisches, ein metaphysisches und ein erfahrungswissenschaftliches Stadium. Diese Conception entsprang aus der wissenschaftlichen Lage der Zeit, und sie konnte allein in Frankreich gefaßt werden, weil jetzt hier in dem Kreise von D'Alembert die positive Wissenschaft sich loslöste von der Metaphysik der Scholastiker, des Descartes und Leibniz. Turgot sah um sich her die besten Köpfe diesen Fortgang zu positiver Naturforschung vollziehen. Zugleich umgab ihn noch die Herrschaft von religiösem Aberglauben aller Art in der katholischen Kirche. So nimmt er ein Stadium des metaphysischen Scheines an, in diesem schreibt der menschliche Geist den metaphysischen Wesenheiten Realität zu, das positive Denken löst diesen Schein auf, indem es die Subjectivität der Sinneswahrnehmungen durchschaut und die Begriffe als Abstractionen aus den Thatsachen auffassen lernt. Und vor diesem meta-

physischen Stadium erstreckt sich lange, lange Zeit hindurch eine primitive Epoche unserer Intelligenz, das Stadium der mythischen Auffassung. Diese gewahrt überall Willen und Personen. Die Naturvölker und das Kind zeigen uns heute noch die uneingeschränkte Herrschaft dieser imaginativen Stufe. Dieses Gesetz der drei Stufen hat zuerst eine in der Sache gelegene Gesetzmäßigkeit des Fortschritts in der Geschichte aufgezeigt. Sicher irren Turgot wie Comte darin, daß sie den Mythos als eine primitive Art Wirklichkeit aufzufassen nicht hinreichend von der Religion als einem unvergänglichen Lebensmoment der Völker sondern. Und wenn sie das metaphysische Stadium ohne Rest in das positive übergehen lassen, so bleibt auch hier eine Frage zurück, die eine andere Art von Antwort erfordert. Aber diese Mängel können durch eine exactere, den Thatsachen genauer angepaßte Fassung des Gesetzes gehoben werden; der Kern desselben bleibt bestehen.

VII.

Es wird nie gelingen, den Fortschritt des Menschengeschlechts in seiner Totalität an dem Gesammtverlauf der menschlichen Geschichte aufzuzeigen. Man muß ihn zergliedern und seinen einzelnen Seiten nachgehen. Wir folgen diesen Untersuchungen des 18. Jahrhunderts.

Der Fortschritt in den Wissenschaften liegt zu Tage. Erfahrungen summiren sich in der Zeit. Aus ihnen werden durch Verallgemeinerung Gesetze abgeleitet. Die Zahl derselben nimmt zu. Schon Hobbes hatte die Verhältnisse von Abhängigkeit innerhalb der Wissenschaften erkannt, von denen das Nacheinander ihrer Entwicklung bedingt ist. Und das Gesetz Turgot's ermöglichte dann, den Fortschritt der menschlichen Erkenntniß unter eine allgemeinste Formel zu bringen.

Wie viel schwieriger war das Problem, den Zusammenhang in der Geschichte der Kunst und Literatur aufzufassen! Scaliger bemerkte, wie die Poesie der Griechen gleichmäßig in Stufen emporgestiegen und wieder gesunken ist. So mußte die Erhaltung des Erworbenen oder der Fortschritt in der Uebertragung von einem Volke auf das andere gefunden werde. Graf Caylus unternahm es nun, diese Uebertragung an der Geschichte der Künste in der alten Welt aufzuzeigen. Jedes Volk beschreibt den Kreislauf seines Lebens; was es von Schönheit erwarb, gibt es weiter an ein anderes, das dann durch sein eigenes Genie das Empfangene steigert. So wuchs aus der Barbarei die bildende Kunst der alten Welt empor, ein Stück der geistigen Geschichte derselben; von Aegypten wird sie nach Etrurien übertragen, von da empfangen sie die Griechen, die Zeit Alexander's bezeichnet den Höhepunkt, an welchem griechische Kunst das Musterhafte für alle Nationen hervor bringt, bis dann in dem unkünstlerischen Volke der Römer der Verfall eintritt.

Die Ebenbürtigkeit des modernen Kunstschaffens mit der Antike, wo nicht seine Ueberlegenheit, konnte aus dem höchsten Begriff der Aufklärung abgeleitet werden. Shaftesbury, Voltaire und König Friedrich ordneten Kunst und Literatur dem Zweck der großen Cultur unter. Die Verfeinerung der Sitten, die Entwicklung von Geselligkeit, Lebensfreude und festlichem Genuß des Daseins,

Anmuth der Rede und des Stils, die Schöpfungen der Kunst und der schönen Literatur, wie sie auf diesem Boden erwuchsen: dieses Ganze bewegt sich vorwärts. Voltaire unterscheidet vier Höhepunkte dieser Cultur, die Blüthe Griechenlands, das Zeitalter des Cäsar und Augustus, die italienische Renaissance und endlich das Zeitalter Ludwig's XIV. in seiner europäischen Ausbreitung, wie er es nun zur Darstellung brachte. Sein Maßstab ist der Geschmack, der Stil, die Verbindung des Raisonnements mit der Formvollendung, die höchste Ausbildung der Sprache, die Verfeinerung der Sitten — der Geist seiner Zeit. Und der Vollkommenheit einer solchen Cultur ist das Zeitalter Ludwig's am nächsten gekommen. Ein ähnlicher Begriff von Höhepunkten des geistigen Lebens findet sich bei Friedrich dem Großen. Wie der Geschmack allgemeingültigen Normen unterliegt, ist er in einem Vorgang der Uebertragung von dem Zeitalter des Perikles auf das des Augustus übergegangen. Nach einer langen, öden Zwischenzeit erhob sich das Zeitalter Lorenzo di Medici's zur selben Höhe und dann das Ludwig's XIV. So gelangen die Nationen nach einander zu einer kurzen Blüthe höchsten Geschmackes und vollendeter Kunst. „Diese Blüthe kündigt sich an in der Zahl großer Männer aller Art, die gleichzeitig auftreten. Die Tugenden, die Talente und das Genie derselben reißen wie in einer allen gemeinsamen Bewegung dann die Fürsten mit sich fort zu großen und erhabenen Dingen." Dann sinken die Nationen wieder. Andere steigen empor. In Frankreich hat jetzt der Niedergang begonnen. „Wir Deutsche sind spät gekommen, aber es gilt nun anzufangen, vorwärts zu schreiten." In einer Abhandlung über die Geschichte der Cultur seines Staates geht er dem Fortgang derselben nach, von Jahrhundert zu Jahrhundert; er erschließt aus dem beständigen Aufsteigen von Macht, Industrie und geistiger Bildung prophetisch das Herannahen unserer großen Literatur. Dieselben Gedanken beherrschen seine Schrift über die deutsche Literatur. Alles, was an ihr getadelt worden ist, entspringt aus dem Begriff von Continuität und Uebertragung geistiger Bildung, der die Zeit erfüllt. Deutschland muß die große Cultur Frankreichs in sich aufnehmen, um sie zu überflügeln.

Große Irrthümer auffälliger Art mischen sich in diesen Ideen mit Wahrheiten, die nicht mit jenen zugleich aufgegeben werden dürfen. Homer und Shakespeare können niemals übertroffen werden. Aber der Mensch, welchen sie darstellen, ist von Leidenschaften vorwärts getrieben und der Einbildungskraft unterworfen. In der fortschreitenden Civilisation macht sich nun ein Ideal des Lebens geltend, das vom Denken geregelt ist, und dieses möchte das 18. Jahrhundert zur Geltung bringen. Auf die Dichter folgen die allumfassenden Schriftsteller, welche ihrem Volke Lehrmeister der Behandlung des Lebens geworden sind und ihm den ganzen Ertrag der geistigen Cultur vermitteln, — die Goethe und Schiller. Vieles ging verloren, als sie so auf dem Boden von Wissen und geistigem Ringen aller Art eine höchste Poesie zu erobern arbeiteten. Und doch gehen sie vorwärts zu einem umfassenderen Ziele.

Die Aufklärung führt ihre Zergliederung der Geschichte weiter. Auch die Religiosität schreitet in der Geschichte der Menschheit vorwärts. Denn durch ihre Unterwerfung unter das Denken geht sie der Vollendung entgegen.

So weit die französische Bildung reichte, die aus dem Zwiespalt der katholischen Autorität und der naturwissenschaftlichen Weltauffassung hervorgegangen war, bestand kein Glaube an einen solchen Fortschritt. Der überlegene Schriftsteller über Religion aus dem Kreise dieser Bildung war David Hume. In seiner natürlichen Geschichte der Religion würdigt er mit tiefem Blicke den Einfluß der irrationalen Kräfte von Affect und Einbildungskraft auf den Gang des religiösen Glaubens. Aber wie einseitig ist nun doch die Ableitung des Monotheismus aus dem Machtkampf der Völker unter ihren Gottheiten und aus der Devotion welche die Eigenschaften der göttlichen Majestät beständig steigert. Die dunkle Lebendigkeit unserer Natur, aus der ihm die Götter aufsteigen, trägt die Züge der Animalität: nichts dauernd Werthvolles kann aus ihr sich erheben. Und die nachkommende Macht des Denkens, eingeschränkt auf den gleichförmigen Ablauf von Erscheinungen, läßt uns rathlos gegenüber den Räthseln des Lebens. Nur sofern die beiden großen protestantischen Völker, Engländer und Deutsche, ein Allgemeingültiges behaupteten, das religiöse Ueberzeugungen zu begründen vermag, war in diesem 18. Jahrhundert ein Glaube an die Zukunft der Religiosität möglich. Dieses mochte mit Locke oder Leibniz in höchsten theoretischen Wahrheiten gefunden werden, aus denen die Liebe zu Gott und den Mitmenschen entspringt; es mochte mit Rousseau, der schottischen Schule oder Kant in den moralischen Kräften unseres Wesens aufgesucht werden: wurde nur ein solcher unerschütterlicher Zusammenhang geistiger Wahrheiten über die höchsten Dinge angenommen, dann mußten von hier aus die bildlichen Personificationen und der Ceremoniendienst der älteren Zeiten sich als Vorstufen darstellen. Es gab dann einen Fortschritt der Religiosität zu einem wirksamen, die Menschheit verbindenden Glauben.

Es ist die Regel, daß eine solche Auffassung auf Lessing's Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechtes zurückgeführt wird. Doch hat Lessing nur die abschließende Formulierung gefunden für das, was vornehmlich Spinoza und Leibniz ausgesprochen hatten.

Spinoza geht von der Allgemeinheit der Offenbarung unter allen Nationen aus. Im Judenthum trat diese Offenbarung als Legislation der Gottheit auf. Sie knüpfte an die Erfüllung des Gesetzes sinnlichen Lohn, an seine Verletzung sinnliche Strafe. Und sie war auf das irdische Leben des Volkes ausschließlich gerichtet, ohne Bezug auf ein künftiges Dasein. In Christus erreichte diese Offenbarung eine höhere Stufe. Und zwar ist die Religion Christi unterschieden von der legendarischen Fassung der Evangelien und den Dogmen über Christus und seine Gottmenschheit. Die Lehre Christi besteht aus wenigen und einfachen Wahrheiten — von einem höchsten Wesen voll Liebe und Gerechtigkeit, von dem Gehorsam des Menschen in Liebe und Gerechtigkeit gegen seinen Nächsten. Eine Lebensgemeinschaft schlichter Gottesverehrung und sittlichen Wirkens entspringt aus ihr. Doch ihre höchste Stufe erreicht die Religiosität erst in der Erkenntniß durch das natürliche Licht. Die imaginative Form des Gottesbewußtseins ist nun überwunden — erhoben in die adäquate Erkenntniß. Und als Gegenwart der Gottheit im menschlichen Geiste ist auch dies vollendete Wissen eine Prophetie.

Leibniz hat dieselben drei Stufen unterschieden. Nur daß er ihnen die heidnische Religiosität voranstellt, die in Ceremonien lebt, ohne Glaubensartikel über Gott und die Seele. Auch er betont, daß Moses die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele noch nicht in sein Gesetz aufnahm. Wenn dann Spinoza in der Lehre Christi die Verbindung der menschlichen Handlungen mit einer jenseitigen Vergeltung als Accommodation auffaßte, so erkennt Leibniz in dem Unsterblichkeitsglauben und der Vergeltungslehre des Christenthums, wie später Gibbon und Jacob Burkhardt, den wirksamen Mittelpunkt desselben. Und so vorsichtig er es auch ausdrückt: er sieht in den christlichen Ceremonien die „Abbilder tugendhafter Handlungen" und in den dogmatischen Formeln nur die „Schatten der Wahrheit". Es sind Umzäunungen, welche die vollkommene Frömmigkeit umgeben und schützen, die in der Erkenntniß gegründet ist, denn in diesem Aether des Christenthums und seiner Gottesliebe athmen nur wenige. Er hatte nicht nöthig, es auszusprechen: diese Wenigen haben die höchste Stufe erreicht.

Ist nun nicht hierin die ganze Lehre Lessing's von dem Fortschritt der Religiosität enthalten? Denn bei diesen Vorgängern fand er auch schon den Fortgang in der Form der Religiosität — von der Bildlichkeit, von der Einkleidung ewiger Wahrheiten in Geschichte und von der wörtlichen Geltung der religiösen Elementarbücher hinüber zu dem neuen ewigen Evangelium, das alles dessen nicht mehr bedarf. Aber Lessing gab der Unterscheidung dieser Stufen die schärfste Fassung: das Gute thun für irdischen Lohn, es thun um der Seligkeit willen, und endlich darum weil es das Gute ist. Er begriff den so entstehenden teleologischen Zusammenhang mit dem bildlichen Ausdruck der Kirchenväter als Erziehung unseres Geschlechtes. Er verwerthet den Leibniz'schen Parallelismus zwischen der unendlichen Entwicklung des Individuums und dem Fortschreiten der Menschheit. Er entreißt den Schwärmern den Begriff des neuen Evangeliums und findet die Erfüllung ihrer enthusiastischen Hoffnungen in der Herrschaft der schlichten Regel: das Gute um seiner selbst willen zu thun. Und so erobert er diesen Begriff für die Religionsgeschichte, die nun durch ihn ein Ziel und einen Maßstab von unantastbarer Sicherheit enthält, denselben Maßstab, den dann Kant an sie anlegen wird.

Wenige Jahre vor dem Ausbruch der Revolution sprach Kant es aus: das schwerste aller Probleme unseres Geschlechtes sei die Begründung gesetzlicher, freier Staaten und ihrer Friedensgemeinschaft. Er gab dem Worte, was ganz Europa dachte. Die großen Monarchien waren emporgekommen. Wenn ihre Verwaltung dem Machtstreben genügen sollte, das sie erfüllte, so mußte dieselbe, im Sinne der Niederlande und Englands die Selbstthätigkeit der bürgerlichen Classen entwickeln. Diese Monarchien mußten die Schranken der Industrie und des Handels aufheben und die störenden Privilegien vernichten, die aus dem Feudalsystem, der Zunftordnung und der Kirchenmacht des Mittelalters stammen. Hierbei wurden sie von der Doctrin des Naturrechtes unterstützt, welche in allen ihren Formen die Souveränität des Staates den historischen Ueberlieferungen gegenüber geltend gemacht hatte. Sie benutzten die Maximen, die aus dem Staatsnutzen als oberstem Ziel seit Machiavelli abgeleitet

waren. Sie verwertheten die wirthschaftlichen Theorien. So wurden diese Monarchien selber zu einer Schule der Freiheit. Das große Beispiel des Königs Friedrich förderte überall aufgeklärte Reformen. Von der Umgestaltung der Verwaltung gingen die Forderungen vorwärts zu dem Verlangen nach freien Verfassungen, nach dem Muster von England und dann von Amerika. Inmitten dieser großen Bewegung lebend, erfaßten die politischen und historischen Denker den Fortschritt als das Gesetz der politischen Entwicklung. Sie erwarteten, daß auch das politische Problem nach rationalen Principien würde aufgelöst werden können. Sie hofften aus dem Gleichgewicht der großen Staaten immer längere Perioden des Friedens hervorgehen zu sehen. Ein grenzenloser politischer Optimismus und ein verwegener politischer Tautrieb erfüllte sie von Montesquieu ab, beständig anwachsend. Und wie sie nun rückwärts blickten und den Maßstab der politischen Welt um sie her an die früheren Zeiten legten, erschienen ihnen auch die einst so gepriesenen Republiken des Alterthums als zurückstehend an politischem Werth hinter den gesetzlichen und den zu freier Verfassung fortgebildeten Monarchien. Die Opposition gegen die humanistische Verehrung der antiken Republiken erfüllt sie von Montesquieu und König Friedrich bis auf Schlözer. Despotische Staaten, die freien Stadt-Staaten, unter denen die griechischen sich nicht zu behaupten vermochten und der römische in die monarchische Form übergehen mußte, dann der Fortgang aus den aristokratischen Lebensordnungen des Mittelalters zu den großen Monarchien, welche freie Verfassungen annehmen werden: dies ist für sie der Fortschritt, welcher das politische Leben beherrscht.

Das Problem der politischen Geschichte empfing von Kant die allgemeinste Fassung. Die Universalgeschichte soll den regelmäßigen Gang entdecken, in welchem das Menschengeschlecht zur vollkommensten Form seiner Lebensordnung fortschreitet. Die Natur erwirkt die Entwicklung aller menschlichen Anlagen durch den Antagonismus der Individuen und der Staaten unter einander. Der Egoismus der Individuen wird gebändigt durch den Staat als den Herren. Aber das höchste Oberhaupt kann nur aus sich selbst die Gerechtigkeit schöpfen — und ist doch ein Mensch; „aus so krummem Holze kann nichts Gerades gezimmert werden". So nähert sich unser Geschlecht nur allmählich der Auflösung dieser Aufgabe und erreicht sie nie. Ebenso ist in dem Antagonismus der Staaten selber nach Naturgesetzen der Weg vorgezeichnet zur Annäherung an dauernde friedliche Zustände. Alle Kriege sind Versuche der Natur, den Frieden zwischen dauerhaften Staatskörpern herbeizuführen. Die zunehmende Schuldenlast, die Fortpflanzung jeder Erschütterung über den Welttheil, die Aufklärung, die bis zu den Thronen hinaufreicht, vor allem eine gewisse Tendenz in der Natur der Dinge selbst, zu einem Gleichgewicht der Staaten zu gelangen: all das sind Momente, die einen weltbürgerlichen Zustand und eine gesetzliche Lebensordnung der Menschheit vorbereiten. Endlich besteht zwischen dem Streben der Staaten nach Macht und dem Fortschreiten ihrer inneren Cultur ein automatisch wirkendes Verhältniß. Kein Staat kann nachlassen in der inneren Cultur, ohne seine Macht nach Außen zu vermindern. So hat die Natur selbst den Fortschritt des Menschengeschlechtes durch Kräfte gesichert, die mechanisch wirken.

Als Kant die Abhandlung über diese Gegenstände 1784 veröffentlichte, hatte Herzberg in seinen ersten Aufsätzen soeben die Grundgedanken der Friedericianischen Geschichtsbetrachtung publicirt. Sehr möglich, daß Kant sie kannte. Sicher aber wirkte neben dem Naturrecht, Montesquieu und der Schule von Adam Smith auf ihn mächtig das Friedericianische System, wie es sich in den Regierungshandlungen, den Edicten und in den Schriften der leitenden Personen äußerte. So enthält die Lehre des Philosophen eine tiefsinnige philosophische Verallgemeinerung aus den Regierungsmaximen des großen Königs.

Wir fassen die Ideen der Aufklärung über den Fortschritt in der Geschichte zusammen. Es war die selbstzufriedenste aller Epochen. In sich selber fand sie den Maßstab für die Bestimmung des Werthes jeder früheren Zeit. Der Faden, der ihr die Geschichte zusammenhält, ist das Fortschreiten des Menschengeschlechtes, von Stufe zu Stufe, durch Wahn und Illusionen hindurch, der großen Cultur entgegen, die sich nun verwirklicht. Und die Stimmung des historischen Betrachters ist gemischt aus dem Mitgefühl und Lächeln über die ungeheuren Illusionen der Vergangenheit, dem ehrlichen Haß gegen die Despoten und die Hierarchen aller Zeiten und der lebensfreudigen Zuversicht, die thätig an der Herbeiführung des Zeitalters der Vernunft mitarbeiten will. Unter den Kräften, die hierfür wirken, ist die Vernunft die stärkste. Indem sie die Triebfedern erkennt, welche die Geschichte in Bewegung setzen, und die Gesetze des Fortschreitens, die in ihr walten, wird sie durch diese Erkenntniß der ursächlichen Verkettung nach Gesetzen zur Lehrmeisterin Aller, welche an der Vervollkommnung unseres Geschlechtes arbeiten.

VIII.

Die Idee der neuen Geschichtschreibung, wie sie Voltaire, Montesquieu und Turgot gefaßt hatten, wurde nun in England verwirklicht.

Es war die Zeit, in welcher England in rastlosem, bald offenem, bald geheimem Krieg mit den bourbonischen Mächten sein politisches und wirthschaftliches Uebergewicht begründete. Ein Anblick ohne Gleichen in der neueren Geschichte, diese energische, zielbewußte, von Erfolg zu Erfolg schreitende Politik, von jenem Augenblick an, da Wilhelm von Oranien den Boden der Insel betrat bis zum Ausbruch des nordamerikanischen Aufstandes. Sie war von dem nationalen Willen getragen, und darin lag das Geheimniß ihrer Kraft und ihrer Stetigkeit. Die großen politischen und religiösen Gegensätze, welche im 17. Jahrhundert den Volkskörper zerrüttet hatten, waren durch die Revolution von 1688 überwunden. Auf dem Boden der nun erstandenen Friedensordnung entwickelten sich Recht und Verfassung, geistiges und wirthschaftliches Leben in beständigem natürlichem Wachsthum. Freilich innen Parteikampf und Parteiwirthschaft, mit dem ganzen Gefolge ihrer Schwächen und Laster. Die Sieger von 1688, Adel, Capitalismus und Hochkirche im Besitz des Parlamentes. Sie behaupten ihre Herrschaft dank einem verrotteten Wahlsystem und üben sie mit der ganzen brutalen Engherzigkeit des Classeninteresses. Die Krone nimmt, um sich die Wohlgesinntheit dieser Körperschaft zu erhalten, zur Be-

stechung ihre Zuflucht. Walpole bringt dieses Mittel in ein System, und keiner seiner Nachfolger, auch Pitt Chatham nicht, kann desselben entrathen. Und die allgemeine Verwirrung und Erbitterung, die solches Treiben erregt, wird noch gesteigert, als Georg III. die absolutistischen Bestrebungen der Stuarts wieder aufzunehmen scheint. So wird der Ruf nach einer wahrhaft constitutionellen Regierung, nach einem nationalen Königthum und Parlament immer lauter; es kommen die Tage der Junius-briefe und der ersten Reden und Schriften des jungen Burke. Aber all das tritt doch zurück, sobald sich der Blick wieder auf das Große und Dauernde der Entwicklung richtet, auf dieses sichere und stetige Fortschreiten der äußeren Macht und der inneren Cultur.

Das war der Boden, auf welchem die große englische Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts erwuchs. Als Söhne eines Volkes, das mit seinem Machtwillen den Erdball umspannte und in Jahrhunderte langer Erziehung den höchsten Grad politischer Bildung erreicht hatte, den die Welt seit den Tagen der Römer gesehen, wählten und behandelten diese Hume, Robertson und Gibbon ihre Stoffe. Hume stellte die Geschichte seines Vaterlandes von dem ersten Erscheinen der Römer bis zum Sturz des Hauses Stuart dar. Sie dreht sich ihm ganz um das Problem der Versöhnung von Volksfreiheit und Staatsautorität im Interesse der Macht und der Cultur des Ganzen. Dieser politische Gesichtspunkt beherrscht sein Werk so sehr, daß er gegen die Whigs das relative Recht der Stuarts und ihrer Partei vertheidigt und für seine eigene Zeit England an Freiheit für gesättigt erklärt. Für die dunklen religiösen Motive, die er in der Geschichte des 17. Jahrhunderts walten sieht, mächtiger denn alle politischen Interessen, hat er nur Haß und Verachtung, kein Verständniß. Wenn Robertson die Geschichte Karl's V. schrieb, stand ihm im Vordergrund die Frage, wie in dieser Epoche aus dem Kampf der letzten großen Universalmonarchie mit den jungen nationalen Tendenzen das moderne europäische Staatensystem hervorging. Und Gibbon — in Rom, droben auf dem Capitol, als im Tempel des Jupiter Barfüßermönche die Vesper sangen, am 15. October 1764, da stieg vor seinem Geist das Bild des römischen Imperiums auf, in der ganzen Fülle seiner Macht, seines Glanzes und Glückes während der schönen Tage Trajans und Marc Aurel's. Er faßte den Entschluß, sein Leben dem größten Thema aller Geschichtschreibung zu widmen, dem Untergang des mächtigsten Staates, den die Welt gesehen; mitfühlend, mittrauernd begleitet er den Kampf dieses Riesenkörpers gegen die Feinde in seinem Innern und um ihn her: darin aber liegt doch vornehmlich die einheitliche Wirkung seines Werkes, daß der politische Gesichtspunkt in demselben herrscht und auch die meisterhaften Schilderungen innerer Zustände von Völkern und Staaten immer zu ihm in Beziehung gesetzt werden.

Alles, was in dem England dieser Tage das zergliedernde Studium der psychischen Thatsachen an feinerem Verständniß des menschlichen Wesens erarbeitet hatte, war zur Verfügung dieser Geschichtschreibung. Indem Hume, Robertson und Gibbon diesen Schatz verwertheten, wurde ihre Geschichtschreibung das Urbild aller pragmatischen Behandlung historischer Stoffe. Die Philosophie des Jahrhunderts durchdringt sie ganz. Hume und Gibbon hatten sie in den

entscheidenden Jahren ihres Lebens in sich aufgenommen, und Voltaire, Montesquieu und die Encyklopädisten blieben ihnen stets vertraut. So geht diese englische Geschichtschreibung von den Individuen als Einzelkräften und in diesen vornehmlich doch vom Eigeninteresse aus. Alles politische Leben sucht sie sich von hier aus verständlich zu machen, auch das Große, Heroische in den leitenden Persönlichkeiten entspringt für sie aus diesem Beweggrund. Es war dieselbe Hypothese, durch welche in dieser Zeit das wirthschaftliche Leben der Erklärung unterworfen wurde; waren doch Bewußtheit, Rationalität, Rechnung, die vom Interesse geleitet wird, die richtigen Kategorien, um die Politik der großen Monarchen und Minister dieser Epoche zu verstehen. Aber wie sie für andere Zeiten und Menschen nicht mehr zureichten, führte ihre Anwendung zu einer höchst einseitigen Geschichtsbetrachtung. Das 16. und 17. Jahrhundert und nun gar das Mittelalter oder die christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte blieben diesen Schriftstellern unzugänglich. So viel sie von allem Größten besitzen, was den Historiker ausmacht, besitzen: wie die echte historische Kritik, so fehlt ihnen das genetische Verständniß. Denn dieses wurzelt in dem Gefühl des Eigenwerthes jeder geschichtlichen Erscheinung. Nur sich selbst, nur ihre Gegenwart verstehen sie ganz. Nur was in der Vergangenheit ihren eigenen Culturidealen verwandt ist, schätzen sie — als ein Stück Civilisation in der Barbarei. Sie mindern die menschliche Natur herab. Sie würdigen nicht ihre Lebendigkeit und ihren Reichthum. Und dem allen entspricht der klare, verstandesmäßige Stil dieser Geschichtschreibung, die elegante Einförmigkeit, die wie ein grauer Ton über all' diese Bilder gebreitet ist. Die Erhebung des geschichtlichen Stoffes in die Gegenständlichkeit entspringt, so weit sie erreicht wird, nicht aus der unbefangenen Hingebung der Seele an das Object in lebendiger Anschauung; sie ist eine gewollte und reflectirte Kunst, welche in Gibbon bis zur Affectation sich steigert.

IX.

In Deutschland wurde der Einfluß der neuen Historie verstärkt durch die Persönlichkeit und das Wirken des großen Königs, sein Verhältniß zur französischen Literatur und seine historischen Schriften. Die Zeit der Urkunden- und Actensammlungen und der publicistischen Geschichtschreibung wurde nun bei uns durch eine andere abgelöst, welche die Masse des aufgehäuften historischen Stoffes durch die neuen Ideen zu vergeistigen strebte. Montesquieu wirkte auf alle historischen und politischen Köpfe. Aus der Tiefe des deutschen Geistes ist doch die Richtung hervorgegangen, in welcher jetzt die aufgenommenen Ideen von uns fortgebildet wurden. In ihm lag ein ursprüngliches Vermögen, Reichthum und Lebendigkeit der Kräfte nachzufühlen, welche die Geschichte erwirken. Dieses Vermögen wurde außerordentlich gesteigert durch den Gang unserer geistigen Geschichte. Deutschland allein lebte unter der beständigen Einwirkung der großen geistigen Kräfte, welche in der Vergangenheit bestimmend gewesen waren. Melanchthon hatte mit dem wiederhergestellten Glauben der ältesten christlichen Gemeinde den Idealismus des Platon und Aristoteles verknüpft, und Leibniz hatte diese beiden geschichtlichen Kräfte mit dem naturwissenschaftlichen Denken des 17. Jahrhunderts zu ver-

söhnen unternommen. All das war bei uns Gegenwart. Es war fortwirkende Kraft. Hieraus entsprang das innerliche Verständniß der geistigen Geschichte. Mit diesem lebendigen Verhalten hängt der Sinn für das Genetische, für die wahre Natur der Entwicklung zusammen, wie er das Denken von Leibniz erfüllte. Und nun war das Deutschland des vorigen Jahrhunderts zersplittert in Besonderheiten mannigfacher Art; kein Paris und kein London; ganz verschiedene Mittelpunkte, Berlin, Dresden und Wien, die Seestädte, dann Landstädte mittlerer Größe, in denen allenthalben ein geistiges Leben von provinzialer Eigenart pulsirte. So treten nun gegen die Mitte des Jahrhunderts die naturgewachsenen Originalmenschen bei uns auf, die aus der Enge deutscher Verhältnisse sich erheben und an denen davon immer noch etwas haften bleibt. — Semler, Möser, Winckelmann, Hamann, Hippel, Herder. Eine ganz neue Auffassung der geschichtlichen Welt bricht in ihnen durch, eine neue wahrhaft historische Weltanschauung entsteht, aber kein großer Geschichtschreiber, welcher das Werk Friedrich's des Großen fortzusetzen die Macht besessen hätte. Die Enge unserer politischen Verhältnisse hielt auch den bedeutenden politischen Verstand von Schlözer und Spittler umfangen, und erst als das Zeitalter der Revolution die Nation in ihren Tiefen erschütterte und das Gefühl ihrer Einheit weckte, erhielten wir eine große nationale Geschichtschreibung.

Justus Möser ist im Jahre 1794 gestorben, als ein Vierundsiebziger. Die Höhe seines Lebens und Schaffens fällt in die Zeit der siegesfrohen Herrschaft der Aufklärung, und wenn in seinen letzten Jahren der Geist dieser neuen Literatur und Philosophie und die Erfahrung der französischen Revolution schon an den Idealen des Jahrhunderts rüttelten, so blieb diese Opposition doch noch auf einen kleinen Kreis erlesener Geister beschränkt. Sie verwandelte noch nicht die Ueberzeugungen der Gebildeten. Die Aufklärung vollendete hier vielmehr eben jetzt, in den beiden letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts, allenthalben ihre Eroberungen.

Der Verfasser der Patriotischen Phantasien und der Osnabrückischen Geschichte erhebt sich inmitten seiner Zeit als eine einsame Größe. Dieser realistische und praktische Geist, der sich überall an die farbenreiche Wirklichkeit hält, der immer wieder seinen frischen Humor, seinen scharfen Spott oder seinen mannhaften Zorn gegen die Abstractionen des Jahrhunderts richtet; dieser tiefe Blick, der in den ständischen Gliederungen und patriarchalischen Verhältnissen seiner niedersächsischen Heimath ein geschichtlich Gewordenes und darum Sinnvolles und Nothwendiges erkennt; diese liebevolle Beschäftigung mit dem Vergangenen, um die Entwicklung des Bestehenden zu sehen und die Kräfte zu fassen, welche diese Entwicklung bestimmt haben; diese geniale Methode, welche die mannigfaltigsten Einsichten mit einander verknüpft, die Erzählungen der Geschichtschreiber und die Angaben der Urkunden mit den Schlüssen, die sich aus der etymologischen Erforschung der Sprache, aus der Betrachtung der Ordnungen der Gegenwart, aus der Vergleichung des Aehnlichen und Verwandten, zuletzt aus der Natur der Sache ergeben: all das trat als ein ganz Neues den Zeitgenossen entgegen. Wie wenig sie diesen

Mann verstanden, zeigen die Urtheile der Journale über seine Schriften — und nicht zuletzt die Biographie des Heimgegangenen von Nicolai. Unfähig, das Wesen dieser Persönlichkeit zu fassen, hält sich der Biograph an das Einzelne und Aeußerliche, und alles, was den herrschenden Anschauungen widerspricht, erklärt, entschuldigt er aus den Rücksichten des Beamten auf das Vorurtheil seiner Vorgesetzten und seiner Landsleute. Nur einige Wenige, Herder, Goethe, Schlözer, Abbt, welche bei Allem, was sie von diesem naturgewachsenen Charakter trennte, doch ihre tiefe Gemeinschaft mit ihm empfanden, blickten zu dem Patriarchen von Osnabrück mit Bewunderung und Verehrung empor.

Selten ist wohl ein Schriftstellerthum so unmittelbar und so deutlich aus den äußeren Thätigkeiten und Verhältnissen des Autors hervorgewachsen wie das Justus Möser's. Sein Vater schon steht mitten in den Geschäften der Osnabrückischen Landesregierung. Er selbst läßt sich nach der Vollendung seiner Studien als Anwalt in seiner Vaterstadt nieder. Die Regierung überträgt dann dem Siebenundzwanzigjährigen mit dem Amt des Advocatus patriae ihre Vertretung bei den Ständen; auf der anderen Seite übernimmt er aber auch als Secretär und darauf als Syndicus der Ritterschaft die Wahrung der ständischen Interessen gegen die Regierung. In den Nöthen des siebenjährigen Krieges sendet ihn das allgemeine Vertrauen bald in das Lager der Franzosen, bald in das der Verbündeten, und nach dem Friedensschluß wird er zu einer schwierigen Mission nach London ausersehen. Der Tod des regierenden Bischofs eröffnet ihm inzwischen den ausgedehntesten Wirkungskreis. Unter dem Nachfolger lenkt Möser, als das geistige Haupt der Regierung, die Geschicke des Landes, dreißig Jahre lang, bis an seinen Tod, in rastloser, erfolgreicher und dankbar anerkannter Arbeit. Ein Lebenslauf, aus welchem dem scharf beobachtenden Manne eine Fülle von Kenntnissen des realen Menschen zuströmen mußte, zumal in diesem kleinen Staatswesen, wo jede Thätigkeit für das Ganze sogleich in das Detail führte.

Und welch einen Reichthum lebensvoller Besonderheiten barg der enge Kreis, in welchem er wirkte. Ein kleines norddeutsches Fürstenthum, mit einer Bevölkerung von 120000 Seelen auf einem Territorium von 45 Quadratmeilen, fernab von dem Schauplatz der großen Weltbegebenheiten. Die Bedürfnisse der modernen Staaten waren hier nicht empfunden worden: so hatten sie auch nicht ihre umgestaltende Macht geübt. Die Ordnungen der Väter hatten sich auf diesem zähen westfälischen Boden allenthalben in ihrer üppigen Mannigfaltigkeit aufrecht gehalten. Die auf die Freiheit und Gleichheit der Landeigenthümer gegründete Verfassung der germanischen Urzeit, die ganze lange Entwicklung des Mittelalters mit ihren Abstufungen und Abhängigkeiten aller Art, mit ihren zahlreichen, kunstvoll ausgeglichenen Gegensätzen von Lehnswesen und Unterthanenverband, Großgrundbesitz und Hörigkeit, Stadtherrschaft und Bürgerfreiheit, fürstlicher Landeshoheit und ständischer Mitregierung, von Kirche und Staat, Clerus und Laienthum, Bischof und Domcapitel: all das ragte in mächtigen, naturwüchsigen Realitäten in die Gegenwart hinein. Und wenn dann die Reformation auch hier die Herzen ergriffen hatte: eine starke Minderheit war doch der alten Kirche treu geblieben.

Der westfälische Friede hatte deshalb das seltsame Compromiß getroffen, daß das Land abwechselnd von einem katholischen und einem protestantischen Bischof regiert werden sollte. Für das Domcapitel wieder hatte derselbe Friede der katholischen Partei 21, der evangelischen nur 3 Stimmen zugesprochen. Wohin der Blick fiel: Ueberlieferung und Eigenart aller Orten.

Dem verallgemeinernden und constructiven Geist der Aufklärung konnte das alles nur als eine einzige krause Anomalie erscheinen, als eine beständige Beleidigung der Vernunft. Das Auge Möser's gewahrte hier einen großen sinnvollen Zusammenhang, die Eigenthümlichkeit eines Organismus, der sich in einem Reichthum mannigfaltiger und doch immer von demselben Blut genährter Formen auslebt. Alles, was ein Volk besitzt, Religion, Sprache, Verfassung, Recht, Sitte, bis hinein in die geheimsten Vorstellungen und Gewohnheiten, ist das natürliche Product der in ihm wirkenden Bildungskraft. Und zwar bleiben die großen Typen dieser Lebensformen immer dieselben: ihre besonderen Gestalten ändern sich beständig mit den äußeren Bedingungen, unter denen sie stehen. Wie der Körper der organischen Natur in jedem Augenblick derselbe und nicht derselbe ist, so ist auch im Volksleben alles Anpassung, Entwicklung, Wachsthum, und wie dort, so ist auch hier steigernde Differenzirung die nothwendige Folge: kein Ding gleicht dem anderen. Der ursprünglichste und allzeit mächtigste Factor aber, der die Lebensäußerungen eines Volkes beherrscht, liegt in den wirthschaftlichen Verhältnissen. Möser weist ihre Einwirkung in allen Institutionen und Anschauungen nach. Was er in dieser Hinsicht an realistischer Auffassung und scharfsinniger Erklärung geleistet hat, stellt ihn ebenbürtig an die Seite der großen Physiokraten. Er ist der Vater der historischen Nationalökonomie.

Es war eine ganz neue Auffassung der geschichtlichen Erscheinungen. Montesquieu hatte zuerst wieder der politischen Theorie das Bewußtsein des besonderen Charakters jedes Volkes und der Abhängigkeit desselben von der geographischen Lage, dem Klima und der Bodenbeschaffenheit zurückgewonnen. Das Jahrhundert stand unter dem Eindruck seines Werkes. Möser hat seine Verwandtschaft mit dem großen Franzosen gefühlt. Er hat ihn immer hochgehalten; er benutzt ihn in seinem eigenen Kampf gegen die nivellirenden Tendenzen der Zeit gern als Eideshelfer. Aber wenn nun doch auch Montesquieu dem Geist der Aufklärung seinen vollen Tribut zahlte und die Mannigfaltigkeit der Verfassungen und Gesetze, wie er sie forderte, aus dem planmäßigen Machen der einsichtsvollen Fürsten und Minister hervorgehen ließ: hier trat nun dieser verstandesmäßigen Auffassung, aus der eigenthümlichen Richtung des deutschen Geistes entspringend, eine andere entgegen, welche das geschichtliche Werden aller politischen Einrichtungen, und zwar im organischen Zusammenhang mit allen anderen Lebensformen, in den Vordergrund stellte. Montesquieu wollte beweisen, daß die Staaten nur dann Kraft und Dauer empfangen könnten, wenn ihre inneren Einrichtungen auf die Erkenntniß ihrer besonderen Lebensbedingungen gegründet würden. Möser lebt in der Ueberzeugung, daß die Gesundheit eines Volksganzen an die natürliche Entwicklung seiner ursprünglichen Anlagen geknüpft sei. Die beiden großen

Möglichkeiten, die Erscheinungen der Geschichte zu verstehen und zu beherrschen kamen nun erst zu ihrem gleichmäßigen Recht.

Das aber ist nun die Schranke in dem Denken dieses großen Mannes, daß er den wahren Kern des Volkes nur in dem festen Grundbesitz sehen und als natürliche Entwicklung nur diejenige gelten lassen möchte, die auf die Erhaltung dieses Elementes gerichtet ist. Er hat zu den ökonomischen Problemen seiner Zeit mit zahlreichen Vorschlägen Stellung genommen: sie gehen immer auf dieses eine Ziel, die Interessen der Landwirthschaft gegen die Gefahren zu schützen, die ihnen jetzt immer näher drohen, von den aufstrebenden Mächten der Industrie, des Handels und des Geldes, von der centralisirenden Beamtenregierung des modernen Staates, von der Wissenschaft und Bildung, von dem ganzen Geist des 18. Jahrhunderts. Diese harte Ueberzeugung erwuchs ihm aus den primitiven Zuständen seiner westfälischen Heimath. Er lebte in diesen engen Verhältnissen, er fand in ihnen die Quelle all der ruhigen Zufriedenheit, die ihn umgab und die ihn selber erfüllte. So lehnte er starrsinnig alles ab, was der Fortschritt der Cultur hervorgebracht hatte, das Gute wie das Böse.

Niemand hat so nah wie er den Landmann belauscht in seinem ganzen Thun und Lassen, in seiner ehrlichen Arbeit unter dem freien Himmel Gottes, in seinem einfachen Familienleben, in seiner derben Fröhlichkeit und Geselligkeit, seinen alten, treu gehüteten Bräuchen und Vorstellungen, seinen festen Begriffen von Recht, Moral und Religion. Und Niemand hat so tief empfunden und so schön geschildert, wieviel trauliche Poesie und wieviel stilles Glück in diesem Leben liegt, das ruhig in sicheren Gleisen dahinfließt, unbeachtet und unberührt von der großen Welt da draußen mit all ihrer trügerischen Cultur. Rousseau! Aber der heißblütige Sohn der romanischen Schweiz mußte seine Ideale in den engen Raum seines Herzens verschließen; die Welt trat sie überall mit Füßen, und er selber zerrte sie immer wieder in den Schmutz. So wurden Bitterkeit und Ungerechtigkeit die Grundstimmung seines Wesens und seines Schaffens. Er wurde zum Menschenhasser, zum Fanatiker der Revolution. Möser sah, was er pries, in greifbarer Wirklichkeit um sich her. Er brauchte den Frieden nicht zu suchen, er brauchte ihn nur zu schützen. Die Natur hatte ihm das heiterste Temperament gegeben, das Schicksal ein arbeits- und segensreiches Leben, in sicheren äußeren Verhältnissen, in den schönsten Beziehungen gemeinsamer Thätigkeit und Gesinnung. Er konnte das Glück des Daseins genießen und seine Misere humorvoll zurückweisen. All das strahlt aus seinen Werken wieder.

So entspringt nun die siegreiche Kritik, welche Möser an dem ganzen System der Aufklärung übt, lange bevor ihm die Erfahrungen der französischen Revolution von allen Seiten Mitstreiter herbeiführten.

Das 18. Jahrhundert lebte in dem Gedanken, die verwickelte Welt des menschlichen Lebens auf klare und allgemein gültige Begriffe und Sätze zurückzuführen und aus diesen ebenso einfache und gesetzmäßige Maximen für das praktische Verhalten zu gewinnen. Das discursive Denken war das Mittel, Alles zu begreifen und Alles zu regeln. Möser zeigt die Grenzen der Leistungsfähigkeit dieses Mittels und die Gefahren seiner Anwendung auf das politische Leben.

Das regelrechte Denken läßt den Menschen in allen praktischen Fällen in Stich. Denn wie es ein „Rechnen" ist, bedarf es lauter einzelner, bestimmter Begriffe, die nur durch Abstraction, das heißt durch künstliche Verkleinerung der wirklichen Dinge und Verhältnisse gewonnen werden können. Das Denken geht von Voraussetzung zu Voraussetzung, vom Theile zum Theile des Theils: alles Wirkliche ist ein Endliches. So muß die lebendige Anschauung, der „Totaleindruck", schließlich überall ersetzen, was das Denken nicht leisten kann. Es ist das „schweigende Denken", welches Carlyle als die Voraussetzung aller wirklichen Arbeit dem Wortreichthum der Redner entgegensetzte, dessen Macht Bismarck fühlte, wenn er die glänzenden Dialektiker im Parlament und am Ministertisch nicht leiden mochte. Möser weist auf seinen Bauer hin. Das Gottvertrauen desselben ist unerschütterlich. „Brennt ihm sein Haus ab, oder raubt ihm ein Hagelschlag seine ganze Hoffnung auf dem Felde: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen. Stirbt ihm sein gutes Weib oder sein liebstes Kind: im ewigen Leben sieht er sie wieder. Unterdrückt ihn der Mächtige: nach dieser Zeit kommt eine andere. Raubt ihm der Krieg Alles: Gott weiß, was ihm nützlich ist, und allezeit wird der Name des Herrn muthig gelobt. Und auf dem Sterbebette sieht er, des Lebens satt und müde, seiner Abspannung vom Joch mit einer bewundernswerthen Ruhe entgegen, ohne all der Tröstungen zu bedürfen, die sich der Gelehrte gesammelt hat, und bloß mit den Hausmitteln versorgt, die ihm der praktische Religionsunterricht gewährt." Diese Macht der Religiosität beruht darauf, daß der Landmann seine Gottesvorstellung aus dem unzergliederten Totaleindruck der ihn umgebenden Schöpfung gewinnt. Neben dem höchsten Beispiel sogleich das derbste, wie Möser das liebt. Ein Weib hält uns in dem Zauberbann ihrer Anmuth. Wieder ein ebenso mächtiger wie unauflösbarer Totaleindruck. Der „anatomische Moralist" wird das Geheimniß nie ergründen, er wird im Gegentheil zuletzt nur ein Aggregat von Schwächen zu sehen glauben. Der „praktische Mann" zerstört sich nicht durch die Zergliederung die Freude. Und so ist es überall. Der Feldherr in der Schlacht, der Entdecker in der Gefahr: sie können nur nach Totaleindrücken handeln. Sie haben gar nicht einmal die Zeit, das langsame Werk der Reflexion zu vollziehen. Es ist gewiß, „daß unendlich mehr Gutes in der Welt unterbleiben würde, als jetzt darin Böses geschieht, falls es in des Menschen Vermögen wäre, sich an der Schnur abgezogener Regeln zu halten oder jede seiner Handlungen so einzurichten, wie er es sich in seinem Lehnstuhl bei kalter Ueberlegung vorgenommen hätte". Ein Ende nehmen muß demnach die moderne Ueberschätzung der Verstandesbildung und der darauf gegründeten Cultur, bei der Erziehung der Jugend, der Anstellung und Beförderung der Beamten, bei der ganzen socialen und politischen Werthung des Menschen. Gelehrsamkeit ist im besten Fall nichts Anderes als Faulheit, und Aufklärung dient nur dazu, solche Faulheit zu bestärken. „Der Lärm gegen Barbarei ist nur die Losung der gelehrten Marktschreier, die gern ihre Pillen verkaufen wollen."

Und nun trifft die Kritik dieses gewaltigen Autochthonen den innersten Kern des modernen Staates, seine energische Tendenz, durch das Mittel gleich-

mäßiger Gesetzgebung und Verwaltung diesen ganzen wuchernden Reichthum des Mannigfaltigen, Besonderen, Eigenartigen und Eigensinnigen aus dem Wege zu räumen. „Seitdem Voltaire es einmal lächerlich gefunden hat, daß Jemand seinen Proceß nach den Rechten eines Dorfes verlor, während er ihn nach denjenigen eines dicht dabei gelegenen gewonnen haben würde, werden überall allgemeine Gesetzbücher gefordert und geschaffen." Und doch ist jedes Verhältniß und jedes Ereigniß in den organischen Gebilden der menschlichen Gesellschaft so eigenartig, daß es nur durch einen Gewaltact nach einer allgemeinen Regel behandelt werden kann. „Voltaire hätte nicht nöthig gehabt, die Verschiedenheit der Rechte in zwei Nachbardörfern lächerlich zu finden; er hätte dieselbe Verschiedenheit in zwei unter einem Dach lebenden Familien finden können, von denen das Haupt der einen mit seiner Frau in Gütergemeinschaft lebt, das andere aber nicht. Wieviel tausend Rechtsfragen entstehen aus dieser einzigen Verschiedenheit und müssen gegen den Einen so und gegen den Anderen anders entschieden werden." Und nach diesem Beispiel zieht nun Möser immer wieder ganz bestimmte Fälle aus dem weiten Gebiet des bürgerlichen Rechts heran, um daran die Unzulänglichkeit und Ungerechtigkeit allgemeiner Gesetzvorschriften zu zeigen. Er tritt deshalb überall für das Recht des freien Vertrages ein. Dieses soll in materieller Beziehung in keiner Weise beschränkt werden: „Verträge gelten gegen Gesetze." Oder er will die natürliche Gerichtsbarkeit der alten wirthschaftlichen Verbände, der Markgenossenschaften und Grundherrschaften, der Gilden und Zünfte gewahrt wissen. Desgleichen verlangt er für das Strafrecht die Erneuerung der alten germanischen Geschworenengerichte. Diese allein bieten die Gewähr für eine schnelle und gerechte Justiz. Und hier wie auch sonst kommt seiner Beweisführung neben seinen historischen Studien die lebendige Bekanntschaft mit den englischen Zuständen zu gut, in denen sich, wie er erkennt, die Verfassung der germanischen Urzeit am natürlichsten entwickelt hat. „In den meisten Staaten wird der Verbrecher nach abstracten Gesetzen verdammt: in England erkennen zwölf Totaleindrücke über die concrete That." Das Einzige, was der Staat leisten kann und leisten muß, ist die Feststellung und Wahrung des „förmlichen Rechtes". Es muß feste Formen geben, nach denen Recht gesucht und gesprochen werden soll, und eine Autorität, die diese Formen und das nach ihnen gefundene Recht schützt. Wie denn auch überall in der Geschichte des Rechts die Prozeßordnungen das Frühere, die Gesetzbücher das Spätere sind. Darüber kann der Fall eintreten, daß das wirkliche Recht dem förmlichen weichen muß: „Es ist politisch besser, daß ein einzelner Mann trauere, als daß man Alles in Gefahr setze." Möser geht so weit, zu sagen, das wirkliche Recht könne zur Noth in der Welt entbehrt werden, das förmliche nicht. In diesem Zusammenhang betrachtet Möser, wie dann nach ihm, aus der unmittelbaren Anschauung der englischen Geschichte heraus, Edmund Burke, die Wahrung der Rechtscontinuität als die unumgängliche Bedingung jeder Aenderung in der Verfassung oder in den anderen Zuständen eines Volkes. Sie ist für ihn das Allen erkennbare Merkmal dafür, daß die Entwicklung sich natürlich vollzieht. Denn wie jeder Vertrag der Ausdruck der Anpassung

des politischen Organismus an ein reales Bedürfniß ist, so werden andere Bedürfnisse andere Verträge hervorrufen, ohne daß man zu dem gefährlichen Mittel des Rechtsbruches zu schreiten braucht.

Wenn nun gar der rationale Geist des 18. Jahrhunderts in seiner Sucht nach einfachen, allgemeinen Principien so weit geht, den Staat auf die ewigen Rechte des Menschen zu gründen, so gelangt er für Möser zum offenbaren Unsinn. Die Lehren Locke's und Rousseau's stellen Natur und Geschichte auf den Kopf: das wies Möser schon in den siebziger und achtziger Jahren an zahlreichen Problemen nach, und als nun die französische Revolution den Versuch machte, diese Lehren in die Wirklichkeit zu übertragen, brauchte er nur zu wiederholen, was er in den beiden ersten Sammlungen der „Patriotischen Phantasien" auseinandergesetzt hatte. Sein Grundgedanke ist überall, daß der Staat durchaus so betrachtet werden muß wie jede andere menschliche Verbindung zur Erreichung eines bestimmten Zweckes, daß demnach in ihm Leistungen und Rechte durch seinen besonderen Zweck beschränkt sind, in diesem Umfang aber zu einander in einem inneren Verhältniß stehen, welches dann in der Form von Verträgen, von „Socialcontracten" seinen äußeren Ausdruck findet. Und zwar ist der einzige Zweck des Staates gemeinsamer Schutz nach Außen und Innen. Zu diesem Zwecke gründen überall die ersten Eroberer des Landes eine Genossenschaft; Jeder, der ein Landloos erhält, tritt in dieselbe ein, zu gleichen Pflichten und gleichen Rechten. Dies ist der erste „Socialcontract". Derselbe kann natürlich nur von denjenigen fortgesetzt werden, welche die Landloose erben. Wer kein Bodeneigenthum besitzt, kann die Pflichten der politischen Genossenschaft nicht erfüllen und deshalb auch nicht an ihren Rechten theilnehmen. Er muß sich, wenn er gleichwohl ihren Schutz genießen will, jede Bedingung gefallen lassen, und sei es auch die der Leibeigenschaft. In dieser Lage sind von vornherein Alle Sklaven und Hörige, sind weiter alle jüngeren Söhne und Nachkommen der ersten Landeigenthümer, sind endlich alle diejenigen, die nach der Auftheilung des Landes neu hinzuziehen, um als Pächter und Knechte oder als Händler und Handwerker ihren Unterhalt zu suchen. Der Staat ist und bleibt, wie Möser gern auseinandersetzt, eine „Actiengesellschaft", in der nur diejenigen rathen und thaten, die eine „Actie" besitzen. Die weitere Entwicklung ist dann die, daß einerseits mit der steigenden Ungleichheit des Preises ein gewisses, je nach dem Bedürfniß wechselndes Maß desselben als Bedingung für die Theilhaberschaft an der politischen Genossenschaft festgestellt wird. Wer weniger besitzt, scheidet aus. Und wie sich in jeder anderen Actiengesellschaft der Einfluß der Mitglieder nach der Anzahl ihrer Actien richtet, so haben auch im Staat diejenigen, welche mehr leisten können und müssen, einen größeren Anspruch auf seine Aemter und Würden. Andererseits entwickelt sich in den Städten aus dem steigenden Verkehr und Gewerbe ein neues Eigenthum, das Geldeigenthum, welches bald ebenbürtig neben das bisher allein bekannte Landeigenthum tritt. Zugleich wachsen die Aufgaben des Staates und sinken die Kräfte seiner ersten Contrahenten. Die Folge ist, daß sich der Staat immer häufiger an die Reicheren und Mächtigeren unter seinen Schutzverwandten mit „Beeden" wendet und

ihnen für die Erfüllung derselben immer günstigere Socialcontracte gewähren muß, bis er sie zu Sitz und Stimme auf der Landesversammlung zuläßt. Dies ist der Ursprung des „dritten Standes", des „tiers état". Der Charakter des Staates wird indessen dadurch nicht geändert, daß jetzt neben die Besitzer von „Landactien" solche von „Geldactien" treten. Die neuen Mitglieder besitzen, selbst wenn sie die Mehrheit bilden, nicht das Recht, einseitig das Eigenthum der alten zu schädigen, wie das jetzt die französische Nationalversammlung thut, wenn sie die Leibeigenschaft aufhebt oder die Güter einzieht, die man einst der Kirche überlassen hat. Noch weniger aber kann die große Masse derer, die auch jetzt noch außerhalb des Staates bleibt, sich zu „Menschen" erklären und daraus irgend einen politischen Anspruch herleiten, so wenig als die englische Nation oder das englische Parlament, und wäre es auch darüber einig, die ostindische Compagnie auflösen oder alle eingeborenen Engländer zu Actionären machen kann. Möser betont immer wieder: auf den bloßen Begriff des Menschen läßt sich ein Staat so wenig gründen als ein Deichverband oder irgend eine andere reale Vereinigung. Eine besondere Eigenschaft, eine Actie, muß überall hinzukommen, und wie nicht alle Menschen gleich gut zum Tanzen oder Musiciren taugen, so besitzen sie auch nicht für den Staat alle denselben Werth und dasselbe Recht. „Es muß den Theologen überlassen bleiben, ein Reich Gottes ohne Actien zu errichten und die Menschen unter der Rubrik von armen Sündern mit einander auszugleichen."

Eine Auffassung des Staates, die zunächst als unendlich eng und starr erscheint, vor Allem, wenn man sie ohne das reale Urtheil ihrer Begründung wiedergibt. Ihr fehlt das Verständniß für die Leistung der naturrechtlichen Ideen in den modernen Großstaaten. Aber überall verbergen sich unter dieser Form die neuen großartigen Gedanken Möser's von dem organischen Zusammenhang aller menschlichen Verhältnisse, von ihrer inneren Zweckmäßigkeit im Ganzen und im Einzelnen, die daraus folgt, und von ihrem selbständigen Lebenstrieb, nach welchen sie sich allen neuen Bedingungen anpassen, in beständiger, natürlicher Entwicklung. Es war der Anfang der historischen Schule, wie das Savigny anerkannt hat. Und die Schwächen und Einseitigkeiten Möser's sind nur diejenigen, die in der Natur dieser ganzen Schule liegen.

Und aus dieser historischen Betrachtung der Gegenwart erhob sich nun dieser Geist zu einer Idee der deutschen Geschichte, so groß und tief, daß sie bis heute noch nicht ausgeführt worden ist. Ihr Mittelpunkt sollte der gemeine Landeigenthümer sein. Die Veränderung seines Rechtes, seiner Sitten und Anschauungen unter den wechselnden Bedingungen seiner Existenz, der Einfluß der Regierungen und der großen politischen und kriegerischen Vorgänge auf diese Entwicklung, der feine unsichtbare Zusammenhang, der von den harten Alltäglichkeiten des wirthschaftlichen Lebens bis zu den höchsten Leistungen der Cultur reicht: alles das sollte zur Darstellung kommen.

Welch ein Gegensatz zwischen der ganzen historischen Anschauung dieses unvergleichlichen Mannes und derjenigen der französischen und englischen Geschichtschreibung des Jahrhunderts. Die structurlose Darstellung der Cultur

einer Zeit, wie sie diese Voltaire, Hume, Robertson und Gibbon gegeben hatten, war hier ersetzt durch die Gedanken eines inneren Zweckzusammenhanges, welcher die verschiedenen Daseinsäußerungen in einer Epoche verknüpft. Der abstracte Begriff des Fortschrittes, in welchem das ganze 18. Jahrhundert lebte, war überwunden durch den der Entwicklung, der, in Leibniz angelegt, nun zu fruchtbarer Anwendung gebracht wurde. Und wie Niemand vor oder nach Möser menschlicher, lebendiger, wärmer den Zusammenhang zwischen den natürlichen Lebensformen einer Zeit und dem Glück der inneren Befriedigung der Individuen, die unter diesen Formen stehen, dargestellt hat, so war nun auch jenes ungeschichtliche Verfahren der Aufklärung beseitigt, nach welchem die Cultur des 18. Jahrhunderts den Maßstab für alle früheren Zeiten bildete. Jede Zeit trägt für Möser ihren Maßstab in sich selbst. Das innere Ziel, das immer Glück, Zufriedenheit, Harmonie der Gesellschaft ist, bildet den einzigen Maßstab, der zunächst an ein Zeitalter gelegt werden muß.

X.

Der große Plan einer wirklichen Geschichte des deutschen Volkes, wie ihn Möser gefaßt hatte, wurde von Niemandem durchgeführt. Möser schrieb die Osnabrückische Geschichte, Spittler die Württembergs. Aus unserer politischen Lage, die uns mitten hineinstellte zwischen kosmopolitische Universalität und Particularismus, ergab sich das Schicksal unserer politischen Geschichtschreibung: universal-historische Uebersichten und Particulargeschichte. Kein großes Werk politischer Historie entstand in dem Deutschland dieses Jahrhunderts. Dagegen manifestirte sich das tiefsinnige Verständniß der Kräfte geistiger Cultur sofort in einem historischen Kunstwerk ersten Ranges, der Kunstgeschichte Winckelmann's.

Seit den Schriften von Goethe und Justi steht Winckelmann in seiner Entwicklung und seinem Werthe so deutlich vor uns als kaum ein anderer deutscher Schriftsteller. So genügt es, kurz die Stelle zu bezeichnen, die in der Entwicklung der historischen Wissenschaft seine Geschichte der griechischen Kunst einnimmt.

In seinen mühseligen Jugendjahren sammelte und vermehrte er beständig die Kenntniß dessen, was Franzosen und Engländer über die historische Wissenschaft gedacht hatten. Voltaire begleitete ihn nach Rom. Montesquieu war ihm stets gegenwärtig und lehrte ihn, den Verschiedenheiten in den Schöpfungen der Völker nachgehen bis in ihre natürlichen Ursachen. Er war durchdrungen und gesättigt von den Begriffen der Aufklärung über den Zusammenhang der Cultur und die neuen Aufgaben der Geschichte. Die so gewonnenen Einsichten wandte er auf die griechische Welt an, in deren Studium er aufgewachsen war. Er lebte in ihren Dichtern, doch der stärkste innere Zug seiner Seele war auf die Schönheit gerichtet, die dem bildenden Künstler in der sinnlichen Welt, vornehmlich in den menschlichen Gestalten erscheint. Er sagte einmal, Gott habe einen Maler aus ihm machen wollen. In dem Enthusiasmus Platon's für den Eros und die Gegenwart übersinnlicher Ideale in der Schönheit der Gestalten fand er die Erklärung für die geheimnißvolle Be-

ziehung zwischen dem Zug nach einer rein geistigen Vollkommenheit und der Sinnenfreude an der Schönheit der Körper, wie er sie in sich selber empfand. Und als er nun in Elend und Kümmernissen, ein Dreißigjähriger, nach Dresden zum Grafen Bünau sich durchgeschlagen hatte, wo er öfters Kunstweisheit in sich aufnahm, ihn in den Bauten des prachtliebenden Königs und in den Gemälden und Statuen der entarteten italienischen Schule, dann die höfische Kunst dieses Jahrhunderts umgab, wo aber die sixtinische Madonna in der Galerie und antike Bildwerke waren, da erkannte er sofort mit der Divination des Genies, das aus wenigen Erfahrungen das Wesen der Sache erfaßt, die unermeßliche Ueberlegenheit der großen Kunst über Alles, was ihn an Werken der Zeit umgab. Er faßte nun aber das Wenige, was ihm von bildender Kunst zu Gesicht kam, unter dem Gesichtspunkte auf, den Homer, Sophokles, Platon und Raffael in ihm entwickelt hatten. Diese ganze Welt athmete edle Einfalt und stille Größe, die Stille der Meerestiefe bei bewegtester Oberfläche, eine gehaltene Stärke der Seele. Sie bestand aus typischen Gestalten. Es war eine Anticipation des großen griechischen Stils, wie ihn dann die Sculpturen des Parthenon vollkommen sichtbar machten. Der Gegensatz dieses Vollkommensten mit den Kunstproducten der Zeit steigerte in ihm Sehnsucht und Begeisterung für etwas, was verloren war und dessen Spuren aufzusuchen ihm Lebensbedürfniß wurde. Das Vollkommene der Kunst erhob sich vor ihm wie ein fernes ungeheures Gebirge in der Flachlandschaft seiner Zeit — ein Höchstes, das in der Vergangenheit lag. Er gelangte endlich nach Rom und in den wenigen Jahren, die ihm noch vergönnt waren, bildete sich seine griechische Kunstgeschichte aus.

Das Vermögen der nachschaffenden congenialen Anschauung wurde durch ihn in seinem Werthe für das historische Erkennen zur Anerkennung gebracht. Diese Anschauung erfaßt Werke des Geistes durch eine innere Bewegung der Seele, sie geht vom Ganzen aus und macht es aus der erzeugenden Kraft verständlich bis zu jedem Zug der Technik, in welchem das Innere sich ausdrückt bis zu jeder Linie des Bildwerkes oder dem Rhythmus und Klang der Verse. Winckelmann bildete dieses Verfahren aus, als er bald nach seiner Ankunft in Rom den Plan faßte, die Bildwerke zu beschreiben, die damals in dem Statuenhof des Belvedere vereinigt waren. In dem ersten Glück dieser römischen Tage, im Verkehr mit den Künstlern, gemeinsam mit dem berühmten Maler und Kunstkritiker Raphael Mengs, dem Freund seines Herzens, begann er die Beschreibungen. Indem er beständig fortarbeitete, vereinigten sich seine Beobachtungen zu concentrirten Anschauungen der Bildwerke. „Diese Arbeit beschäftigt mich dergestalt, daß ich, wo ich stehe und gehe, daran gedenke." Er erlebte, wie erst ein innerer Zustand, der dem des schaffenden Künstlers selber verwandt ist, das Verständniß der Werke desselben hervorbringt. Und aus langem Versuchen ging ihm auf, daß nur ein ganz neuer Stil und eine neue dichterische Sprache diesen höchsten Gegenständen genug thun könne; nur Buffon hatte vor ihm ähnlich geschrieben. So entstanden die Beschreibungen des Apoll von Belvedere, des Herkulestorso, des Laokoon, des sogenannten Antinous, welche später fast unverändert in seine

Kunstgeschichte aufgenommen wurden. In ihnen erfaßte er die unverwüstlich fortwirkende Größe der alten Kunst, weil deren Idealbild in ihm lebte. Ihm scheint in diesen späteren Sculpturen leichter die Schönheit zugänglich gewesen zu sein als in dem Aelteren und Größeren, das doch auch in Rom und Pompeji von ihm gesehen und studiert wurde. Er versteht den Apoll als eine Erscheinung aus dem „Reich unkörperlicher Schönheiten", die sich dem Beschauer entgegenbewegt, ohne Anstrengung der Kräfte: er scheint der Zeitlichkeit entnommen, Jugend und reife Männlichkeit sind in dem überschlanken Bau verschmolzen. In dem Herkulestorso ist die olympische Ruhe des vergöttlichten Heros verkörpert, ein gleichsam unsterblicher Leib, welcher dennoch Stärke und Tüchtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat; aus dieser einheitlichen Conception erklärt er den Torso bis in das Einzelne der Musculatur. Und jeder Zug im nackten Körper des Laokoon entspringt daraus, daß der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen sind; das Gegenspiel von Leiden und von Widerstand, von Körperschmerz und Geistesstärke macht die anatomischen Einzelheiten verständlich. Dies ist ein Verfahren, das von dem nackten Körper durch das sorgfältigste Studium die einheitliche Intention ablieſt, aus dem er im Genie des Künstlers entsprang. So lehrt der Geschichtschreiber der Kunst sehen. Er wird zum Organ für das Verständniß des Kunstwerks, wie der Künstler das Organ ist, durch das wir die Wirklichkeit sehen lernen. Von der bildenden Kunst wurde dies Verfahren auf Kunstwerke jeder Art durch Herder und Schiller, die Schlegel und Goethe angewandt, und es bildet einen wesentlichen Bestandtheil jeder kunstgeschichtlichen Arbeit. Eine solche Methode ästhetischer Interpretation ist die Grundoperation auf diesem Gebiete.

Und wie Winckelmann nun von diesen Beschreibungen fortgeführt wurde zum Stil der Künstler und der Abfolge der Epochen des Stiles, wie seine Kunstgeschichte sich ausbildete, entstand seine andere große Leistung für die Geschichtswissenschaft. Seine Anschauung von der Vollkommenheit griechischer Kunst durchbrach den Grundgedanken von einem allmählichen Fortschritt durch gesetzmäßige Stufen zu der großen Cultur des 18. Jahrhunderts. Ein ungeheures Phänomen war da, lange vor dieser Cultur liegend, in anderen Kräften als den ihrigen gegründet, und es konnte in diesen Fortschritt nicht eingeordnet werden. Mit diesem Gedanken begann die deutsche Renaissance des Griechenthums, welche rückwärts gewandt war auf die Größe des Kunstvermögens im griechischen Volke. Sie stand unter dem ästhetischen Gesichtspunkt, und unter dessen Einfluß schuf sie allmählich eine Anschauung des ganzen Zusammenhanges griechischen Lebens. Schon Winckelmann unternahm, die griechische Kunst wie ein organisches Gewächs aus den Bedingungen zu erklären, unter denen es entstanden war. Er setzte damit die Arbeit von Montesquieu fort. Von diesem großen Denker lernte er die Abhängigkeit jeder geschichtlichen Gestalt von dem Klima, der Formation des Bodens, der Lebensweise der Menschen auf ihm. Wie er ein unermüdlicher Leser war, floß von vielen Seiten ihm der Stoff zur Durchführung dieser Grundgedanken zu. Auf der Grund-

lage dieser gleichsam geographischen Betrachtung neben einander sich erhebender Culturen erschien erklärbar, daß eine Nation in der Religion oder in der Kunst in früher Zeit ein Außerordentliches hervorbringt, das nie wieder nachher erreicht wird. Alle Ursachen, welche die Vollkommenheit der griechischen Kunst erklären können, wurden von ihm zusammengefaßt: die feinere Organisation der südlichen Völker, das Melodische ihrer Sprache und ihr bildlicher Ausdruck, die Schönheit der griechischen Körper, die durch ihre Spiele, ihre Feste und ihren Cultus der schönen Erscheinung gesteigert wurde, die politische Freiheit, welche die Größe der Seele entwickelte und das Urtheil über die Künstler nicht sinnlichen Fürsten, sondern den Weisesten des Volkes überließ. Auf dieser Grundlage erhob sich in Griechenland die Kunst des Ideal-Schönen, welche die Natur steigert, indem sie ihre Absicht, den vollkommenen nackten Körper zu bilden, von den Hemmungen befreit, die der Zufall mit sich bringt.

Den Gipfel der Leistung Winckelmann's bildet die Darstellung der Abfolge der Stilformen. Wie der ältere Stil, der sich in den Cultbildern erhielt, in den hohen Stil des Phidias und Polyklet übergeht. Wie die Derbheit desselben von einer himmlischen Grazie begleitet ist, die sich nicht anbietet, sondern gesucht sein will: „zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen". Wie dann mit Praxiteles der schöne Stil anhebt und seinen höchsten Glanz in Apelles und Lysipp erreicht. „Die Freude schwebt hier wie eine sanfte Luft, die kaum die Blätter rührt", auf dem Antlitz der Götter, und mit der ersten und höchsten Grazie verbindet sich die sinnliche, die sich herabläßt zu der Bedürftigkeit der Menschen. Bis dann in der letzten Periode die lebendige Continuität in dieser Kunst zur Nachahmung wird und sie fast plötzlich zusammenbricht. So beschreibt dieses Werk die bildende Kunst der Griechen wie ein Gewächs, das unter einem anderen Himmelsstrich, wo die Körper anders gebildet sind, die Einbildungskraft anders geartet ist, entstand, emporwuchs und abblühte: die einmalige höchste Verwirklichung des künstlerischen Ideals. Fremdartig steht diese Anschauung in seiner Zeit wie Winckelmann's ganze Erscheinung.

In einem großen Zusammenhang schreitet von ihm aus das Vermögen, die geistige Welt zu erfassen, weiter. Mit derselben Ursprünglichkeit, die aus der germanischen Persönlichkeit entspringt, wird Herder die Dichtung im Volkslied und in Shakespeare zur Auffassung bringen, als eine geistige Existenz, die weder aus unserem denkenden Vermögen verstanden noch Regeln unterworfen werden kann. Und Schleiermacher wird in derselben Linie weiter gehen und die Religion verstehen als eine unwillkürliche Gesammtäußerung des menschlichen Wesens, welche die Aufklärung weder zu begreifen noch zu würdigen vermag.

XI.

Während der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geht von Göttingen eine zusammenhängende und höchst wirksame Arbeit für die historischen Wissenschaften aus. Das Werk der englischen und französischen Aufklärung wird hier weiter geführt in der gelehrten, zusammenhängenden und

systematischen Art, die im deutschen Universitätsbetrieb enthalten ist. Von seiner Entstehung 1734 ab war Göttingen die modernste unter den deutschen Universitäten. Hier sollten die weltlichen Wissenschaften sich frei von theologischen Gesichtspunkten entwickeln. Die Verbindung mit England erweiterte den Horizont der historischen und politischen Anschauung. Sie förderte den Einfluß der englischen Wissenschaft. Zu dem Stamm der ersten Lehrer, den Gesner, Michaelis, Mosheim, Pütter und Achenwall, treten allmählich die jüngeren, Gatterer, Schlözer, Meiners, Heyne, Spittler, Heeren, Sartorius. So wurde Göttingen zum Hauptsitz der historischen Studien in Deutschland.

Geßner schon suchte nach einer Verbindung der einzelnen Alterthumswissenschaften, um den Zusammenhang und die Eigenart der antiken Cultur zu erfassen. Sein Nachfolger Heyne stand dann bereits unter der Einwirkung Winckelmann's und freudig begrüßte er das Buch des Engländers Wood überdas Originalgenie Homer's; hier hatte ein Mann, in den Heimathstätten der Homerischen Gesänge wandernd, den ganzen Eindruck dieser Natur in sich aufgenommen und war so zu einem lebendigen Verständniß der Dichtungen gelangt. Heyne umspannte als Lehrer und Schriftsteller das ganze Gebiet der classischen und orientalischen Alterthumswissenschaften, verstandesmäßig, nüchtern, vielfach willkürlich und flüchtig, aber immer suchte er nach den Verbindungen der Völker und dem Zusammenhang ihrer Cultur. Heeren ging den Wechselwirkungen der commerciellen und politischen Interessen und den internationalen Beziehungen der alten Völker auf der Grundlage der geographischen Bedingungen nach. Und auf der Grundlage erweiterter Sprachkenntniß, der Berichte der Reisenden und der Landeskunde entstand das epochemachende Werk von Michaelis über das mosaische Recht, das von den Ideen Montesquieu's aus zuerst in den Zusammenhang und die Eigenthümlichkeit dieser Cultur und in ihre Bedingtheit durch die Natur des Landes eindrang. Hier trat ein großes Problem der heiligen Urkunden in das freie Licht der Geschichte. Das ganze gelehrte Deutschland blickte darauf, wie hier in Göttingen durch ein seltenes Zusammenwirken der Gelehrten der Zusammenhang der alten Welt sich der ernsten Wissenschaft erschloß.

Die zahlreichen deutschen Lehrbücher über allgemeine Geschichte aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts, äußerlich, dürftig, kritik- und geschmacklos wie sie waren, entsprachen längst nicht mehr dem Bedürfniß einer Zeit, die in den Gedanken der Einheit und des Fortschrittes des Menschengeschlechts lebte. Die vielfachen Bemühungen um Uebersetzung, Bearbeitung und Nachahmung eines jüngst erschienenen englischen Sammelwerkes, mißlangen: man kam so nur zu einer Reihe von Einzelgeschichten ungleichen Werthes. In Göttingen empfing diese universalhistorische Richtung nun ihre festen Grundlagen in gelehrter Arbeit und systematischem Denken. Die physikalische Geographie wurde hier durch Gatterer in Montesquieu's Sinne für die Begründung der Geschichte verwerthet. Die Statistik wurde durch Achenwall und Schlözer zur Wissenschaft erhoben und trat ebenfalls in den Dienst der Geschichte. Schlözer definirte wohl die Statistik als die ruhende Geschichte und die Geschichte als die in Bewegung gesetzte Statistik.

Hiermit wirkte zusammen, was unter Buffon's Einfluß Blumenbach, Camper, Forster und namentlich Kant für die Erkenntniß des großen Zusammenhanges leisteten, der von der Geschichte der Erde zur Erklärung der Gestalt ihrer Oberfläche führt, von da zu der Vertheilung von Pflanzen und Thieren, dann der menschlichen Rassen. Es war eine außerordentlich lebhafte Discussion über diese Fragen. Auf dieser Grundlage haben nun Gatterer und Schlözer in Vorträgen und Schriften die Universalgeschichte dargestellt. Zahlreiche Grundrisse in immer neuen Fassungen gingen von ihnen aus. Die ganze gebildete Welt Deutschlands wurde durch sie erfüllt mit den leitenden Ideen des Jahrhunderts über die Weltgeschichte. Und Schlözer ging dann schließlich von der allgemeinen Geschichte zur Wissenschaft der Politik über, sie wurde zum Mittelpunkt seiner Interessen, wie sie es später für den großen Geschichtschreiber des Deutschlands unseres Jahrhunderts geworden ist.

Schlözer war der bedeutendste historische Kopf dieses Göttinger Kreises. Ein Charakter durch und durch, eckig und knorrig, selbstbewußt und herrschsüchtig, immer wieder hinaus dringend in das politische Leben, in den mannhaften Kampf für die Gedanken der Aufklärung, gegen Fürstenwillkür, Classenherrschaft und Pfaffenthum, gegen Dummheit und Lüge in jeder Gestalt. Ein unbändiger Trieb, Länder und Völker kennen zu lernen, die entferntesten und sagenhaftesten am liebsten, führte ihn früh in die weite Welt. Der Orient war sein Ziel — er sah nur Schweden und Rußland, und vierunddreißigjährig schon kam er in den stillen Räumen einer deutschen Universität zur Ruhe. Hier sammelte er nun rastlos Alles, was ihm aus seiner Lektüre oder der Correspondenz „mit den Malcontenten in der ganzen Welt" an historischem und statistischem Material zukam. Seine Interessen und Studien umspannten alle Völker und Zeiten, so wurde er von selbst zum Universalhistoriker. Die Vorlesung über allgemeine Geschichte bildete den Mittelpunkt seiner Lehrthätigkeit, bis er sie an Spittler und dann an Heeren abgab. Aus ihr sind seine Schriften über allgemeine Geschichte hervorgegangen. Ihr Ziel ist der Nachweis der „allgemeinen Verbindung aller Völker und Zeiten". Dieser Zusammenhang kann auch da aufgewiesen werden, wo ihn der äußerlich verfahrende Historiker nicht bemerkt. Und wenn uns die Quellen ganz im Stich lassen, muß er durch Analogie hergestellt werden. Er umfaßt die gesammte Cultur. „Die Gänge der Verbindung unter den Völkern suchte sonst der Weltgeschichtsforscher bloß auf Heerstraßen, wo Conqueranten und Armeen unter Paukenschall marschirten; nun sucht er sie auch auf Nebenwegen, wo unbemerkt Kaufleute, Apostel und Reisende schleichen." „Erfinder sind die Lieblingsgegenstände der Weltgeschichte; Könige, falls sie nicht Erfinder sind, nutzt sie wie chronologische Krücken." Nicht nur die Revolutionen des Menschengeschlechts, auch die des Erdbodens möchte er in den Zusammenhang der Weltgeschichte aufnehmen, ja selbst die Wanderungen der Pflanzen und der Thiere. Und in dieser ganzen Entwicklung der menschlichen Cultur sieht auch er im Wesentlichen eine aufsteigende Linie bis zu der Höhe, in welcher sie sich nunmehr befindet.

Aber von der Auffassung der allgemeinen Geschichte bei Voltaire und seinen Nachfolgern trennt sich Schlözer nicht nur durch die Gründlichkeit seiner Forschung, sondern auch durch die Energie des politischen Gesichtspunktes in seinem Denken. Alles, was dem Franzosen als die höchste Leistung der Cultur erschien, Literatur, Kunst, Geschmack und Gesittung, tritt ihm weit zurück hinter die großen realen Factoren, wie sie sich ihm im Handel, in der Industrie und in der Wissenschaft, die zur Technik wird, vor Allem in der politischen Macht darstellen. Dieser Mann der Thatsachen, der es fast als eine Beleidigung nahm, als Johannes Müller einmal seinen Stil lobte, schätzt nur, was er zählen und messen kann. Er hatte Rußland und das Regiment Katharina's II. kennen gelernt. Es ist, als hätte er hier, wo alle Dimensionen in das Ungeheure wuchsen, sich seinen historischen Maßstab gebildet. Mehr als irgend ein anderer Historiker dieser Zeit ist Schlözer erfüllt von der Bedeutung der großen Staaten der modernen Geschichte mit ihrer monarchischen Verfassung, ihrer centralistischen Verwaltung, ihrer gleichmäßigen Fürsorge für Wohlfahrt, Sicherheit und Freiheit, ihrer großartigen Thätigkeit für die Cultur. An diesem Maßstab vor Allem bestimmt er den allgemeinen Fortschritt und den Werth der einzelnen Völker und Epochen. Wie schrumpfte ihm da Alles zusammen, was die großen Griechen je geleistet, und wie brutal wies er die Schwärmerei für die republikanische „Tugend" dieses Volkes zurück, welche nun zuletzt noch Winckelmann vertreten hatte. „Packvolk waren diese Griechen, einige wenige ausgenommen, wie weiland schwedische Reichsstände." Ihre Zersplitterung in zahllose selbständige Gemeinden und die ochlokratischen Verfassungen dieser Republiken machten sie unfähig, einen langen Zeitraum hindurch die planmäßige Arbeit großer Staaten zu verrichten. „Vorzüglich stürmisch, räuberisch und mörderisch ging es bei den unsterblichen Athenern her." Und so ist auch Schlözer's Gliederung der Geschichte bestimmt durch die großen wirthschaftlichen und politischen Revolutionen in dem Leben der Völker, die er mit historischem Blick zu finden und zu analysiren weiß.

So viel gründliche Arbeit, so viel Scharfsinn — und doch entstand weder hier in Göttingen noch irgendwo sonst in unserem Vaterlande ein Werk der politischen Geschichtschreibung, das wie die Schöpfungen von Voltaire und Montesquieu, Hume, Robertson und Gibbon in die nationale Literatur übergegangen wäre. Zu fest hielt die Enge des deutschen Lebens die Geister gebunden. Es fehlte der lebendige Untergrund eines mächtigen nationalen Staates, die praktische Schulung in großen politischen Geschäften, der persönliche Zusammenhang mit den Fürsten und den regierenden Personen. Welch ein Abstand zwischen Voltaire, der mit Königen wie mit seinesgleichen verkehrte, und Gatterer, dem stillen, bescheidenen Gelehrten, der nur seiner Wissenschaft und seinen Studenten lebte! Oder zwischen der politischen Thätigkeit Hume's, der eine Zeit lang als ein Geschäftsträger in Paris und dann als Staatssecretär des Auswärtigen im Mittelpunkt der Politik der englischen Weltmacht stand und der Schlözer's, der als Publicist die Sünden der deutschen Miniaturtyrannen abstrafte, oder der Spittler's, der sich in den Misèren des damaligen herzoglich württembergischen Staatsministeriums aufrieb. So bleibt

die Bedeutung dieser Göttinger Historiker auf ihre Stellung im wissenschaftlichen Leben eingeschränkt. Sie haben durch ihre Lehrbücher und noch mehr durch ihre Vorlesungen neue fruchtbare Gesichtspunkte und Methoden erschlossen. Durch ihre Schule ging die nächste Generation der Historiker. Und sichtbar tritt doch ihre Einwirkung hervor in Johannes Müller und Friedrich Christoph Schlosser, die in Göttingen zu den Füßen Schlözer's gesessen haben.

Göttingen vollzog nun auch durch Mosheim und Spittler die Verweltlichung der Kirchengeschichte; außerhalb dieser Universität schrieben Planck und Schröckh in derselben Richtung. Die kirchliche Geschichtschreibung trat nun unter das Gesetz desselben pragmatischen Zusammenhanges, der alle andere Historie beherrschte. Sie hatte bisher den polemischen Bedürfnissen der Confessionen gedient. Sie hatte alle kirchlichen Erscheinungen auf ihre Uebereinstimmung oder ihren Widerstreit mit dem Dogma der Gegenwart untersucht. Und auch Arnold hatte das Recht der Ketzer auf ihre Uebereinstimmung mit dem Glauben der älteren christlichen Gemeinden gegründet. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts vollzog die Umbildung der harten Sätze der Orthodoxie zu menschlicheren Begriffen. So gewann sie ein freieres Verhältniß zu allen vorausgegangenen Epochen der Religiosität. Indem sie ihre verstandesmäßigen Begriffe von Moral und Religiosität auf die Vergangenheit anwandte, erwies sie sich freilich gerade hier besonders unfähig, die größten Erscheinungen zu würdigen. Spittler, der weitaus begabteste unter diesen Kirchenhistorikern, hat auch am entschiedensten diese Auffassung durchgeführt. Er betrachtet die ganze Entwicklung der Christenheit nach ihrem Verhältniß zur religiösen Aufklärung. Er möchte das beständige Fortschreiten derselben erweisen und kommt zu dem zukunftsfrohen Schluß — es waren die Tage der ersten Josefinischen Kirchengesetze — daß nun die Zeiten der Finsterniß für immer vorüber seien. Ihm ist in dieser Entwicklung alles Plan, Absicht, Berechnung der einzelnen Menschen. Jesus hat die Kirche planmäßig gemacht. Sein Verhältniß zu seinen Jüngern ist ungefähr das des Professors auf dem Katheder in Göttingen zu seinen Studenten. Es war doch begreiflich, daß Spittler zur politischen Geschichte überging.

Die pragmatische Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts zeigte an diesem Stoff besonders deutlich ihre Begrenzung. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das Wesen dieser Methode. Ihre Merkmale sind die Richtung auf die Causalerkenntniß, die Anerkennung der Individuen als der einzigen wahren, d. h. empirisch nachweisbaren Ursachen, und die Betrachtung dieser Individuen nicht unter dem Gesichtspunkt von unbewußt in ihnen wirksamen Kräften, sondern von Absicht, Plan, kurz von verstandesmäßiger Thätigkeit, welche vornehmlich im eigenen Interesse gegründet ist. Sonach ist für sie bezeichnend die Abwesenheit jedes Begriffes von innerer Verbindung der Personen in der Gesellschaft, welche mit ihrem Einzeldasein zugleich gegeben wäre — von Volk oder Staat als einer ursprünglichen geschichtlichen Größe. Hiermit verbindet sich ein anderer Grundzug dieser pragmatischen Geschichtschreibung. Sie ist auf den Nutzen gerichtet und sie sucht diesen in der Be-

lehrung des Lesers über die Beweggründe der handelnden Personen, der Parteien, der religiösen Schulen oder der Massen, die unter ihrer Einwirkung stehen. Sie will ihre Leser „nicht bloß gelehrt, sondern auch weise" machen, indem sie zeigt, wie der menschliche Geist sich „durch die mächtigsten Strebungen und unglaublichsten Verwirrungen durchgearbeitet hat." Sie will die Gegenwart begreiflich machen. Spittler definirt die Geschichte als „die Wissenschaft von der Entstehungsart der Gegenwart".

Diese Art, den Menschen in der Geschichte anzusehen, entsprang, indem das 18. Jahrhundert den Menschen, wie ihn die Gesellschaft dieses Jahrhunderts gebildet hatte, als die Norm menschlicher Existenz zu Grunde legte. Es ist die Regel, Bolingbroke als den Schöpfer dieser Geschichtschreibung zu betrachten. Dieser gewissenlose Politiker, dieser kleine Mensch, der zwischen dem Ehrgeiz und den Enttäuschungen höfischer Politik und der gesuchten Haltung philosophischer Zurückgezogenheit aus den Geschäften schwankte, so geschichtsunkundig, daß er den Guicciardini dem Thukydides gleichsetzen konnte, so flach, daß er das Studium der geschichtlichen Anfänge und des Alterthums mißachtete und für Herodot kein Gefühl hatte, dieser Dilettant, der in seiner Schrift nichts Wahres sagte, das nicht vor ihm gesagt worden wäre, dessen Kenntnisse ihn nicht befähigt hätten zu irgend einer soliden geschichtlichen Arbeit kleiner untergeordneter Art, geschweige denn zum Richteramt über Geschichte überhaupt: dieser Bolingbroke hatte doch nur das Verdienst, mit Wahrheiten zu spielen, welche ernste Denker, wie Polybios, Machiavelli, Guicciardini und Hobbes gefunden hatten, und verwegen auszusprechen, was die Weltleute und Staatsmänner seiner Zeit der Geschichte gegenüber empfanden. Die erste Schrift, welche die pragmatische Geschichtschreibung aus einem großen Stoffe gründlich durchführte, sind Montesquieu's Betrachtungen „über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer" (1734) gewesen. Das große Thema des Polybios und Machiavelli empfängt hier eine neue Beleuchtung durch die methodische Anwendung psychologischer Begriffe auf die Auffassung eines politischen Ganzen und der Art, wie es functionirt. „Da die Menschen zu allen Zeiten dieselben Leidenschaften gehabt haben, so sind zwar die Anlässe großer Veränderungen verschieden, die Ursachen aber immer die gleichen." Er geht von den römischen Menschen aus, welche die Kriege der Königszeit führten. Sie sind von religiöser Festigkeit, treu ihren Eiden, die Vertheilung der Beute nach siegreichem Krieg spornt sie zur äußersten Tapferkeit an; er denkt sich diese Bevölkerung in Mauern eingeschlossen, in beständiger Kriegsbereitschaft, immer sich schlagend mit anderen Stämmen und überall ihrem Vortheil nachgehend; er erwägt die psychologischen Wirkungen einer solchen Lage, die Gewöhnungen, die aus ihr entspringen — kurz, er sucht den psychologischen Zustand, der als die „männliche Tugend des Römers" den alten Schriftstellern als Hauptursache ihrer Erfolge gilt, aus den Bedingungen, unter denen sie leben, zu erklären. Die Ursachen, die in dem Kampf zwischen Rom und Karthago entschieden, liegen ihm ebenfalls vornehmlich in den psychischen Kräften, wie sie durch die Lebensbedingungen beider Staaten bedingt waren. Und auch der Untergang der römischen Freiheit wird abgeleitet aus dem Nachlassen der

moralischen Kräfte, welche auf den Zusammenhalt des Ganzen gerichtet und dessen Verfassung zu erhalten erforderlich waren, und die nun dem Einfluß der veränderten Bedingungen, welchen die Ausdehnung des Reiches mit sich brachte, unterliegen.

Und indem die pragmatische Geschichtschreibung sich zu dem universalhistorischen Standpunkt des 18. Jahrhunderts erhebt, wird sie selber zu einer historischen Macht von der größten Bedeutung: denn sie erst macht das Bewußtsein von der Solidarität und dem Fortschritte unseres Geschlechts und von der Cultur als ihrem Ziel zu einer überall hin wirkenden Kraft, welche die ganze gebildete Welt durchdringt: was sie aus dem veränderten Lebensgefühl des Menschen empfangen hat, gibt sie erhöht und an der Fülle der geschichtlichen Wirklichkeit bestätigt der Zeit zurück. Sie wird populär, um das leisten zu können. Sie wird zum Kunstwerk, weil sie von der inneren Macht einer neuen Lebensauffassung getragen ist.

Nun erhoben sich aber aus der Arbeit der Geschichtschreibung selber Gesichtspunkte, welche die Grundgedanken der Aufklärung einschränkten. Es entstand die Frage nach der Gesammtkraft, welche einem Staate seine Macht verleiht und die Verfassungen erhält. Und von Anfang an lag in dem deutschen Geiste eine Art, die Geschichte zu sehen, welche die hervorragendsten historischen Köpfe unseres Volkes über die Schranken des Verständnisses der geschichtlichen Welt in der Aufklärung hinausführte. Möser und Winckelmann stehen mitten in der Epoche der Aufklärung mit ihrem originalen historischen Denken, einsam, Anfänger eines Neuen. In Herder vollzog sich die Krisis. Seine wissenschaftliche Grundlage lag in der Erkenntniß von der Evolution des physischen Universums, der Bildung der Erde, dem Einfluß der geographischen Bedingungen auf das Leben der Nationen; hierin ist er der Sohn des 18. Jahrhunderts und der Schüler von Buffon und Kant. Aber seine Auffassung vom Selbstwerth jeder geschichtlichen Stufe und jeder Form des Daseins in irgend einem Landstrich der Erde, von der Verwirklichung des Glückes und der Vollkommenheit unter den verschiedensten Bedingungen, von den unwillkürlich bildenden Kräften der menschlichen Natur führt ihn hinaus über die Schranken dieses 18. Jahrhunderts. Mit ihm beginnt die Bewegung, die einheitlich, zusammenhängend, unablässig fortschreitend durch die Romantik zu den Humboldt, Niebuhr, Schleiermacher und Hegel fortgeht, und so hinüber reicht in das 19. Jahrhundert.

Aus Insulinde.

Malayische Reisebriefe

von

Ernst Haeckel.

[Nachdruck untersagt.]

IX. Der Menschenaffe von Java.

Unter den vielen interessanten Objecten, welche die Tropensonne von Insulinde mittelst der günstigsten Existenzbedingungen hervorgebracht, ist sicher eines der merkwürdigsten die kleine Gruppe von Menschenaffen, welche auf diesen Theil der Erde beschränkt ist. Der größte und bekannteste von diesen Anthropomorphen ist der Orang-Utan (Satyrus orang), der auf Borneo noch häufig vorkommt, auf Sumatra schon selten geworden ist, und in Java und den übrigen Inseln des Malayischen Archipels fehlt. Viel weiter verbreitet, aber weniger allgemein bekannt ist die kleinere Gattung Gibbon (Hylobates), von welchen vier bis acht Arten auf einzelne Inseln des malayischen Archipels vertheilt und zum Theil offenbar durch die besonderen Existenzbedingungen derselben local entstanden sind; einige Species kommen aber zugleich auf dem benachbarten Festlande von Hinterindien vor.

Die beiden Gattungen des Orang (Satyrus) und des Gibbon (Hylobates) vertreten allein die Gruppe der heute noch lebenden asiatischen Menschenaffen; ihnen stehen gegenüber die afrikanischen Anthropomorphen, der kleinere Schimpanse (Anthropitheeus) und der stärkere Gorilla (Gorilla gina); letzterer der größte und ansehnlichste Vertreter der ganzen Gruppe. Wie bekannt sind diese schwanzlosen Anthropomorphen unter allen lebenden Wirbelthieren der Gegenwart diejenigen, die dem Menschen in ihrer gesammten Organisation am nächsten stehen — so nahe, daß an ihrer nahen Blutsverwandtschaft nicht zu zweifeln ist; die Annahme einer directen Abstammung des Menschen von ausgestorbenen (tertiären) Affen derselben Gruppe bietet für denjenigen, der mit den betreffenden anatomischen, ontogenetischen und paläontologischen Thatsachen bekannt ist, heute nicht mehr die geringste Schwierigkeit. Seitdem uns Charles Darwin vor zweiundvierzig Jahren durch seine Selectionstheorie (den eigentlichen „Darwinismus"), und durch die damit verknüpfte

Reform der Descendenztheorie, den wahren Schlüssel für das Verständniß der organischen Entwicklung geschenkt hat, ist die daraus folgende „Abstammung des Menschen vom Affen" bekanntlich Gegenstand des heftigsten literarischen Kampfes bis auf den heutigen Tag geblieben. Es wird daher gerechtfertigt sein, wenn ich meinen Lesern hier einen kurzen Bericht über die darauf bezüglichen Beobachtungen mittheile, welche ich während meiner malayischen Reise gemacht habe; auch dürfte es mir gestattet sein, daran einige allgemeine Reflexionen zu knüpfen, mit besonderer Beziehung auf die wissenschaftliche Lösung dieser großen „Frage aller Fragen".

Zunächst sei es mir erlaubt, nochmals auf den fossilen Affenmenschen von Java zurückzukommen, auf den berühmten Pithecanthropus erectus. Die einstmalige Existenz dieser wirklichen „Uebergangsform" vom Menschenaffen zum Menschen (die in der jüngeren Tertiärzeit, in der Pliocänperiode, gelebt haben muß), hatte ich schon 1866 behauptet und in dem hypothetischen Gattungsnamen „Pithecanthropus" ausgedrückt. Achtundzwanzig Jahre später wurden die fossilen Reste derselben von Eugen Dubois in Java wirklich gefunden und auch dieser Name zur Bezeichnung des wahren „Affenmenschen" beibehalten. Ich habe bereits im Eingang des ersten meiner Reisebriefe diese Thatsachen erwähnt und auch der eingehenden Erörterungen gedacht, welche dieselben auf dem internationalen Zoologen-Congresse in Cambridge 1898 hervorgerufen haben[1]). Ebendaselbst habe ich auch gegen die Angabe mehrerer Zeitungen Einspruch erhoben, daß die Hauptaufgabe meiner Reise nach Java darin bestände, durch weitere Ausgrabungen neue Ueberreste des versteinerten Pithecanthropus aufzufinden. Nicht wenig war ich erstaunt, trotzdem nach meiner Rückkehr noch andere, längere Mittheilungen über meine angebliche Absicht zu finden, und weiterhin die Angabe, daß der amerikanische Millionär Gould einen anderen Naturforscher, Dr. Walters, gleichzeitig nach Java gesandt habe, um mir mit diesen „wichtigen Entdeckungen" zuvorzukommen. In Java selbst habe ich mich überall vergeblich nach diesem angeblichen Concurrenten umgesehen; er war nirgends zu finden. Die ganze Fabel, die durch viele Tagesblätter ging, beruhte auf der freien Erfindung eines müßigen Zeitungs-Reporters. Ich kann nur wiederholen, was ich schon früher sagte, und was jeder mit den Verhältnissen vertraute Naturforscher weiß, daß der glückliche Fund der fossilen Pithecanthropus-Knochen nur einem selten günstigen Zufalle zu verdanken war, sowie der Energie und Umsicht von Professor Eugen Dubois, der jahrelang unter Aufbietung reicher Hülfsmittel nach denselben suchte. Da ich über letztere nicht verfügte, wäre es thöricht gewesen, wenn ich noch weiter auf ähnliche Entdeckungen hätte ausgehen wollen.

Da der lange Streit über die Bedeutung der Pithecanthropus-Fragmente in populären Zeitschriften immer noch fortgeführt wird, möchte ich hier noch besonders auf zwei Umstände hinweisen: erstens, daß die Deutung derselben

[1]) Vergl. meinen Vortrag in der „Deutschen Rundschau", 1898, Bd. XCVII, S. 179 ff., erweitert in der Broschüre „Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen". Siebente Auflage. Bonn, Emil Strauß. 1900.

als Ueberreste eines wirklichen Mittelgliedes zwischen den älteren Menschenaffen und den ältesten Urmenschen jetzt von fast allen sachkundigen Naturforschern angenommen ist; und zweitens, daß der wirkliche Nachweis dieses „Missing link" — des fehlenden Gliedes in unserer Ahnenkette — nicht die hohe principielle Bedeutung besitzt, welche ihm in Laienkreisen zugeschrieben wird. Die verhaßte „Abstammung des Menschen von Affen" (oder vorsichtiger ausgedrückt: die gemeinsame Abstammung der Menschen, Affen und Halbaffen von einer älteren Primatenform) steht auch ohne jenen Nachweis fest; sie gründet sich auf die vollständige anatomische Uebereinstimmung im Körperbau und in der Entwicklung des Menschen und der Menschenaffen.

Die hohe principielle Bedeutung, welche diese morphologische Uebereinstimmung besitzt, habe ich schon früher in der „Anthropogenie" und neuerdings besonders im zweiten Capitel der „Welträthsel" betont. Selbst der verwickelte Körperbau der heute noch lebenden Anthropomorphen (die doch von der gemeinsamen Stammform mehr oder weniger abweichen), ist demjenigen des Menschen „nicht nur im höchsten Grade ähnlich, sondern in allen wesentlichen Beziehungen derselbe." Dieselben 200 Knochen, in derselben Anordnung und Zusammensetzung, bilden unser inneres Knochengerüst; dieselben 300 Muskeln bewirken unsere Bewegungen; dieselben Haare bedecken unsere Haut, dieselben Gruppen von Ganglienzellen setzen den kunstvollen Wunderbau unseres Gehirns zusammen; dasselbe vierkammerige Herz ist das centrale Pumpwerk unseres Blutkreislaufes; dieselben 32 Zähne setzen in der gleichen Anordnung unser Gebiß zusammen. Stellen wir uns vom nüchternen Standpunkte der vergleichenden Anatomie aus die kritische Frage, worin denn eigentlich der anatomische Unterschied des Menschen und der Menschenaffen besteht, so finden wir ihn lediglich in geringfügigen Unterschieden der Gestalt und Größe der einzelnen wesensgleichen Theile; und diese sind nur bedingt durch etwas verschiedenes Wachsthum derselben, in Anpassung an die ungleichartige Lebensweise. Aehnliche Unterschiede finden sich auch zwischen den einzelnen Gliedern der menschlichen Familie, ja sogar zwischen Mann und Frau. Was aber den Grad und Werth jener anatomischen Unterschiede betrifft, so bleibt immer das bedeutungsvolle, von Thomas Huxley formulirte Gesetz bestehen: „Die anatomischen Unterschiede zwischen dem Menschen und den heutigen uns bekannten Menschenaffen sind nicht so groß, als diejenigen, welche die letzteren von den niedrigeren Affen trennen." Da nun die genealogische Einheit des Primatenstammes durch die übereinstimmenden Zeugnisse der vergleichenden Anatomie, Ontogenie und Paläontologie unzweifelhaft bewiesen wird, so folgt daraus der sichere Schluß, daß alle Menschen, Affen und Halbaffen von einer gemeinsamen — längst ausgestorbenen! — Primatenform abstammen.

Da die unermeßliche Bedeutung dieser Erkenntniß dem Studium der heute noch lebenden Anthropomorphen ein ganz besonderes Interesse verleiht, war es mir sehr werthvoll, daß ich auf dieser Reise nach Insulinde Gelegenheit fand, die beiden hier noch vorkommenden Gattungen derselben eingehend in lebendem Zustande beobachten zu können, sowohl den größeren Orang-Utan

als den kleineren Gibbon. Schon auf der Hinreise hatte ich Vertreter beider Gattungen lebend in Singapore gesehen, später in Batavia. Das interessanteste Exemplar aber war ein junger Gibbon, den ich in Buitenzorg mehrere Monate hindurch lebend in meiner Wohnung beobachten konnte. Ich erhielt denselben als Geschenk von Dr. Axel Preyer, dem Sohne meines verstorbenen Freundes und Collegen Wilhelm Preyer. Derselbe hatte sich ein Jahr lang in Buitenzorg botanischer Studien halber aufgehalten und schenkte mir den ihm lieb gewordenen Hausgenossen bei seiner Abreise nach Europa.

Die Art der Gattung Gibbon, zu welcher mein kleiner Freund und Primaten-Vetter gehörte, findet sich ausschließlich auf Java; sie führt den wissenschaftlichen Namen Hylobates leuciscus (Wagner). In der Naturgeschichte wird er als „Moloch" oder „aschgrauer Gibbon" aufgeführt, nach der Farbe seines Felles. Die Eingeborenen nennen ihn Oa, nach dem charakteristischen Laute, den er gewöhnlich mehrmals hintereinander wiederholt ausstößt. Das kleine Thier ist in aufrechter Stellung kaum einen Meter hoch; die Hälfte davon kommt auf den Körper, die andere Hälfte auf die schwachen Hinterbeine; viel länger sind die schlanken Vorderbeine. Im Ganzen hat unser Oa die Statur eines zarten sechsjährigen Kindes; jedoch ist der Kopf im Verhältniß viel kleiner, die Taille schlanker, die Beine sind kürzer und die Arme viel länger. Der größte Theil des Körpers ist mit einem hell aschgrauen, ziemlich wolligen, weichen Pelz bedeckt; an der Brust ist die Behaarung spärlich, die nackten Hauttheile, Ohren, Handteller und Fußsohlen, sind schwärzlich gefärbt, das kleine runde Gesicht rußschwarz; ein weißer Bart, welcher dasselbe ringförmig einrahmt, gibt ihm einen besonderen Ausdruck. Die Iris ist lebhaft hellbraun. Die Gesichtsbildung des Oa ist viel menschenähnlicher als die des Orang, da der Unterkiefer viel weniger vorspringt; der Gesichtswinkel beträgt über 60°.

In einer älteren Beschreibung dieses schwanzlosen Menschenaffen wird die Physiognomie als „eigenthümlich ältlich und melancholisch scheu" bezeichnet; mich erinnerte sie an einen bankerotten, von schweren Sorgen geplagten Bankdirector, der mit gerunzelter Stirn über die Folgen eines großen Krachs nachdenkt. Obgleich mein Oa sich schon mehrere Monate in Gefangenschaft befand, war er doch noch ziemlich scheu und ängstlich; er gewöhnte sich nur langsam an die neuen Personen und Verhältnisse.

Sehr auffallend war das Mißtrauen, welches unser Oa gegenüber allen weißen Europäern behielt; sowohl Professor Treub als mich betrachtete er stets mit Argwohn; dagegen schloß er bald intime Freundschaft mit den braunen Malayen unseres Hauses und besonders mit den kleinen Kindern. Ganz besonders liebte er einen kleinen häßlichen sechsjährigen Jungen, der seine Körpergröße hatte und den wir wegen seines dicken Kopfes und breiten Mundes scherzweise Frosch oder Rana nannten. Die beiden Freunde konnten Stunden lang zusammen auf dem Rasen sitzen und sich eng umfaßt halten; der Oa schlang seine langen Arme um den Hals des Rana, während dieser den Leib des Affen umarmte.

Um die Bewegungen des Oa besser studiren zu können, gestattete Professor Treub, daß in der gedeckten Galerie, die seine Wohnung mit der meinigen verband, eine geräumige Kiste als Wohnung angebracht, und außerdem vor derselben eine zweite Kiste, auf einem Stamm befestigt, im Garten aufgestellt wurde. Mehrere lange, mit den Kisten verbundene Stangen, sowie unter dem Dache der Galerie verlaufende Balken gaben unserem Affen reiche Gelegenheit, seine bewunderungswürdigen Turnkünste in voller Freiheit zu zeigen. An einem schmalen, um den Leib befestigten Gürtel war eine lange Kette angebracht, deren anderes Ende mit einem weiten, auf dem Balken laufenden Ringe in Verbindung stand. Wenn wir diesen Ring ablösten, konnte der Oa mit uns spazieren gehen. Auf der Erde ging derselbe stets aufrecht auf den Hinterbeinen, während die Arme, seitlich horizontal ausgestreckt und mit herabhängenden Händen, als Balancirgewicht benutzt wurden. Niemals berührte er bei seinem behenden Laufe den Boden mit den Händen (wie es Orang und Schimpanse oft thun); niemals kroch er auf allen Vieren. Seine ganze Gewandtheit entfaltete dieses Baumthier jedoch beim Klettern; mit größter Sicherheit schwang er sich mittelst seiner langen kräftigen Arme von einem Baumast zu einem anderen, weit entfernten. Auf einem Querbalken der Galerie, der zwei senkrechte Pfähle verband und ein Reck bildete, führte er dieselben Uebungen aus, wie der gewandteste Turner, insbesondere die Riesenwelle, Kniewelle u. s. w. Auf der Reckstange aufrecht stehend, lief er rasch hin und her, ohne jemals zu schwanken. Gleich einem geübten Voltigeur im Varieté-Theater hing er sich an der Stange bald mit einer Hand, bald mit einem Fuße auf, während der herabhängende Kopf hin- und hergeschwungen wurde. Auch die schwierigsten Evolutionen wurden mit einer Leichtigkeit und Sicherheit ausgeführt, als ob gar keine Muskelanstrengung dazu nöthig wäre.

Mit besonderem Behagen streckte sich der Oa, wenn er sich müde geturnt hatte, auf den Rasen aus und ließ sich die Tropensonne auf den Leib scheinen. Dabei legte er gewöhnlich den einen Arm unter den Kopf und nahm genau dieselbe Lage ein, wie ein müder Wanderer, der sich unter dem Schatten eines Baumes auf den Rücken legt. In dieser Lage schlief er auch bisweilen; gewöhnlich aber schlief er Nachts sitzend in einer seiner beiden Kisten; dabei hatte er den Rücken angelehnt, die Kniee heraufgezogen und die gebogenen Arme auf die Kniee gestützt; der Kopf nickte auf die Brust herab.

Intime Zuneigung faßte unser kleiner Jüngling auch zu einem niedlichen malayischen Mädchen von neun Jahren, und zu zwei Frauen, welche tagsüber im Garten neben der Galerie unter dem Schatten eines großen Bambusgebüsches saßen und mit unermüdlicher Geduld bunte Figuren auf Sarongs malten. Eine von ihnen hatte ihm ein rothes Jäckchen angefertigt, in dem er sich sehr gefiel; er betrachtete sich von oben bis unten, knöpfte geschickt das Jäckchen auf und zu, und war sehr mißvergnügt, wenn es wieder ausgezogen wurde. Für die kleine Freundin aber war ein Hauptvergnügen die tägliche Morgentoilette des Oa; er benahm sich dabei genau wie ein artiges Kind und ließ sich mit großem Behagen baden, waschen und kämmen. Besonderes Vergnügen machte es ihm, wenn ihn seine Pflegerin nach dem Bade sorg-

fältig abtrocknete, sich neben ihn in die Sonne auf den Rasen legte und ihn sanft mit der Hand streichelte; er machte dann die Augen zu und streckte sich lang auf dem Rücken aus. Als ich dann einmal das Mädchen an der Hand nahm und wegführen wollte, gerieth er in große Aufregung und fing kläglich an zu schreien; als ich sie aber wirklich wegführte, wurde er wüthend und versuchte ernstlich zu beißen, was er sonst nur selten that. Diese Anfälle von heftiger Eifersucht wiederholten sich später regelmäßig, sobald ich den Oa von seiner Freundin trennen wollte; er wurde dann schon aufgeregt und böse, wenn ich mich nur dem Gegenstande seiner Neigung näherte und Miene machte, sie zu berühren. Mein Freund Treub hatte an diesem stets wiederholten Drama der Eifersucht seinen großen Spaß.

In großen Zorn gerieth der Oa auch, wenn ich ihm einen besonderen Leckerbissen hinhielt, ohne daß er ihn ergreifen konnte; er schrie dann wie ein unartiges Kind so lange, bis ich ihm das Gewünschte gab. Die Laute, die er in solchen Affecten des Zornes und Aergers von sich gab, bestanden in einem gellenden, oft wiederholten „Huih — Huih — Huih — Huih!" Sie waren ganz verschieden von dem gewöhnlichen „Oa — Oa — Oa," welches er in verschiedener Betonung und Stärke zum Ausdruck verschiedener Gemüthsbewegungen verwendete. Oft wurden aber auch beide Laute in der Weise combinirt, daß zuerst vier bis sechsmal „Oa — Oa" und dann ebenso oft „Huih — Huih" gerufen wurde. Dann wurden meistens die ersten Silben sehr laut und hoch gerufen, während die letzten immer schwächer wurden und ungefähr um eine Octave herabsanken. Einen dritten Laut, einen gellenden Schrei stieß der Oa aus, wenn er plötzlich in Schrecken versetzt wurde, so einmal als ich Miene machte, ihn in den am Garten vorüberfließenden Bach zu werfen. Ich hörte diese Schreie einmal an den Wasserfällen von Tjiburrum, als ich mehrere Oas oben in den Wipfeln hoher Bäume kletternd beobachtete; sie führten dabei so unglaublich weite Sprünge von einem Baum zum andern aus, daß sie förmlich durch die Luft zu fliegen schienen. Einige Minuten später, als sie außer Sicht gekommen waren, vernahm ich ein ganz jämmerliches Geschrei, genau so, wie wenn ein kleiner Hund arg geprügelt wird. Vielleicht züchtigte nur eine Oa-Mutter ihr unartiges Kind; vielleicht war aber auch einer der armen Gesellen von einem Panther angegriffen worden, oder von der schlauen kleinen Wildkatze (Felis minuta), die in den Urwäldern von Java nicht selten ist und vortrefflich auf Bäumen klettert und springt.

Die Sprache dieser Menschenaffen ist zwar nicht reich an verschiedenen Lauten; diese werden aber so ausdrucksvoll modulirt, so verschieden in Bezug auf Tonhöhe, Stärke und Zahl der Silbenwiederholung angewendet, dazu noch durch mannigfaltige Gesten, Handbewegungen und Mienenspiel so sinnfällig erläutert, daß der länger mit ihnen vertraute Beobachter daraus ganz bestimmte Schlüsse auf ihre Vorstellungen, Wünsche und Empfindungen ziehen kann. So gebrauchte auch mein sanfter Hausgenosse seinen gewöhnlichen Laut Oa so verschieden, daß ich eine ganze Anzahl verschiedener Vorstellungen und Gemüthsstimmungen daraus errathen konnte. Wenn er sich besonders wohl in den Armen seiner malayischen Freundin fühlte, klang das sanfte Oa fast

wie das behagliche Schnurren einer Katze; wenn er zum Vergnügen turnte, und weit von einem Baumast zum anderen sprang, hatte das helle Oa einen jauchzenden Klang; wenn er nach Futter verlangte, klang es fordernd; wenn fremde Besucher kamen, mißtrauisch fragend. Ja, mein Oa hielt sogar in stillen Stunden, oben auf seiner Kiste sitzend, mit leiser Stimme Selbstgespräche, indem er von Zeit zu Zeit bald nur einmal, bald langsam zwei- oder dreimal hinter einander ein seufzendes Oa ertönen ließ. Wahrscheinlich dachte er trauernd über das herbe Geschick seiner Gefangenschaft nach, oder klagend über die Grausamkeit und Thorheit seiner vornehmeren Vettern, der vertrauten braunen Malayen und der unheimlichen weißen Europäer.

Wie im Leben der meisten Menschen, so spielt auch in dem seiner Primaten-Vettern eine Hauptrolle das Essen und Trinken. Außer Milch und Cacao trank mein Oa auch gern süßen Wein und wurde dadurch ebenso angeheitert, wie es seit Noah's Beispiel bei uns Menschenkindern der Fall zu sein pflegt. Becher und Tassen, in denen ich ihm diese Getränke reichte, umfaßte er geschickt mit beiden Händen und trank daraus wie ein Kind. Bisweilen tauchte er aber auch die Hand in die Flüssigkeit und leckte sie dann von den Fingern ab. Unser Gibbon war vermuthlich schon durch seinen früheren Besitzer daran gewöhnt worden, bei Tische das Meiste mit seinem Herrn zu theilen. Gleich den Malayen ernährte er sich vorwiegend von gekochtem Reis und Früchten, wobei er auch seine beiden Hände genau so wie die ersteren gebrauchte. Insbesondere schälte er Pisang und Orangen genau so, wie wir es gewohnt sind; während er die Frucht mit der linken Hand festhielt, entfernte er mit der rechten geschickt die Schale und biß dann ein Stück nach dem anderen ab. Aber auch getrockneten und gebratenen Fisch, wie ihn die Malayen als Zuthat zu ihrer Reismahlzeit verzehren, verschmähte er nicht, ebensowenig Eier und Backwerk verschiedener Art. Besonderes Vergnügen machte es ihm, dazwischen Käfer und Schmetterlinge zu fangen und zu verzehren. Einen ausgesprochenen Widerwillen jedoch äußerte er gegen alle Arachniden, Spinnen sowohl wie Scorpione. Geradezu entsetzlich erschien ihm der große Molukkenkrebs (Limulus), den ich früher erwähnt habe; als dieses große unbehülfliche Thier mit seinem schwerfälligen Panzer langsam auf dem Boden umher kroch, sprang der Oa, mit einem deutlichen Mischgefühl von Neugier und Furcht, um denselben herum, wagte aber nicht, ihn anzurühren. Dann und wann naschte der Oa auch etwas gebratenes Geflügel; doch zog er meistens Früchte allem Anderen vor, namentlich Mangos, Mangostin und Durian.

Da die herrlichen Früchte Ostindiens auf unserer Tafel nie fehlten, und mein aufmerksamer Gastfreund, Professor Treub, stets bestrebt war, mir alle die mannigfaltigen Arten derselben in auserlesener Qualität vorzuführen, konnte ich durch viele Versuche feststellen, daß unser Menschenaffe auch in dieser Beziehung ganz den Geschmack des Menschen theilte. Meine eigene Lieblingsfrucht, und auch die seine, war die edele Mangostin (Garcinia mangostana); die kugelige, einem Apfel an Größe und Gestalt ähnliche Frucht ist von einer dicken dunkelbraunrothen Hülle umgeben. Oeffnet man diese

durch einen Ringschnitt im Aequator und hebt man dann die obere Halbkugel der Schale von der unteren ab, so erblickt man sechs bis acht strahlig um die Axe gestellte Fruchtfächer, deren schneeweiße Farbe reizend gegen das zarte Purpurroth der inneren Schalenflächen contrastirt. Jedes der Fächer birgt einen harten Kern, der von einem weichen, saftigen, weißen Fruchtfleisch umgeben ist. Sein feiner aromatischer Geruch und der erfrischende, süß-säuerliche Geschmack sind köstlich und weichen von denjenigen aller anderen mir bekannten Früchte ab.

Nur eine einzige Frucht stellte der Oa noch über die Mangostin: das war der berühmte Durian (Durio zibethinus). Ueber dieses merkwürdige Erzeugniß der indischen Tropenflora werden allenthalben im fernen Osten die lebhaftesten Tischgespräche geführt und über ihren culinarischen Werth stehen sich die extremsten Ansichten gegenüber; während die Einen den Durian als die vollkommenste aller Speisen preisen, finden die Andern sie ganz entsetzlich. Sie hat ungefähr die Größe und die eiförmige Gestalt der Cocosnuß und ist mit einer sehr dicken und festen, grünen Schale umgeben; diese ist dicht mit spitzen, harten Stacheln besetzt. Man öffnet sie, indem man mit einem großen Hackmesser in fünf vertiefte Längsfurchen einschneidet, welche fünf inneren Fruchtfächern entsprechen; in jedem Fache liegen zwei bis vier weiße Fruchtkörner hinter einander, von der Größe und Gestalt eines Kastanienkerns. Das gelbliche oder rosafarbene Fruchtfleisch, welches diese Kerne umhüllt und das Innere der atlasweißen Fächer ausfüllt, ist das einzig Eßbare, ein weicher, klebriger Brei von höchst picantem Geschmack — „ein würziger, butteriger, stark nach Mandeln schmeckender Eierrahm, zugleich erinnernd an Rahmkäse, Zwiebelsauce, braunen Xereswein und anderes Unvergleichbare". Gleichzeitig aber verbreitet dieselbe edle Frucht einen höchst intensiven Geruch, der für mich, wie für viele andere Europäer geradezu abschreckend ist: ein wunderbares Gemisch der Düfte von scharfen Zwiebeln, altem Käse, faulen Eiern und verdorbenem Fleische. Man merkt die Annäherung an einen Durianmarkt schon aus weiter Entfernung, und auf den menschlichen Körper hat ein reichlicher Duriangenuß ungefähr dieselbe Wirkung wie der von Zwiebeln und Knoblauch. Ich selbst versuchte ihn nur ein einziges Mal.

De gustibus non est disputandum! Wallace sagt in dem langen entzückten Hymnus, den er in seinem berühmten Buche über den „Malayischen Archipel" dem Durian widmet, am Schlusse: „Je mehr man davon ißt, desto weniger fühlt man sich geneigt, aufzuhören. Durian essen ist in der That eine neue Empfindung, die eine Reise nach dem Osten lohnt." Auch viele Europäer theilen diese Bewunderung, ebenso wie die Malayen, die Chinesen; und — mein Oa. Freund Treub jedoch hielt ein strenges Verbot aufrecht, daß kein Durian in unsere Wohnung gebracht werden dürfe.

Da die malayischen Diener unseres Hauses nicht allein ihre culinarischen Genüsse mit dem Gibbon theilten, sondern ihn auch sonst ganz wie eines ihrer Kinder behandelten, war es mir interessant, durch Professor Treub ihre Ansichten über die Natur dieses Menschenaffen kennen zu lernen. Die meisten Malayen betrachten (wie ich von anderen Kennern derselben bestätigen hörte)

sowohl den Gibbon als den Orang-Utan nicht als gewöhnliche Thiere gleich den anderen Affen; die Einen halten sie für verzauberte Menschen, die sich im Walde verirrt haben, die Anderen für Missethäter, die zur Strafe in Affen verwandelt sind, noch Andere für Menschen, die auf der Seelenwanderung begriffen sind. Eine von den malayischen Frauen unseres Hauses erzählte uns folgende Geschichte: Zwei Kinder, Bruder und Schwester, gingen mit ihrer Tante Oa im Walde spazieren; beim Früchtesuchen verloren sie ihre Führerin und konnten sie nicht wieder finden; Tage lang riefen sie vergeblich: Oa! Oa! Immer tiefer im Walde verirrt, konnten sie keinen Ausweg mehr finden und suchten nun Schutz auf den Bäumen, wie sie es von den Affen sahen. Allmählich nahmen sie auch deren Lebensweise an und nährten sich nur noch von Früchten. Ihre menschliche Sprache verlernten sie bald fast ganz; nur der gewohnte klagende Ruf „Oa" blieb übrig. Später heiratheten sich die beiden Geschwister und wurden die Stammeltern der heutigen Gibbons.

Die Malayen sind im Allgemeinen große Freunde der Thiere und halten sich gerne nicht nur Affen und Vögel, sondern auch andere Thiere des Waldes zu ihrem Vergnügen. Ueberhaupt sind sie sehr empfänglich für die Reize und Schönheiten der Natur; vielleicht hängt das mit dem ausgeprägten Wandertriebe ihrer Rasse zusammen, der ihnen auch ihren Namen gegeben hat: „Orang-Malaju" bedeutet „herumschweifender Mensch" — ebenso wie Orang-Utan ursprünglich „Waldmensch" bedeutet. Keine andere Menschenrasse, ausgenommen die mediterrane, besitzt so viel Wanderlust und zugleich so viel Naturgefühl wie die Malayen. Insbesondere sind sie leidenschaftliche Freunde der Schifferei und des Fischfangs, die geborene Bevölkerung für einen so einzig inselreichen Archipel, wie es Insulinde ist. Wir dürfen annehmen, daß der ursprüngliche Stamm dieser Rasse im südöstlichen Asien (wahrscheinlich in Malacca oder im Nachbargebiete) seinen Sitz hatte und mit der Wurzel der nächstverwandten mongolischen Rasse zusammenhing[1]). Mehrere divergirende Aeste dieses Stammes verbreiteten sich, von der hinterindischen Halbinsel auswandernd, nach allen Richtungen; südwärts bevölkerten sie Insulinde; westwärts drangen sie bis Madagascar vor; ostwärts stießen sie auf die Papuarasse und vermischten sich mit dieser. Die eigentlichen Polynesier, welche sich über den größten Theil des pacifischen Oceans ausgebreitet und dessen unzählige Inseln bevölkert haben, sind wahrscheinlich Nachkommen von Mischlingen, die den ursprünglich überwiegenden Malayencharacter durch beträchtliche Zumischung von Papuablut wesentlich verändert haben.

Die außerordentliche Vorliebe der Malayen für das Wasser, welche mit ihrer überwiegend insularen Lebensweise naturgemäß verknüpft ist, äußert sich nicht nur in ihrem Hange zu weiter Schiffahrt und zur Fischerei, sondern auch in anderen Rassegewohnheiten, insbesondere ihrer sorgfältigen Körperpflege. Jeder Malaye, ohne Ausnahme, wird von früher Kindheit an daran gewöhnt, wenigstens einmal (meistens aber mehrmal) täglich ein Bad

[1]) Vergl. hierüber das 28. Capitel meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". Neunte Auflage. 1898. S. 746, Tafel 30.

zu nehmen. Wenn man am frühen Morgen die malayischen Dörfer oder Kampongs besucht, findet man ihre Bewohner schon vor Sonnenaufgang auf den Beinen und mit ihrer Toilette beschäftigt; Männer, Weiber und Kinder durcheinander baden im nächstgelegenen Flusse oder Teiche, oder auch in einem Wassergraben der Reisfelder, oder sie übergießen sich mit Wasser in ihrer Hütte. Die meisten Frauen entkleiden sich dabei nicht ganz, sondern behalten den Sarong um, die bunte breite Schürze, die sie um Unterleib und Beine wickeln. Nach dem Bade wissen sie den nassen Sarong so geschickt mit einem trockenen zu vertauschen, daß dadurch der schamhafte Anstand nicht verletzt wird. Schon die kleinen Kinder von drei und vier Jahren können geschickt schwimmen und spielen mit Vorliebe im Wasser. Aber auch die erwachsenen Malayen pflegen während des Tages oft ins Wasser zu gehen und nach jeder ermüdenden Arbeit sich durch ein Bad zu erfrischen, ebenso Abends vor dem Schlafengehen. Während der mühsamen Arbeit auf den überschwemmten Reisfeldern waten sie Stunden lang im Schlamm herum und waschen sich dann wieder ab. Man könnte die Malayen geradezu als eine amphibische Menschenrasse bezeichnen.

Angesichts der hohen Temperatur, welche in dem äquatorialen Insulinde jahraus, jahrein herrscht, erscheint dieses öftere tägliche Baden nicht nur als eine herrliche Erfrischung, sondern auch als eine sehr wohlthätige hygienische Gewohnheit. Offenbar ist die Ursache desselben nicht bloß im directen Einflusse des Klimas selbst zu suchen; denn andere Tropenbewohner, wie viele Neger, die Australneger u. s. w., kennen diese Sitte nicht und waschen ihren unreinen Körper nur selten. Auch die mohammedanische Religion, die solche tägliche Waschungen vorschreibt, ist nicht das Motiv derselben; denn im Ganzen kümmern sich die Malayen sehr wenig um die Vorschriften ihres Koran; und anderseits gibt es wieder im Orient, in Arabien, Syrien u. s. w. viele orthodoxe Islambekenner, welche gar nicht an Waschen und Baden denken oder dasselbe höchstens symbolisch ausüben, indem sie die Finger ins Wasser tauchen und damit Stirn oder Brust berühren. Ich glaube vielmehr, daß die auffallende Wasserliebe der malayischen Rasse auf ihrer uralten insularen Lebensweise beruht, auf einer hydrophilen Anpassung, die im Laufe der Jahrtausende erblich geworden ist.

Uebrigens sorgen auch die Holländer in Insulinde dafür, daß sich überall Badegelegenheit findet: in jedem Hôtel, auf jedem Dampfschiff, in jedem Privathause. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir Deutschen — und ebenso viele andere Continentalvölker! — uns daran ein gutes Beispiel nähmen und schon von Jugend an unsere Kinder daran gewöhnten, täglich wenigstens einmal zu baden, am besten gleich früh nach dem Aufstehen. Diese Sitte erfordert weder besondere Kosten noch Umstände; eine Sitzbadewanne, ein Eimer Wasser und ein Schöpftopf genügen.

Ueberhaupt können wir weißen und weisen Europäer von den braunen und ungelehrten Malayen noch Vielerlei lernen. In allen Bewegungen, wie im Sprechen, Essen und Trinken, halten die Malayen im Allgemeinen, ganz besonders aber die Javanen, als ihr höchst entwickelter und best cultivirter

Stamm, auf Maß und Anstand. Niemals habe ich in Java und Sumatra einen betrunkenen oder schimpfenden Malayen gesehen, niemals solche gemeine Rohheiten, wie man sie in Europa alltäglich erleben kann, leider besonders in den germanischen, an Alkoholmißbrauch gewöhnten Ländern. Im persönlichen Verkehr befleißigen sich alle Malayen einer großen Zurückhaltung und Bescheidenheit, die Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten der größten Höflichkeit und Ehrerbietung. Im Inneren von Java ist der Respect vor den Europäern auf dem Lande noch so groß, daß beim Vorübergehen oder -fahren derselben die Malayen stehen bleiben und ihnen den Rücken zukehren, oder selbst nieder knieen. Zum Theil ist das noch die Folge der uralten Feudalverhältnisse, die erst von den Holländern nach und nach reformirt wurden. Als Diener sind die Malayen höchst aufmerksam und dienstbeflissen und werden von vielen Europäern mit Recht als unübertrefflich gepriesen. Nur darf man keinen hervorragenden Intellect, keine Initiative von ihnen erwarten. Aber die gewohnten täglichen Dienste versehen sie meistens sehr geschickt und gewissenhaft, trotz der großen Trägheit und Arbeitsscheu, die sie mit den meisten Naturvölkern theilen.

Früher pflegte man die Menschheit nur in Wilde oder Naturvölker und in Civilisirte oder Culturvölker einzutheilen, und man rechnete die Malayen zu den Ersteren. Indessen haben neuerdings mehrere Ethnographen und Psychologen darauf hingewiesen, daß diese Zweitheilung nicht genügt, und daß man zwischen beiden Gruppen noch eine dritte, vermittelnde, unterscheiden muß, die Barbarvölker; so der Dresdener Philosoph Fritz Schultze in seiner neuen trefflichen „Psychologie der Naturvölker“ [1]), und Alexander Sutherland in dem bedeutenden Werk „Ueber den Ursprung und das Wachsthum des moralischen Instincts“ (1898). Nach der zweckmäßigen, dort gegebenen Eintheilung sind die Malayen zu den Barbarvölkern zu rechnen und zwar zu den „höheren Barbaren“; sie sind ungefähr auf derselben Stufe der niederen Cultur stehen geblieben, welche die alten Griechen im Zeitalter Solon's inne hatten, die Römer im Beginne der Republik, die Angelsachen zur Zeit der Heptarchie.

Ueber die körperlichen und seelischen Eigenschaften der malayischen Rasse ist so viel geschrieben worden, daß ich hier nicht weiter darauf eingehen will; ich habe aus eigener Erfahrung und aus den Mittheilungen vieler genauer Kenner von Land und Volk den Eindruck gewonnen, daß sie im Ganzen besser ist als ihr Ruf. Die Malayen gelten als träge, falsch, lügenhaft, grausam, diebisch, lasterhaft u. s. w. Allein oft sind diese Vorwürfe nur auf üble Erfahrungen gegründet, welche Europäer mit einzelnen Dienern, oder Aufseher mit arbeitsscheuen Arbeitern gemacht haben; und jedenfalls steht jenen Schattenseiten ihres Charakters auch eine gute Zahl von Lichtseiten gegenüber; sie sind durchgängig von einem feinen Gefühl für Anstand, Ehre

[1]) Fritz Schultze, Psychologie der Naturvölker. Entwicklungs-Psychologische Charakteristik des Naturmenschen in intellectueller, ästhetischer, ethischer und religiöser Beziehung. Eine natürliche Schöpfungsgeschichte menschlichen Vorstellens, Wollens und Glaubens. Leipzig, Veit. 1900.

und Sitte beseelt, wodurch sie von vielen Vergehungen abgehalten werden. Der ernste, schweigsame und verschlossene Charakter ist mit einem cholerischen Temperament gepaart; leidenschaftliche Ausbrüche sind selten. Bei der ausgesprochenen Neigung zu weiten Wanderungen und kühnen Seefahrten offenbaren sie viel Muth und Unternehmungslust; ebenso auf der Jagd und im Kriege. Persönliche Gegner lieben sie durch Dolch oder Gift aus dem Wege zu schaffen, besonders wenn Eifersucht oder beleidigtes Ehrgefühl das Motiv ist.

Während meiner mehrmonatlichen Arbeiten im botanischen Institute von Buitenzorg hatte ich täglich Veranlassung, mich mit malayischen Dienern und Beamten desselben zu beschäftigen; ebenso mit Kindern, welche mir neues Material für meine Sammlung brachten: Schlangen und Eidechsen, Eier und Embryonen von diesen Reptilien, Fische und Krebse, Skorpione und Spinnen, besonders aber jene wundervollen mannigfaltigen Insecten, an denen Java so reich ist. Hierbei hatte ich täglich Gelegenheit, den Scharfblick und lebendigen Natursinn der Malayen zu bewundern, sowie die Geschicklichkeit, mit der sie giftige und gefährliche Thiere, z. B. Giftschlangen und Scorpione, zu fangen und zu fesseln wußten. Auch in technischer Beziehung sind sie sehr geschickt und erfinderisch, oft mit schönem Zeichentalent begabt. Im Institut arbeitete damals ein junger eingeborener Maler, der die schönen Zeichnungen und bunten Farben von Blumen, Schmetterlingen und anderen Insecten mit unübertrefflicher Treue in Aquarellbildern wiedergab. Im Handel mit den gesammelten Insecten fand ich meine malayischen Sammler meistens bescheiden und anständig.

Auch für Musik und Tanz haben die Malayen viel Neigung. Abends lauschte ich oft mit Vergnügen den elegischen Klängen des Gamelang, jenes javanischen Orchesters, bei welchem eine Art Glockenspiel, eine Claviatur von Holzbrettchen und Metallplättchen, beim Anschlagen verschieden hohe Töne erklingen lassen. In der Stille der Tropennacht, unter dem funkelnden Sternenglanze des dunkeln Himmels und bei dem magischen Anblicke Tausender von glänzenden Leuchtkäfern, erregt die sanfte Harmonie der Gamelangklänge tiefe Sehnsucht in der Brust des einsamen Reisenden, der an die theuren Lieben in der fernen Heimath denkt. Die nationalen Tänze, welche die Malayen unter der Begleitung des Gamelang ausführen, bestehen meistens in langsamen und gemessenen Bewegungen der kostbar geschmückten, in bunte Gewänder gekleideten Tänzerinnen; ich fand sie langweilig. Bei der Ueberladung mit Schmuck gaben sie wenig Gelegenheit, die zierlichen Körperformen der Malayen zu bewundern, an deren Betrachtung ich mich oft beim Baden erfreute. Der schlanke Körper ist durchschnittlich in Java unter Mittelgröße, zwischen 4½ und 5 Fuß. Die Gliedmaßen sind fein geformt, die Hautfarbe schön braun, bald mehr gelblich zimmtbraun, bald mehr röthlich kupferbraun. Das lange schwarze Haar ist ganz schlicht, nicht lockig; der Bartwuchs sehr schwach. Der runde kurze Kopf zeichnet sich durch breite Backenknochen und sehr platte Nase aus; die Nasenflügel und der Unterkiefer sind sehr breit, ebenso der Mund mit seinen dicken Lippen. Die Augen sind schwarz, nicht so eng geschlitzt und nicht so schief wie bei der nächst verwandten mongolischen Rasse.

Beim Vergleiche der Malayen mit den Singhalesen, die ich vor neunzehn Jahren in Ceylon genau kennen gelernt hatte, fand ich sowohl im Aeußeren als im Charakter manche Aehnlichkeit, die durch Anpassung an die gleichen Bedingungen eines sorglosen und glücklichen Lebens in der Fülle der Tropennatur zu erklären ist. Und doch empfand ich tief den durchgreifenden Unterschied zwischen beiden Rassen, der sich durch Vererbung von zwei verschiedenen, seit Jahrtausenden getrennten Rassenstämmen erklärt. Die Singhalesen gehören dem großen südöstlichen Zweige der arischen oder indogermanischen Rasse an; sie sind lockenhaarig; die schlichthaarigen Malayen dagegen sind näher der mongolischen Völkerfamilie verwandt, zu der die Chinesen und Japaner gehören. Während aber diese letzteren Culturvölker seit Jahrtausenden sich zu einer Höhe der Civilisation erhoben haben, die derjenigen der arischen Rasse nicht nachsteht, sind selbst die höheren Glieder der malayischen Rasse immer auf der Stufe der Barbarvölker stehen geblieben.

X. Von Sumatra nach Jena.

Auf keiner meiner vielen Seereisen habe ich so sehr in den besonderen Charakter der Inselbildungen mich vertieft, mich so an dem reinen Inselgenuß erfreut wie auf dieser meiner letzten großen Reise. „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle!" Dieses Wort von Goethe kam mir oft wieder auf dieser malayischen Reise in den Sinn, als ich Hunderte von größeren und kleineren grünen Inseln vom Bord des Dampfers an mir vorüber gleiten sah, als ich auf zwei der größten und schönsten Inseln der Erde, auf Java und Sumatra, ihre großartige vulcanische Natur, ihre reiche tropische Thier- und Pflanzenbevölkerung, ihre naturwüchsigen Menschenrassen studiren konnte.

Als achtjähriger Knabe hatte ich kein Buch lieber als „Robinson Crusoe", und in vielen Jugendträumen spielte das einsame Naturleben auf einer entfernten Insel eine Hauptrolle. Als zwanzigjähriger Student konnte ich im Herbst 1854 zum ersten Male auf Helgoland einen Monat auf einer Insel verleben; unter der Leitung meines großen Meisters Johannes Müller lernte ich dort die wunderbare Thier- und Pflanzenwelt des Meeres kennen, deren Erforschung später mein Lieblingsstudium wurde. Mächtig wuchs diese Neigung, als ich fünf Jahre später ein ganzes Jahr in Italien verweilte und auf Capri und Ischia, besonders aber auf Sicilien die eigenthümlichen Reize der mediterranen Inselnatur eingehender studiren konnte. Die dort gewonnene reiche Ernte an Naturerkenntniß wurde für mich der Anlaß, später noch viele andere Inselreisen, sowohl im östlichen als im westlichen Mittelmeere, auszuführen. Den Winter von 1866 auf 1867 brachte ich auf den canarischen Inseln zu und lernte auf Madeira und Teneriffa, auf Gran Canaria und Lanzerote wieder einen ganz anders gearteten vulcanischen Archipel kennen. Als ich dann endlich 1881 den kühnsten Traum meiner Jugend verwirklichen und die ersehnte erste Tropenreise ausführen konnte, da glaubte ich, in der herrlichen Wunderinsel Ceylon nicht nur die reichste Entfaltung des organischen Lebens, sondern auch die anziehendste Inselbildung gefunden zu haben.

Jetzt, auf der Rückreise von Insulinde nach Jena, kamen mir alle diese früheren Eindrücke wieder lebhaft in Erinnerung und forderten mich auf, sie mit den neu gewonnenen Anschauungen des letzten halben Jahres zu vergleichen. Und da konnte ich mir denn klar machen, daß diese letzteren abermals eine neue große Bereicherung der Naturerkenntniß und des Naturgenusses für mich bedeuteten. Ceylon ist zwar in mancher Beziehung noch interessanter und reicher als Java und Sumatra; aber in anderen Beziehungen sind wieder diese letzteren Inseln der ersteren überlegen. Eine eingehende Vergleichung derselben, sowohl vom Gesichtspunkte der Kunst als der Wissenschaft, lehrt uns, daß die unermeßliche Schöpferkraft unserer Mutter Erde in jeder dieser Inseln ein neues und eigenartiges individuelles Gebilde hervorgebracht hat.

Fragen wir uns, worin denn eigentlich der eigenthümliche *Reiz der Inseln*, ihre mächtige Anziehungskraft für viele Naturforscher insbesondere besteht, so finden wir ihn zunächst wohl in der geschlossenen Einheit dieser geographischen Individuen, in der Eigenthümlichkeit ihres geologischen und biologischen Charakters, in ihrer Verschiedenheit von den näheren oder ferneren Nachbargebieten. Den wahren Schlüssel zum Verständniß dieses *individuellen Charakters* aber hat uns erst unsere moderne Entwicklungslehre gegeben. Die Geologie hat uns gelehrt, wie die Inseln und ihre Bevölkerung sehr verschiedenen Ursprunges sind. Die meisten und größten sind *Continentalinseln*, die früher mit dem benachbarten Festlande in Zusammenhang gestanden haben und durch Senkung des Meeresbodens davon abgetrennt worden sind; so Ceylon und die großen Sundainseln: Java, Sumatra, Borneo. Davon ganz verschieden sind die *oceanischen Inseln* (oft auch als „parasitische Eilande" bezeichnet); sie sind unabhängig vom benachbarten Festlande aus dem Meeresboden empor gestiegen, entweder in Folge vulcanischer Eruptionen (z. B. die canarischen Inseln) oder durch das Wachsthum von Korallenstöcken, oder durch die vereinte Thätigkeit beider Factoren (wie die meisten „Koralleninseln" der Tropenzone). Als eine dritte Gruppe kann man die unbedeutenden *Correnteninseln* oder Schwemminseln unterscheiden; sie verdanken ihre Entstehung den Correnten oder Meeresströmungen, welche besonders an flachen und lagunenreichen Küsten Sand, Schlamm, zerriebenes Korallengestein u. dergl. zusammen führen.

Weiterhin ist aber das *biologische Studium der Inseln* von ganz besonderer Bedeutung für die Descendenztheorie geworden; die Fülle von merkwürdigen Thatsachen, welche uns die eigenthümliche Fauna und Flora der Inseln und ihre Beziehungen zu den benachbarten Inseln und Festländern bieten, ist nur zu erklären durch unsere moderne Abstammungslehre und die eng damit verknüpfte Migrationstheorie, die Lehre von der Wanderung und Verbreitung der Thier- und Pflanzenarten. Das hatte zuerst *Charles Darwin* klar erkannt; in seinem epochemachenden Hauptwerk „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" (1859) sind zwei von den vierzehn Capiteln der geographischen Verbreitung gewidmet. In der umfassenden geistreichen Weise, mit der der große englische Naturforscher Tausende

von Thatsachen einheitlich zusammen zu fassen und durch eine einfache gemeinsame Ursache zu erklären verstand, hat er hier die verwickelten Erscheinungen der Chorologie oder „biologischen Geographie und Topographie" erläutert. Alle diese Thatsachen erklären sich sehr einfach durch die Annahme gemeinsamer Abstammung der Arten, ihrer Ausbreitung durch Wanderung und Entstehung neuer Formen durch Anpassung an die neuen Existenzbedingungen in den neu besiedelten Gebieten. Dabei sind besonders wichtig die natürlichen Schranken, welche sich den Wanderungen aus einem Gebiete in das andere entgegen stellen, und die Isolirung oder Separation in abgeschlossenen Gebieten. Diese Verhältnisse hat später besonders Moritz Wagner erörtert und darauf eine besondere „Migrationstheorie" gegründet. Daß diese letztere nicht im Gegensatze zum eigentlichen „Darwinismus", d. h. zur „Selectionstheorie", steht, sondern vielmehr in deren Rahmen als wesentlicher Bestandtheil einzuschließen ist, habe ich im vierzehnten Capitel meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" zu zeigen versucht. Da kein einziger Gegner der Descendenztheorie eine andere Erklärung für die mannigfaltigen Thatsachen der Chorologie zu geben vermocht hat, so erblicken wir in diesen letzteren gewichtige „indirecte Beweise" für die Wahrheit der ersteren.

Nun ist aber für diese bedeutungsvollen Fragen kein anderer Theil der Erde von so großem Interesse als unser schönes Insulinde, das ausgedehnte Inselgebiet, dessen Flächenraum mehr als zwei Millionen Quadratkilometer beträgt, nahezu das Vierfache vom Areal unseres neuen Deutschen Reiches. Nicht allein an Zahl und Größe seiner Inseln, sondern auch an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Bevölkerung von Menschen, Thieren und Pflanzen übertrifft der malayische Archipel weitaus alle anderen Inselgebiete der Erde. Er hat daher ganz naturgemäß für unsere moderne Chorologie und die darauf mitgestützte Descendenztheorie eine ganz besondere Bedeutung gewonnen und auf zahlreiche Naturforscher eine vorzügliche Anziehungskraft ausgeübt. Die merkwürdigen Thatsachen dieser „Malayischen Chorologie" waren es, die vor vierundvierzig Jahren den verdienstvollen englischen Naturforscher Alfred Wallace, unabhängig von Darwin, zu dem wichtigen Grundgedanken der Selectionstheorie führten, und zugleich zu jener Scheidung des östlichen austral-malayischen und des westlichen indo-malayischen Archipels, welche ich früher in dem Reisebriefe über Sumatra besprochen habe[1]). In einem besonderen größeren Werke über „Island life" hat Wallace später (1880) die vielen verwickelten Probleme eingehend erörtert, welche die geologischen und chorologischen Veränderungen dieses wunderbaren Inselgebietes uns stellen.

Daß ich in meinen anspruchslosen „Malayischen Reisebriefen" dieses Gebiet kurz als „Insulinde" bezeichnet habe, ist mehrfach getadelt worden, und ein Kritiker fand, daß ich diesen Namen „nicht mit besonderem Geschmacke" geschaffen habe. Diesen Vorwurf muß ich deshalb ablehnen, weil jene kurze und bequeme Bezeichnung für den ostindischen oder malayischen Archipel nicht

[1]) Juli-Heft 1901 der „Deutschen Rundschau", S. 94.

von mir herrührt, sondern seit vierzig Jahren daselbst in Gebrauch ist. Viele Hôtels in den größeren Städten von Java und Sumatra führen den Titel „Insulinde", und in vielen holländischen Erzählungen und Dichtungen wird dieser Name ebenfalls gebraucht. Dagegen ist die später statt dessen vorgeschlagene Bezeichnung „Indonesien" nicht in weiteren Gebrauch gekommen. Der Autor des Namens „Insulinde" ist der bekannte holländische Schriftsteller und Politiker Eduard Douwes Dekker, welcher 1860 unter dem Pseudonym Multatuli den berühmten Tendenzroman „Max Havelaar" veröffentlichte. Dieser merkwürdige Roman enthält eine höchst lebendige Schilderung der javanischen Verhältnisse, die Dekker als dortiger Regierungsbeamter (zuletzt Assistentresident von Lebak) in den Jahren 1840—1857 gründlich kennen lernte. Die Enthüllungen, die er darin über das Leben der unterdrückten Eingeborenen in diesem tropischen Paradiese machte, über die grausame Tyrannei der indischen Fürsten und die herzlose Habgier der mit ihnen verbündeten holländischen Kaufleute, erregten damals in Holland ein ähnliches Aufsehen wie in Nordamerika acht Jahre früher der berühmte Roman von Harriet Beecher-Stowe „Onkel Tom's Hütte". Wie dieses letztere Buch sehr viel zur Aufhebung der Sklaverei beitrug, so auch „Max Havelaar" zur Beseitigung vieler schwerer Mißstände in der Regierung der indischen Colonien. Im Uebrigen war Multatuli ein zu großer Idealist, um durch seine späteren Schriften bedeutende praktische Erfolge zu erzielen; seine späteren unglücklichen Lebensverhältnisse sind jedoch geeignet, für den aufopfernden Altruisten vielfach herzliche Theilnahme zu erwecken. Außer mehreren holländischen Biographien desselben (von Vosmaer u. A.) ist 1899 auch eine deutsche von Spohr erschienen.

Während meines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Insulinde war häufig von Multatuli die Rede, und die bedeutenden neueren Reformen des niederländischen Colonialsystems, zu denen er vielfach die Anregung gab, wurden sehr anerkannt. Auf diese politischen und nationalökonomischen Verhältnisse hier näher einzugehen, will ich schon deswegen unterlassen, weil mein werther jüngerer College, Professor Günther Anton aus Jena, der gleichzeitig mit mir auf Java und Sumatra reiste, gegenwärtig mit Ausarbeitung eines besonderen Werkes darüber beschäftigt ist.

Daß das gegenwärtige holländische Regierungssystem in Insulinde, im Ganzen betrachtet, vortrefflich ist, und daß es in vieler Beziehung allen anderen Colonialregierungen, insbesondere auch den englischen und deutschen, als Muster empfohlen werden kann, darüber sind Wallace und die meisten neueren Reisenden einig. Das beste Zeugniß dafür ist der blühende Zustand von Java selbst, von ihrer reichsten und wichtigsten Colonie. Die Bevölkerung dieser Insel hat sich während des neunzehnten Jahrhunderts um das Achtfache vermehrt, von 3 Millionen auf mehr als 24 Millionen. Die malayische Bevölkerung erfreut sich inmitten ihrer paradiesischen Natur eines allgemeinen Wohlstandes und des höchsten Glückes, der Zufriedenheit. Nur auf zwei Punkte möchte ich dabei noch besonders aufmerksam machen, weil wir sie in unseren neuen deutschen Colonien — zu unserem großen Nachtheil — nicht

berücksichtigen; erstens, daß man die Eingeborenen, größten Theils Malayen, in ihren nationalen Gewohnheiten und Sitten möglichst ungestört läßt, und zweitens, daß man sie mit den gewaltsamen Bekehrungsversuchen der Mission verschont.

Was zunächst die Verhältnisse der *inneren Regierung* und Verwaltung von Insulinde betrifft, so haben es die Holländer vortrefflich verstanden, die Eingeborenen selbst dazu möglichst weitgehend zu verwenden und doch dabei ihrer Oberleitung stets die unbedingte Autorität zu sichern. Befreit von der drückenden Tyrannei und Willkür ihrer früheren malayischen Fürsten, fühlen sich die Eingeborenen unter dem klugen und wohlwollenden Regiment der Holländer sehr zufrieden. Ihre Sprache und die altererbten Volkssitten werden geschont, und für den Unterricht wird nur so viel gethan, als für die niedere geistige Capacität der malayischen Rasse wünschenswerth und zweckmäßig erscheint. Dagegen vermeidet man es, denselben diejenigen Verhältnisse der europäischen Civilisation aufzwingen zu wollen, die zwar uns selbst sehr wichtig und wünschenswerth erscheinen, aber Jenen weder willkommen noch nützlich sind. In dieser Beziehung können unsere deutschen Colonialbeamten noch sehr viel von den praktischen Holländern lernen.

Dasselbe gilt von den Verhältnissen des religiösen Lebens; jede zwangsweise Bekehrung zu einer Confession wird vermieden, und die Thätigkeit der Missionen möglichst eingeschränkt. Die segensreiche Folge davon ist der *religiöse Friede*, der jeden freier denkenden Europäer höchst angenehm berührt und von den widerwärtigen Confessionskämpfen in Europa sehr vortheilhaft absticht. Auffallen wird dem Reisenden im größten Theile von Insulinde das Zurücktreten des religiösen Cultus überhaupt; von Priestern und Congregationen sieht man nur wenig, und ebenso von kirchlichen Festen und Feiern. Und doch reist man durch den größten Theil des niederländischen Archipels — insbesondere durch ganz Java — sicherer und ruhiger als durch viele Theile von Europa. Zumeist liegt das wohl an dem sanften und unterwürfigen Charakter der Malayen und den geordneten Verhältnissen der Verwaltung, theilweise aber auch an der Friedfertigkeit und Toleranz der verschiedenen neben einander bestehenden Confessionen.

In ihrer großen Mehrzahl sind die Malayen Bekenner des *Islam*; aber der mohammedanische Cultus und Glauben, der uns hier entgegentritt, ist himmelweit verschieden von demjenigen, welchen wir im Orient, in der Türkei und Aegypten, in Algier und Marokko antreffen. Von dem bekannten Fanatismus dieser mediterranen Islambekenner ist in den meisten Gegenden von Insulinde kaum etwas zu spüren; ausgenommen sind nur diejenigen Bezirke, aus welchen öfter zahlreiche Pilger nach Mekka geschickt und dort von dem religiösen Wahnsinn der Araber angesteckt werden — so die Bewohner von Bantam in Westjava und von Lampongs in Ostsumatra.

Eine Hauptursache der großen Verschiedenheit zwischen dem arabischen Islam in den mediterranen Ländern und dem malayischen Islam von Insulinde scheint mir durch die ganz verschiedene Stellung der Frau in beiden Gebieten gegeben zu sein. Im mediterranen Orient wird die Frau

vom öffentlichen Leben streng abgeschlossen und im Harem eingesperrt; wenn sie auf die Straße geht, darf sie nur tief verschleiert und womöglich in Begleitung erscheinen. Davon ist in Insulinde gar keine Rede; der Verkehr beider Geschlechter ist hier ganz zwanglos. Die malayischen Frauen in Java und Sumatra gehen größten Theils ganz ohne Schleier und sind nicht entfernt von so eifersüchtiger Ueberwachung gequält, wie es dort der Fall ist. Auch ist hier die Ehescheidung sehr leicht; sie kostet nur ein paar Gulden und wird oft geübt — sehr zum Vortheil der beiden Gatten, die nicht durch Liebe zusammen gehalten werden. Auch kommt es nicht selten vor, daß geschiedene Eheleute nach einiger Zeit sich wieder vereinigen. Da die Malayen sehr kinderlieb, und ihre Kinder gewöhnlich allerliebste Geschöpfchen sind, nehmen sie auch keinen Anstoß daran, wenn die Frau ihrem Manne gleich einige muntere Kinderchen in die Ehe mitbringt. Freilich werden diese vielen Europäern entsetzlich erscheinenden Verhältnisse auch dadurch begünstigt, daß der Lebensunterhalt der anspruchslosen Malayen sehr billig ist; für die tägliche Nahrung der Person genügen 15—20 Pfennige.

Die freundliche Theilnahme, welche die Leser meinen zwanglosen „Malayischen Reisebriefen" bisher geschenkt haben, verpflichtet mich, ihnen auch von meiner Heimreise noch einen kurzen Bericht abzustatten. Sie verlief sehr angenehm und glücklich, so daß ich beim Abschlusse derselben, am 31. März in Neapel landend, das alte Sprichwort gelten lassen konnte: „Ende gut, Alles gut!" In der That vereinigten sich alle Umstände, um meine Rückreise mit freundlichen Eindrücken auszustatten: Vortreffliche Schiffe, schönstes Frühlingswetter, ruhige und schnelle Seefahrt, anregende Gesellschaft — und endlich das Beste bei der Heimkehr von allen Tropenreisen: die frohe Zuversicht, bald wieder in die altgewohnten Geleise der gemüthvollen Häuslichkeit und des europäischen Geisteslebens mit seinen vielseitigen Anregungen einzutreten.

Der niederländische Dampfer „Soembing", von Rotterdam kommend, traf etwas verspätet am frühen Morgen des 5. März in Padang ein und fuhr schon nach wenigen Stunden Aufenthalt nach Batavia weiter. Meine lieben Gastfreunde, die Familie Delprat und der Consul Schild, begleiteten mich an Bord und empfingen dort den letzten Ausdruck meines herzlichen Dankes für das viele Gute und Schöne, was ich während meines Aufenthaltes von ihnen erhalten hatte. Da unser Schiff ziemlich weiten Abstand von der Küste einhielt, erfreuten wir uns noch zwei Tage lang an dem großartigen Anblick des mächtigen Barisan-Gebirges, dessen langgestreckte blaue Gipfelkette sich hoch über den grünen Vorbergen und zahlreichen Inseln des Küstensaumes erhob. Prachtvoll waren die beiden milden Nächte, in denen der Vollmond seinen hellen Silberglanz über die dunklen Fluthen des leichtbewegten Oceans ergoß.

Einen Tag Aufenthalt in Batavia benutzte ich noch zu verschiedenen Besorgungen und Einkäufen. Ich genoß diesmal die liebenswürdige Gastfreundschaft unseres vortrefflichen deutschen Consuls, Herrn von Syburg. Ein herrlicher Waringinbaum (Ficus benjaminea), der im Vorgarten seiner schönen

Wohnung stand, lieferte mir Stoff zu meinem letzten Aquarell von Java; die gewaltige Krone dieses Feigenbaumes beschattete einen Raum, unter welchem viele Hütten Platz gehabt hätten. Ein fröhliches Mittagessen in der angenehmen Gesellschaft des Major Müller und seiner Frau Gemahlin nahmen wir auf der schönen Veranda des stattlichen Consulatsgebäudes ein. In dem Toast, welchen meine Freunde mir zum Abschied weihten, wurde auch des Molukkenkrebses „Mimi" gedacht, des Limulus, von dem mir dieselben früher zwei schöne Exemplare nach Buitenzorg gesandt hatten. Ich selbst aber gedachte dabei seines lieben Vetters, unseres einheimischen Flußkrebses, über dessen Nerven ich einst meine Doctordissertation geschrieben hatte. Zufällig war gerade heute der Tag, an welchem ich auf Grund derselben vor vierundvierzig Jahren in Berlin zum Dr. med. promovirt worden war (am 7. März 1857).

Am Abend dieses Tages nahm ich von der schönen Smaragdinsel Java Abschied und schiffte mich auf dem holländischen Dampfer „Reael" ein, um in vier Tagen nach Penang zu fahren und dort den Anschluß an den Dampfer des Norddeutschen Lloyd zu erreichen. An Bord des „Reael" hatte ich das Vergnügen, das Ehepaar Geßner anzutreffen, welchem ich vor zwei Monaten in Brambanan einen Besuch abgestattet hatte; sie fuhren nach Deutschland zurück, wo ihre Söhne schon seit längerer Zeit die Schule besuchen; ich reiste in ihrer angenehmen Gesellschaft bis Genua.

Da in Singapore neuerdings mehrere Pestfälle vorgekommen waren, berührten wir diesen Ort nicht, sondern fuhren direct durch die Malakkastraße nach Penang. Tags über gewährte mannigfache Unterhaltung das Spiel der wechselnden Monsunwolken, deren hohe Thürme in langen Scharen gereiht am Himmel aufzogen; Abends bei Sonnenuntergang kleideten sie sich in die prächtigsten Farben. An der Oberfläche des Meeres ergötzten uns Schwärme von munteren Delphinen, die in raschem Laufe das Schiff begleiteten und oft ihre Springkünste zeigten. Dazwischen erschienen Scharen von großen blauen und gelben Medusen aus der Familie der Rhizostomen oder Wurzelquallen.

Ein eigenthümliches Schauspiel gewährte das Meer, als wir am Nachmittag des 10. März den Aequator kreuzten; die Oberfläche war in weiter Ausdehnung, mehrere Stunden lang, rothgelb gefärbt, theils rein orangeroth, theils schmutzig lehmgelb. Bald erschien der ganze Meeresspiegel gleichmäßig gefärbt, bald von parallelen rothen, mehrere Meter breiten Bändern durchzogen, welche mit ebenso breiten grünen Bändern ganz regelmäßig abwechselten; offenbar eine Wirkung des Wellenschlages. Als ich mittelst eines Eimers etwas von der rothen Masse an Bord ziehen ließ, erschien dieselbe dem unbewaffneten Auge im Glasgefäß bei durchfallendem Licht wie fein gehacktes gelbes Stroh, in feinen und gröberen Flocken zusammengehäuft. Die mikroskopische Untersuchung bestätigte meine Vermuthung, daß dieselben aus gewaltigen Anhäufungen jener kleinen, gelben Urpflänzchen bestehen, welche auch im Rothen Meer vorkommen und demselben seinen Namen gegeben haben, ebenso wie auch dem chinesischen Gelben Meere. Jede Flocke erscheint zusammengesetzt aus gekreuzten und mit einander durch Gallerte verklebten Faden-

bündeln; jeder Faden besteht aus einer Reihe von kleinen, scheibenförmigen Zellen, die gleich den Münzen einer Geldrolle an einander gereiht sind. Die Chromaceen (oder Schizophyceen), zu welchen diese Urpflänzchen, Trichodesmium genannt, gehören, sind unseren Oscillarien und Nostocaceen des süßen Wassers nahe verwandt; sie werden gewöhnlich als „einzellige Algen" bezeichnet. Indessen die echten Algen oder Tange sind vielzellige und gewebebildende Pflanzen; jene Protophyten dagegen bilden noch keine Gewebe; ja ihre sogenannten „Zellen" sind noch nicht einmal echte Zellen, da sie des charakteristischen inneren Bestandtheiles derselben, des Zellkerns, entbehren. Eigentlich sind sie nur einfache, gefärbte Plasmakörnchen, gleichwerthig den Chlorophyllkörnern in den Zellen der höheren Pflanzen; sie gehören zu den einfachsten uns bekannten Organismen und sind deshalb von höchstem theoretischem Interesse, weil sie eine starke Stütze für die Hypothese der Urzeugung oder Archigonie geben (der sogenannten „Generatio spontanea" in einem ganz beschränkten Sinne!); sie machen uns begreiflich, wie im Beginne des organischen Lebens auf unserem Erdballe die ersten und einfachsten Organismen durch Archigonie aus einfachen anorganischen Verbindungen entstanden sind.

In Penang langten wir bereits in der Morgenfrühe des 12. März an. Die Muße dieses Tages benutzte ich zu einem längeren Besuche des schönen botanischen Gartens, den ich schon auf der Herreise bewundert und in meinem ersten Reisebriefe erwähnt hatte. Damals, am Ende der hiesigen Regenzeit, prangte die ganze Vegetation im herrlichsten Grün; jetzt, in Folge längerer Trockenheit, waren die Rasenplätze gelb, und viele Pflanzen verdorrt; die kühle, schattenreiche Schlucht mit dem Wasserfall erschien jedoch um so anziehender. Eine große Anzahl prachtvoll blühender Orchideen gewährte besonderen Genuß. Gegen Abend machte ich noch mit meinem trefflichen Jenenser Collegen Anton und seiner Frau Gemahlin, die gleich mir auf der Heimreise begriffen waren und mir eine angenehme Gesellschaft blieben, eine sehr unterhaltende Jinrickschafahrt durch die interessantesten Stadtviertel von Penang Die drei bezopften chinesischen Kulis, welche uns in raschem Trabe durch die belebten Straßen fuhren, waren von rührendem Wetteifer erfüllt, sich zu übertreffen. Wir fuhren an der schönen Villa vorbei, in welcher ich auf der Herreise im September Herrn Max Heusly besucht hatte. Als ich den Besuch wiederholen wollte, mußte ich zu meinem großen Bedauern erfahren, daß dieser liebenswürdige junge Mann inzwischen plötzlich ein Opfer der Dysenterie geworden sei.

Am frühen Morgen des 13. März lief der erwartete Dampfer des Norddeutschen Lloyd in den Hafen von Penang ein und setzte seine Fahrt schon um 10 Uhr Vormittags fort. Es war das neue Prachtschiff „Kiautschou", im Auftrage der Hamburg-Amerika-Linie erbaut, und erst vor drei Monaten vom Stapel gelaufen; es kam gerade von seiner ersten Fahrt nach Ostasien zurück, welche es Weihnachten 1900 angetreten und mit glänzendem Erfolge bestanden hatte. Der gewaltige Koloß, doppelt so groß als die „Oldenburg", auf der ich meine Hinreise nach Insulinde ausgeführt hatte, übertraf in jeder Beziehung alle anderen, im Hafen von Penang ankernden Dampfer bei Weitem und erregte das Erstaunen der zahlreichen Besucher, die in der kurzen Zeit

seines Aufenthaltes an Bord kamen. Alles, was ich in meinem ersten Malayischen Reisebriefe über die schöne und höchst zweckmäßige Einrichtung der „Oldenburg" meinen Lesern erzählt habe, findet erhöhte Anwendung auf dieses Oceanungeheuer. Der Gehalt der „Kiautschou" beträgt 11 000 Registertonnen, der tägliche Kohlenverbrauch 140 Tonnen (= 2800 Centner), die tägliche Geschwindigkeit 300—340 Seemeilen; gegen 9000 Pferdekräfte sind dabei thätig. Die Besatzung beträgt über 200 Köpfe.

Der schwimmende Palast der „Kiautschou" ist in drei Theile geschieden, von denen der mittlere die Passagiere erster, der hintere diejenigen zweiter und der vordere die dritter Classe aufnimmt; über 2000 Personen finden auf ihr Platz. Das Mittelstück ist sechs Stockwerke hoch; oben ein „Sonnendeck", auf welchem vorn der Capitän und die Schiffsofficiere ihre Wohnungen und Arbeitsräume haben; darunter zwei „Promenadendecke" mit gedeckter breiter Galerie (oberes und unteres); dann folgt weiter unten das „Oberdeck", darauf das „Hauptdeck", ganz unten endlich der tiefe Raum zur Aufnahme der Kohlen, Vorräthe u. s. w. Im Vordertheile des oberen Promenadendecks befindet sich ein geräumiger Musik- und Lesesalon, darunter (im unteren Promenadendeck) ein prachtvoller Speisesaal, der die ganze Breite des Schiffes einnimmt. Die zahlreichen Cabinen sind höchst comfortabel eingerichtet und mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet. In jeder Cabine ist ein besonderer elektrischer Fächer angebracht, eine kleine Windmühle, deren Flügel durch Elektricität in pfeilschnelle Umdrehungen versetzt werden und gleich einer Miniaturpunka beständig einen frischen Luftstrom erzeugen. Die elektrischen Lampen sind in allen Schiffsräumen, besonders aber in den Salons, in so großer Zahl angebracht, daß das schwimmende Hôtel Abends einen märchenhaften Glanz verbreitet.

Daß Verpflegung und Bedienung auf der „Kiautschou" nicht hinter den ausgezeichneten, früher geschilderten Verhältnissen der „Oldenburg" zurückstehen, versteht sich von selbst. Auch der verwöhnteste Reisende, der in den großen continentalen Hôtels ersten Ranges die höchsten Ansprüche zu machen gewohnt ist, kann hier alle seine Wünsche befriedigen. Das gilt insbesondere von den lucullischen Mahlzeiten, der feinen Hamburger Küche und den auserlesenen Getränken. Das beste Münchener Bier, auf Eis gelegen und frisch vom Fasse verzapft, ist jetzt als Specialität der Norddeutschen Lloyddampfer in ganz Ostasien berühmt; auch auf unserem Schiffe fand es so allgemeinen und anhaltenden Beifall, daß der riesige Vorrath trotz seiner unglaublichen Ausdehnung doch noch vor Ende der Reise erschöpft war. Außerdem war für musikalische Unterhaltung sowohl täglich durch die regelmäßigen doppelten Concerte der trefflichen Schiffscapelle gesorgt, als auch durch Gesangs- und Instrumentalvorträge von verschiedenen Passagieren. Nicht minder war Gelegenheit für Spiele und unterhaltende Lectüre aller Art geboten.

Da der Andrang von Passagieren für diese erste Rückfahrt der „Kiautschou" sehr groß war, mußte ich es mit besonderem Danke anerkennen, daß mir von der Direction des Norddeutschen Lloyd auch diesmal, ebenso wie auf der Hinreise, eine eigene gute Cabine zum ausschließlichen Gebrauche reservirt war. Als ich an Bord kam, fand ich dieselbe mit dem Bilde Darwin's geschmückt und mit

schönen Farnkräutern und Blumen, darunter die Gloriosa superba, die rothe Prachtlilie von Indien. Diese freundliche Ueberraschung verdankte ich einem früheren Schüler, dem Schiffsarzte, Dr. Wilhelm Specht aus Hamburg, der vor sechs Jahren meine Vorlesungen und zoologischen Uebungen in Jena mit besonderem Eifer und Fleiße besucht hatte. Er nahm sich auch der fortgesetzten Behandlung meines steif gewordenen Kniegelenks mit größter Sorgfalt an, so daß ich drei Wochen später wieder leidlich gehen konnte. Auch die täglichen Mahlzeiten nahm ich zusammen mit ihm und einem sehr intelligenten englischen Arzte, Dr. Tunzelmann, ein, den ich schon in Singapore hatte kennen gelernt. Wir saßen mit der liebenswürdigen Gemahlin des Letzteren, mit einem aus China zurückkehrenden russischen Fregattencapitän, von Ketteler, und einem angenehmen deutschen Tabakpflanzer aus Sumatra, zusammen an einem der zahlreichen kleinen Tische, die an den Seitenwänden des großen Speisesaals vertheilt waren; ich denke noch mit Vergnügen an die vielseitig anregende Unterhaltung zurück, die das behagliche Mahl würzte.

Die große Mehrzahl der Passagiere erster Classe (über 250) nahm bei den Mahlzeiten an vier langen Tafeln Platz, die regelmäßig besetzt waren, da leise Anfälle von Seekrankheit sich nur selten bei einigen besonders nervösen Damen bemerkbar machten. Die schwer belastete „Kiautschou", deren ungeheure Laderäume fast ganz gefüllt waren, durchschnitt mit ihrem gewaltigen Körper die bewegte Meerfluth so ruhig und unerschütterlich, wie einen stillen Landsee. Selbst an den wenigen Tagen, an welchen ein frischer Gegenwind die schäumenden Wellen höher empor warf, wurde dadurch der ruhige, stete Gang des Riesenschiffes nicht gestört.

Mehr als die Hälfte der Passagiere erster Classe auf unserer „Kiautschou" waren Engländer, die aus dem östlichen und südlichen Asien nach Europa heimkehrten; und wie ich hörte, ist das jetzt der gewöhnliche Fall bei den Dampfern des Norddeutschen Lloyd. Es ist gewiß kein geringer Triumph für unsere angesehenste deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft, daß sie in der scharfen Concurrenz auf dem wichtigen Handels- und Verkehrswege nach Ostasien alle übrigen Nationen überflügelt und sogar die gefürchtete P.- and O.-Linie völlig besiegt hat. Diese letztere — die englische „Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company" — war früher allmächtig und galt noch vor zwanzig Jahren, als ich meine Reise nach Ceylon antrat, als die schnellste von allen Linien. Die meisten Engländer zogen sie den anderen Linien vor. Der Tadel, den ich damals (auf Grund vieler schlimmer Erfahrungen von anderen Reisenden) in meinen „Indischen Reisebriefen" (S. 23) über die P.- and O.-Linie aussprach, veranlaßte eine öffentliche Entgegnung eines Freundes der Letzteren. Inzwischen hat der Erfolg gezeigt, daß ich Recht hatte. Die große Mehrzahl der englischen Reisenden zieht heute die Beförderung auf unseren Norddeutschen Lloydschiffen vor, die jenen an Geschwindigkeit und Sicherheit nichts nachgeben, ihnen aber in Bezug auf freundliche Bedienung und gute Beköstigung weit überlegen sind.

Die kleinere Hälfte unserer Passagiere erster Classe bestand aus Deutschen und Holländern; diese hielten auch bei Tisch gut zusammen. Dagegen bestand

zwischen ihnen und den Engländern größtentheils eine scharfe, auch räumlich durchgeführte Trennung. Die Ursache derselben bildete nicht so sehr der ausgeprägte und gewohnte englische Nationalstolz, als vielmehr die allgemeine Entrüstung über den südafrikanischen Krieg, die sich nirgends so eifrig und von ganzer Seele äußerte als bei den den Boeren stammverwandten Holländern. Ich war erstaunt über die Heftigkeit, mit der in Java und Sumatra täglich dieser Krieg verurtheilt, jeder Sieg der Boeren und jede Niederlage der Engländer von den sonst so ruhigen Holländern bejubelt ward. Ich selbst schreibe das nur mit tiefem Bedauern; denn ich stehe seit mehr als vierzig Jahren in den nächsten Beziehungen zu den wissenschaftlichen Kreisen Großbritanniens; ich bewundere aufrichtig eine Nation, die auf so vielen Culturpfaden den übrigen europäischen Nationen voran gegangen ist und den Weg geebnet hat, eine Nation, der wir die wichtigsten politischen und socialen Fortschritte verdanken, eine Nation, die viele der größten Geister hervorgebracht hat. Um so mehr bedauere ich den rücksichtslosen nationalen Egoismus der Britten, und ihr Streben nach einer Universalherrschaft, die keiner anderen Nation neben sich Erfolge gönnt und Alles unter ihr eigenes Scepter beugen will — und das Alles unter der hochgetragenen Fahne einer christlichen Kirche, die den Altruismus predigt und den Egoismus verwirft!

Für die englische Gesellschaft auf unserer „Kiautschou" war es von besonderem Nachtheil, daß sich unter ihnen eine robuste Jungfrau befand, die ihren Mangel an Jugend und Schönheit durch ein höchst anmaßendes und unweibliches Benehmen auszugleichen suchte. Unter dem festen Tritte ihrer knochigen Figur ertönte während ihres täglichen Dauerlaufes das obere Promenadendeck; am Clavier schmetterte sie Arien mit solcher Vehemenz, daß der ganze Salon erzitterte; bei den Tanzvergnügen Abends hüllte sie ihren Oberkörper in so zartes durchsichtiges Schleiergewand, daß das geübte Auge des Bildhauers auf den ersten Blick ihre Untauglichkeit zum Modell erkannte; bei Tische endlich brach sie während ihrer überlauten Unterhaltung oft in so wieherndes Gelächter aus, daß die erstaunten Gesichter von mehr als zweihundert Tischgenossen sich plötzlich auf sie concentrirten. Erst als die nächsten Nachbartische den Angriffen der Walküre nicht mehr widerstanden und das Feld räumten, nahm sie in Sprache und Gebärden etwas gemäßigtere Manieren an. Ich hatte vermuthet, daß sie aus den Felsengebirgen Nordamerika's stamme und „Europa's übertünchte Höflichkeit nicht kannte". Um so mehr war ich erstaunt, zu hören, daß sie einem angesehenen Kreise Altenglands angehöre. Jedenfalls ist sie nur als eine seltene Ausnahme zu betrachten; es war sehr charakteristisch, daß einige feine und sehr gebildete englische Damen, mit denen ich mich öfter unterhielt, unaufgefordert ihre Beschämung über die seltsame Landsmännin bekannten und mich baten, ich möchte sie als eine exceptionelle Erscheinung ansehen.

Außer den schon genannten Landsleuten hatte mir der Zufall auch noch mehrere andere angenehme Reisegefährten auf der „Kiautschou" zugeführt: unter Anderen zwei geniale Künstler: den berühmten Maler Wassili Wereschtschagin, und den jugendlichen Prager Radirer und Holzschnittzeichner Emil

Orlik. Der Letztere kehrte von einem einjährigen Aufenthalte in Japan zurück und zeigte mir zahlreiche interessante Skizzen und Studien, die er in diesem merkwürdigen Lande der aufgehenden Sonne gezeichnet hatte. Wereschtschagin befand sich auf der Heimreise von den Philippinen, wo er Studien für neue Kriegsbilder gesammelt hatte. Großes Aufsehen erregten bekanntlich vor zwanzig Jahren die Bilder aus dem letzten russisch-türkischen Kriege, in denen er durch drastische Schilderung der Kriegsgreuel die Propaganda des Friedens zu fördern suchte, ferner vor fünfzehn Jahren die realistischen Bilder aus der heiligen Geschichte, in denen er die wichtigsten Lebensmomente Christi in dem wahren ethnographischen und geographischen Charakter von Palästina darstellt. Die außerordentliche Vielseitigkeit dieses fruchtbaren Malers mußte ich später auf Collectivausstellungen in Berlin, München und Frankfurt a. M. wiederholt bewundern. Die Naturtreue insbesondere, mit der er zahlreiche Porträts und Genrebilder des Orients, großartige Landschaften und Architekturen Indiens ausgeführt hatte, erregten meine aufrichtige Bewunderung. Sie vermehrte sich noch, als ich 1897 in Moskau, in der reichen Galerie Tretjakoff, eine Anzahl anderer hervorragender Gemälde von ihm kennen lernte. Es war mir daher sehr interessant, auf unserer gemeinsamen Seefahrt mit diesem großen Künstler persönlich mehrere Wochen zu verkehren, und in seinen aufrichtigen Aeußerungen über Natur- und Menschenleben mich an jener Reife des Urtheils und an jenem umfassenden Blick des Geistes zu erfreuen, welche die Frucht ausgedehnter Reisen in fremden Ländern und reicher persönlicher Erfahrungen sind. Bei Wereschtschagin kommt dazu noch, daß er größtentheils Autodidact ist und daß seine Großmutter eine Tatarin war. Er ist mit neunundfünfzig Jahren noch jetzt ein schöner stattlicher Mann, mit langem grauen Barte, höchst lebendigen Augen und sehr angenehmer Unterhaltungsgabe.

Interessante Einzelheiten wüßte ich sonst von meiner Heimreise nicht zu berichten. Das Frühlingswetter und die freundliche See blieben sich fast immer gleich. Einen halben Tag brachten wir am 17. März in Colombo, am 23. März in Aden zu; am Abend des letzten Tages genossen wir eines der wunderbarsten Farbenspiele, die ich je gesehen habe. Während bei und nach Sonnenuntergang der wolkenlose Himmel in allen Farben des Regenbogens prangte, überwiegend Gelb und Orange, kleidete sich die Küste von Aden und den kleinen vorliegenden Inseln in die prachtvollsten blauen, violetten und Purpurfarben. Als ich dieselben in mehreren flüchtigen Aquarellskizzen festzuhalten versuchte, fuhr Wereschtschagin mit dick gefülltem violetten Pinsel nochmals über meine Felsen und sagte: „So Etwas sollte man eigentlich nicht malen; wenn man es aber malt, kann man es nicht toll genug malen!"

Nachdem wir am 27. März glücklich den Suezkanal passirt hatten, begrüßte ich in der strahlenden Morgenfrühe des folgenden Tages in Port Said wieder mein geliebtes Mittelmeer. Der kühle Nordwind, der uns hier empfing, brachte uns willkommene Grüße aus der theuren Heimath. In der Nacht vom 30. und 31. März passirten wir die Meerenge von Messina, diese mir besonders werthe Erinnerungsstätte. Um 2 Uhr Morgens fuhren wir nahe

an der liparischen Insel Stromboli vorbei, deren Krater in Zwischenräumen von 6—9 Minuten eine Feuergarbe gen Himmel sandte; an der Nordseite der Insel sahen wir den glühenden Lavastrom abfließen. Am frühen Morgen des 31. März tauchte die Sphinxgestalt der Insel Capri vor uns auf; ich fuhr nahe an derselben vorüber, nicht ahnend, daß kaum eine Stunde entfernt, meine liebe Tochter Lisbeth mit ihrem Manne, dem bekannten Kilimandscharoforscher Professor Hans Meyer, auf Capri weilte. Beide hatten mich in Neapel bei meiner Rückkehr empfangen wollen, aber erst vierzehn Tage später auf dieselbe gerechnet. Meine ursprüngliche Absicht, diese beiden Wochen noch in Aegypten zu bleiben, hatte ich unterwegs aufgeben müssen.

In Neapel lag unser Dampfer von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags vor Anker. Ich benutzte diese sechs Stunden zu einem Besuche des Museo Nazionale und einer Spazierfahrt über den Posilipp. Die schöne Landschaft erschien noch sehr winterlich in Folge der ganz ungewöhnlichen Kälte, welche die Monate Februar und März in diesem Jahre gebracht hatten. Sehr unfreundlich, mit Sturm und kaltem Regen, empfing uns der erste April in Genua, um 4 Uhr Nachmittags. Mit Erlaubniß des Capitäns, des vortrefflichen Herrn Lüneschloß, blieb ich die Nacht noch an Bord des Schiffes und verließ dasselbe erst am folgenden Tage, mit herzlichem Danke gegen den Capitän, die Officiere und den Arzt des Schiffes. Nachdem ich am 2. April meine Sachen gepackt und in Genua, bei sehr unfreundlichem kalten Regenwetter, noch mehrere Geschäfte besorgt hatte, fuhr ich am Abend desselben Tages nach Mailand. Mit ganz besonderem Behagen übernachtete ich zum ersten Male seit sieben Monaten wieder in einem Europäischen Hôtel.

Am 3. April fuhr ich von Mailand bei kaltem Winterwetter über den Gotthard, auf dessen Paßhöhe diesseits und jenseits noch tiefer Schnee lag; mehrere Lawinen hatten ihre Schneemassen bis dicht an den Bahndamm gewälzt. Am liebsten wäre ich direct nach Hause gefahren. Doch zog ich vor, noch drei Wochen in Baden-Baden zu bleiben. Auf den erprobten Rath meines trefflichen Arztes, Hofrath Dr. Obkircher, gebrauchte ich täglich Dampfbäder und schwedische Heilgymnastik. Zugleich erholte ich mich bei der guten Verpflegung des „Französischen Hofes", und im Vollgenusse des deutschen Frühlings, der jetzt all' seine Reize zu entfalten begann, von den vielen Strapazen der glücklich überstandenen Tropenreise. Der Erfolg war so ausgezeichnet, daß ich schon nach drei Wochen wieder mehrstündige Spaziergänge auf den waldigen Bergen von Baden unternehmen und mich der prachtvollen Natur dieses schönsten aller deutschen Bäder erfreuen konnte. Vollkommen wiederhergestellt fuhr ich am 28. April nach Jena und genoß das Glück, nach achtmonatlicher Trennung wohlbehalten in die Arme meiner theuren Familie zurückzukehren.

Die Empfindungen, mit denen ich jetzt an meine Insulindefahrt zurück denke, kann ich nicht besser ausdrücken, als mit den Worten meines Collegen Richard Semon, der am Schlusse seiner ausgezeichneten Reise nach Australien und nach den Küsten des Korallenmeeres sagt:

„Wenn ich jetzt zurückblicke und mich frage: Was ist mir diese Reise gewesen? so denke ich nicht der greifbaren Förderung, die meine wissenschaftlichen Arbeiten durch Gewinnung eines reichen und in vieler Beziehung sehr eigenartigen Materials erfahren haben. Viel höher schätze ich die große Anregung auf allen Gebieten naturwissenschaftlichen Denkens, die den reisenden Forscher veranlassen, unendlich Vielem Beobachtung und Nachdenken zu widmen, das für ihn zu Hause, wo er allein den Weg seiner Specialforschung zu wandeln gewohnt ist, nicht vorhanden ist. Nicht Zersplitterung, sondern einseitige Specialisirung ist die Hauptgefahr, die heute die Vertreter der so hoch, aber deshalb so specialisirt entwickelten Naturforschung bedroht . . . . . Ebenso wichtig als der Gewinn, den der Forscher aus einer solchen Reise zieht, ist aber die Förderung, die der Mensch als Mensch erfährt, die reiche Fülle ästhetischer Genüsse, die Uebung des Auges und aller Sinne, die Ausdehnung des Horizonts und der Urtheilsfähigkeit durch die Vervielfachung der Vergleichungsobjecte . . . . Der Reisende, der unter schwierigen Verhältnissen mit allen möglichen Sorten von Menschen in Berührung kommt, wird sich gewöhnen, objectiv zu beobachten, daß unter den Weißen und Schwarzen, Australiern und Deutschen, Männern und Weibern immer dieselben Leidenschaften, Schwächen und Tugenden wiederkehren, immer dasselbe Thema, aber verschieden gesetzt, verschieden variirt, überall widerklingt, wo Menschen leben, lieben und hassen. Das Gemeinsame der Menschennatur in all' ihren Verkleidungen heraus zu erkennen und das Charakteristische jeder einzelnen Variation zu erfassen, ist ein weiterer Genuß, der der verständnißvollen Versenkung in ein großartiges Kunstwerk oder eine wunderbare Landschaft ebenbürtig ist."

Aehnliche Betrachtungen hat auch Charles Darwin am Schlusse seiner berühmten „Reise eines Naturforschers um die Welt" angestellt, jenes ersten Werkes, das die Augen der wissenschaftlichen Welt auf diesen großen Beobachter und Denker lenkte. Ich danke meinem gütigen Schicksal, das mir noch in so vorgeschrittenem Alter erlaubte, den Spuren jener verdienstvollen Reisenden zu folgen und in Insulinde eines der schönsten und lehrreichsten Gebiete unserer herrlichen Mutter Natur mit eigenen Augen kennen zu lernen. Mögen noch viele jüngere Naturforscher diesem Beispiele folgen und durch ihre Arbeiten in Insulinde neue Bausteine für jenen erhabenen Tempel der Naturerkenntniß sammeln, in welchem uns der Cultus des „Wahren, Guten und Schönen" auf die erhabenen Lichthöhen der monistischen Weltanschauung führt!

Die Aufgabe des Strafrichters.

Von

Professor Dr. **R. von Hippel** (Göttingen).

[Nachdruck untersagt.]

Die principielle Aufgabe des Strafrichters läßt sich mit wenigen Worten bezeichnen. Er soll den Schuldigen verurtheilen, und zwar angemessen verurtheilen, den Unschuldigen aber freisprechen; das ist es, was wir von ihm fordern. So leicht aber diese Forderung ausgesprochen ist, so schwer ist ihre Erfüllung. Sobald man der Lösung des Problems näher tritt, entsteht die Frage: Wie muß der Richter gestellt, wie muß das gerichtliche Verfahren, der Strafproceß, in seinen Grundlagen geartet sein, um die geforderte Gerechtigkeit der Entscheidung thunlichst zu verbürgen?

Wie diese Frage bei unserem deutschen Volke in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung beantwortet worden ist, welche Culturfortschritte wir bei ihrer Beantwortung bis zur Gegenwart gemacht haben, das sollen die folgenden Ausführungen in Kürze zeigen.

Ein rechtsgelehrtes Richterthum, welches uns heute so selbstverständlich erscheint, war dem national-deutschen Strafproceß des Mittelalters fremd. Der als Vorsitzender des Gerichts fungirende sogenannte Richter, der Inhaber der Gerichtsgewalt bezw. sein Vertreter, leitete die Verhandlung. Die eigentliche Rechtsprechung aber, die Urtheilsfällung, lag in den Händen des Volkes. Sie erfolgte ursprünglich durch die Gesammtheit der in der Volksversammlung vereinigten freien, wehrhaften Männer des Gerichtsbezirkes. Allmählich treten in dieser Versammlung besonders angesehene Männer als Urtheiler mehr und mehr in den Vordergrund; unter Karl dem Großen werden diese Urtheilsfinder zu ständigen, auf Lebenszeit ernannten und beeidigten Schöffen, neben denen die Bedeutung der Volksversammlung, des sogenannten Umstandes, mehr und mehr verschwindet. Die Schöffenverfassung wird damit zum Charakteristicum des deutschen Processes. Sie hat sich mit Zähigkeit theilweise noch tief in die spätere Zeit hinein erhalten, als längst der entscheidende Einfluß vom Laien auf den Juristen übergegangen war.

Als Volksgerichtsbarkeit war der deutsche Proceß naturgemäß ein absolut öffentliches und mündliches Verfahren, ausgezeichnet übrigens durch große Formenstrenge. Eine Verbrechensverfolgung von Amts wegen lag dem deutschen Rechtsempfinden ursprünglich fern; sie bildet auch in den späteren Zeiten dieser

Periode die Ausnahme. Das Verbrechen erscheint in erster Linie als Schädigung des Verletzten bezw. seiner Sippe. Ihnen bleibt, sofern sie nicht in schweren Fällen den Weg der Fehde wählen, die Klagerhebung überlassen. Gesteht der Beklagte, so wird er zur Bußzahlung verurtheilt; leugnet er, so bedarf es naturgemäß des Beweises. Und dieser Beweis ist für unser heutiges Empfinden sehr eigenthümlich gestaltet. Er bedeutet nicht eine objective Klarstellung von Thatsachen durch Zeugen und andere Beweismittel, wie uns dies als absolut selbstverständlich erscheint. Wichtige Ansätze freilich nach dieser Richtung sind vorhanden, und sie gewinnen gegen Schluß unserer Periode an Bedeutung. Das Normale aber ist: wie im Kampf mit den Waffen, so tritt auch im Streit vor Gericht der Mann *mit seiner Person* für seine Sache ein: Der Beklagte hat regelmäßig das Recht, seine Unschuld zu beschwören. Dieser *Reinigungseid*, den gewöhnlich eine Anzahl sogenannter Eideshelfer durch ihren Schwur bestätigen mußten, führt zur Abweisung der Klage. In Fällen aber, wo der Reinigungseid nicht anwendbar oder nicht ausreichend war, kam es zum *Gottesurtheil*, unter freien, unbescholtenen Männern gewöhnlich durch Zweikampf, in anderen Fällen durch einseitige Proben, z. B. das Tragen des glühenden Eisens, den Gang über glühende Pflugscharen und andere. Es leuchtet ein, daß hiernach die Hauptschwierigkeit für die Urtheiler in der Anordnung der zu wählenden Art des Beweises bestand. Das Ergebniß dieses Beweises dagegen war dann regelmäßig ein zweifelloses und mit ihm der Ausgang des Rechtsstreites entschieden.

Denken wir uns dieses deutsche Proceßverfahren in die Gegenwart versetzt; in demselben Augenblick sind seine Hauptmängel klar: der ungelehrte, auf sich selbst angewiesene Schöffe ist schwierigeren Aufgaben nicht gewachsen; seine Rechtsfindung konnte nur in einfacheren socialen und rechtlichen Verhältnissen genügen. Die Privatklage des Verletzten ist unzureichend, sobald mit dem Erstarken der Staatsidee das Verbrechen in erster Linie als Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung erscheint; ist dieser Standpunkt erreicht, so bedarf es der Verbrechensverfolgung von Amts wegen. Die germanischen Beweismittel endlich mußten hinfällig werden mit dem Schwinden des naiven Glaubens daran, daß im Reinigungseid und Gottesurtheil wirklich die Wahrheit jedesmal den Sieg davon trage.

Diese fortgeschrittenen Culturverhältnisse aber waren am Ausgang des Mittelalters erreicht. Der deutsche Strafproceß, in seinen Grundlagen erschüttert, mußte den Anforderungen einer anderen Zeit weichen.

Ansätze zu einer Verbrechensverfolgung von Amts wegen finden wir bereits im fränkischen Reiche. Die Kirche, welche im Mittelalter eine bedeutsame Gerichtsbarkeit auch im Strafverfahren ausübte, schloß theilweise hieran an und entwickelte das Officialverfahren weiter. Unter Bestätigung des Concils von 1215 bestimmte Innocenz III., daß gegen Denjenigen, welcher durch ein glaubhaftes öffentliches Gerücht beschuldigt wurde, eine Untersuchung zu eröffnen sei. Hierbei durfte der Betroffene sich nicht mehr ohne Weiteres durch Reinigungseid oder Gottesurtheil reinigen, sondern der Richter soll sich bemühen, von Amts wegen, insbesondere durch Befragung von Zeugen, die Wahrheit zu

ermitteln. Erst wenn diese gerichtliche Wahrheitsermittlung oder Inquisitio, wie sie genannt wird, kein Resultat lieferte, trat Reinigungseid ein. Führte dagegen die Inquisitio zur Ueberführung des Beschuldigten, so wurde er darauf hin zur Strafe verurtheilt, allerdings nicht zur vollen gesetzlichen Strafe des Verbrechens, sondern zu einer milderen, da das Inquisitionsverfahren gegenüber der gewöhnlichen Form des Processes — der Privatanklage des Verletzten — immerhin noch als etwas Ausnahmsweises erschien.

Dieses kanonische Inquisitionsverfahren bildet die Grundlage des deutschen Inquisitionsprocesses, welcher unsere Strafrechtspflege vom 16. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein beherrscht hat.

Bei dem Namen „Inquisitionsproceß" denkt heute der Laie an barbarische Ungerechtigkeit, an Folter und Hexenbrände. Das aber sind erst Auswüchse späterer Zeit gewesen. Zunächst stellte die kanonische Inquisitio einen zweifellosen Fortschritt gegenüber dem früher geschilderten Verfahren dar. Sie schuf eine energische Verbrechensverfolgung von Amts wegen und beseitigte das unbrauchbare germanische Beweisrecht, indem sie dem Richter die Aufgabe stellte, den Thatsachen auf den Grund zu gehen. Daß dabei der Richter mit aller Vorsicht und Gerechtigkeit verfahren und insbesondere der Angeklagte ausreichende Gelegenheit zur Vertheidigung haben sollte, wurde in mehrfachen Einzelvorschriften ausdrücklich betont.

Einen schweren Mangel freilich hatte die Inquisitio: sie übertrug dem Richter die doppelte Aufgabe der Verbrechensermittlung und der Aburtheilung des Verbrechens. Daß diese beiden Aufgaben aber im Interesse der Gerechtigkeit getrennt werden müssen, haben wir erst im 19. Jahrhundert klar erkannt. Geahnt scheint es Innocenz selbst schon zu haben, daß hier der wunde Punkt seiner Inquisitio lag, wenn er zur Rechtfertigung sagt: „Nicht als ob einer und derselbe Ankläger und Richter sein soll, sondern so, daß der Richter sein Amt ausübt, als sei die Fama der Kläger." Durch Vermittelung der italienischen Rechtswissenschaft, insbesondere der Universität Bologna, fand das kanonische Inquisitionsverfahren seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Aufnahme und wesentliche Fortbildung bei den weltlichen Gerichten Italiens. Man verurtheilte zur vollen gesetzlichen Strafe, und in dem Streben nach sicheren Beweisergebnissen verwerthete man als Mittel zur Herbeiführung des Geständnisses, anschließend an das Römische Recht der späteren Kaiserzeit, die Folter, welche die Kirche zunächst als durchaus verwerflich abgelehnt hatte.

In dieser Gestalt gelangte dann der Inquisitionsproceß gegen Ende des Mittelalters mit der Reception des fremden Rechtes nach Deutschland und wurde hier in der Peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. vom Jahre 1532, der ersten und einzigen großen Strafgesetzgebung, welche das alte Deutsche Reich uns beschert hat, codificirt.

Die Carolina, wie wir Juristen das Gesetz kurzweg nennen, sucht deutsche Gebräuche, soweit möglich, zu schonen: Wir finden insbesondere die deutschen Schöffen, wir finden die Privatanklage des Verletzten. Aber beides spielt nicht mehr die entscheidende Rolle. Wird Jemand durch gemeinen Leu-

mund oder andere glaubwürdige Anzeige, Verdacht oder Argwohn belastet, so hat der Richter von Amts wegen vorzugehen. Und bei jeder schwierigeren Frage, wo Richter und Schöffen Zweifel hegen, haben sie den Rath von Rechtsverständigen einzuholen. — Daraus ergab sich die Nothwendigkeit der Protokollirung und Actenversendung, und aus der Schriftlichkeit folgte weiter, daß das Verfahren nicht mehr öffentlich sein konnte.

Die unbrauchbaren deutschen Beweismittel sind verschwunden; das Bedürfniß aber, auch ohne sie zu sicheren Resultaten zu gelangen, führte zu gesetzlichen Regeln darüber, wie der Richter im Einzelfalle das Beweisergebniß zu beurtheilen habe, zu einer sogenannten gesetzlichen Beweistheorie: Verurtheilung des Angeklagten zu peinlicher Strafe ist nur bei Beweis durch zwei bis drei einwandsfreie Zeugen oder auf Geständniß möglich; und das Mittel zur Erreichung des Geständnisses bildet die Tortur. — Für unsere Nerven ist dieses Mittel schlechthin verwerflich und verabscheuungswürdig; anders in jener Zeit, in welcher Leibes- und Lebensstrafen, oft in für uns schrecklichster Form des Vollzuges, im Mittelpunkt des Strafensystems standen. An der Tortur als solcher nahm man damals keinen sittlichen Anstoß. Und der Carolina muß dann die unbedingte Anerkennung gezollt werden, daß sie jenes Mittel in maßvoller Weise verwerthete: Schwere, sicher bewiesene Verdachtsmomente, auf welche hin wir heute meist unbedenklich verurtheilen würden, waren für die Anwendung der Tortur erforderlich. Das Entlastungsmaterial andererseits war vorher ausgiebig zu berücksichtigen, insbesondere auch der Angeklagte zur Führung des Gegenbeweises anzuleiten. In der Tortur selbst sollte kein bloßes Schuldbekenntniß erpreßt, sondern nach Thatsachen gefragt und die Wahrheit dieser Thatsachen dann hinterher durch selbständige Ermittelungen geprüft werden. Daß so die Folter der Wahrheitserforschung dienen konnte, ist nicht zu bezweifeln.

Die Carolina bedeutet den entschiedenen Sieg, zugleich aber eine verständige, maßvolle Durchführung des Inquisitionsprocesses in Deutschland. Dem Bedürfniß nach rechtsgelehrter Entscheidung, amtlicher Verbrechensverfolgung und Thatsachenermittelung war entsprochen. In der Doppelstellung des Urtheilenden aber als Kläger und Richter, in dem schriftlichen geheimen Verfahren und der gesetzlichen Beweistheorie mit dem gefährlichen Hülfsmittel der Tortur lagen die Keime von Gebrechen, welche in der Folgezeit, in der Periode des sogenannten gemeinen deutschen Inquisitionsprocesses, zu schreienden Mißständen führen sollten. Vergegenwärtigen wir uns die Aufgabe, welche der Richter nach der Carolina hatte: Die eigentliche Urtheilsfällung, heute die verantwortungsvollste Pflicht, war in thatsächlicher Beziehung einfach. Bei Geständniß oder Beweis durch zwei bis drei classische Zeugen war zu verurtheilen, andernfalls frei zu sprechen. Bei zweifelhaften Rechtsfragen andererseits war das Gutachten von Rechtsgelehrten einzuholen. Das Hauptinteresse des Richters selbst mußte deshalb auf die Verbrechensermittelung und insbesondere darauf gerichtet sein, gegen Denjenigen, welchen er für den Schuldigen hielt, den gesetzlich erforderlichen Beweis dieser Schuld zu erbringen.

Vor zwei bis drei classischen Zeugen aber pflegt der Verbrecher seine Delicte nicht zu begehen. So blieb regelmäßig die Herbeiführung des Geständ-

nisses der einzig mögliche Weg. Confessio regina probationum, das Geständniß die Königin der Beweise, und seine Herbeiführung die Hauptaufgabe des Richters, das wurde deshalb die Devise des Inquisitionsprocesses. War aber das Geständniß nicht erreichbar, sei es, weil die Indicien nach der Carolina nicht zur Tortur genügten, sei es, weil der Verbrecher trotz Tortur nicht gestand, dann mußte der Richter nach der Carolina auch gegen seine innere Ueberzeugung freisprechen. Dies empfand er naturgemäß als unbefriedigend; und daraus entstand der Wunsch nach Hülfsmitteln für derartige Fälle. Durch die Erfindung solcher Hülfsmittel ist der *spätere deutsche Inquisitionsproceß* über die Schranken der Carolina in verderblichster Weise hinaus gegangen. Verdächtige, aber nicht durch Zeugenbeweis oder Geständniß voll überführte Personen sprach man nicht mehr frei, sondern man verurtheilte sie zu einer sogenannten *außerordentlichen* oder *Verdachtstrafe*, welche allerdings milder sein mußte als die volle gesetzliche Strafe des betreffenden Delicts. Und wenn selbst dafür der Verdacht zu gering, andererseits aber auch die Unschuld nicht sicher war, so griff man zur sogenannten *Instanzentbindung*, einem Urtheil, welches die Möglichkeit bot, bei jedem neu hervortretenden Verdacht von Neuem vorgehen zu können.

Sodann aber wurde das Anwendungsgebiet der Folter wesentlich erweitert, ihr Zweck statt der Ermittlung von Thatsachen mehr und mehr in der Erpressung eines bloßen Schuldbekenntnisses erblickt. In schrankenlosester Weise wüthete die Folter insbesondere gegenüber der von der Kirche zum Religionsdelict gestempelten Hexerei. Die Blüthezeit dieser Hexenprocesse fällt ins Ende des 16. und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts: aber erst im Jahre 1749 wurde die letzte Hexe auf deutschem Boden zu Würzburg verbrannt. Die Folter selbst erhielt sich noch länger; Friedrich dem Großen gebührt das Verdienst, sie zuerst in Preußen durch Ordres vom Jahre 1740 und 1754 beseitigt zu haben. In Bayern und Württemberg wurde sie erst 1806, in Hannover 1822, in Gotha 1828 abgeschafft. Diese Abschaffung der Folter bedeutet selbstverständlich einen fundamentalen Fortschritt vom Standpunkte der Humanität aus betrachtet. Das ganze Wesen des Inquisitionsverfahrens aber wurde dadurch nicht verändert. Es blieb die gesetzliche Beweistheorie, und mit ihr blieb das Geständniß die Krone der Beweise. Der Richter, welcher dieses Geständniß nicht mehr durch die Folter erpressen durfte, mußte es jetzt durch seine überlegene Untersuchungskunst in zahlreichen Verhören dem verhafteten Angeklagten zu entreißen suchen.

Für wirklich gerechte Wahrheitsermittlung war dieser Proceß dabei jetzt durchaus ungeeignet geworden. Dem geriebenen Verbrecher bot er gute, dem unschuldigen Verdächtigen die denkbar schlechtesten Chancen. Den wirklich Schuldigen, welcher trotz richterlicher Untersuchungskunst eben einfach *nicht* gestand, traf in Ermangelung des Zeugenbeweises höchstens eine außerordentliche, für ihn also bereits viel zu milde Strafe, wenn er nicht gar mit der Instanzentbindung davon kam. Wer aber unschuldig unter schwerem Verdacht stand, mußte während langdauernder Haft und Inquisition moralisch und körperlich schwere Qualen dulden; und weit entfernt, wenigstens durch ein

freisprechendes Urtheil rehabilitirt zu werden, verfiel er statt dessen der außerordentlichen Strafe oder wenigstens der bloßen Lossprechung von der Instanz, welche den Verdacht der That auf ihm sitzen ließ und die Gefahr erneuten Vorgehens in Aussicht stellte.

So sah der deutsche Strafproceß in seinen Grundlagen zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus. Politisch hatte das deutsche Volk in dieser Zeit den Weg von der freien Volksgenossenschaft bis zur absoluten Monarchie zurückgelegt. Entsprechend war der Strafproceß, von einem Extrem ausgehend, jetzt beim anderen angelangt: In alter Zeit keine Verbrechensverfolgung von Amts wegen, sondern Privatklage des Verletzten; öffentlich-mündliche Volksgerichtsbarkeit mit streng objectiver Haltung des Gerichts; weitgehende Rechte des Angeklagten, insbesondere in dem eigenthümlichen Beweisverfahren. — Und jetzt: Allein das öffentliche Interesse an der Verbrechensermittlung ist maßgebend; im schriftlichen geheimen Verfahren ist der rechtsgelehrte Richter Verfolgungsbeamter, der Angeklagte aus einer gleichberechtigten Proceßpartei zum Object der Untersuchung geworden; Wahrheitsermittlung um jeden Preis, möglichst an keine Schranken und Formen gebunden, das ist nun das Ziel.

Der ältere deutsche Strafproceß hatte, wie wir sahen, dem Bedürfniß nach amtlicher Verbrechensverfolgung und Wahrheitsermittlung nicht genügt. Der Inquisitionsproceß andererseits hatte dieses Princip allmählich einseitig überspannt und dadurch die richterliche Objectivität untergraben und den Angeklagten des erforderlichen Rechtsschutzes beraubt. Herstellung dieser richterlichen Objectivität und dieses Rechtsschutzes, aber unter Wahrung des öffentlichen Interesses an der Bestrafung des Verbrechers, das mußte die Aufgabe des 19. Jahrhunderts sein, der Zeit, welche uns auf politischem Gebiete die Anerkennung der Bürgerrechte im constitutionellen Staate gebracht hat. Und wie auf politischem Gebiete, so wurden auch auf dem Gebiete des Strafprocesses Frankreich und England für uns vorbildlich.

In Frankreich hatte sich aus den procureurs du roi, Rechtsanwälten, welche ursprünglich (im 14. Jahrhundert) die fiscalischen Interessen der Krone in einzelnen Processen zu vertreten hatten, allmählich eine staatliche Anklagebehörde entwickelt und damit eine gewisse Trennung der Functionen des Klägers und Richters angebahnt. Im Uebrigen herrschte auch dort im 18. Jahrhundert der Inquisitionsproceß. Er wurde durch die Revolution hinweggefegt: Nach englischem Muster wurde 1791 durch die Nationalversammlung als Palladium bürgerlicher Freiheit das Schwurgericht eingeführt, auf welches zuerst Montesquieu in seinem „Geist der Gesetze" hingewiesen hatte. Das Verfahren wurde öffentlich und mündlich gestaltet, die gesetzliche Beweistheorie und ihre Anhängsel, Verdachtsstrafe und Instanzentbindung, verschwanden; an ihre Stelle trat das Princip der freien Beweiswürdigung, der Grundsatz, daß der Richter im Einzelfalle nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung zu entscheiden habe. Im Code d'instruction criminelle von 1808 fanden diese Grundsätze ihre endgültige Gestaltung; zugleich wurde hier die Stellung der staatlichen Anklagebehörde, des ministère public, näher geregelt.

Mit der Invasion der Franzosen wurde der Code d'instruction criminelle auch in Theile Deutschlands eingeführt und blieb hier in den rheinischen Gebieten auch nach den Freiheitskriegen bestehen. So konnte man die Ueberlegenheit der neuen Proceßprincipien trotz sehr erheblicher Mängel, welche der Code besaß, im eigenen Lande studiren, während andererseits die Demagogenverfolgungen die im Inquisitionsproceß mögliche Bedrückung des Angeklagten noch besonders drastisch illustrirten. Die Reform des Strafprocesses nach französischem Muster wurde zur Forderung des politischen Liberalismus. Die Regierungen und ein Theil der rechtsrheinischen Juristen verhielten sich zunächst ablehnend. Das Schwurgericht verabscheute man wegen seines politischen Beigeschmacks, von der Mündlichkeit fürchtete man mangelnde Gründlichkeit, von der freien Beweiswürdigung mangelnde Sicherheit der Rechtsanwendung. Erst das Jahr 1848 schaffte völligen Wandel. Die von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen „Grundrechte des deutschen Volkes" bestimmten: „Das Gerichtsverfahren soll öffentlich und mündlich sein. In Strafsachen gilt der Anklageproceß. Schwurgerichte sollen jedenfalls in schwereren Strafsachen und bei allen politischen Vergehen urtheilen." Und unter dem Druck der politischen Ereignisse wurden nunmehr in den meisten deutschen Staaten bald Strafproceßordnungen nach französischem Vorbild geschaffen. Der gemeine Inquisitionsproceß fristete ein bescheidenes Dasein nur noch in Mecklenburg und Lippe. Damit war der Boden bereitet, auf welchem die neue deutsche Reichs-Strafproceßordnung vom 1. Februar 1877, in Kraft seit 1. October 1879, Einheit auf dem Gebiete des Strafprocesses herstellen konnte.

Der Grundgedanke unseres heutigen Rechtes ist: Verbrechensermittlung von Amtswegen ist im öffentlichen Interesse nothwendig. Aber sie ist nicht Aufgabe des *Richters*, wie im Inquisitionsproceß, sondern einer eigenen Behörde, der *Staatsanwaltschaft* (welche bei zureichenden thatsächlichen Anhaltspunkten die *Pflicht* der Anklageerhebung hat). Der Richter ist auf die Aburtheilung, auf die Entscheidung über die von der Staatsanwaltschaft erhobene Klage beschränkt. Nur über die in der Anklage bezeichnete That und die dort angeschuldigten Personen hat er zu erkennen. Innerhalb dieser Grenzen aber ist er zur selbständigen Prüfung und Wahrheitsermittlung von Amts wegen berechtigt und verpflichtet, insbesondere an die Anträge der Staatsanwaltschaft und Vertheidigung nicht gebunden.

Gegenüber dem Inquisitionsproceß bedeutet dieses sogenannte Anklageprincip einen fundamentalen Fortschritt in doppelter Richtung.

Zunächst haben wir damit die persönliche Objectivität des Richters wiedergewonnen, welche im Inquisitionsproceß verloren gegangen war: Der Richter prüft heute, ob der Kläger richtig gefunden hat. *Daß* dies der Fall sei, daran hat er kein Interesse. Denn *er* hat ja die Verbrechensermittlung nicht betrieben. Unvoreingenommen steht er daher dem Material der Anklage gegenüber, in dem Bewußtsein, durch Freisprechung seine Aufgabe genau ebenso zu erfüllen, wie durch Verurtheilung. Gegen willkürliche Eingriffe in seine Thätigkeit schützt ihn zugleich seine staatsrechtliche Stellung: Nur dem Gesetze unterworfen, auf Lebenszeit mit festem Gehalt angestellt, nur durch richterliches Urtheil absetzbar und versetzbar, waltet er in Sicherheit seines Amtes.

Persönliche Objectivität allein aber genügt noch nicht, um richtige Resultate zu erzielen. Es ist dazu weiter die Möglichkeit selbständiger Prüfung erforderlich. Und in der Schaffung dieser Möglichkeit liegt der zweite grundlegende Fortschritt unseres heutigen Anklageprocesses: Im Inquisitionsproceß urtheilte das Gericht auf Grund des vom Inquirenten zusammengebrachten Actenmaterials. Der erkennende Richter sah also durch die Brille des Inquirenten, Fehler, welche jener gemacht hatte, übertrugen sich deshalb in vielen Fällen mit Nothwendigkeit auf den Richterspruch. — Auch im heutigen Proceß haben wir allerdings eine gerichtliche Entscheidung auf ähnlicher Grundlage. Dieselbe entscheidet aber keineswegs über Schuld oder Unschuld des Angeklagten, sondern lediglich darüber, ob auf Grund des Anklagematerials das Hauptverfahren zu eröffnen und damit ein gerichtliches Urtheil überhaupt herbeizuführen ist oder nicht. Kommt es aber dergestalt zum Hauptverfahren, dann urtheilt unser Gericht heute nicht auf Grund der Acten der Staatsanwaltschaft, sondern auf Grund eigener selbständiger Ermittlung und Beweiserhebung. Und damit ist es in der Lage, Irrthümer der Anklagebehörde durch seine Thätigkeit corrigiren zu können.

Daß solche Correcturen nothwendig sind, ist für unsere Staatsanwaltschaft kein Vorwurf. Auch die Staatsanwaltschaft ist bestrebt, die Wahrheit zu suchen und gesetzlich verpflichtet, das Entlastungsmaterial ebenso zu berücksichtigen wie das Belastungsmaterial. Aber wie jeder Forscher Irrthümern ausgesetzt ist, so ist es auch der Staatsanwalt. Je mehr ein Forscher sein Gebiet beherrscht und je objectiver gerichtet sein Character ist, desto seltener werden solche Irrthümer sein. Aber auch für den Besten sind sie nicht immer zu vermeiden, schon weil die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Materials, auf welchem die eigene Ansicht beruht, häufig sehr schwer zu taxiren ist. Dazu kommt, daß das Streben, Neues zu finden, die Gefahr in sich birgt, das Gefundene nun auch für richtig zu halten. Wie daher auf sonstigen Forschungsgebieten die Ergebnisse des Einzelnen der kritischen selbständigen Nachprüfung durch Andere unterliegen müssen, ehe sie als richtig anerkannt werden können, so gilt dies auch von der Forscherthätigkeit des Staatsanwalts auf dem Gebiete der Verbrechensermittlung. Ja, es gilt hier in erhöhtem Maße, weil dem forschenden Staatsanwalt ein Anderer, der Verbrecher gegenübersteht, welcher nur zu oft alle Mühe und Energie daransetzt, die Erlangung richtiger Resultate zu durchkreuzen und den Suchenden auf irrige Bahnen abzulenken. Dem Zweck solcher kritischen Nachprüfung dient in unserem heutigen Strafproceß die mündliche Hauptverhandlung: Hier werden vor dem erkennenden Gericht die Zeugen und Sachverständigen vernommen und alle sonst nothwendigen Beweise erhoben. Hier erhalten dann die Parteien, der Staatsanwalt einerseits, der Angeklagte und sein Vertheidiger andererseits, das Wort zur ausgiebigen Geltendmachung ihrer Auffassung und zur Stellung ihrer Anträge. Unser Gericht urtheilt also heute nicht mehr, wie im Inquisitionsproceß, auf Grund von Acten, sondern auf Grund des lebendigen Eindrucks der vor ihm stattfindenden Beweisaufnahme und der darauf gestützten mündlichen Parteiverhandlung. Das ist es, was wir als das Princip der Mündlichkeit unseres Processes bezeichnen. Seine Hauptbedeutung liegt darin,

daß eine Entscheidung auf Grund mündlicher Verhandlung weit richtigere, wahrheitsgemäßere Ergebnisse liefert als eine solche auf Grund von Acten: Für die Parteien ist es in ganz anderer Weise möglich, ihre Auffassung in freier Rede und Gegenrede zu vertreten und zu begründen, als dies in bloßen Schriftsätzen geschehen könnte. Und für den Richter besteht die Möglichkeit, durch Befragung der Parteien zur Aufklärung und Orientirung in erheblichstem Maße beizutragen. Ferner aber bietet die mündliche Verhandlung dem erkennenden Gericht den möglichst unmittelbaren und dadurch möglichst sicheren Eindruck der Beweisaufnahme. Wie wichtig dies für eine richtige Entscheidung ist, mag nur ein Beispiel zeigen: Einem Protokoll kann man, vorausgesetzt, daß es richtig und umfassend aufgenommen ist, entnehmen, *was* ein Zeuge gesagt hat: aber nicht, *wie* er es gesagt hat. Und doch ist letzterer Punkt für die Beurtheilung der Glaubwürdigkeit und damit für das Beweisergebniß von größter Bedeutung.

Indirect bietet die Mündlichkeit unseres Processes einen weiteren Vortheil: Sie ermöglicht es, das Verfahren *öffentlich* zu gestalten, während bei einem schriftlichen Proceß eine solche Betheiligung des Publicums technisch unmöglich ist. Wir haben von diesem Vortheil Gebrauch gemacht, die Hauptverhandlung unseres Processes ist grundsätzlich eine öffentliche. Nur wegen Gefährdung der Staatssicherheit, der öffentlichen Ordnung oder der Sittlichkeit kann im Einzelfalle die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden.

Das Oeffentlichkeitsprincip ist wohl das populärste unseres Processes, der Laie neigt dazu, seine Bedeutung zu *überschätzen*. Als Jurist muß man sagen, daß an sich jede Sache ebenso objectiv und gerecht hinter verschlossenen Thüren entschieden werden kann wie vor Zuschauern. Das Oeffentlichkeitsprincip steht deshalb an Wichtigkeit hinter den bisher behandelten Grundlagen des Processes zurück. Trotzdem bleibt seine Bedeutung zweifellos noch eine hohe: Wer als Beamter der öffentlichen Kritik ausgesetzt ist, der wird bestrebt sein, sich möglichst keine Blößen vor den Augen dieser Kritik zu geben. Insoweit ist die Oeffentlichkeit indirect ein werthvolles Mittel zur Hochhaltung des Niveaus unseres Richterstandes. Und ferner: Nur ein öffentliches Verfahren ermöglicht es dem Laien, Einblick in die Rechtspflege und damit Verständniß für ihre Aufgabe und Vertrauen in ihre Gerechtigkeit zu gewinnen. Ein geheimes Verfahren wird stets den Verdacht der Ungerechtigkeit erzeugen und schon deshalb unpopulär sein. In drastischer Weise haben wir dies bis vor kurzem auf dem Gebiete des *Militärstrafverfahrens* erlebt, welches bis zur neuen Militärstrafgerichtsordnung vom 1. December 1898 (in Kraft seit 1. October 1900) im größten Theile Deutschlands noch auf den Grundlagen des alten Inquisitionsprocesses beruhte und demgemäß zugleich nicht öffentlich war. Das letzte grundlegende Princip unseres heutigen Processes ist die freie Beweiswürdigung. Wir haben es aufgegeben, den Richter an bestimmte gesetzliche Regeln zu binden, nach denen er Schuld oder Unschuld bemessen soll, in der Erkenntniß, daß die Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse derartiger Regeln spottet. An Stelle der gesetzlichen Beweistheorie des Inquisitionsprocesses ist damit heute der früher erwähnte Grundsatz getreten, daß das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriff der mündlichen Verhandlung

geschöpften Ueberzeugung entscheidet. Daß diese Freiheit nicht in Willkür ausartet, dafür bürgt uns die Ausbildung und die processual objective Stellung unseres Richterstandes, dafür sorgt weiter die Nothwendigkeit schriftlicher Urtheilsbegründung und in gewissem Umfange die Möglichkeit, Rechtsmittel gegen das Urtheil einzulegen. Gewonnen aber haben wir mit der freien Beweiswürdigung die Sicherheit, daß der Richter in jedem Falle nur gemäß seiner Ueberzeugung, nie gegen dieselbe das „schuldig" oder „nichtschuldig" ausspricht. Deshalb lautet auch unser heutiges Urtheil grundsätzlich nur auf Verurtheilung oder Freisprechung; Verdachtstrafen und Instanzentbindung, jene traurigen Auswüchse des Inquisitionsprocesses, sind mit dessen gesetzlicher Beweistheorie hinweg gefallen. —

Bei Schilderung unserer leitenden Proceßprincipien habe ich bisher ein Institut unerwähnt gelassen, welches geschichtlich bei der Reform des Strafprocesses gerade im Vordergrund des Interesses stand, das Schwurgericht. Bekanntlich besteht dieses auch bei uns, und gerade die schwersten Verbrechen unterliegen, von einigen Ausnahmen abgesehen, seiner Aburtheilung. Der Grund meines Schweigens war folgender: Die Zuziehung von Geschworenen berührt die Grundlagen unseres Strafprocesses nicht. Diese Grundlagen und ihr Werth bleiben derselbe, mag der Berufsrichter oder der Geschworene über die Schuld entscheiden. Die Frage, ob das Schwurgericht wünschenswerth ist oder nicht, ist lediglich eine allerdings wichtige Specialfrage der Gerichtsorganisation. Für den Juristen hängt ihre Beantwortung davon ab, ob das Schwurgericht die nothwendigen Garantien für gerechte Entscheidung bietet. Und diese Frage wird heute auf Grund der gemachten Erfahrungen von der großen Mehrzahl der Juristen, zu denen auch ich mich zähle, verneint. Wie jeder Beruf, so erfordert auch der richterliche Sachkenntniß, und diese fehlt den Geschworenen. Sie kann auch durch die richterlichen Mitglieder des Schwurgerichts nicht in der erforderlichen Weise ergänzt werden, da die Geschworenen im Berathungszimmer, abgeschlossen von der Außenwelt, lediglich auf sich selbst angewiesen, ihren Wahrspruch zu finden haben. Deshalb besteht heute in juristischen Kreisen überwiegend der Wunsch nach Beseitigung des Schwurgerichts, eventuell unter Beibehaltung des Laienelements in einer anderen, geeigneten Form der Betheiligung. Als Politiker kann man möglicher Weise einen anderen Standpunkt einnehmen und das Schwurgericht als eine in weiten Kreisen immer noch populäre Einrichtung um dieser Popularität willen trotz seiner sachlichen Mängel unangefochten lassen. —

Ich bin am Ende meiner Darstellung angelangt. Möchte sie an einem Beispiel gezeigt haben, daß die Aufgabe des Juristen nicht, wie der Laie leider vielfach meint, in öder Verbaldialectik besteht, sondern in der Lösung schwieriger Probleme von grundlegender socialer Bedeutung. Möchte sie dem Nichtjuristen insbesondere die Aufgabe des Strafrichters anschaulich gemacht und ihm vor Augen geführt haben, welche großen Fortschritte unser Recht auf diesem Gebiete bis in unsere Tage aufzuweisen hat. Auf diesen Errungenschaften weiter zu bauen zur Beseitigung mancher auch heute noch bestehender Mängel, das bleibt die Aufgabe der Zukunft.

Die Selbstverwaltung der Städte im Römerreiche.

Von

Otto Seeck.

[Nachdruck untersagt.]

II. Die Verwaltung der Städte.

Als einst Sparta und Athen ihren großen Streit über die Führung der Hellenen ausfochten, da fielen die Entscheidungen nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch in den Parteikämpfen, die das Innere jeder griechischen Stadt erfüllten. Denn stets waren die Demokraten athenisch gesinnt, die Aristokraten spartanisch, und ob die Einen oder die anderen ihre Principien durchzusetzen vermochten, das pflegte darüber zu entscheiden, welchem der beiden Gegner ihre Stadt sich anschloß. Dies ist typisch für die Entwicklung aller Staatensysteme der antiken Welt: überall griffen innere und äußere Politik in einander über, und je nachdem die Verfassungen zweier Staaten übereinstimmten oder sich widersprachen, standen sie sich sympathisch oder antipathisch gegenüber. Auch für die Römer, so lange sie ihre Herrschaft noch in der Form des Bündnisses ausdehnten, mußte es daher von Wichtigkeit sein, daß diejenigen Staatswesen, über die sie Einfluß gewannen, sich ihrem eigenen anähnelten. Doch sind sie dabei niemals Principienreiter geworden und in öde Gleichmacherei verfallen; dies hätte schon ihr tief gewurzelter Respect vor dem Ueberlieferten nicht geduldet. Am schonendsten verfuhr man mit den griechischen Staaten, die auf große historische Erinnerungen zurückblicken konnten; denn diese waren auch den Römern theuer, weil sie ja ihren Geist vorzugsweise von den Werken der griechischen Literatur genährt hatten. Die spartanische Verfassung, die Platon und Xenophon gepriesen hatten, die athenische, aus der die Reden des Demosthenes erwachsen waren, hätte keiner ihrer Politiker anzutasten gewagt, und auch in Städten von geringerem Ruhm begrüßten die römischen Herren es mit pietätvoller Freude, wenn ein Einheimischer sie auf Institutionen aufmerksam machte, die sich noch aus grauer Vorzeit erhalten hatten. Man änderte daher nicht leicht mehr, als man ändern mußte; haben doch sogar despotische Monarchien sich jahrhundertelang innerhalb des römischen Reiches behaupten können, dafern nur ihre Herrscher, was Rom befahl, treu und eifrig zur Ausführung brachten. Nach und nach

aber schwanden diese Anomalien, und wenn auch in den Formen der Verfassungen eine verwirrende Mannigfaltigkeit erhalten blieb, in ihrem Wesen wurden sie unter dem Einfluß der gemeinsamen Oberherrschaft so ziemlich gleich.

Wie in Rom selbst, ehe es der kaiserlichen Alleinherrschaft verfiel, so ist auch in den abhängigen Städten die Macht unter drei Factoren vertheilt, die Magistratur, den Rath und die Volksversammlung. An dieser können alle Bürger theilnehmen, die das erforderliche Alter erreicht haben und im Besitze der Ehrenrechte sind. Sie gilt als der eigentliche Souverän und entscheidet durch ihre Abstimmungen die wichtigsten Fragen der Politik und Verwaltung, soweit die römischen Behörden sie nicht ihrer eigenen Verfügung vorbehalten oder doch die Gültigkeit der Beschlüsse von ihrer Zustimmung abhängig gemacht haben. Vor Allem aber wählt das Volk die Beamten, die regelmäßig nicht länger als ein Jahr ihre Stellung behaupten. Sie sind die ausführenden Organe des Gemeinwesens, dürfen aber keine Entscheidung fällen, die über den Kreis der gewöhnlichen Tagesgeschäfte hinausgeht, ohne vorher den Rath zu befragen. In diesem bilden den Grundstock die abgetretenen Magistrate, die so mit den Erfahrungen, die sie während ihrer Amtsführung gesammelt haben, ihre Nachfolger unterstützen. Sitz und Stimme in der leitenden Körperschaft bleibt ihnen lebenslänglich, ja in gewissem Sinne kann man fast sagen, daß sie erblich sind. Denn die Mitglieder besitzen in der Regel genügenden Einfluß, um es durchzusetzen, daß auch ihre Söhne zu Beamten gewählt werden und dadurch in den Rath gelangen. So bildet dieser den demokratischen Volksversammlungen gegenüber ein conservativ-aristokratisches Element in der Stadtverfassung und bewahrt durch seine gleichbleibende Zusammensetzung unter den wechselnden Beamtencollegien die Traditionen der Vergangenheit.

Das sind die Grundzüge, die in fast allen Städten des Kaiserreiches wiederkehren. Ein noch genaueres Abbild des republikanischen Rom aber bieten diejenigen, welche durch die Centralgewalt gegründet sind oder doch ihre Verfassungen von ihr erhalten haben, d. h. die Colonien und Municipien. Dabei macht es kaum einen Unterschied, ob sie bürgerlich oder latinisch, ob vor oder nach Augustus entstanden sind; nur Einzelheiten sind dadurch verändert worden, das Hauptschema bleibt immer das gleiche. Den lateinischen Reichstheil beherrscht es fast ausschließlich, weil die römische Eroberung hier überall auf barbarische Völkerschaften gestoßen war, denen man ihre Städte erst hatte schaffen müssen, und auch in den griechischen Osten ist es durch die Militärcolonien der Kaiserzeit verpflanzt worden. Freilich bleibt es hier ebenso Ausnahme, wie im Westen die Städte von alter und deshalb eigenthümlicher Verfassung. Aber auch auf diese hat es seinen Einfluß ausgeübt, und je mehr das Reich sich seinem Untergange nähert, desto ähnlicher werden sich alle seine Gemeinden auch in den äußeren Formen ihrer Verwaltung. Es wird daher angemessen sein, dieses Normalschema hier etwas genauer darzustellen, wobei wir uns nur an die gemeinsamen Züge halten und von den Abweichungen, die sich bald hier, bald da nachweisen lassen, ganz absehen werden.

Die ansässige Bevölkerung der Städte zerfällt, auch von den Sklaven abgesehen, in einen regierenden und einen regierten Theil. Den ersteren bilden die Stadtbürger, die von Bürgern entweder abstammen oder rechtsgültig freigelassen sind; ausnahmsweise verleiht auch die Volksversammlung auf Antrag der Beamten das Bürgerrecht, doch geschieht das nur bei solchen, die sich Verdienste um die Gemeinde erworben haben. Die Regierten scheiden sich wieder in zwei Gruppen. Die eine bilden Diejenigen, welche man technisch die Attribuirten nennt, wilde Völkerschaften, die Rom einer civilisirten Stadt als Unterthanen zugewiesen hat, um sie durch deren Magistrate in Ordnung halten zu lassen. Während diese Classe sich nur in solchen Gegenden findet, wo Barbarei und hohe Cultur sich unmittelbar berühren, ist die andere über das ganze Reich zerstreut. Es sind die sogenannten incolae, d. h. Leute, die nicht das Bürgerrecht der Gemeinde besitzen, in der sie wohnen, zum größten Theil also zugewanderte Fremde. Ihre private Rechtsfähigkeit richtet sich nach der Stellung, die sie innerhalb des Reiches einnehmen; der römische Bürger, in der Kaiserzeit auch der Latiner, genießt den gleichen Rechtsschutz wie der Gemeindebürger; wer jenen Classen nicht angehört, steht unter dem beschränkteren Fremdenrecht, selbst wenn seine Vorfahren schon seit mehreren Generationen in der Stadt ansässig sind. Er ist eben Bürger derjenigen Gemeinde, aus der sie eingewandert sind, falls sich dieselbe noch nachweisen läßt; im anderen Falle gilt er als heimathlos. Dies Rechtsverhältniß hat dem Evangelisten vorgeschwebt, wenn er Joseph, den Gatten der Maria, obgleich er schon lange in Nazareth haust, doch kraft seiner Abstammung von David Bethlehem als „seine Stadt" betrachten läßt. Politische Rechte fehlen dem Attribuirten ganz; der Incola besitzt, aber nur falls er römischer Bürger oder Latiner ist, ein beschränktes Stimmrecht in den Volksversammlungen; in den Rath oder zu den Stadtämtern kann nur der Gemeindebürger gewählt werden. An den communalen Lasten dagegen haben alle drei Gruppen, so weit nicht einzelne ihrer Mitglieder durch persönliche Privilegien geschützt sind, den gleichen Antheil.

In der Volksversammlung entschied, wie in Rom, nicht die Majorität der Köpfe, sondern der Stimmabtheilungen, die bald Curien, bald Tribus hießen. Nur eine davon, die jedes Mal ausgelost wird, steht jenen bevorzugten Incolae offen. In geheimer Abstimmung entscheidet das Volk über die Fragen, welche die höchsten Beamten ihm vorlegen; denn nur diese sind befugt, es zu berufen und Anträge zu stellen. Unter ihrem Vorsitz werden auch ihre eigenen Nachfolger und die niedrigeren Magistrate alljährlich gewählt, und sie sind berechtigt und verpflichtet, jeden Candidaten, der den gesetzlichen Anforderungen nicht entspricht, aus eigener Machtvollkommenheit zurückzuweisen. Diese waren je nach Zeit und Ort verschieden, immer aber wurde persönliche Unbescholtenheit und ein Vermögen verlangt, das genügte, um für die Gemeindegelder, die durch die Hände des Beamten gingen, ausreichende Sicherheit zu leisten. Als niedrigste Summe werden 100 000 Sesterzen, das sind 20 000 Mark, genannt; doch mag in sehr kleinen Städten der Satz auch bescheidener gewesen sein.

Jedes Amt wird gleichzeitig von zwei Männern verwaltet, die ganz dieselbe Competenz haben und nur deshalb neben einander gestellt sind, damit Jeder das Publicum vor der Willkür des Anderen schützen könne; denn Keiner kann eine Amtshandlung gültig vollziehen, wenn sein College oder ein höher stehender Magistrat dagegen Einspruch erhebt. Die Gerichtsbarkeit und Verwaltungshoheit liegt in den Händen eines Paares, das den römischen Consuln nachgebildet ist. Doch hielt die Welthauptstadt es für unschicklich, wenn abhängige Kleinstädte sich derselben Namen bedienten, mit denen sie ihre höchsten Obrigkeiten bezeichnete. Wie die municipalen Senate sich ordo, ihre Mitglieder sich decuriones nennen mußten, so erhielten auch jene Consuln den anspruchsloseren Titel von Zweimännern für die Rechtsprechung (duoviri iure dicundo). Diese besaßen nach jeder Richtung hin die oberste Leitung ihrer Stadt; sie vertraten dieselbe Rom und seinen Beamten gegenüber, verfügten über die städtischen Gelder und richteten über Bürger, Attribuirte und Incolae, so weit nicht die Höhe des Proceßgegenstandes oder ein persönliches Privileg der beklagten Partei die Sache an den Statthalter zu bringen zwang. Jedes fünfte Jahr besaßen sie außerdem censorische Gewalt, erneuerten die Listen der Bürgerschaft und des Ordo, schätzten das steuerbare Vermögen aller Ansässigen und verpachteten die Ländereien und Gefälle der Stadt für das kommende Lustrum. Wegen dieser besonderen Obliegenheiten galten die duoviri quinquennales, wie sie genannt wurden, für vornehmer als die gewöhnlichen Oberbeamten, und wurden daher meist aus Denjenigen gewählt, welche den gewöhnlichen Duovirat schon bekleidet hatten. Die zweite, etwas niedrigere Gruppe der Beamtenschaft bildeten die Aedilen; ihnen stand die Polizeigewalt zu, der auch die Fürsorge für die Kornversorgung der Stadt und die Regelung der Marktpreise zugerechnet wurde. Die untersten Magistrate waren die zwei Quästoren, die unter Oberaufsicht der Duoviri die Kassenverwaltung führten. Sie pflegten auch an Jahren die jüngsten zu sein; denn in der Regel bekleidete man zuerst die Quästur, stieg dann nach kurzem amtlosen Zwischenraum zur Aedilität und später ebenso zum Duovirat und zur Quinquennalität empor, natürlich immer unter der Voraussetzung, daß die Volksversammlung demgemäß ihre Stimmen abgab.

Aus Denjenigen, welche irgend ein Amt schon bekleidet hatten, setzte sich der Ordo zusammen, ging also mittelbar aus Volkswahlen hervor. Aber da er auf eine feste Ziffer, gewöhnlich hundert, normirt war und diese durch die Zahl der abgetretenen Beamten nicht erreicht wurde, hatten die Quinquennalen die Pflicht, die leergebliebenen Stellen aus den übrigen Gemeindebürgern zu besetzen. Diese Befugniß war übrigens nicht so wichtig, wie sie auf den ersten Blick erscheint, weil der Einfluß der Decurionen sich nach Rang und Würde abstufte, und wer noch nicht auf eine öffentliche Stellung zurückblicken konnte, daher sehr wenig im Rathe der Stadtväter bedeutete. Denn die Debatte vollzog sich nicht in der Weise, daß Jeder, der etwas zu sagen hatte, sich zum Worte melden konnte, sondern der Duovir, welcher den Vorsitz führte, rief Einen nach dem Andern auf und mußte sich dabei an die Reihenfolge halten, in der die Namen der Decurionen in der Rathsliste

standen. Hier aber füllten die quinquennalicii, d. h. Diejenigen, welche vorher Quinquennalen gewesen waren, die ersten Stellen; dann folgten die gewöhnlichen duoviralicii, dann die aedilicii, dann die quaestoricii und erst ganz am Schlusse Diejenigen, welche noch zu keinem Amt gewählt waren. Es waren also immer die Vornehmsten, welche die Verhandlungen einleiteten und die entscheidenden Anträge stellten; wenn die Umfrage an die Jüngsten kam, war die Zeit meist schon so weit vorgeschritten, daß sie kaum mehr sagen konnten als ein kurzes: „Ich stimme Dem oder Jenem zu." Nur bei der schließlichen Abstimmung kamen sie als bloße Ziffern in Betracht. Aber daß Diejenigen, welche zuerst sprachen und dadurch der ganzen Debatte ihre Richtung gaben, immer würdige Greise waren und die fragenden Beamten an Erfahrung und Sachkenntniß meist übertrafen, trug vor Allem dazu bei, dem Ordo seine Bedeutung zu geben. Er wurde daher der jährlich wechselnden Magistratur gegenüber zum Träger der Ueberlieferung, zum Schützer der alten guten Väterſitte. In welchen Fällen die Duovirn seinen Rath einholen mußten, war zum Theil gesetzlich vorgeschrieben; doch blieb ihrem freiem Ermessen noch immer ein weiter Spielraum. Sie brauchten ihn also nicht bei allen ihren Amtshandlungen zu fragen; thaten sie es aber, so waren sie an seine Entscheidung gebunden, und selten wurde es unterlassen, wo ein Zweifel über die richtige Art des Vorgehens möglich war. So erhob sich der Rath zum eigentlichen Beherrscher der Stadt, und die Beamten sanken zu seinen ausführenden Organen herab.

Die Zügel der Regierung besonnen zu führen und sich nie entschlüpfen zu lassen, wäre eine so vielköpfige Gemeinschaft allerdings kaum im Stande gewesen; doch benutzte sie als Träger ihrer Gewalt eine ständige und lebenslängliche Commission, die meist aus zehn Männern bestand und, weil ihre Namen in der Rathsliste an erster Stelle standen, die decemprimi genannt wurde. Die Meisten von ihnen waren Diejenigen, welche das censorische Amt bekleidet hatten; da aber deren Zahl nicht ausreichte, wurde sie durch die Quinquennalen, die selbst dazu berufen waren, nach dem Ende ihrer Thätigkeit in das Collegium einzutreten, jedes fünfte Jahr vervollständigt, indem sie so viele Duoviralicii hinzuwählten, daß die Zehnzahl erreicht wurde. Da die Magistrate, wie wir sogleich sehen werden, in allen wichtigen Amtshandlungen von der Zustimmung der Decemprimi abhängig waren, so wird auch diese Ergänzung ihrer Zahl durch Mehrheitsbeschlüsse des Collegiums bestimmt worden sein. Die Commission des Ordo ging also nicht aus dessen eigenen Wahlen hervor, sondern zum größeren Theil aus Volkswahlen, insofern durch diese die Quinquennalen bestellt wurden, zum kleineren aus Cooptation. Doch ob sie ihre Stellung der gesammten Bürgerschaft, ob dem vornehmsten Theil des Rathes verdankten, in beiden Fällen konnte kein Zweifel sein, daß sie alle anderen Mitglieder der Gemeinde an Einfluß überragten. Hierdurch eigneten sie sich in hohem Maße, den römischen Obrigkeiten gegenüber ihre Stadt zu vertreten. Sie wurden daher gerne zu Gesandtschaften nach Rom benutzt, und hatte der Proconsul mit einer Gemeinde seiner Provinz irgend etwas zu verhandeln, so beschied er zu diesem Zwecke deren Magistrate und Decemprimi

vor sich; denn er konnte sicher sein, daß, was diese wollten, auch der Wille von Rath und Bürgerschaft sein werde. Da sie auf solche Weise der römischen Regierung eine sehr bequeme Handhabe boten, hat diese es durchgesetzt, daß auch in den meisten Städten des griechischen Ostens solche Rathskommissionen eingeführt wurden, obgleich sie den dortigen Verfassungen ursprünglich fremd gewesen waren. Und wie nach außen, so vertraten sie auch im Innern ihrer Gemeinde die Gesammtheit des Ordo, indem sie, wo dessen Berufung nicht angemessen erschien, an seiner Statt den Magistraten als Beirath dienten. Namentlich in allen finanziellen Fragen, wie das Umlegen und die Erhebung der Steuern, die Verpachtung der städtischen Grundstücke und Gefälle, die Anlage und Verwendung des Baarvermögens, das der Gemeinde durch Schenkungen oder auf andere Weise zufloß, waren die Beamten an den Mehrheitsbeschluß der Decemprimi gebunden; hatten diese doch meist den Census geleitet und waren daher über die Leistungsfähigkeit der Stadt als Ganzes, wie ihrer einzelnen Bürger genauer als jeder Andere unterrichtet. Durch diese strenge Aufsicht wurde freilich die Finanzverwaltung der Städte weder ehrlicher noch gewissenhafter. Denn es ist eine wohlbekannte Beobachtung, daß jede Verantwortung desto leichter fällt, auf je mehr Schultern sie sich vertheilt: Keiner fühlt sich eben mit seiner ganzen Person für Dasjenige haftbar, wofür noch so und so viel Andere mit ihm haften.

In jeder antiken Stadt galt es als Bürgerpflicht, an der Politik regen Antheil zu nehmen, und wer sich durch Reichthum oder den Ruhm seiner Ahnen auszeichnete, wäre als niedrig denkender Mensch verachtet worden, wenn er nicht nach einer leitenden Stellung gestrebt hätte. Diese Gesinnung hatte sich in den Zeiten der Freiheit und Selbständigkeit ausgebildet, bewahrte aber auch unter der römischen Herrschaft noch lang ihre alte Kraft. An eine Bewerbung um die hauptstädtischen Aemter, die jetzt zu Reichsämtern geworden waren, konnte, solange die Republik sich erhielt, der Provinziale nie, der italische Municipale nur ausnahmsweise denken; zur Befriedigung ihres Ehrgeizes sahen sie sich also auf die Gunst ihrer engeren Mitbürger angewiesen. Die öffentliche Wirksamkeit in den Aemtern ihrer Gemeinde und, wenn deren Zeit abgelaufen war, in Ordo und Volksversammlung blieb daher das vornehmste Interesse jedes angesehenen Mannes, und jeder hätte es als schimpflich betrachtet, für diese Zwecke irgend ein Opfer an Zeit oder Geld zu scheuen.

Es ist wohlbekannt, wie sich in Rom die Aedilen nicht selten ruinirten, um durch verschwenderischen Aufwand bei den Spielen, die zu ihren Amtspflichten gehörten, die Gunst des Volkes zu gewinnen und sich seine Stimmen für die Bewerbung um Prätur und Consulat zu sichern. Von diesen ehrgeizigen Zwecken ging die öffentliche Freigiebigkeit aus; doch da sie natürlich hoch bewundert und gepriesen wurde, entwickelte sie sich zur dauernden Gewohnheit, die man auch ohne unmittelbaren Zweck weiterübte. Der römische Senator fütterte nicht nur zahllose arme Clienten; er führte auch auf eigene Kosten staatliche Bauten aus, stiftete Tempel, Bäder und Theater oder veranstaltete bei seinen Familienfesten Speisungen des Volkes und öffentliche

Spiele. Und durch die gleichen Mittel, wie die vornehmen Herren in Rom, suchten die angesehenen Männer der Provinz sich in ihren Städten Ruhm zu erwerben. Kam es doch vor, und wahrscheinlich nicht selten, daß unterthänigen Staaten Capitalien geschenkt oder hinterlassen wurden, aus deren Zinsen sie ihre Tribute bezahlen konnten; sie wurden also nur durch private Wohlthätigkeit financiell den freien Staaten gleichgestellt. Von zwei Ostiensern aus der Zeit des Augustus und des Marcus, von denen der Eine wahrscheinlich ein Nachkomme des Andern war, da sie beide den gleichen Namen Publius Lucilius Gamala trugen, ist uns die Liste der Aufwendungen, die sie für ihre Heimath gemacht haben, noch vollständig erhalten. Der Erste hat ein marmornes Tribunal und vier Tempel neu erbaut, einen repariren lassen. Außerdem stiftete er auf dem Fleischmarkt Normalgewichte gemeinsam mit einem Collegen, ließ eine Straße pflastern, gab Spiele, ohne das von der Stadt dafür angewiesene Geld zu verwenden, bewirthete seine Mitbürger zweimal mit einem Frühstück, einmal mit einem Mittagsessen von 217 Tischen und schenkte endlich der Gemeinde noch eine baare Summe von über 3000 Mark. Sein ferner Urenkel erbaute ein öffentliches Bad, das abgebrannt war, von Neuem, reparirte drei Tempel und eine Schiffswerft, stiftete wieder Normalmaße und Gewichte, gab ein Gladiatorenspiel aus eigenen Mitteln und leistete zu denjenigen Spielen, die er auf Stadtkosten zu geben hatte, beträchtliche Zuschüsse. Dem gesunkenen Wohlstande des 2. Jahrhunderts entsprechend, sind die Leistungen des Urenkels viel bescheidener als die seines Vorfahren, bleiben aber für den Bürger einer Kleinstadt, wie Ostia es damals war, noch immer sehr ansehnlich. Und was namentlich bemerkenswerth ist, wir sehen hier, wie die Freigiebigkeit zu städtischen Zwecken zwei Jahrhunderte lang in demselben Geschlecht erblich bleibt und in jeder Generation von den Einkünften des gleichen Familienvermögens die Gemeinde ihren reichen Antheil beanspruchen darf. Und was wollten die Spenden der obscuren Gamalas in Ostia gegen das bedeuten, was der jüngere Plinius für seine Heimath Comum oder gar Herodes Atticus für Athen geleistet hat! Denn solche Opferfreudigkeit war nicht etwa Ausnahme, sondern Jeder gab, so viel er konnte, und nicht selten mehr als das. In Amisus hatte um das Jahr 100 n. Chr. ein Decurione fast sein ganzes Vermögen auf solche Weise verschwendet und konnte später nur durch ein Geldgeschenk, das ihm die dankbare Stadt ihrerseits gemacht hatte, die Würde seines Standes aufrecht erhalten. Und da das Recht der Kaiserzeit für Fälle dieser Art ausdrückliche Bestimmungen treffen mußte, können sie nicht ganz vereinzelt gewesen sein.

Gewiß sind diese erstaunlichen Geldopfer zum Theil durch recht kleinliche Eitelkeit veranlaßt worden. Dem älteren jener beiden Gamalas hat die Stadt Ostia alle Aemter verliehen, die sie überhaupt zu vergeben hatte; sie hat ihm zwei Statuen errichtet, eine broncene und eine vergoldete, und nach seinem Hinscheiden eine öffentliche Leichenfeier veranstaltet. Aehnliche Ehrungen sind auch seinem Nachkommen zu Theil geworden, und natürlich rechnete Jeder darauf, der für seine Gemeinde recht tief in den Beutel griff. Aber wenn dies auch einer der hauptsächlichsten Gründe für solche kolossale Freigiebigkeit

war, liegt doch etwas Großes in jener freudigen Hingebung, mit der jeder Mann von Reichthum und Ansehen sich selbst und sein Vermögen in den Dienst seines Gemeinwesens stellte. Im späteren Alterthum ist nie die leiseste Regung des Communismus bemerkbar geworden, weil überall der kleine Mann durch Stiftungen von Bädern und Unterhaltungsgeldern für arme Kinder, durch Spiele und öffentliche Speisungen an den Schätzen des Reichen seinen Antheil genoß. Für die Bedürfnisse der Gesammtheit wurde durch privates Capital und private Thätigkeit reichlicher, wenn auch nicht besser gesorgt, als heut zu Tage durch Staat und Gemeinde, und die kleinsten Nester füllten sich mit Bildsäulen und Prachtbauten, deren Trümmer noch jetzt unser Staunen erregen und über die frühere Bedeutung der Stadt, der sie angehören, oft die größten Täuschungen hervorrufen.

Doch dieser opferbereite Gemeinsinn hatte auch seine Kehrseite; derselbe Ehrgeiz, der jene Ausgaben veranlaßte, führte zu den heftigsten Parteikämpfen innerhalb der einzelnen Städte. Mit welchem Eifer man jedes Jahr die Wahlen vorbereitete, zeigen die Mauerinschriften von Pompeji. Für seinen Candidaten agitirt dort jedes Gewerk und jeder Verein; verfügt ein Bürger über einen zahlreichen Anhang, so läßt er mit großen rothen Buchstaben an die Straßenecken schreiben, für wen seine Freunde stimmen sollen, und selbst einzelne Frauen suchen in dieser Weise die Wahl zu beeinflussen. Es kam vor, daß durch die Streitigkeiten der Bewerber Monate lang keine Volksversammlung zu Stande kam und die Gemeinde zeitweilig aller Beamten entbehrte, und oft werden diese Zwiste zu blutigen Raufereien Anlaß gegeben haben. Hieraus erklärt es sich, daß die Kaiser in manchen Provinzen alle Vereine auflösten und keine neuen mehr zu gründen erlaubten; denn jeder, welchem Zweck er auch dienen mochte, griff alsbald in die Zwergpolitik seiner Stadt ein und schürte die inneren Unruhen. In Nicomedia wollte Trajan nicht einmal eine freiwillige Feuerwehr dulden, obgleich ein großer Brand ihre Nothwendigkeit erst kurz vorher erwiesen hatte. Selbst Wohlthätigkeitsvereine, die zur Unterstützung der Armen Geld sammelten, gestattete er in derselben Provinz nur föderirten Städten, weil er sie diesen nicht ohne Rechtsbruch verweigern konnte; den übrigen blieben sie untersagt. Zeitweilig durfte in einzelnen Städten gar keine Volksversammlung stattfinden, ohne daß man vorher bei dem Statthalter um Erlaubniß nachgesucht hätte. Doch im Ganzen war dies Parteitreiben wohl mehr unbequem als gefährlich; jedenfalls bewies es, wie lebhaft die ganze Bürgerschaft sich an der Regierung ihres Gemeinwesens betheiligte, und darf daher noch als ein Zeichen gelten, daß in dem hinsterbenden Riesenkörper des Reiches die alte stürmische Jugendkraft noch nicht ganz erloschen war. Doch trug jene halbstaatliche Gemeindeordnung andere Keime in sich, deren Entwicklung verderblich werden mußte.

Zunächst ist es an sich klar, daß eine Verwaltung, deren Personal sich jedes Jahr erneuert, nicht gut sein kann. Kaum hatte der Beamte sich in seine Pflichten etwas eingearbeitet, so mußte er einem Nachfolger Platz machen, der wieder die ganze Unkunde des Neulings mitbrachte. Zwar pflegten Quästur und Aedilität dem Duovirat voranzugehen, so daß Der-

jenige, welcher die höchste Leitung seiner Stadt übernahm, schon eine Vorschule in den niederen Aemtern durchgemacht hatte. Aber keines derselben bereitete genügend auf das nächstfolgende vor, weil sie ja alle verschiedene Obliegenheiten besaßen, und immer lagen dazwischen amtfreie Jahre, in denen man wieder vergaß, was man in der kurzen Verwaltungspraxis gelernt hatte. Ein gewisses Correctiv für die Unerfahrenheit der Beamten gewährten die Decemprimi; doch werden diese alten Herren, deren Ehrgeiz längst befriedigt war, sich auch nicht überanstrengt haben, wo es nur fremde Amtsführung zu leiten, fremde Verantwortung zu decken galt. So fiel denn die Erledigung der meisten Geschäfte subalternen Schreibern zu, die oft nur städtische Sclaven waren, aber durch die Dauer ihrer Anstellung viel besser Bescheid wußten als ihre jährlich wechselnden Vorgesetzten. Unberührt von jenem vornehmen Patriotismus, der die leitenden Männer beseelte, und frei von jeder eigenen Verantwortung, wirthschafteten diese einflußreichen Unterbeamten meist in ihre eigene Tasche und machten die Verwaltung der Städte zu einer eben so feilen und parteiischen, wie die römische selbst es war. Die städtischen Rechnungen waren nie in Ordnung, und den Eintragungen der öffentlichen Ausgaben und Einnahmen wurde nur eine sehr zweifelhafte Beweiskraft zugeschrieben. Uebrigens waren auch die gewählten Magistrate keineswegs über jeden Verdacht erhaben. Daß der brave Spießbürger über seine Obrigkeit weidlich zu schimpfen pflegte, bedeutet nicht viel; das ist auch bei uns der Brauch; ernster aber war die Art des Tadels. Man beschuldigte nicht, wie es heute üblich ist, ihre Unfähigkeit, sondern ihre Unterschleife. Diese waren eben so gewöhnlich, daß man es kaum noch der Mühe werth fand, sie zu verbergen. Wenn man in Spielen, öffentlichen Speisungen und kostbaren Bauten sein halbes Vermögen verschleuderte, glaubte man ein gutes Recht zu haben, durch dasselbe Amt, bei dem man sich ruinirte, die Einbuße auch wieder zu ersetzen.

Uebrigens wurde auch jene großmüthige Verschwendung meist an der falschen Stelle getrieben, wozu die Eitelkeit der Beamten wohl noch mehr beitrug, als ihr Mangel an Sachkenntniß. Denn Jeder strebte danach, daß seine Leistungen für die Stadt möglichst augenfällig und glänzend seien, und sorgte wenig um ihre unscheinbaren, wenn auch noch so dringenden Bedürfnisse. In Rom hatten die Aedilen Millionen für prächtige Spiele ausgegeben; Tausende von Sclaven, die sie bezahlt hatten, ließen sie als Gladiatoren oder Thierkämpfer hinschlachten; aber erst in der Zeit des Augustus kam einer von ihnen darauf, aus ein paar hundert Leuten seines Gesindes eine Feuerwehr zu bilden, obwohl diese Einrichtung für die Weltstadt ganz unentbehrlich war und das Löschwesen immer zu den Competenzen der Aedilität gehört hatte. Und ganz ähnlich ging es auch in den Provinzialstädten: Nicomedia besaß um das Jahr 100 n. Chr. viele Prunkgebäude, die ganz oder theilweise aus privaten Mitteln errichtet waren, aber keinen einzigen Feuereimer. Während die Bevölkerung der Gemeinden stetig zurückging, wurden doch Tempel und Theater, Bäder und Turnhallen immer zahlreicher und prächtiger, als ginge jeder Decurio geflissentlich darauf aus, sich selbst und die Nachwelt über die sinkende Bedeutung seiner Stadt zu täuschen.

Noch viel bedenklicher war der Einfluß, den diese Art der Verwaltung auf die Finanzen der Städte ausübte. Die Führung der Kasse war den Quästoren, also den jüngsten und unerfahrensten unter den Beamten, anvertraut; daß sie selten in Ordnung war, ergibt sich daraus von selbst. Da aber jeder Magistrat große Summen aus seinem Privatvermögen der Gemeinde opferte, hielt der Ordo es meist für angezeigt, bei kleinen Defecten und Unklarheiten ein Auge zuzudrücken. Es war daher gar nicht leicht, seiner Stadt eine Zuwendung zu machen, aus der sie eine dauernde Einnahme bezog: schenkte man ein Capital, damit sie die Zinsen verwende, so hatte es sich bald verkrümelt; wies man ihr Grundbesitz an, so wurde der Acker schlecht oder gar nicht bebaut. Bei öffentlichem Gute galt nachlässige Verwaltung durchaus für das Normale und Selbstverständliche, und gerade die private Freigiebigkeit war es, die hieran die meiste Schuld trug.

Es ist niemals gut für ein Gemeinwesen, wenn es den größten Theil seiner Bedürfnisse aus zufälligen und unberechenbaren Einnahmen deckt; denn sie machen es unmöglich, ein klares Budget aufzustellen, und hindern so jede vorschauende und besonnene Finanzpolitik. Was sollte man sich auch mit strenger Wirthschaftlichkeit plagen, wenn man in der Noth immer damit rechnen konnte, daß irgend ein patriotischer Bürger einige Tausend oder selbst ein paar Millionen schenken werde? Es war daher ganz gewöhnlich, daß man große und prunkvolle Bauten unternahm, ohne sich darum zu kümmern, ob die Mittel zu ihrer Beendigung reichen würden. Später ließ man sie dann halbfertig liegen und fing irgend etwas Neues an, wozu oft genug private Interessen und Machinationen mitwirken mochten. Denn begann man z. B. ein Theater zu bauen, so fanden sich alsbald Ehrgeizige, die für den Fall seiner Vollendung die glänzendsten Versprechungen machten. Der Eine verpflichtete sich, ihm eine Säulenreihe hinzuzufügen, der Andere, Wandelhallen daran zu bauen, der Dritte, umsonst eine Vorstellung geben zu lassen, u. dgl. m. War man doch, wie dies in der menschlichen Natur liegt, mit Verheißungen noch viel freigiebiger als mit Geschenken, die man sogleich blank und baar auf den Tisch zu zahlen hatte. Aber jedes Versprechen dieser Art besaß volle Rechtskraft, und seine Erfüllung konnte erzwungen werden, sobald die Bedingung eintrat, an die es geknüpft war. Bei Vielen aber stellte sich bald die Reue ein, und es war ihnen sehr lieb, wenn sie dadurch ihrer Verpflichtung entbunden wurden, daß der Bau niemals zu Stande kam. Und Gemeinden, die in so hohem Grade auf private Spenden angewiesen waren, konnten sich privaten Einflüssen unmöglich entziehen. Wie unheilvoll diese auf die Finanzen einwirkten, zeigt eine Verordnung Trajan's, daß keine Stadt einzelnen ihrer Bürger Geldgeschenke aus dem öffentlichen Seckel machen dürfe. Wenn es nöthig war, einem solchen Mißbrauch auf gesetzlichem Wege entgegenzutreten, so kann man sich denken, welchen Umfang er angenommen hatte. Man war eben in Geldsachen höchst gemüthlich, und wie man jeden Augenblick Geschenke empfing, so wollte man sie mitunter auch anständig erwidern.

Gewiß war es recht hübsch und angenehm, wenn man aus privaten Mitteln seine Wasserleitungen bauen oder gar die jährliche Steuersumme nach Rom bezahlen konnte. Doch freiwillige Spenden haben die Eigenthümlichkeit, daß sie in guten Tagen reichlich fließen, aber ausbleiben, wenn allgemeine Noth eintritt und man sie gerade am dringendsten brauchte. Sind die Finanzen wohl geordnet, so kommt man mit einiger Sparsamkeit über solche schweren Zeiten hinweg; bei der Mißwirthschaft aber, die in den Städten des Reiches herrschte, mußten sie regelmäßig Schulden machen, und zwar meist zu Wucherzinsen. So waren sie fast alle in höchst bedrängter Lage und machten immer wieder ein Eingreifen der römischen Regierung nöthig, um ihre zerrütteten Verhältnisse einigermaßen zu ordnen.

Noch schlimmer aber war die moralische Einwirkung, welche dies ewige Schenken und Geschenkenehmen auf die Bevölkerung ausübte. Die Gemeinden wie die Einzelnen verloren ganz das stolze Bewußtsein, für ihre Pflichten aus eigener Kraft einstehen zu müssen, und jenes kriechende Cliententhum, dessen unheilvolle Wirkungen wir schon an anderer Stelle beleuchtet haben, verbreitete sich über das ganze Reich. Denn natürlich beschenkte Jeder, der es dazu übrig hatte, nicht nur seine Stadt, sondern auch die ganze Bande von freigelassenen und freigeborenen Glücksjägern, die auf seine Tasche lauerten. Und wie jeder arme Mann seinen Lebenszweck darin fand, einen leistungsfähigen Patron zu gewinnen, so hatte auch jede Gemeinde unter den Vornehmen der Hauptstadt und des Hofes ihre Patrone, denen sie durch Statuen und Ehrendecrete schmeichelte, um dafür reiche Stiftungen oder rechtliche Vortheile zu erlangen. Auch das Städtewesen des Reiches, so großartig es ausgebildet war, wurde so zum Uebungsfelde für Gunstbuhlerei und knechtische Gesinnung.

Aber welches auch die Mängel dieser Städteverwaltung sein mochten, für das römische Reich war sie nothwendig, weil damals auch der kühnste Reformer sich eine andere gar nicht hätte vorstellen können. Besoldete Bürgermeister und Stadträthe, wie wir sie heute kennen, wären damals allgemeiner Verachtung begegnet; denn wer politisch thätig war, mußte nach den Anschauungen der Zeit ein Mann sein, der, im Besitze eines ausreichenden Vermögens, auf niedere Lohnarbeit verzichten konnte. Wenn man heimlich durch Erpressung oder Unterschleif seinen Beutel füllte, so begegnete man in der öffentlichen Meinung großer Duldsamkeit, weil dies etwas Altgewohntes war; aber öffentlich einen anerkannten Sold zu beziehen, galt nur bei den Subalternen für anständig. Doch auch der Reichste konnte nicht seine ganze Zeit unentgeltlich der Gemeinde widmen, und hätte er es gewollt, sein Opfer wäre nicht angenommen worden, weil es so und so viele Mitbürger von den Ehren ausgeschlossen hätte, nach denen sie begierig verlangten. So war lebenslängliche Bekleidung der vornehmeren Stadtämter ein für alle Mal unmöglich, und mit der jährigen blieben die Uebelstände, die wir vorhin aufgezählt haben, untrennbar verbunden. Doch wie gesagt, man hatte sich an sie gewöhnt und mußte sie schon deshalb ertragen, weil man nichts Anderes an die Stelle setzen konnte. Um so verhängnißvoller drohte es zu werden, daß

auch diese Verwaltung, so gut oder schlecht sie war, allmählich den Dienst versagte.

Der Patriotismus, der ihre treibende Kraft bildete, war nur deshalb so stark und opferfreudig, weil er noch in einer Zeit wurzelte, wo man die Stadt als Staat empfand. Anfangs hatte er sich nicht selten gegen Rom gewendet, und auch nachdem man gelernt hatte, sich fügsam der Uebermacht zu beugen, betrachtete man sie doch als etwas Fremdes, gegen das noch lange Zeit der staatliche Selbsterhaltungstrieb der Gemeinde einen heimlichen Kampf fortsetzte. Doch je hoffnungsloser dieser wurde, desto mehr erlahmte die Freude an einer politischen Bethätigung, die keine großen Ziele mehr vor sich sah. Und als die Kaiserherrschaft ihre ausgleichende Wirksamkeit begann, und der Provinziale sich allmählich als Reichsbürger fühlen lernte, da hörte er auf, in dem Stadtbürgerthum das einzige Feld für seine öffentliche Thätigkeit zu erblicken. Allerdings war es auch jetzt nur einer verschwindend kleinen Zahl vergönnt, ihren Ehrgeiz im Dienste des Kaisers und des Reiches zu befriedigen; aber dieses Ziel war doch erreichbar geworden, und was konnte gegen den Glanz einer ritterlichen oder gar senatorischen Stellung die Quinquennalität und der Duovirat bedeuten? In Lykien ist uns noch das Grabmal eines reichen Provinzialen erhalten, in das er, geschmacklos genug, mehrere Dutzend Ehrendecrete hat einmeißeln lassen. Was sie an ihm rühmen, sind keine großen Thaten, sondern nur das viele, viele Geld, das er theils seiner Heimathstadt, theils anderen Gemeinden oder auch der ganzen Provinz gespendet hatte. Keine Ehren aber schätzte er höher als die Gesandtschaften, die nach Rom geschickt wurden, um seine Freigebigkeit zu preisen, und sorgfältig verzeichnete er die kaiserlichen Antworten darauf, obgleich sie weiter nichts enthalten, als daß Seine Majestät von den Tugenden und Leistungen des Herrn Opramoas allergnädigst Kenntniß genommen habe. Man sieht es deutlich, der municipale Ehrgeiz findet seine Befriedigung nicht mehr in der engen Heimath, sondern schielt gierig nach dem Kaiserhofe und prahlt am liebsten mit dessen Gunstbezeigungen, so mager sie auch ausfallen mögen. Der Biedere, mit dem wir es hier zu thun haben, sah sich dadurch noch zu Aufwendungen für seine Stadt und Provinz getrieben; mancher Klügere aber mochte meinen, daß sich das Geld vortheilhafter in Rom selbst anlegen lasse, und wird sich damit kaum getäuscht haben. Denn um unter den vielen Nullen des Senates und der Ritterschaft eine Rolle zu spielen, dazu brauchte man auch kein Genie zu sein; ein sehr dicker Geldsack genügte dazu, wenn man ihn nur geschickt und mit dem nöthigen Scheine der Vornehmheit zu verwenden wußte. So wurden die größten Vermögen und wohl auch die besten Köpfe dem municipalen Dienste entzogen, um in den des Reiches überzutreten, und wenn Mancher, der es bei Hofe zu etwas gebracht hatte, auch später noch durch Einfluß und Geld seine Heimath unterstützte, Viele mußten schon deshalb karger sein, weil die Stellung im römischen Senat in demselben Maße, wie er die städtischen Ordines an Würde übertraf, auch an den Beutel größere Anforderungen stellte.

Constantin fügte dem Senat am Tiber einen zweiten am Bosporus hinzu; Diocletian vervierfachte die Hofhaltungen und vermehrte zugleich das

Personal jeder einzelnen. Und zugleich wurden die besoldeten Subalternen, soweit sie den Obrigkeiten des Reiches, namentlich dem Kaiser selbst dienten, nicht nur reich und mächtig, sondern auch hochgeehrt. Hatte der Decurione bisher mit Verachtung auf sie herabgesehen, so wurde ihre Stellung jetzt ein lockendes Ziel des Ehrgeizes für ihn; denn auch sie bahnte den Weg zu Ritterschaft und Senat. So öffnete sich fast mit einem Schlage eine große Anzahl von Canälen, um von den Mühlen der Städte, die man schon lange nur noch mühsam in Gang erhielt, das Wasser abzuleiten. Und wenn jene Aemter und Würden, wenigstens in ihren oberen Stufen, von den Pflichten des Ordo befreiten, so war dies ein Grund mehr, die Decurionen übermächtig anzuziehen. Denn die municipalen Aemter, zu denen man sich früher gedrängt hatte, waren längst zu einer kostspieligen Last geworden, die weder Macht noch Ehre brachte.

Auch hieran war, so seltsam das klingen mag, zum Theil die Hebung der Provinzen schuld, in der das Kaiserthum das Ziel seiner Politik erblickte. Denn mit je größerer Fürsorge man die Schäden des Städtewesens aufdeckte und zu heilen suchte, desto tiefer griff man von oben in die innere Verwaltung der Gemeinden ein. Damit aber band man den municipalen Beamten die Hände, und das Wirken im Ordo wurde, wenn auch nicht überflüssig, so doch langweilig, weil ihm jede Thätigkeit, die über den gewöhnlichen Kleinbetrieb der alltäglichen Geschäfte hinausging, durch die Reichsbehörden abgeschnitten war. Gewiß war die strengere Aufsicht, welche die Kaiser einführten, nicht unbegründet, um so weniger, als sie gerade bei dem Punkte einsetzte, der am meisten besserungsbedürftig war, nämlich bei den Finanzen. Die römische Republik hatte sich um den Haushalt der Städte nicht viel gekümmert: fiel es einem Proconsuln ein, so ließ er sich einmal ihre Kassenbücher vorlegen, doch bei dem schnellen Wechsel der Statthalter blieben dies gelegentliche Eingriffe, die nie zu consequenter Beaufsichtigung wurden. War es doch vielen der hohen Herren des Senats sogar ganz lieb, wenn die Städte Schulden machten; denn meist waren sie es, die das nöthige Geld hergaben, und flossen die Wucherzinsen nicht in ihre eigene Tasche, so kamen sie den römischen Rittern zu Gute, die sie dafür in Rom mit ihrem weitreichenden Einfluß unterstützten. Bei dem ungeheueren Reichthum, der in den Händen der Senatoren zusammenströmte und dessen Anlage in Grundbesitz kaum noch lohnend war, begrüßten sie es mit Freuden, daß sich ihnen hier eine einträglichere Verwendung ihrer Capitalien darbot. Unter den Kaisern hörten die Provinzen auf, den römischen Beherrschern nur als melkende Kühe zu dienen; doch in das zerrüttete Budget der Städte einige Ordnung zu bringen, war nicht möglich ohne die schärfsten Eingriffe in ihre Selbstverwaltung. Immer wieder kamen die Statthalter oder auch eigens dazu ernannte kaiserliche Vertrauensmänner, um ihre Bücher zu revidiren. Wollten privilegirte Gemeinden sich dieser Aufsicht entziehen, indem sie höflich auf ihr Recht der Unabhängigkeit verwiesen, so wurden sie ermahnt, nur diesmal ihre Rechnungen vorzulegen, es solle ihren Freiheiten kein Präjudiz daraus erwachsen. Aber natürlich blieb es nicht bei dem einen Mal, sondern was Anfangs Ausnahme

gewesen war, wurde bald zur Regel. Anleihen zu machen, wurde den Städten ganz verboten; neue Steuern durften sie nur mit Erlaubniß des Kaisers einführen; selbst für jeden Neubau, der nicht aus privaten Schenkungen, sondern aus öffentlichem Gelde errichtet werden sollte, bedurften sie seiner Genehmigung. Manche Gemeinden hielten es für vortheilhaft, sich dem Kaiser dadurch in Erinnerung zu bringen, daß sie jedes Jahr eine Gratulationsgesandtschaft an ihn abschickten, die heillosES Geld kostete. Wenn der Statthalter solche thörichten Ausgaben hinderte, so war dies ohne Zweifel sehr vernünftig, aber als Bevormundung empfand man es doch. Und daß man die Aufführung von Bauwerken, die entsprechende Gebäude anderer Städte in den Schatten stellen sollten, selbst aus privaten Mitteln ganz verbot, durchschnitt die Sehnen des municipalen Ehrgeizes, der ja im Wetteifer mit den Nachbargemeinden eine seiner mächtigsten Triebfedern fand, und wenn man ihre feindliche Eifersucht durch solche Verordnungen mindern wollte, verfehlten sie jedenfalls ihren Zweck. Ruhe zu schaffen nach den Stürmen der Bürgerkriege, betrachtete eben das Kaiserthum als seine Hauptaufgabe, aber was es schuf, war „die Ruhe eines Kirchhofs“. Denn wenn man freie Städte zu unterthänigen machte, weil sie ihre Freiheit etwas gar zu lebhaft ausgenutzt hatten, wenn man die Volksversammlungen untersagte, die Vereine auflöste, so vermied man damit zwar manchen Krawall, aber erstickte auch jeden Rest des politischen Lebens.

Die Freiheit der städtischen Obrigkeiten wurde noch mehr beschränkt, seit unter Trajan die Curatores civitatum auftraten. Es waren dies Beamte, die der Kaiser ernannte, um dauernd die Finanzen der Städte zu beaufsichtigen. In der Regel wählte man dazu vornehme Herren, Senatoren oder römische Ritter, die schon durch ihr persönliches Ansehen und die Furcht vor ihrem Einfluß die Ordines in Abhängigkeit hielten. Mitunter dehnte sich ihre Macht über mehrere Städte, manchmal selbst über ganze Provinzen aus; gewöhnlich aber hatte jeder nur eine zu besorgen und lernte dadurch alle Verhältnisse derselben aufs Genaueste kennen. Anfangs wurden sie nur ausnahmsweise ernannt, wahrscheinlich für solche Gemeinden, deren Budget so sehr in Unordnung gekommen war, daß nur langjährige Sparsamkeit, für die der Curator sorgen mußte, es wieder ins Gleichgewicht bringen konnte. Doch im Laufe der Zeit wurden sie immer zahlreicher, und endlich fehlte wohl keiner Stadt dieser Aufsichtsbeamte. Für die Finanzen allein war er bestellt, aber welcher Zweig der Verwaltung hängt nicht mit den Finanzen zusammen? So bot sich immer wieder die Gelegenheit zu Uebergriffen, und die Ordines waren zu knechtisch und verängstigt, um einem Mann von Rang und Einfluß gegenüber ihre Selbständigkeit zu wahren. Zum Glücke konnte er sich nicht in Alles persönlich einmischen, weil er in Rom oder doch außerhalb seiner Stadt zu wohnen pflegte; der Verkehr mit ihm war daher meist ein brieflicher, was übrigens nicht verhinderte, daß jede Kleinigkeit, die irgendwie die Gemeinde belasten konnte, seiner Entscheidung unterbreitet wurde.

Im Laufe des dritten Jahrhunderts verändert das Amt seinen Charakter. In demselben Maße, wie der römische Adel geistig herabkam, wuchs bei ihm

der Standeshochmuth und zugleich die Scheu vor ernster Arbeit. Dies hatte, wie es scheint, die Folge, daß die Candidaten für das Amt eines Curators spärlich wurden. Die hohen Herren, denen die stolzesten Würden des Reiches offen standen, hielten sich für zu gut, um sich mit dem Budget erbärmlicher Kleinstädte zu plagen, und die unscheinbare Thätigkeit, Rechnungen zu revidiren und die Nothwendigkeit communaler Ausgaben zu prüfen, wurde ihnen langweilig. Dies zwang die Kaiser, bei der Besetzung der Curatorenstellen in niedrigere Schichten hinabzugreifen, und in einer Gemeinde nach der anderen ersetzten Decurionen aus der Mitte ihres eigenen Ordo die Senatoren und Ritter. Einestheils steigerte dies die Bedeutung des Amtes; denn seit der Curator in derselben Stadt lebte, die seiner Fürsorge anvertraut war, konnte er stetiger und umfassender in die Verwaltung eingreifen und wurde dadurch zum eigentlichen Leiter der Gemeinde, neben dem ihre Jahresmagistrate zu bloßen Statisten herabsanken. So war denn einem Manne, den die kaiserliche Ernennung hoch über seine Mitbürger erhob und der doch nach Traditionen und Interessen zu ihnen gehörte, die Führung übergeben; die längere Dauer seines Amtes gab ihm Gelegenheit, die nöthige Geschäftskenntniß zu erwerben, und daß es in erster Linie auf die Finanzen hingewiesen war, konnte den Städten auch nur zum Heile werden. Doch diese Neuerung kam zu spät, um noch den Segen stiften zu können, den man in einer früheren Zeit von ihr hätte erwarten dürfen. Denn bald darauf wurden die Provinzen durch Diocletian so verkleinert, daß es den Statthaltern mit Hülfe ihres sehr vermehrten Subalternpersonals möglich war, die Verwaltung jeder einzelnen Gemeinde aufs Schärfste zu beaufsichtigen und die Thätigkeit ihres Curators völlig lahm zu legen. Und zugleich war das Ansehen des Decurionenstandes tief gesunken, und ein Mann, der ihm angehörte, besaß nicht die Möglichkeit, seine Stellung einem kaiserlichen Beamten gegenüber aufrecht zu erhalten und dessen Uebergriffe abzuwehren. Als dann gar der Hof auf die Ernennung der Curatoren verzichtete und ihre Wahl den Ordines überließ, war das Schicksal des Amtes besiegelt. Eine Ehre, die man der geheiligten Person des Kaisers verdankte, stand eben hoch über Allem, was das Vertrauen der eigenen Mitbürger gewähren konnte, und bald waren die Curatoren so tief herabgekommen, daß sie selbst zur notariellen Beurkundung von Schenkungen zu schlecht erschienen. Denn von einem kleinen Stadtbeamten, der sich scheu vor jedem Mächtigen duckte, war es leicht zu erzwingen, daß er seine Acten fälschte oder doch ihre Glaubwürdigkeit preisgab.

Nicht wenig hat zum Niedergange des Amtes beigetragen, daß ihm im Jahre 364 ein anderes concurrirend an die Seite trat. Als Constantius II. den Senat von Constantinopel dem römischen gleichgestellt hatte, setzte er in allen Provinzen sogenannte defensores senatus ein, welche die Privilegien jenes neuen Reichsadels gegen die Uebergriffe der Statthalter schützen sollten. Es lag eben ganz im Geiste jener Zeit, der Macht derjenigen, die ohnehin schon übermächtig waren, immer neue Stützen zu geben, während man den Schwachen noch tiefer herabdrückte. Aber auch dieses Bestreben rief hin und wieder Reactionen hervor. War doch jene ruhige Continuität der Regierungsgrundsätze,

welche die frühere Kaiserzeit auszeichnet, seit Diocletian in ein unsicheres Hin- und Hertasten umgeschlagen, bei dem fast jeder Herrscher andere Wege einschlug, als sein Vorgänger gegangen war. So fand denn auch Valentinian I., daß das niedere Volk noch mehr eines Schützers bedürfe als der höchste Adel, und schuf daher nach dem Muster der defensores senatus das neue Amt der defensores plebis. Damit aber ihre Wirksamkeit noch gesteigert werde, und jeder Bedrückte seinen Helfer in nächster Nähe finden könne, wurde nicht nur für jede Provinz, sondern für jede Stadt ein Defensor bestellt, den der Präfect des betreffenden Reichstheiles aus den Vornehmsten der Bürgerschaft ernennen sollte. Dem Decurionenstande, der damals schon ohnmächtig und verachtet war, durfte der Gewählte nicht angehören; er mußte irgend ein Reichsamt bekleidet haben, das hoch genug war, um ihm nicht nur den städtischen Magistraten, sondern auch den Provinzialstatthaltern gegenüber Einfluß und Ansehen zu gewähren. Ursprünglich war seine Aufgabe nichts weiter, als was in seinem Titel ausgesprochen war, d. h. die Vertheidigung des Armen und Schwachen gegen mächtige Unterdrücker. Doch war es längst üblich geworden, daß derjenige, welcher in der Stadt die vornehmste Stellung besaß, in Alles dreinreden durfte und bei Allem gefragt wurde, ob es in seine Competenz gehörte oder nicht. So riß der Defensor die ganze Gemeindeverwaltung an sich und drängte den Curator ebenso zurück, wie dieser es früher mit den Duoviri gemacht hatte, aber nur, um bald auch seinerseits das Schicksal des Curators zu erleiden.

Anfangs hatte es die Defensoren gekitzelt, in jeden Amtskreis überzugreifen und alle Rechte, die es in ihrer Gemeinde auszuüben gab, in ihre Hände zu bringen; doch war es ihnen höchst unbequem, als jene Rechte zu Pflichten wurden. Je weiter ihre Thätigkeit sich durch ihre eigene Schuld ausgedehnt hatte, desto schwerer lastete sie auf ihrer Trägheit. Die höchsten Spitzen des Reichsadels hatten sich schon von Anfang an zu dem Amte nicht hergegeben, und bald wurde es auch den mittleren Schichten lästig. Als lebenslängliches war es gedacht; doch mußten sich die Kaiser bequemen, erst in vereinzelten Fällen den Rücktritt zu gestatten, dann, als diese sich mehrten, seine Dauer auf fünf und endlich gar auf zwei Jahre zu beschränken. Man konnte nicht mehr für jede einzelne Stadt ihren Defensor bestellen, sondern mußte mehrere zusammenfassen. Auch mit der Forderung, daß nur Leute von Rang und Erfahrung an die Spitze der Gemeinden treten dürften, nahm man es nicht mehr zu genau; in Ermangelung geeigneter Candidaten, wählte man Jünglinge oder Männer geringeren Standes, die sich selbst vor dem Hochmuth der Mächtigen nicht schützen konnten, geschweige denn das Volk ihrer Stadt. Denn während die ansehnlichen Leute sich zurückzogen, drängten sich niedere Streber mit Eifer zu einem Posten, der es dem Gewissenlosen leicht genug machte, seinen Beutel zu füllen. Um diese zu verhindern, durch Bestechung des Präfecten oder seiner Günstlinge solche Aemter zu erschleichen, ließ Theodosius I. die Defensoren durch die Städte selbst erwählen und behielt dem Hofe nur die Bestätigung vor. Aber nach den Anschauungen jener Zeit stand ein gewählter Beamter weit unter denjenigen, die der Kaiser oder auch sein Präfect ernannt hatte. So wurde der Defensor zum Curator und den Duoviri

geworfen; alle drei Aemter bestanden neben einander fort und hatten vorgeschriebene Pflichten zu erfüllen, aber wirkliche Macht über die Stadtverwaltung übte keines mehr aus.

Derjenige, welcher jetzt die führende Stellung gewann, war kein anderer als der christliche Bischof. Auch er verdiente ja den Titel eines defensor plebis oder sollte ihn doch verdienen; denn der Schutz des Schwachen gehörte unstreitig zu seinen religiösen Pflichten, und diese zu erfüllen, war er eher im Stande als irgend ein weltlicher Beamter. Wer die Macht dazu besaß, schund und quälte jeden niedriger Stehenden nach Herzenslust, ohne sich irgend ein Gewissen daraus zu machen; den geheiligten Leib des Bischofs aber schützte der Aberglaube, daß Gott für seine Verletzung unerbittlich Rache nehmen müsse. So hat man denn die unglücklichen Decurionen nicht nur wegen leichter Vergehen, sondern auch, wenn sie Steuerforderungen des Reiches nicht befriedigen konnten, mit Bleiknuten gepeitscht oder der Folter unterworfen, während die Bischöfe vor jeder schmerzhaften Leibesstrafe sicher waren und selbst für Heiligthumsschändung, Mord und Zauberei selten mehr zu fürchten hatten als Amtsentsetzung und milde Verbannung. Und selbst diese Strafen konnten nur auf Beschluß einer Synode verhängt werden, so daß die höhere Geistlichkeit allen weltlichen Richtern ganz unabhängig gegenüberstand. In Schriften, die für die breiteste Oeffentlichkeit bestimmt waren, erlaubten sich daher selbst verbannte Bischöfe Schmähungen gegen den Kaiser, die jeden Anderen auf den Scheiterhaufen gebracht hätten und selbst heutzutage durch schwere Kerkerstrafen gebüßt werden müßten. Je knechtischer Alles vor der „göttlichen" Person des Herrschers auf dem Bauche kroch und in jedem höheren Beamten einen Abglanz ihres Himmelslichtes verehrte, desto größere Bewunderung mußte solcher Freimuth erregen, obgleich er kaum gefährlich war. So hatte die Geistlichkeit die Massen des Volkes hinter sich und wurde zur kühnen Vertreterin der Unterdrückten gegen grausame Willkür. Es ist allbekannt, wie Ambrosius von Mailand den Kaiser Theodosius, als er einen Massenmord in Thessalonica angeordnet hatte, vom Gottesdienste zurückwies und ihn erst wieder in seine Communion aufnahm, nachdem er sich einer Kirchenbuße unterzogen hatte, die freilich in Anbetracht des ungeheueren Frevels milde genug war. Der Heilige besaß eben die Klugheit, das Princip zu wahren und doch dem Allgewaltigen nicht mehr zuzumuthen, als was er sich noch gefallen ließ.

Dieselbe Vorsicht beobachtete die Geistlichkeit auch sonst, und meist eine viel größere; der Muth des Ambrosius hätte keine so überschwängliche Bewunderung erregt, wenn er nicht Ausnahme gewesen wäre. Wie hätte auch in einem Zeitalter, dessen unterscheidendes Kennzeichen moralische Feigheit war, der Clerus allein die Ansteckung vermeiden können? Bezeichnend in dieser Hinsicht ist das Verhalten des Bischofs Synesios von Ptolemais, der noch zu den kühnsten und freiesten Geistern seiner Zeit gehörte. Im Jahre 407 hatte der Statthalter Andronikos sein Amt durch hohe Bestechungen erkauft und suchte das Geld, das er zu diesem Zwecke sich erst hatte borgen müssen, durch furchtbare Bedrückungen von Volk und Ordo wieder herauszuschlagen. Er erfindet sogar neue Marterwerkzeuge, da ihm die alten nicht

wirksam genug scheinen, und läßt einen Decurionen, den er eingesperrt hat, weil er von zehntausend Goldstücken, die er dem Fiscus schuldig ist, tausend nicht gleich bezahlen kann, fünf Tage lang ohne Nahrung bleiben. Alles läuft hülfeflehend zum Bischof, von dem allein man Schutz erhofft. Er sucht durch christliche Ermahnungen auf den Tyrannen einzuwirken, kann aber nichts erreichen. Trotzdem wagt er nichts Anderes zu thun, als daß er seine mächtigen Freunde in Constantinopel brieflich angeht, sie möchten für die Abberufung des Andronikos thätig sein. Selbst als dieser das Asylrecht des Altars aufhebt und ein Edict darüber, das heftige Drohungen gegen die Geistlichkeit enthält, an den Kirchenthüren anschlagen läßt, glaubt Synesios, dies dulden zu müssen. Da läßt der Statthalter seinen Groll an einem Decurionen aus, der ihm einen vortheilhaften Heirathsplan zerstört hat, indem er seinen persönlichen Feind wegen eines geringen Vergehens entsetzlich foltern läßt. Auch jetzt äußern der Bischof und sein Clerus nur dadurch ihre Mißbilligung, daß sie sich um den Gemarterten versammeln und mitleidsvoll seinen Qualen zuschauen. Aber schon dies betrachtet Andronikos als Beleidigung und ruft höhnisch seinem Opfer zu: „Umsonst hast Du auf die Kirche gehofft! Keiner soll meinen Händen entrinnen, auch wenn er die Füße Christi selbst umfassen könnte.“ Erst jetzt wird über ihn der Kirchenbann verhängt, aber nicht wegen seiner weltlichen Verbrechen, sondern nur, weil Synesios in jenen Worten eine Gotteslästerung erblickt. Alsbald kriecht der Statthalter zu Kreuze; er zeigt sich reuig und verspricht Besserung. Der Bischof läßt sich erweichen und suspendirt einstweilen sein Decret. Da wird wieder ein angesehener Decurione wegen einer Steuerschuld so grausam gepeitscht, daß er an der Mißhandlung stirbt, und dieser Mord führt endlich dazu, daß die Excommunication in Kraft tritt. Bald darauf wird Andronikos abberufen und vor Gericht gestellt; aber sehr zur Unzeit erinnert sich die Kirche daran, daß es Christenpflicht sei, denen wohl zu thun, die uns beleidigen und verfolgen. Synesios legt selber für den Angeklagten Fürbitte ein und erwirkt ihm, wenn auch nicht volle Begnadigung, so doch eine Milderung der verdienten Strafe.

Dies Beispiel ist nach mehr als einer Richtung charakteristisch für die Rolle, welche die Kirche in der Verwaltung der Städte und Provinzen zu spielen begann. Sie schützt die Bedrückten zunächst nur durch fromme Ermahnungen, denen die Beamten des Kaisers so weit Folge geben, wie dies ihnen selbst gut scheint. Aber wenn sie in die weltlichen Dinge auch nur schüchtern eingreift, sobald ein kirchliches Vergehen vorliegt, entfaltet sie ihre volle Macht. Andronikos hätte seine Tyrannei ungestraft weiter üben können, wäre ihm nicht in der Hitze ein recht unschuldiges Wort entschlüpft, das sich bei gutem Willen als Lästerung deuten ließ. Doch schon die Drohung mit dem Kirchenbann läßt den Uebermüthigen sich ducken, und als jener endlich ausgesprochen wird, ist sein Schicksal besiegelt. Doch dieselbe Kirche, die ihn gestürzt hat, läßt schwächliches Mitleid an die Stelle der Gerechtigkeit treten und bittet den Sünder von der wohlverdienten Strafe los.

Aber so scheu und behutsam der Bischof in diesem Fall auch auftritt, im Vergleich zu der Stellung, in der sie sich nur ein halbes Jahrhundert früher befand, hat sich die Gewalt der Kirche mächtig gehoben. Athanasius war gewiß keine schwächliche Natur; gleichwohl bekennt er selbst, sogar dem Curator seiner Stadt zum Gehorsam verpflichtet zu sein, und niemals hat er es gewagt, über einen Beamten des Kaisers den Bann zu verhängen, so viel Gelegenheit ihm auch dazu geboten war. Wovor um das Jahr 350 noch der mächtige Bischof von Alexandrien zurückscheute, das konnte 407 Synesios in seinem kleinen Ptolemais ohne alle Gefahr unternehmen. Und dennoch meint auch dieser, die weltlichen Pflichten des Episcopates noch nicht genügend wahrzunehmen. In der Predigt, durch welche er die Excommunication des Andronikos einleitet, entschuldigt er sich vor seiner Gemeinde, daß er als Philosoph, der immer nur über seinen Büchern gesessen habe, von den Geschäften der Stadt so wenig verstehe, und bittet sie, einen Kundigeren an seine Stelle zu wählen. Schon damals also empfand man es als Recht und Pflicht des geistlichen Oberhauptes, in Verwaltung und Justiz energisch einzugreifen. Da die Grenzen der Bisthümer mit denen der Stadtgebiete zusammenfielen, dehnte es seine Gewalt über den gleichen Raum aus wie die städtischen Magistrate. Ueberall mußte es mit diesen zusammenwirken und wurde so in demselben Maße, wie ihnen die Macht verloren ging, zu ihrem natürlichen Erben. Nachdem aber der Bischof die Herrschaft thatsächlich an sich gerissen hatte, wurde sie auch von der Gesetzgebung anerkannt.

Den ersten Schritt auf diesem Wege hatte schon Constantin der Große gethan. In den Zeiten der Verfolgung war unter den Christen die Anschauung entstanden, daß es gegen ihre brüderliche Gemeinschaft verstoße, wenn sie ihre Streitigkeiten vor die Beamten des Kaisers brächten, die sie als Werkzeuge heidnischer Bedrückung verabscheuten. Nun stand es nach römischem Rechte Jedem frei, Civilprocesse nicht durch den staatlich anerkannten Richter, sondern durch einen privaten Schiedsrichter entscheiden zu lassen, wenn nur die Parteien sich über die Wahl desselben einigen konnten. Brach also ein Rechtsstreit zwischen Christen aus, so pflegten sie ihn dem Spruche ihres Bischofs zu unterwerfen, der so innerhalb seiner Gemeinde das Richteramt übernahm. Da jedes andere Verfahren für sündhaft galt, hielt es der fromme Kaiser für religiöse Pflicht, den bestehenden Zustand auch zum gesetzlichen zu machen. Nicht nur erkannte er die Entscheidungen der Bischöfe an, sondern verbot auch jede Appellation von ihnen, so daß sie in dieser Beziehung über die Statthalter und selbst die Vicare gestellt wurden. Allerdings blieb ihre Macht auf diejenigen Fälle beschränkt, in denen sich beide Parteien ihr freiwillig unterwarfen. Jeder konnte also auch den staatlichen Richter anrufen, und seit dieser nicht mehr zugleich ihr Verfolger war, hörten die Christen allmählich auf, dies als Sünde zu betrachten. Doch im Allgemeinen hegte man zu den Bischöfen größeres Vertrauen, und wer ehrlich an sein Recht glaubte, mußte ihr Gericht schon deshalb bevorzugen, weil es dem Proceß mit einem Schlag ein Ende machte und nicht den end-

losen Instanzenweg offen ließ. So mußte, je mehr das Christenthum sich ausbreitete, auch die Wirksamkeit der bischöflichen Gerichtsbarkeit zunehmen, wodurch die statthalterliche sehr eingeschränkt, die municipale ganz vernichtet wurde.

Auch in die Verwaltung der Städte wird ihr Bischof früh eingegriffen haben, aber Anfangs wohl mehr durch seine persönliche Autorität, als kraft eines anerkannten Rechtes. Denn natürlich konnte er die Beamten ermahnen, wenn sie etwas thaten, was er für ungesetzlich oder auch nur für schädlich hielt, und, falls sie sich nicht fügten, beim Statthalter Klage führen. Das sind Befugnisse, die jeder Beliebige sich anmaßen durfte, die aber, von der Autorität des geistlichen Oberhauptes gestützt, zu wichtigen Rechten werden konnten. Wie dieser Proceß sich vollzog, läßt sich im Einzelnen nicht mehr verfolgen; doch im sechsten Jahrhundert ist er schon so weit vorgeschritten, daß der Bischof nicht nur in allen Wahlversammlungen seiner Stadt den Vorsitz führt, sondern auch die Rechnungen des Curators gemeinsam mit den Decemprimi revidiren muß.

So wurde die Macht der Jahresbeamten, welche die Gemeinde selbst sich wählte, Anfangs durch zahlreiche Verordnungen beschränkt, ging dann auf die ernannten Vertrauensmänner des Kaisers und endlich auf die Vertreter der Kirche über. Und bei dem Curator wie bei dem Defensor wiederholt es sich, daß eben dann ihr Einfluß schwindet, wenn sie aus ernannten Beamten zu gewählten werden. Noch ein Zweites ist bei dieser Entwicklung sehr zu beachten. Zuerst beschränken sich die Eingriffe in die communale Selbstverwaltung fast ganz auf das Gebiet des Finanzwesens; im vierten Jahrhundert aber tritt dieses in den Hintergrund zurück, und die Thätigkeit der neuen Machthaber geht von dem Schutze der Schwachen aus. Um den städtischen Haushalt brauchte man sich eben nicht mehr zu sorgen, weil unterdessen die Decurionen mit ihrem ganzen Vermögen für die städtischen Gelder haftbar gemacht waren; aber nicht nur ihnen selbst, sondern auch der großen Masse wurde dies zum Unheil. Früher hatte jeder Reiche und Vornehme es als schöne Pflicht betrachtet, sich beim Volke beliebt zu machen, und daher durch Stiftungen für seine Bedürfnisse, durch Spiele für sein Vergnügen gesorgt. Jetzt schädigte man seltener die Gemeindekasse, weil dies dem eigenen Beutel Gefahr gebracht hätte, aber wer die Macht dazu hatte, preßte die hülflose Menge aus. Unter dem Drucke der pecuniären Forderungen, welche die neue Gesetzgebung an ihn stellte, wurde der municipale Herrenstand aus dem wohlwollenden Versorger des kleinen Mannes, der er früher gewesen war, zu dessen härtestem Bedrücker.

Auch die Entwicklung des Decurionats von einer hohen Ehre zur schweren Vermögenslast, der Jeder sich nach Kräften zu entziehen sucht, hat eine lange Geschichte, die wir hier von ihren Anfängen her wenigstens in ihren Hauptzügen verfolgen müssen. So lange die römische Republik sich behauptete, wurden die municipalen Beamten, die nach ihrem Rücktritt den Ordo bildeten, zwar nicht besoldet, doch waren ihnen auch keine pecuniären Leistungen auferlegt. Freilich mußte, wer sich um ein Amt bewarb oder durch Wahl der

Quinquennalen in den Rath eintrat, den Nachweis führen, daß sein Besitz dem Werthe von mindestens 100000 Sesterzen entsprach. Doch wurde dies nur deshalb verlangt, damit man für die öffentlichen Gelder, die den städtischen Behörden durch die Hände gingen, eine gewisse Sicherheit besitze; große Aufwendungen ließen sich aus den Zinsen von 20000 Mark nicht machen. Denn auch bei dem Fuße von 6 Procent, der damals der gewöhnliche war, betrugen sie nur 1200 Mark, was knapp ausreichte, um die Familie eines Decurionen anständig zu erhalten. War ein Beamter wirklich reich, so machte er sich freilich eine Ehre daraus, einen Theil seines Wohlstandes der Stadt zu Gute kommen zu lassen; doch war das freier Wille, nicht Pflicht. Allerdings führte es dazu, daß der Vermögende bei den Wahlen bevorzugt wurde, weil der Pöbel von ihm glänzendere Spiele, die Stadt öffentliche Denkmäler oder Geldgeschenke erwarten konnte. So trieb der Ehrgeiz auch den Aermeren, es dem Reichen, wo möglich, gleich zu thun, selbst wenn er dabei sein Capital angreifen oder sogar Schulden machen mußte, und die Stimme des Publicums pries diese Art von Verschwendung als hohe Bürgertugend. Auf diese Weise wurde es zur allverbreiteten Sitte, daß Derjenige, den das Volk zum Beamten gewählt hatte, sich für diese Ehre auch durch baare Leistungen dankbar erwies. Und je mehr die Wirksamkeit der communalen Magistrate von oben her beschränkt wurde, je weniger sie daher durch fruchtbare Arbeit ihrem Gemeinwesen dienen konnten, desto höheren Goldglanz mußten sie ihrem Amtsjahr geben, wenn sie ihm in der Bürgerschaft eine ehrenvolle Erinnerung erhalten wollten.

Schon um die Zeit von Christi Geburt scheint dies als Druck empfunden zu sein; denn wurden auch Geldspenden rechtlich nicht gefordert, so ist doch die Sitte stärker als das Gesetz. Wenn Augustus in Bithynien und wohl auch in anderen Provinzen die Altersgrenze für die Bekleidung der Stadtämter vom einunddreißigsten Jahre auf das dreiundzwanzigste herabsetzte, so ergibt sich daraus zweierlei: erstens, daß man auf Erfahrung und persönliche Tüchtigkeit nicht mehr zu sehen brauchte, mit anderen Worten, daß die Arbeitsleistung der Beamten wenig bedeutete; zweitens, daß die Candidaten spärlich wurden, denn dies ist immer der Grund, wenn man die Anforderungen mindert. In die spanischen Stadtrechte, die am Ende des ersten Jahrhunderts gegeben sind, mußte man schon einen Paragraphen aufnehmen, der dem Mangel an Bewerbern abhelfen sollte. Melden sich genau eben so viele, wie Stellen zu besetzen sind, so wird die Volkswahl zur leeren Formalität; denn die Stimmen können nur dem einzigen Candidaten gegeben werden, der für jedes Amt vorhanden ist. Wird aber auch diese nothwendige Zahl nicht erreicht, so hat der wahlleitende Duovir für jede leerbleibende Stelle eine geeignete Person vorzuschlagen: diese kann wieder eine andere nennen und die eine dritte, so daß, wenn alle von diesem Rechte Gebrauch machen, die Abstimmung des Volkes unter Dreien die Entscheidung gibt. Natürlich ist Derjenige, auf welchen sie fällt, verpflichtet, die Wahl anzunehmen, widrigen Falles er eine hohe Geldstrafe zu erwarten hat. Man kann also schon zur Bekleidung der Stadtämter gezwungen werden, wenn freiwillige Bewerber nicht vorhanden sind.

Wer so wider Willen zu einer „Ehre" gekommen war, mochte sich deswegen natürlich nicht in Unkosten stürzen. Aber durch den Ehrgeiz früherer Jahrhunderte waren Spenden an die Stadt zu einer so regelmäßigen Uebung geworden, daß die Gemeindecasse sie nicht mehr entbehren konnte. So sah man sich denn veranlaßt, Dasjenige, was bisher nur die Sitte geboten hatte, durch gesetzlichen Zwang zu befestigen. Für jede communale Würde wurde je nach ihrer Höhe eine bestimmte Minimalsumme festgesetzt, die Jeder, ob er freiwillig dazu gelangte oder gezwungen, nothwendig erlegen mußte. Wer in Bithynien ohne Amt in den Ordo eintrat, bezahlte, um ein Beispiel anzuführen, je nach dem Reichthum und der Größe seiner Stadt 4000—8000 Sesterzen (800—1600 Mark); wirkliche Aemter kosteten natürlich noch mehr. Selbst in dem ärmlichsten Neste konnte, wer die ganze Ehrenlaufbahn durchmachte, kaum unter 5000 Mark davonkommen und hatte dann noch das erbauliche Gefühl, äußerst schäbig gewesen zu sein, weil er nicht mehr gegeben hatte, als gefordert wurde und nöthigen Falles auch erzwungen werden konnte. Und doch war Dasjenige, was die Gemeinde ihnen abnahm, bei den ärmsten Decurionen nicht weniger als ein Viertel ihres Vermögens. Und diese kolossale Leistung vertheilte sich nicht etwa in kleinen Raten über einen längeren Zeitraum, sondern das einzelne Amtsjahr mußte jedesmal eine Summe tragen, die ein mäßig begüterter Mann aus seinen Zinsen nicht bestreiten konnte. Immer wieder mußte man das Capital angreifen, von dem die Familie lebte; hatten ein paar Generationen davon gezehrt, so hörte die Möglichkeit auf, die Lücken durch Sparsamkeit wieder auszufüllen; die liegenden Gründe mußten verkauft werden, das Vermögen sank unter das Maß herab, welches dem Decurionen vorgeschrieben war, und die Stadt war um einen Rathsherrn ärmer.

Die einzelne Familie, die so in die Plebs hinabgestoßen wurde, mochte man bedauern; doch für die Stadt als Ganzes bedeutete sie nicht viel. Als aber die Einbußen sich wiederholten und steigerten, begann man sie doch auch in der Verwaltung zu empfinden. Jener Zwang, bei jeder neuen Würde eine bestimmte Summe zu spenden, ist nicht in allen Städten zugleich eingeführt; ungefähr aber kann man als die Zeit, in der er sich durchsetzte, die Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts bezeichnen. Und schon eine Generation später betteln die Städte darum, daß den Attribuirten, auf die man früher stolz herabgeblickt hatte, das volle Gemeindebürgerrecht verliehen werde, damit man sie zu den Lasten des Decurionates mit heranziehen könne. Natürlich läßt man auch die Incolae nicht frei ausgehen, ja viele von ihnen werden von zwei Städten in Anspruch genommen, von derjenigen, welcher sie nach ihrer Abstammung angehören, und von der anderen, in der sie ihren Wohnsitz haben. Endlich wird Jeder zum Ordo gepreßt, der das nöthige Vermögen besitzt, um seinen Ansprüchen zu genügen; selbst Weiber und Kinder zieht man heran, und gierig forschen Decurionen und Statthalter, ob nicht irgend Jemand noch übersehen sei, dem man die städtischen Aemter aufhalsen könnte. Denn wer dies irgend kann, entzieht sich ihnen, und nicht dem Decurionenstande unterworfen zu sein, wird zum kostbaren Privileg.

Diese Entwicklung kommt zwar erst durch die Gesetzgebung Diocletian's und Constantin's zum Abschluß, aber schon lange vorher läßt es sich beobachten, wie der Trieb, sich in städtischen Aemtern hervorzuthun, immer schwächer wird. Den sichersten Maßstab dafür bieten die Iterationen des Duovirats. Zweimal das Consulat zu bekleiden, war für den Römer die höchste denkbare Ehre, zu der es kaum einer von vielen tausend Senatoren brachte. Auch der Kleinstädter schätzte die Wiederwahl zum höchsten Amte seiner Gemeinde Anfangs nicht viel geringer; unter der Republik scheint sie sehr selten und nur bei hochverdienten Männern vorgekommen zu sein. Dagegen wird sie im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit zu einer ganz gewöhnlichen Erscheinung; sie galt eben noch immer als erstrebenswerthes Ziel, aber da sich weniger Bewerber um den Duovirat fanden, wurde sie einer größeren Zahl erreichbar. Gegen Ende dieses Zeitraums tritt jener Zwang ein, der die Stadtämter bald ihrer Würde berauben sollte; doch konnte man natürlich von Keinem beanspruchen, daß er ein einmal bekleidetes Amt zum zweitenmal übernehme. Wenn es Jemand that, so war dies freier Wille; doch stand der Befriedigung eines solchen Ehrgeizes, falls ihn noch Jemand hegte, kein Hinderniß mehr entgegen, weil man in den meisten Fällen keinen Mitbewerber zu fürchten hatte. Gleichwohl gehen die Iterationen jetzt ganz erstaunlich zurück. Ich kenne etwa neunzig Beispiele, die sich datiren lassen: davon gehören dem ersten Jahrhundert etwa siebzig an, dem zweiten dreizehn, dem Anfang des dritten drei; später hören sie gänzlich auf. Seit jener Zwang sich geltend machte, nahm also die Zahl Derjenigen, die häufiger Aemter bekleideten, als sie mußten, furchtbar ab. Da diese kaum mehr als Ehre gelten konnten und zugleich durch die Beschränkungen, welche die Kaisergesetze ihnen auferlegten, auch keine freie und erfolgreiche Thätigkeit mehr erlaubten, hatten sie eben allen Reiz verloren. Wer jetzt noch, ohne dazu gezwungen zu sein, ein Stadtamt übernahm, der betrachtete dies als eine Handlung der Freigiebigkeit, durch die er anderen Mitgliedern des Ordo eine Last ersparte.

Denn der Trieb, reiche Spenden zu geben und sich dafür als Wohlthäter seiner Stadt preisen und bewundern zu lassen, hört noch lange nicht auf. Mochten auch die befohlenen Leistungen, denen der ärmere Decurione sich seufzend unterzog, nicht mehr für ehrenvoll gelten; wer das Gold mit offener Hand wegwerfen konnte, erwarb dadurch noch immer Ruhm und Ansehen. Jene Statuen und Ehrendecrete, die Antrieb und Preis der municipalen Freigiebigkeit waren, finden sich noch bis über die Mitte des dritten Jahrhunderts; dann aber brechen sie plötzlich ab. Die Inschriften des vierten preisen nur noch die Kaiser und hohe Reichsbeamte, nicht mehr den reichen Decurionen. Wie bestimmend jene immer wiederholten Geschenke für den gesammten Haushalt der Städte waren, haben wir oben schon dargelegt; ihr Wegfallen muß daher von tiefgreifenden Folgen gewesen sein.

Diese Wandlung wird durch viele Gründe bedingt sein, unter denen der Sieg des Christenthums wohl nicht die letzte Stelle einnimmt. Das antikheidnische Sittengesetz hatte die höchste Aufgabe des Mannes in opferfreudiger Hingabe an seinen Staat gesehen; die neue Lehre kannte diesen nur als die

von Gott eingesetzte Obrigkeit, der man sich in passivem Gehorsam zu beugen hatte; daß auch selbstthätiges Wirken zum Heile der Gesammtheit eine Tugend sei, ist der Bibel ganz unbekannt. Anstatt reicher Geschenke an die Gemeinde, die den Hochmuth des Gebers nähren, empfiehlt sie stille Almosen an Krüppel und Bettler. Und wenn diese Art der Freigiebigkeit ihr für verdienstlicher galt, so bot sie zugleich den Vortheil, viel minder kostspielig zu sein. Fühlte aber auch jetzt noch ein vermögender Mann den Wunsch, sein Andenken durch eine große Stiftung zu verewigen, so brachte er sie nicht mehr seiner Stadt dar, sondern der Kirche, die arbeitsscheues Gesindel damit ernährte. Wie der Bischof die Verwaltung der Gemeinde an sich riß, so auch die Einkünfte, die ihr früher in so reichem Maße zugeflossen waren.

Noch wirksamer aber war das Herabkommen des Decurionenstandes, das keinem freudigen Ehrgeiz mehr Raum ließ. Der Zwang, die Aemter zu bekleiden, drückte nicht nur auf dem, der ihn erfuhr, sondern auch auf denen, die ihn ausübten. Denn die unfreiwilligen Bewerber, die, falls Mangel an freiwilligen war, der Duovir bestimmte, mußten nach dem Gesetze „geeignet" sein, und waren sie das nicht, so traf den Vorschlagenden die Verantwortung. Dies bedeutete nichts Anderes, als daß sein Beutel herhalten mußte, falls das Vermögen des Candidaten für die Leistungen, die ihm zugemuthet wurden, nicht ausreichte. Und je mehr der Ordo verarmte, je seltener also die „geeigneten" Persönlichkeiten wurden, desto schwerer drückte die Last der Nomination, wie man jene Ernennung von Bewerbern und die mit ihr verbundene Haftbarkeit technisch nannte. Um sie von sich abzuwälzen, entschlossen die Duovirn sich bald, ihre Auswahl nur nach einem Mehrheitsbeschlusse des Ordo zu treffen, wodurch die Verantwortung diesem in seiner Gesammtheit zufiel. Wenn er so der Volksversammlung die Beamtenwahlen thatsächlich entzog, so bedeutete dies nicht, daß die Decurionen sich in ein werthvolles Souveränitätsrecht eindrängten, sondern daß sie eine lästige Pflicht widerwillig auf sich nahmen. Denn zu wählen im alten Sinne gab's nicht mehr, weil es kaum noch vorkam, daß zwei Bewerber sich für dieselbe Stelle meldeten; man hatte nur noch zu entscheiden, wer am wenigsten hart davon betroffen werde, wenn man ihm die Kosten eines Amtes zumuthete. Die Haftpflicht der Nomination war damals noch erträglich; denn man war über die Vermögenslage jedes Bürgers genügend unterrichtet, um ihm nichts Unmögliches aufzubürden, und täuschte man sich dennoch, so konnte die Einbuße, über den ganzen Ordo vertheilt, für den einzelnen Decurionen nicht gar zu drückend sein.

Dies änderte sich erst unter Diocletian. Als er sein Heer bedeutend vergrößerte und zugleich die Zahl der Reichsbeamten um ein Vielfaches vermehrte, mußte er die Kosten durch eine neue Auflage decken, der die Steuerkraft des verarmten Volkes nicht gewachsen war. Decurionen aber mußten sie erheben und hatten Alles, was sich nicht eintreiben ließ, aus ihrer Tasche zu ersetzen. Hatte man ihr Vermögen früher schon der Stadt dienstbar gemacht, warum sollte das Reich jetzt, wo es in Noth war, nicht auch auf dies allbereite Hülfsmittel zurückgreifen? Auch jene Steuererheber wurden durch den Ordo gewählt, und wieder übernahm er für sie die Lasten der Nomination, die aber in diesem Falle jeden Wohlstand seiner Mitglieder vernichten mußten.

Schon die Republik hatte die Provinzen rücksichtslos ausgebeutet, und das zu Gunsten einer beherrschenden Stadt, die ihnen damals noch als fremde galt. Aber sie hatte jeder Gemeinde das Bewußtsein ihrer Individualität gelassen, und dieses war es, was alle Bürger zu thätiger und opferfreudiger Hingabe an ihre Stadt begeistert hatte. Das Kaiserthum hatte manchen Druck gemildert und die Unterthanen zu Reichsbürgern gemacht. Doch wie unter der Hand des Herrschers die Rechtsunterschiede der Gemeinden schwanden, ging auch die stolze Empfindung für ihre Besonderheit verloren; man wurde lässiger im communalen Wirken, und stete Eingriffe von oben, mochten sie auch noch so berechtigt sein, lähmten doch die Freude an der eigenen, selbständigen Thätigkeit. Und als diese Erschlaffung schon eingetreten war, wurden den Häuptern der Städte Leistungen zugemuthet, wie auch die Republik sie nie gefordert hatte. Was Wunder, daß ihre schwachen Schultern der Last nicht mehr gewachsen waren, und die Städteverwaltung noch früher zusammenbrach als das ganze morsche Reich.

Die Familie Bunsen.

[Nachdruck untersagt.]

1. Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild. Aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Zwei Bände. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1881.
2. Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter Marie von Bunsen. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1900.

Von einer Berühmtheit des alten London, dem Dichter der „Pleasures of Memory", wird erzählt, daß er einer jungen Dame, die ihn bei Tisch mit Fragen über neuere Erscheinungen der Literatur bestürmte, gesagt habe: er lese keine neuen Bücher mehr. „Was thun Sie denn sonst, Mr. Rogers?" habe die Dame ganz erstaunt ausgerufen. „Why," war die Antwort, „when a new book appears, I make it my business, to read an old one." Der ehrwürdige Greis, als hoher Achtziger noch die Pflichten der Geselligkeit übend in einem Hause, in welchem ein Menschenalter früher Byron und Shelley seine Gäste gewesen, würde trotzdem kein Buch, auch ein neues nicht, haben ungelesen lassen, das sich mit der Familie Bunsen beschäftigte; denn er war ihr nahe befreundet. Aber doch ist es erklärlich, daß die jüngste Publication den Wunsch erweckt hat, auf die früheren zurückzugreifen, diese Familiengeschichte, mit dem beständigen Hintergrunde der großen Zeitgeschichte, durch drei Generationen zu verfolgen und die Erinnerungen aus dem Leben der Großmutter durch das zu ergänzen, was die Enkelin aus ihrer eigenen hinzufügt.

Während Carl Josias von Bunsen, der Sohn eines braven Ackerbürgers in Corbach, Alles, was er erreicht hat, sich selbst und seiner Persönlichkeit, nichts der Gunst einer äußerlich irgend wie ausgezeichneten Herkunft verdankte, konnte seine Gemahlin vielmehr auf eine Reihe von Vorfahren zurückblicken, die durch Stellung und Verbindungen der englischen Aristokratie angehört haben. In ihrem vielbewegten langen Leben ist sie zur guten deutschen Patriotin geworden; aber doch hat sie in die Bunsen'sche Familie jenen englischen Zug gebracht, der, bei den Enkeln sich noch nicht ganz verwischt, bei den Kindern einen sogar internationalen Charakter annahm. Diese, in Rom geboren, mit einem deutschen Vater und einer englischen Mutter, sprachen in ihren ersten Jahren meist nur italienisch; und aus dem

Buche Fräulein von Bunsen's geht hervor, daß ihr Vater, Georg von Bunsen, vier Sprachen beherrschte, daß er nicht nur Englisch, Französisch und Italienisch, sondern auch „ein ungewöhnlich gutes Deutsch" sprach und schrieb. „Wer aber genau aufpaßte," fährt sie fort, „entdeckte hier und da eine etwas fremdländische Wendung, besonders beim Sprechen." Oft seien ihm, bei seinen öffentlichen Reden „seine Gedanken am genauesten bezeichnende englische, französische oder italienische Worte" gekommen, die dann erst, im Sprechen, übersetzt werden mußten. Aber wie weit war der Horizont dieser Familie, wie vielseitig und tief ihre Bildung, wie frei von nationalen Vorurtheilen, englischen sowohl als deutschen!

Frau von Bunsen war eine geborene Waddington und gehörte somit einem Geschlecht an, das sich bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen läßt. Ein Waddington war, in der bewegten Zeit König Heinrich's III. (1216 bis 1272), ein kirchlicher Würdenträger; ein anderer Zweig war in der Normandie ansässig und diesem entstammte der langjährige französische Botschafter in London und nachmalige Minister des Auswärtigen (1879) William George Waddington. In der Ahnenreihe mütterlicherseits glänzte der Name einer Frau, die in der englischen Hofgesellschaft des vorigen Jahrhunderts einen bevorzugten Rang einnahm und in der englischen Literatur heute noch nicht vergessen ist: der Mrs. Delany. „Diese Dame," so schildert Macaulay sie, „war eine interessante und ehrwürdige Reliquie eines vergangenen Zeitalters. Sie war die Nichte von George Granville, Lord Lansdowne, der in seiner Jugend Verse und Complimente mit Edmund Waller austauschte, und der unter den Ersten war, den sich entfaltenden Genius Pope's zu begrüßen." Nach einer unglücklichen Ehe zum zweiten Mal verheirathet mit Dr. Delany, einem durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Geistlichen in Dublin, verlebte seine Gemahlin ihre mittleren Jahre in dem kleinen Kreise, der sich um Swift versammelt hatte, und kehrte, Wittwe geworden, nach London zurück. „Von adliger Herkunft, vollendeter Bildung und, trotz der Gebrechen eines hohen Alters, die volle Kraft ihrer Fähigkeiten und die Heiterkeit ihres Temperaments beibehaltend, genoß und verdiente sie die königliche Gunst. Sie hatte eine Pension von dreihundert Pfund das Jahr; und ein Haus (in Windsor), das der Krone gehörte, war zu ihrer Wohnung eingerichtet worden"[1]). In diesem Hause, das heute noch steht, liebten es Georg III. und seine gute Königin Charlotte, den Nachmittagsthee bei der Greisin einzunehmen; und mit welchen Empfindungen mag, ein halbes Jahrhundert später, ihre Großnichte als Gattin des preußischen Gesandten am englischen Hofe denselben Boden zum ersten Male betreten haben! Wir errathen sie, wenn wir lesen, was in eben jenen Tagen ihr Gemahl seiner Schwiegermutter schrieb: „Heute vor vierundzwanzig Jahren wurde Ihre unschätzbare Fanny in Rom mein Weib. Sie und Ihr vortrefflicher Gatte gaben Sie mir, einem Ihnen an Geburt und Nationalität Fremden, einem jungen Manne, der Ihnen auf der hohen Fluth des Lebens zufällig begegnete, in einem fremden Lande, ohne Vermögen

[1]) Macaulay, Critical and historical Essays. Tauchnitz Edition, Bd. V, S. 27.

und ohne irgend eine andere Stellung in der Gesellschaft, als die, zu der ihn seine Erziehung berechtigte. Ihm vertrauten Sie Ihr kostbares Gut an, wohl wissend, daß Ihre Freunde Sie deshalb tadeln würden. Der Mann steht heute vor Ihnen als der Botschafter eines der größten Könige der Welt, eines Königs, der sich seinen Freund nennt und der sich ihm wie ein Bruder und Vater erwiesen" (Hare, Bd. II, S. 23).

Das Zusammentreffen dieser Beiden — der Frau, die aus so großen englischen und des Mannes, der aus so kleinen deutschen Verhältnissen kam — hat etwas romantisch Wundersames, erklärbar nur aus dem Walten einer Macht, deren Wesen dasselbe bleibt, ob man es Zufall oder Vorsehung nennt. Carl Josias Bunsen, Philologe, Lieblingsschüler Heyne's in Göttingen, mit zwanzig Jahren schon auf Grund einer Schrift über „Das athenische Erbrecht" von der Universität Jena zum Doctor honoris causa gemacht, dann in Kopenhagen, wo er die nordischen Sprachen, und in Paris, wo er Arabisch und Persisch studirt, kommt, in der Absicht, sich für das vergleichende Sprachstudium in Indien und eine Reise dorthin vorzubereiten, 1816 nach Rom, wird aber hier durch Niebuhr, den damaligen preußischen Gesandten, festgehalten und schon das Jahr darauf als Legationssecretär in die diplomatische Laufbahn eingeführt. Um dieselbe Zeit machten die Waddingtons, die lange schon den Plan gehegt, einen Winter dort zu verbringen, Vater, Mutter und drei Töchter, die weite Reise von England nach Rom, und Bunsen, der sich bereits in der römischen Gesellschaft bewegte, ward bei ihnen eingeführt. Der Liebesroman zwischen ihm und der etwa gleichalterigen Frances Waddington — beide zählten vierundzwanzig — war kurz: „Sonnabend, den 31. Mai (1817)," so schrieb Mrs. Waddington an Freunde in London, „um 11 Uhr Nachts, im Mondenschein, gestand Bunsen, der am selben Morgen meine Erlaubniß erhalten hatte, ihr im Colosseum, wie er durch die Trennung von ihr leiden, und wie eine Vereinigung mit ihr ihn beglücken würde" (Hare, Bd. I, S. 31); und am 1. Juli 1817 fand ihre Trauung statt in der alterthümlichen Capelle des auf den Ruinen des Marcellus-Theaters erbauten und von Niebuhr bewohnten Palazzo Savelli.

Niemals ist ein Herzens- und Seelenbündniß geschlossen worden, das mehr als dieses die Keime wahren Glückes in sich selber trug und zur Reife brachte: niemals eine Ehe reicher gewesen an Allem, was das Dasein zu den idealsten Höhen empor zu führen vermag — jener inneren Vollendung, denen die staunenerregenden äußeren Erfolge, so lange sie währten, nichts hinzuthun, und als sie aufhörten, nichts nehmen konnten. Ja, vielleicht gewährt die Geschichte der Familie, wie wir aus diesen Bänden sie kennen lernen, einen größeren Reiz und sicher einen ungetrübteren Genuß als die Betrachtung einer staatsmännischen Laufbahn, die, wenn sie von den reinsten Motiven getragen ward, doch der nachfolgenden historischen Kritik nicht wenige Angriffspunkte bot. Hoch über dem Politiker Bunsen steht seine Persönlichkeit: und es war nicht nur der Zauber, von dem sie, nach dem Zeugniß Aller, auch seiner Gegner, umflossen, es war auch seine eminente Begabung, die bis dicht an das Genialische heran ging, es waren sein sittlicher Werth, sein unantastbarer

Charakter und seine unermüdliche Arbeit, die ihn die höchsten irdischen Ziele erreichen ließen, ohne daß er seiner Menschenwürde das Geringste vergab. Er war die Säule des Hauses, dem sein Name Glanz und Ruhm verliehen hat; aber es wäre doch nicht das geworden, auf dem unsere Blicke noch heute mit Theilnahme ruhen, ohne die Frau, die wohl nur in ihrem Manne lebte, für ihn, ihre Kinder und ihre Freunde, doch aber in dieser völlig selbstlosen Hingabe sich gleichfalls zu einer außerordentlichen Persönlichkeit entwickelte. Je mehr ihre Pflichten dem Hause und der Welt gegenüber wuchsen, je mehr ihr Kreis sich erweiterte und erhöhte, desto mehr zeigt sie durch ihr Beispiel, daß des Weibes höchste Zierde die Weiblichkeit sei. Die Grenze, die diese ihr zieht, hat sie niemals überschritten. Immer und Allem voran bleibt sie die treffliche Hausfrau, die liebende Gattin, die sorgende Mutter, die aufopfernde Wohlthäterin Derer, die ihrer Hülfe bedürfen; und wenn sie zuletzt, nach ihres Mannes Tode, noch Schriftstellerin geworden, so war es nur, um dessen Leben zu schreiben und sein Andenken zu vertheidigen gegen die — wie sie meinte — Ungerechtigkeiten Derer, die es angriffen. Der schwindelnde Pfad, den sie zur Seite dieses Mannes ersteigt, macht sie nicht irre. „Was soll Dich davor bewahren," ruft sie dem in seiner ersten Mission nach Berlin Berufenen zu, „an Felsen zu zerschellen oder auf einer Sandbank fest zu fahren? Und doch, es gibt keine Felsen, keine Sandbank für Den, dessen Steuer immer nach dem wahren Compaß der Seele gerichtet ist" (Hare, Bd. I, S. 185). Das Leid, das auch ihr nicht erspart geblieben ist, trifft sie nicht fassungslos, und Alles, womit das Glück sie überschüttet, nimmt sie als ein Geschenk hin, dessen sie sich erst werth zu machen habe. Noch in ihrem dreiundachtzigsten Jahre, dem Ende schon nahe, sagt sie einmal: „Warum sind die Menschen so freundlich gegen mich?" (Hare, Bd. II, S. 329); und ein andermal: „Ich bitte Gott täglich und stündlich, mir zu zeigen, was ich thun muß, um die Absicht der wunderbar langen Erhaltung meines Lebens zu erfüllen" (Bd. II, S. 335). Die beiden Bände, in denen der wohlbekannte, der Familie nahe stehende englische Essayist Hare die wichtigsten Briefe oder Briefstellen der Frau von Bunsen gesammelt und mit einem guten Commentar versehen hat, können noch heutigen Lesern nicht warm genug empfohlen werden. Sie werden darin, wenn sie wollen, viel von dem finden, was der Gegenwart immer mehr abhanden zu kommen droht: eine höhere Auffassung menschlicher Dinge, wie sie sich nur in der Seele einer Frau zu spiegeln vermag, die es mit ihren Aufgaben ernst nimmt [1]). „Was Bunsen's Frau für ihn gewesen," schreibt derjenige ihrer jüngeren Freunde, zu dem sie in einem wahrhaft mütterlichen Verhältniß stand, „und wie wesentlich auch durch sie sein ganzes Leben, innerlich wie äußerlich, festen Grund und Halt gewonnen, das sei hier nur in den Worten angedeutet, die er auf dem Todtenbett an sie richtete: ‚In Dir liebte ich das Ewige'." [2])

[1]) Uebrigens hat das schöne Buch seitdem sieben Auflagen (1899) erlebt, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß es in weiten Kreisen fortwirkt.

[2]) Bunsen's Lebensabriß in „Unsere Zeit" (1861), citirt in Heinrich Abeken, „Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit". Aus Briefen zusammengestellt. Berlin, Mittler & Sohn 1898.

Als Abeken nach der „urbs aeterna“ kam, bildete das Bunsen'sche Haus, „die capitolinische Colonie“, den vielleicht anziehendsten Mittelpunkt des damaligen geistigen Lebens in Rom. Hier, auf dem Capitol, hatte das junge Paar (1817) seinen Hausstand in einer Miethswohnung des Palazzo Caffarelli, der seitdem Sitz der preußischen Gesandtschaft war und jetzt, den größeren Verhältnissen entsprechend ausgebaut und auf Kaiser Wilhelm's II. Befehl mit monumentalen Wandmalereien von Prell geschmückt, der deutschen Botschaft ist. Wohl durfte Fräulein Marie von Bunsen in dem gehaltvollen Buch über ihren Vater daran erinnern, daß in dieser — und mancher anderen — Hinsicht Preußen und das Deutsche Reich die Erbschaft ihres Großvaters angetreten haben. „Sind nicht noch heute,“ sagt sie (S. 85), „nach siebzig und fünfzig Jahren, die Bunsen'schen, nach ihrem Geschmack erwählten Privatwohnungen in Rom und London als Deutsche Botschaften beibehalten worden? dort der Palazzo Caffarelli auf dem Capitol über dem Forum, hier Carlton Terrace mit seinem über Baumwipfel schweifenden Blick auf die Westminsterthürme.“ Und sollte der Deutsche in Rom vergessen, wenn er, die Treppe zum Capitol hinansteigend, auf diesem stolzesten Punkte der Siebenhügelstadt und gleichsam unter den Schwingen des Reichsadlers zu dem schönen Neubau des Deutschen Archäologischen Instituts[1]) und dem Deutschen Krankenhaus gelangt, daß ihr ursprünglicher Schöpfer und erster Begründer, ebenso wie der des Deutschen Krankenhauses in London, derselbe Carl Josias von Bunsen gewesen ist? Wohl gibt Frl. von Bunsen zu, daß der phantastisch geniale Zug ihres Großvaters ihm den Diplomatenberuf erschwert habe; ja man kann weiter gehen und wird dennoch einräumen müssen, daß er eben darum Verdienste, die diesem Beruf gewöhnlich fern liegen, sich erworben hat; und ein erhebender Moment muß es für ihren Vater und für sie gewesen sein, als bei der Frühlingsfahrt des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, die sie 1894 als Gäste begleiteten, der Bonner Professor Loeschcke sich erhob, um das Andenken des Mannes zu feiern, der der deutschen Archäologie die erste Stätte bereitet habe. Noch auch wird die Wissenschaft ihm jemals vergessen, was er für die Lepsius'sche Expedition nach Aegypten zur Erforschung der Hieroglyphen, was er für die Reisen Overweg's und Barth's in dem damals wirklich noch „dunklen Erdtheil“ gethan hat. Jahre lang, als er noch auf den untersten Stufen seiner amtlichen Stellung stand und das kleine Hauswesen mit den bescheidensten Mitteln geführt werden mußte, waren die Räume des Palazzo Caffarelli von einer Gesellschaft belebt, wie sie, in dieser Zusammen-

[1]) Auf Anregung Gerhard's, des eben damals durch Herausgabe seiner „Antiken Bildwerke“ (1827) bekannt gewordenen Archäologen und nachmaligen Professors in Berlin, begründete Bunsen (1829) in Gemeinschaft mit dem Herzog von Luynes, Millingen, Thorwaldsen, Borghese, Panofka und Welcker das „Istituto di Corrispondenza Archeologica“, das Anfangs mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten, namentlich unzulänglichen Mitteln, zu kämpfen hatte. Erst 1835 gelang es Bunsen, ihm ein eigenes Heim zu schaffen, und daraus ist dann das heutige „Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut“ erwachsen, das, mit Reichsmitteln (100 000 Mark jährlich) ausgestattet, wie es zeitlich das erste war, auch das Muster und Vorbild aller anderen ähnlichen Institute in Rom und Athen geworden ist.

setzung sich wohl nur in Rom, und vielleicht auch nur in dem Rom jener Tage, finden ließ. Hier traf man die großen Maler Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld; hier, außer Niebuhr, so lange er noch in Rom war, den Hausfreund Platner, Mitarbeiter an der „Beschreibung der Stadt Rom" und den „römischen Kestner", den jüngeren Gelehrtennachwuchs, den Archäologen Gerhard, den Historiker Pertz, den Aegyptologen Lepsius. Hier spielte Felix Mendelssohn-Bartholdy Beethoven und Bach. Denn mit Frau von Bunsen war auch die Liebe zur Musik in dieses Haus gekommen, und zwar begnügte sie sich keineswegs mit dem Dilettiren, das ihrer Natur fern lag. Ernst, wie mit Allem, nahm sie es auch hiermit: eine vortreffliche Clavierspielerin, brachte sie es dahin, nach der Partitur zu spielen, und mit freudigem Schreck steht sie eines Tages vor einem neuen Instrument, damals »orgue expressif" genannt, das, was wir jetzt Harmonium nennen. Was sie betreffe, schreibt sie der Mutter (Bd. I, S. 156), so sei es, in ihrem Alter und mit fünf Kindern, zu viel verlangt, zu erwarten, daß sie es fertig bringe, ein neues Instrument zu erlernen. Aber schon nach zehn Tagen kann sie berichten, daß sie etwas von der Schwierigkeit bewältigt, „welche in der Bewegung der Füße besteht", daß sie alle Hoffnung habe, voran zu kommen. „Und die Freude, Orgel zu spielen, ist so groß, daß ich nur Gefahr laufe, mehr Zeit darauf zu verwenden, als ich eigentlich erübrigen kann." Aber dadurch, daß sie jede Minute benutzt und von jeder sich Rechenschaft gibt, hat sie dennoch Zeit für Alles: in Briefen an die Mutter, an den Gemahl, wenn er abwesend ist, an die Freunde schreibt sie gewissenhaft die fortlaufende Chronik des Tages; in denen an drei heranwachsende Söhne, die sich auf deutschen Schulen befinden, setzt sie ihr Erziehungswerk fort; sie macht keinen Ausflug in die Umgebung Roms, ohne daß Stift und Zeichenmappe sie begleiten; sie lernt Latein und vor Allem Griechisch und liest mit den Männern Plato, Herodot, Thukydides und Sophokles. Ranke's „Römische Päpste" erfüllen sie „mit wahrem Entzücken"; Tieck's „Vittoria Accorambona" bildet „eine Art von Ereigniß in ihrem Leben", und sie „schwelgt" in Macaulay. „Wie habe ich es immer gewünscht," schreibt sie ihrer Mutter (Bd. II, S. 102), „und wünsche es mehr denn je, daß meine Kinder eben solche Freude an der Geschichte, an Thatsachen und Charakterstudien haben möchten wie ich." In hoher Vollendung besaß sie die Kunst des Briefstils, dem in seiner schlichten Einfachheit jedes Pathos fremd ist, dafür aber durch den angeborenen englischen Humor und die glücklich gewählten Citate ein eigenthümlicher Reiz verliehen wird. Mit Vorliebe citirt sie naturgemäß zunächst die großen englischen Schriftsteller, später auch die deutschen, und immer mehr Goethe. Vor Allem aber schöpft sie aus der Bibel, die von der Kindheit bis zum letzten Tage nicht aus ihrer Hand kam.

Ein echt biblischer Geist, eben so fern von pietistischem Ueberschwang als starrer Orthodoxie, war im Bunsen'schen Hause heimisch. Dieser Zug hatte sich bei Bunsen schon frühe geltend gemacht in seiner ausgesprochenen Neigung zum Bibelstudium, und sie wurde genährt durch die jungen Männer, die zu seiner Zeit Gesandtschaftsprediger in Rom waren und nachher hoch an-

gesehene Lehrer der Theologie an deutschen Universitäten wurden, wie Rothe und Tholuck, oder Seelsorger in hervorragender Stellung, wie von Tippelskirch. Sie alle hatten sich an der Erziehung von Bunsen's Söhnen betheiligt, und in diese Reihe trat auch Abeken ein, dessen Lebensweg eine merkwürdige Aehnlichkeit mit demjenigen Bunsen's zeigt. Auch er begann als Theologe, um als Diplomat, als der ruhmvolle Mitarbeiter Bismarck's, zu enden.

Abeken, dessen Oheim noch von der Göttinger Zeit her eng befreundet war mit Bunsen, fand diesen damals beschäftigt mit theologischen oder genauer mit liturgischen Fragen von weittragender Bedeutung. Bunsen war, noch als Gesandtschaftssecretär, in die erste persönliche Beziehung zu König Friedrich Wilhelm III. bei dessen Besuch in Rom 1822 getreten und erregte sofort das Wohlgefallen des Monarchen, der das Jahr zuvor den Garnisonkirchen in Berlin und Potsdam eine neue Agende gegeben hatte und deren Einführung in die Landeskirche eifrig betrieb. In Bunsen, der bereits 1817, zur Dreihundertjahrfeier des Luthergedenktags und auf Niebuhr's Veranlassung, die englische Liturgie für den Gebrauch der Protestanten in Rom übersetzt hatte (Hare, Bd. I, S. 46), fand der König einen Mann von verwandter religiöser Grundstimmung und wohl verbereitet, auf seine Pläne zur Hebung und Verinnerlichung des Gottesdienstes einzugehen. Noch im Herbst dieses Jahres ward Bunsen zum Legationsrath, im darauf folgenden März, beim Abgange Niebuhr's, zum preußischen Geschäftsträger in Rom ernannt und im Jahre 1827 nach Berlin berufen, angeblich um ein Raffaelisches Gemälde („La Madonna della Famiglia Laute"[1]), das er für den Staat erworben, dorthin zu bringen, in Wahrheit aber, um seinen Rath in den schwebenden kirchlichen Angelegenheiten zu ertheilen. Es handelte sich zunächst um die gemischten Ehen (zwischen Protestanten und Katholiken), zu denen die Curie den Dispens verweigerte, wenn nicht der katholische Theil die Kindererziehung in seinem Glauben gelobte. Die Frage ward nur scheinbar gelöst; sie sollte, nicht viele Jahre später, zu einem der schwersten Conflicte führen. Desto glücklicher schien der Streit um die Agende zu verlaufen, für die mittlerweile eine große Mehrheit in der Landeskirche gewonnen worden, zu der aber, um sie den noch Widerstrebenden annehmbar zu machen, verschiedene Nachträge nothwendig waren. Bunsen legte seine für den protestantischen Gottesdienst in Rom verfaßte Liturgie vor, und nach einigem Zögern befahl der König deren Druck und Verbreitung.

Während dieses Berliner Aufenthaltes, der sich über ein halbes Jahr erstreckte, gewann Bunsen so sehr das Herz und Vertrauen Friedrich Wilhelm's III., daß dieser ihn, in der uncerimoniösesten Weise, zu den intimen Cirkeln der königlichen Familie hinzuzog, und hier auch ist er dem Kronprinzen, nachmaligem König Friedrich Wilhelm IV., zuerst begegnet. Es war in Paretz, dem Schlößchen, durch das Andenken an die Königin Luise geweiht und dem Könige besonders theuer. Der Geburtstag des Kronprinzen sollte

[1] So genannt nach der herzoglichen Familie Laute, in deren Besitz es sich bis dahin befand.

hier gefeiert werden, und Bunsen war, drei Tage nach seiner Ankunft in Berlin, vom Könige dazu eingeladen worden, obwohl sonst Niemand außer der königlichen Familie und ihrem Gefolge dort waren[1]). Bunsen erschien in Uniform, ward aber bedeutet, daß man hier sans cérémonie beisammen und darum besser ganz einfach bürgerlich gekleidet sei. Als er die Kleidung gewechselt und wieder eintrat, kam der Kronprinz, den er bis dahin nicht gekannt, auf ihn zu mit den Worten: „Sie müssen Bunsen sein!"[2]) Bunsen war es gewesen, der auf des Kronprinzen Betreiben jenes Raffaelische Gemälde für das eben neu begründete Berliner Museum erworben hatte. Die beiden gemeinsamen Interessen, „Liturgie und Kirche, Alterthum und Kunst", wie Ranke sagt, hatten den Kronprinzen und Bunsen einander genähert; auf ihnen ward der Grund zu einem Verhältnisse gelegt, in dem das persönliche Moment das politische vielleicht überwogen und jedenfalls überdauert hat.

Dieses persönliche Moment war es, welches Bunsen's Stellung zu einer so ungewöhnlichen, aber auch so schwierigen machte. Schon 1827, bei dieser seiner ersten Berufung, meinten die neidischen Hofleute: „es fehle nur noch, daß der König den jungen Doctor an Sohnesstatt annehme, sonst könne er nichts mehr für ihn thun"[3]); und ähnlich äußerte man sich bei mancher späteren Gelegenheit: die vielen Beweise von Gnade mußten ihm Feinde erwecken. Thatsächlich hat es ihm in den eigentlichen Regierungskreisen nie daran gefehlt; seinen Halt fand er in der Gunst der beiden Könige, denen er gedient: „in Berlin blieb er immer fremd"[4]).

Nach Rom zurückgekehrt, erhielt Bunsen die Ernennung zum Gesandten und bevollmächtigten Minister beim päpstlichen Stuhle, auf welchem, seit 1823, Leo XII. saß, ein Kirchenfürst, von dem Frau von Bunsen sagt (Bd. I, S. 212), daß die Römer ihn haßten, aber nicht seiner Schwächen, sondern derjenigen Seiten seines Charakters wegen, um derentwillen die Nachwelt ihm Beifall zollen werde. Wenn dieser Papst länger gelebt hätte, dann würden wahrscheinlich die zwischen Rom und Preußen hervorgetretenen Differenzen einen versöhnlicheren Ausgang gefunden haben. Aber er starb (1829), bevor sie gelöst waren, und nach der kurzen Regierung des mild gesinnten Pius' VIII. ward Gregor XVI. mit der Tiara gekrönt, leutselig im persönlichen Verkehr, doch unbeugsam in kirchlichen Dingen. Bunsen, der 1831 einer Conferenz der fünf Großmächte in Rom präsidirt und eine Denkschrift über die zur politischen Sicherung des Kirchenstaates nothwendigen Reformen verfaßt hatte, war so weit persona grata beim neuen Papste. „Er hatte," schreibt Frau von Bunsen (Bd. I, S. 254), nachdem sie Sr. Heiligkeit im Gartenhause des Vatican vorgestellt worden war, „diese Art des Empfanges

[1]) Freifrau von Bunsen. Bd. I, S. 174.

[2]) Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen. Von Leopold von Ranke. S. 7, 12. Leipzig, Duncker & Humblot. 1873.

[3]) Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Von Heinrich von Treitschke. Vierte Auflage. Bd. III, S. 414. Leipzig, S. Hirzel. 1896.

[4]) Ranke a. a. O., S. 248.

gewählt, um dadurch das gebräuchliche Ceremoniell auszuschließen. Mit den Worten „Siamo in campagna“ führte er uns selbst die Stufen hinauf in seinen Salon, wo er uns auf Stühlen Platz nehmen ließ, die um einen runden Tisch standen. Da ein Stuhl zu wenig war, wollte er sich selbst einen holen, doch Carl (ihr Gemahl) kam ihm zuvor. Er behielt uns über eine halbe Stunde bei sich und war sehr angenehm, mit rechtem esprit de conversation.“

Nicht lange jedoch, so sollte Gregor XVI. sich von seiner anderen Seite zeigen: an dem Breve vom 25. März 1830, das er in Sachen der gemischten Ehen als Cardinal verfaßt, hielt er auch als Papst fest, eine Verständigung erschien unmöglich, und es entbrannte nun, zuerst latent, dann ganz offenbar der Streit, den man wohl als den ersten Culturkampf in Preußen bezeichnen darf. Aehnlich dem zweiten in seinem Verlauf, endete er auch wie dieser mit einem Rückzug, und ebenso wie Falk ward Bunsen das Opfer, wenngleich aus den entgegengesetzten Gründen. Man wird Bunsen's Verhalten in dieser Angelegenheit nicht freisprechen können von einer offensichtlichen Inconsequenz, die ihren Grund freilich darin hatte, daß er sich in dem Charakter des Papstes getäuscht. Zunächst entschloß sich die preußische Regierung, nachdem man Bunsen in Berlin, 1834, gehört hatte, zum Temporisiren; ein Zwischenzustand wurde geschaffen, der nicht auf gesetzlicher Regelung, sondern auf dem guten Willen beider Theile beruhte. Die Krisis trat 1837 ein. Abermals nach Berlin berufen, rieth Bunsen nun zum Handeln: er nahm an, der Papst werde dadurch eingeschüchtert werden. Der refractaire Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, ward verhaftet und als Staatsgefangener auf die Festung Minden abgeführt. Aber die Wirkung dieses Schrittes war das Gegentheil von der, die man erwartet: noch auf dem Wege nach Rom erhielt Bunsen einen Brief seiner Gemahlin, in dem sie schrieb (Bd. I, S. 345): „Der Papst hat ein Consistorium berufen und eine Allocution gehalten bezüglich der letzten Vorgänge. Die Ausdrücke seiner Klage und Verdammung waren so stark wie nur möglich; auch sprach er mit höchstem Lob von dem Erzbischof von Köln und mit Anerkennung seiner Ansichten und seines Verhaltens.“ Vor Wiedereinsetzung desselben könne von weiteren Verhandlungen gar nicht mehr die Rede sein. Um solche zu ermöglichen, rieth Bunsen nunmehr selbst zur Restitution des Erzbischofs, unter Wahrung allerdings des status quo in Bezug auf die gemischten Ehen, und hoffte damit noch immer, wie Ranke sagt, „zu einem erträglichen Resultate“ zu gelangen. Aber der Papst ließ Bunsen gar nicht mehr vor, und in Berlin wurde er desavouirt: Diejenigen dort, die dem so rasch und hoch Gestiegenen nicht wohl wollten, hatten nun leichtes Spiel. „Der König allein hält Sie noch,“ schrieb ihm der Kronprinz. „Er hat verboten, Sie zu compromittiren.“ Daß der Vorschlag, der Bunsen zu Falle brachte, ein Fehler gewesen sei, gibt auch der Kronprinz zu: „Ich allein habe den Muth gehabt, Sie zu vertheidigen . . . Alles, was ich davongetragen habe, ist der Ruf eines Mannes, der die Interessen des Ganzen denen eines Freundes opfern möchte“[1]). Die Stellung Bunsen's war unhaltbar geworden. Er kam

[1]) Ranke a. a. O., S. 36, 37.

um seinen Urlaub ein, und dieser ward ihm bewilligt. Mit welchen Empfindungen die Familie von Rom schied, an das sie tausend Erinnerungen knüpften, läßt sich denken. Hier waren Herr und Frau von Bunsen sich zuerst begegnet, hier hatten sie, von treuen Freunden umgeben, einundzwanzig glückliche Jahre gelebt, und hier, auf dem protestantischen Kirchhof bei der Pyramide des Cestius, war das Grab eines ihrer Kinder. „Als am 28. April 1838 Bunsen, festen Schrittes und ungebrochenen Geistes, den Palazzo Caffarelli verließ, sagte er zu seiner Frau: ‚Komm und laß uns anderswo ein neues Capitol suchen'."

Dies „andere Capitol", im wahrsten Sinne des Wortes, sollte London für Bunsen werden, wohin ihn, nach dem kurzen Intermezzo von Bern und dem inzwischen erfolgten Thronwechsel, Friedrich Wilhelm IV., April 1841, „in besonderer Mission" — Errichtung eines protestantischen Bisthums in Jerusalem — abordnete, um ihn dann, im folgenden November, zu seinem Gesandten am Hofe von St. James's zu ernennen. Und hier beginnt die glanzvollste Zeit von Bunsen's Leben. Schon bei seinem ersten Besuch in England, kurz nach erhaltenem Urlaub (1838/39), ward er mit der größten Auszeichnung von allen Seiten empfangen. Lord Palmerston kam, um ihn persönlich zu einem Diner bei der Königin einzuladen. Die Universität Oxford beschenkte ihn, der bereits als Zwanzigjähriger Ehrendoctor von Jena geworden, zum zweiten Male mit dieser akademischen Würde, und Stunden lang war er mit Gladstone zusammen, den in einer Besprechung seiner damals eben erschienenen Schrift „The State in its relations with the Church" Macaulay einen „jungen Mann von tadellosem Charakter und hervorragend parlamentarischen Talenten" nannte, „die steigende Hoffnung der strengen und unbeugsamen Tories"[1]). Wie seltsam, aus dieser Zeitferne, muthet uns das an! Nicht minder, wenn Frau von Bunsen, bei Gelegenheit einer Feier in Oxford unter den mannigfachen Vorträgen der Studenten, ein englisches Gedicht erwähnt, das sie besonders interessirte: „Ueber den Aberglauben Indiens und dessen Ueberwindung durch das Kreuz von Ruskin, einem vielversprechenden jungen Manne". (Bd. I, S. 387.)

Wenn der Londoner Posten als solcher schon — damals, wie heute noch — einer der wichtigsten in der diplomatischen Vertretung war, so bedeutete er für Bunsen, nach der kurzen Verdunkelung, die seinem Schiffbruch am Felsen Petri gefolgt, einen um so strahlenderen Aufgang königlicher Gunst und Gnade. Gewiß hatte Friedrich Wilhelm III., als er durch die Cabinetsordre vom 28. Januar 1838 seinen Frieden mit der Curie schloß, seinen römischen Gesandten, für den er immer ein, man möchte sagen väterliches Wohlwollen gehegt, nur aus zwingenden Gründen der Staatsraison fallen lassen; dessen Wiedererhebung war fast einer der ersten Regierungsacte Friedrich Wilhelm's IV. Den Jahren, dem Temperamente, den Lebensanschauungen nach einander nahe stehend, waren sich hier zwei Männer begegnet, die beide, jeder in seiner Art,

[1]) Critical and historical Essays (Tauchnitz Edition), Bd. III, S. 252: Gladstone on Church and State.

etwas Fascinirendes gehabt haben. Und deutete nicht auch das auf einen verborgenen Grund innerer Verwandtschaft, der eine reich begabte Künstlernatur einen König, und den theologisch angehauchten Gelehrten einen Diplomaten werden ließ? „Seine Seele ist von den höchsten und herrlichsten Bestrebungen erfüllt," schrieb Bunsen an Schnorr von Carolsfeld (Hare, Bd. I, S. 207) nach dem Besuche des Kronprinzen in Rom, 1828; und nicht weniger hätte von Bunsen selbst gesagt werden können. Man braucht nur das dem ersten Bande seiner Lebensbeschreibung[1]) beigegebene Porträt, nach dem Gemälde Richmond's, zu betrachten, das ihn in eben dieser Londoner Zeit darstellt: die hohe freie Stirn, die Augen voll Geist und Güte, den ganzen edlen Ausdruck dieses Gesichtes, um den Zauber zu begreifen, den dieser Mann ausgeübt hat. Zur Entfaltung einer solchen Persönlichkeit gab es wohl keinen geeigneteren Schauplatz als den damaligen Londoner Hof, der, mit der einundzwanzigjährigen Königin Victoria zur Seite des geliebten Prinzgemahls, ein Bild der Jugend, des Glücks und der unschuldigen Freuden bot, auf dem auch heute noch, nachdem so Vieles sich geändert hat, der Blick gern, wenngleich nicht ohne Wehmuth, ruht. In der ehrwürdigen, von so vielen Schicksalen geprüften Fürstin, haben wir stets und bis an ihr Lebensende die erkannt, von der Frau von Bunsen vor mehr als sechzig Jahren schrieb: „Es ist immer ein Vergnügen für mich, sie zu sehen und zu wissen, wie thätig und pflichttreu sie ihre Tage zubringt." Inmitten aller Anforderungen königlicher Repräsentation hat sie sich bis zuletzt die Einfachheit der Sitten und der Denkart bewahrt, die ihrer jugendlichen Erscheinung etwas so Herzgewinnendes gab. Als sie einmal Stafford-House besuchte, damals berühmt als das schönste Privatgebäude Londons, sagte die Königin zu ihrer Wirthin, der Herzogin von Sutherland: „I have come from my house to your palace" — ich bin aus meinem Haus in Ihren Palast gekommen. Diese Herzogin von Sutherland, die zu den Damen der höchsten Aristokratie gehörte — in der That gilt der Adel der Leveson-Gower-Familie als der älteste von Nordbritannien — war der Frau von Bunsen besonders freundlich gesinnt; und hier, in Stafford-House, machte sie auch die Bekanntschaft von Lord John Russell. Sie beschreibt ihn als eine jener Persönlichkeiten, „denen gegenüber ich im Stande bin, gleich Alles zu sagen, was ich denke, bei denen ich sofort über leere Phrasen hinweg komme."

Das Gesandtschaftshôtel in Carlton-Terrace war, wie das auf dem Capitol es nur je gewesen, eine Stätte großartig geübter Gastlichkeit, mit einem weiten Freundeskreise, der sich um den Theetisch der Frau von Bunsen zu versammeln pflegte. Deutsche Fürsten, deutsche Gelehrte, die alten Bekannten aus Rom und die neuen aus Berlin fanden hier stets einen herzlichen Willkommen, und einmal, als eine der anwesenden Damen „Herr Professor!" rief, sprangen sofort fünf Gestalten auf und verbeugten sich, „da jeder sich gerufen glaubte."

Da war es, am 27. März 1848, früh morgens um acht Uhr, daß plötzlich und unerwartet, ein Gast in Carlton-Terrace erschien, wie das Gesandtschafts-

[1]) „Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen". Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittwe. Deutsche Ausgabe von Friedrich Nippold. Drei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1868.

hôtel noch keinen zuvor gesehen: der Prinz von Preußen, der vor dem gegen ihn persönlich gerichteten Ansturm der Revolution in Berlin hier eine Zuflucht suchte. Georg von Bunsen, damals ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, öffnete dem Fremden, den er aber nicht erkannte, da dessen Gesichtszüge durch Abnahme des Bartes sehr verändert waren. Um 10 Uhr kam er zum gemeinschaftlichen Frühstück, und eine von den Töchtern des Hauses holte ihm einen Sessel herbei; „allein der Prinz schob ihn bei Seite, nahm sich selbst einen Stuhl und sagte: ‚Man muß jetzt demüthig sein, da die Throne wanken'."

Die zwei Monate, die der Prinz von Preußen in London, unter dem Dache des preußischen Gesandtschaftshôtels und im steten intimen Verkehr mit Bunsen zugebracht hat, sind von starkem Einfluß auf die weitere politische Entwicklung des nachmaligen Königs von Preußen und deutschen Kaisers gewesen. Wenn Fräulein Marie von Bunsen (S. 89) sagt: „Ich glaube, daß die Wichtigkeit dieser damals empfangenen Eindrücke in späteren Zeiten nachdrücklicher betont werden wird," so findet das jetzt schon in der unparteiischen Geschichtschreibung seine volle Bestätigung. In seiner Biographie Kaiser Wilhelm's I., der besten, die wir bis daher besitzen, spricht Erich Marcks mit besonderer Wärme von diesem Aufenthalte des Prinzen in London. „Und nun sah er," heißt es da[1]), „mit offenen Augen in das englische wie in das deutsche Dasein hinaus, noch schwer erschüttert, traurig, ein verbannter und — so empfand er es — ein verkannter Mann, von ergreifender Güte und Bescheidenheit. . . . Er ließ sich durch Bunsen, dessen leicht entflammtes Herz die Ideen der Zeit begeistert aufgenommen, wieder in die politischen Kreise Englands führen . . . verkehrte mit Prinz Albert und Königin Victoria, empfand den Einfluß des liberalen Fürsten lebhaft, bestärkte sich unter alledem in der Anerkennung constitutionellen Staatslebens." Und wessen bedürfte es noch mehr, als eines Zeugnisses aus Wilhelm's I. eigenem Munde? Als diesem Georg von Bunsen — nach seines Vaters Tode (1860) — dessen Orden übergab, sprach der König: „Ich sage nichts weiter über den Verlust, den ich im Scheiden eines lieben und treuen Freundes erlitten, es liegt mir aber daran, Ihnen zu wiederholen, daß ich in ihm den Mann verloren habe, dem ich meine politische Ausbildung verdanke." (Marie von Bunsen, S. 89.)

Das letzte Wort über Bunsen's politische Thätigkeit ist noch nicht gesprochen, dazu reicht das vorhandene Material nicht aus. Um so mehr müßte wohlbeglaubigten Thatsachen und Aeußerungen, wie den obigen, gegenüber die durch Sarkasmus verschärfte Härte befremden, mit der Bunsen in Treitschke's „Deutscher Geschichte" behandelt wird, wenn man nicht eine psychologische Erklärung in der tiefen Abneigung des berühmten Historikers gegen England und die Coburger finden wollte. Man wird darin bestärkt, Treitschke's Urtheil vornehmlich auf dieses Moment zurückzuführen, wenn man bei Ranke[2]) liest, daß Friedrich Wilhelm IV. gerade deshalb gewünscht hatte, Bunsen auf dem Londoner Posten zu sehen, weil kein Anderer so voll-

[1]) Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marcks. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. S. 74, 75. Leipzig, Duncker & Humblot. 1899.

[2]) A. a. O. S. 99.

kommen wie er das Vertrauen der Königin und ihres Gemahls erwerben und ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen und dem Könige hätte vermitteln können. Hier aber auch, als die Verhältnisse sich geändert hatten, war der Punkt, an dem der König nachmals sich politisch von seinem Freunde trennte, während der Prinz von Preußen „ritterlich und bieder" auf seiner Seite blieb. Wenn auch Treitschke zugesteht, Bunsen habe das Vaterland seiner Wahl mit glühender Begeisterung geliebt und selbst in dieser muthlosen Zeit die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Preußen dereinst die Deutschen beherrschen werde[1]), so ist damit eben Alles gesagt, was diese beiden Männer, den Prinzen und Bunsen, im Innersten verband, und in einen Gegensatz zum Könige bringen mußte, mit der die politische Laufbahn des Einen allerdings abschloß, die des Anderen aber eigentlich erst begann.

Dieser Wendepunkt trat 1854 ein, beim Beginn des Krimkrieges, als es sich um das Verhältniß Preußens zu den Weltmächten handelte.

Ein politisches Auseinandergehen Friedrich Wilhelm's IV. und Bunsen's läßt sich zurückverfolgen bis zum schweizerischen Sonderbundskrieg (1847) und die daraus erwachsende Neuenburger Angelegenheit. Man weiß, wie sehr das Herz des Königs an diesem, durch Erbschaft (1707) Preußen zugefallenen Ländchen hing, das zugleich „als unabhängiger, von Preußen abgesonderter Staat" (seit 1815) einen Canton der Schweiz bildete. Innerlich gespalten zwischen Royalisten und Republikanern, riß Neuenburg sich (1848) von Preußen los, ohne daß der König darum seinen, auch von den Mächten im Londoner Protokoll (1852) noch anerkannten Rechten entsagt hätte; doch der Aufstand der „Getreuen von Neuenburg" (1856) mißlang, und im Pariser Frieden (1857) leistete der König schmerzlichen Verzicht. Um sich den politischen Bruch zwischen ihm und Bunsen erklären zu können, muß man sich diese Dinge vergegenwärtigen; muß man in Betracht ziehen, daß der tiefste Widerwille gegen Alles, was aus den Erschütterungen des Jahres 1848 hervorgegangen war, den König erfüllte. In Napoleon III. sah er die verkörperte Revolution und in dem Bündniß Englands mit ihm einen „Inceſt". Bunsen dagegen suchte den König zur Theilnahme gegen Rußland fortzureißen.

Wir, durch die Erfahrungen der späteren Jahre belehrt, verstehen jetzt besser den Standpunkt Bismarck's, Rußland gegenüber, wie er ihn in den „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. I, S. 112) präcisirt und zu dem sich doch auch Ranke bekannt hat, wenn er (a. a. O., S. 320) sagt, Preußen habe sich Glück zu wünschen gehabt, daß, im Entscheidungskampfe gegen Frankreich (1870/71), „der Nachbar im Norden, durch Friedrich Wilhelm's Verhalten im Krimkriege bewogen, keiner Eifersucht Raum gab."

Damals aber lag die Frage doch anders. Unvergessen war die Schmach von Olmütz, die Preußen abermals unter das Joch Oesterreichs gebeugt und die Herzogthümer Schleswig-Holstein den Dänen wieder ausgeliefert hatte. Durch sein Machtwort hatte Kaiser Nicolaus Preußen, und mit ihm das ganze außerösterreichische Deutschland, zu dieser erniedrigenden Stellung gezwungen: die Befreiung von Rußland mußte daher allen Denen, die an dem

[1]) Treitschke a. a. O., Bd. III, S. 414.

Beruf Preußens glaubten, als Vorbedingung einer ersprießlichen deutschen Politik erscheinen. Zu diesen gehörte Bunsen und in diesem Sinne hat er, so weit sich aus den bis jetzt bekannt gewordenen Schriftstücken entnehmen läßt, auf seinem Posten zu wirken gesucht. Aber König Friedrich Wilhelm IV. war zu Beginn der fünfziger Jahre nicht der mehr, der er zu Anfang der vierziger gewesen: zwischen beiden Zeitgrenzen liegt die Revolution von 1848 und „seine Regierung ward durch den 18. März in zwei verschiedene Perioden geschieden", sagt selbst Ranke[1]). Der Kampf, der nunmehr in den höchsten Regionen für und wider die Allianz mit den Westmächten geführt ward, gestaltete sich in Wahrheit zu einem Kampfe der liberalen gegen die reactionäre Weltanschauung, des Coblenzer Hofes gegen den Berliner, der Partei des „Preußischen Wochenblattes" gegen die „Kreuzzeitung". Thatsächlich unterlag Bunsen in diesem Kampfe, dessen Anfänge, wie bereits angedeutet, bis in das Jahr 1849 reichen — dem Jahr, in welchem Leopold von Gerlach Generaladjutant des Königs und Haupt der ihn umgebenden Camarilla ward. Schon damals heißt es in einem Briefe Frau von Bunsen's an ihren Mann, der nach Berlin berufen worden war, um seinen Rath in den Verhandlungen über die deutsche Kaiserkrone zu hören: „Wie lange noch werden wir, und die Bücher und alles Uebrige unsern Wohnsitz in Carlton-Terrace haben?" Und damals auch, als Bunsen die Annahme der Kaiserkrone warm empfohlen, hatte Friedrich Wilhelm an ihn die besorgte Frage gerichtet, ob er einem Herrn, der von der Revolution von 1848 keine Krone annehmen könne und werde, nicht länger und mit Widerstreben dienen werde[2])?

Die unmittelbare Veranlassung zu Bunsen's abermaligem Sturz war die Denkschrift, die er im April 1854 dem Minister Manteuffel einreichte. Bismarck, der es wohl wissen mußte, stellt es so dar: Bunsen habe nach Berlin gemeldet, die englische Regierung werde mit der Erwerbung der Elbherzogthümer durch Preußen einverstanden sein, wenn letzteres dem Bündniß der Weltmächte beitreten wolle und in London zu verstehen gegeben, die preußische Regierung sei dazu unter der bezeichneten Gegenleistung bereit. Wenn Bismarck zur Bekräftigung seiner Angabe sich auf Sybel beruft, so steht allerdings nichts davon in der angezogenen Stelle[3]). Wohl aber war es Friedrich Wilhelm IV. selbst, der um diese Zeit an Bunsen schrieb: „Soll ich Großbritannien in diesen Wirren Dienste leisten, so ist der Preis, die conditio sine qua non, die Wiederherstellung meiner Autorität über und der Legitimität meines lieben, treuen, unter die Füße der Gottlosen zertretenen Ländchens am Jura" (Neuenburg). Die Beschuldigung, Bunsen sei zu weit gegangen, läßt auch Ranke als zweifelhaft, wenn nicht als unbegründet erscheinen. „Aber offenbar," fügt er hinzu, „war seine Haltung mit der Direction, die das preußische Cabinet genommen hatte, nicht mehr zu vereinigen, er sah sich veranlaßt, um seine Entlassung aus dem Dienste zu bitten, und erhielt sie"[4]).

[1]) A. a. O. S. 368.

[2]) Ranke a. a. O., S. 243.

[3]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Bd. I, S. 112, verglichen mit Sybel, Begründung des Deutschen Reiches. Bd. II, S. 181 u. 186.

[4]) Ranke a. a. O., S. 321, 325.

Doch Bunsen fiel nicht allein: mit ihm fiel auch der Kriegsminister von Bonin, der Einzige am Berliner Hofe, der es auf einen Bruch mit Rußland hatte ankommen lassen wollen. Da war es, daß der Prinz von Preußen in Action trat. Aufs höchste erregt durch die Entlassung seiner beiden politischen Gesinnungsgenossen, durch die er sich persönlich gekränkt fühlte, schrieb er seinem Bruder, dem Könige von Preußen, den bekannten „Absagebrief," der zur Folge hatte, daß er seiner militärischen Aemter enthoben, wegen seiner bisherigen Opposition mit Festungshaft bedroht, schließlich aber doch nur auf vier Wochen nach Baden-Baden „beurlaubt" ward[1]).

Eine sehr eigenthümliche Ironie des Schicksals wollte, daß bei Bunsen's Sturz wesentlich mitbetheiligt war der Sohn des Mannes, der ihm einst, durch Einführung in die Diplomatie, den Weg zu den höchsten Ehren gebahnt hatte: der Cabinetsrath (seit 1851) Friedrich Wilhelm's IV., M. von Niebuhr, bekanntlich die rechte Hand Gerlachs. „Puissances déchues!" ruft Frau von Bunsen einmal aus. Aber das Verhältniß zum Prinzen von Preußen blieb unverändert: alljährlich, so lange Bunsen lebte, ward er zu dem prinzlichen Paare nach Baden geladen und lange nach seinem Tode, als Frau von Bunsen ihren fünfundachtzigsten, ihren letzten Geburtstag feierte und Kaiser Wilhelm I. selbst nicht mehr weit von den Achtzigen war, am 3. März 1876, schrieb er der Wittwe seines Freundes, der er gleichzeitig sein Bild verehrte: „Man hat mir mitgetheilt, daß Sie, gnädige Frau, am morgenden Tage durch Gottes Gnade eine so hohe Lebensstufe erreichen . . . Mir liegt aber noch ganz besonders daran, Ihnen meine herzliche Theilnahme bei dieser Gelegenheit auszusprechen, als die Erinnerung an Bunsen mich dazu auffordert, dem ich so viel in mancherlei Lebensverhältnissen verdanke, was mich stets dankbar machen muß mein Leben lang." (Hare, Bd. II, S. 350.)

Aber auch Friedrich Wilhelm IV. blieb dem Manne, von dem er sich politisch hatte trennen müssen, in seinem Herzen zugethan. Wohl mochte Abeken Recht haben, als er im Juni 1854 an Frau von Bunsen schrieb: „Es ist traurig, wie diese Zeiten dem König alle seine alten Freunde nehmen . . . Er muß sich doch manchmal einsam fühlen"[2]). Schon in dem seiner Entlassung folgenden Jahre kam Bunsen auf Wunsch des Königs nach Marburg, da er mehrfache, dringende Einladungen nach Berlin abgeschlagen hatte. Doch folgte er einem Rufe dorthin, im Herbste 1857, um der Conferenz zur Vorberathung einer künftigen Generalsynode beizuwohnen. „Nehmen Sie von mir als einem alten und treuen Freunde es an," schrieb ihm der König (5. September 1857)[3]), „daß er selbst Ihre Herreise bestreite und Ihnen im Berliner Schloß Wohnung und Unterhalt als Gastfreund gebe!" Es war dicht vor der Erkrankung des Königs, als diese Beiden, durch eine lange Reihe von Jahren und wechselnden Geschicken verbundenen Männer einander noch einmal, zum letzten Male, gegenüber standen: Bunsen, wie das Porträt im

[1]) Sybel a. a. O., S. 196 und Marcks a. a. O., S. 115.

[2]) Heinrich Abeken a. a. O., S. 227.

[3]) „Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen", Bd. III, S. 486. — Ranke a. a. O. S. 359.

dritten Bande seiner Lebensbeschreibung ihn zeigt, mit der Würde des Alters, das seinen Zügen nichts von ihrer ursprünglichen Hoheit geraubt, aber etwas unendlich Mildes hinzugefügt hatte; der König, nach einer Schilderung Georg von Bunsen's, der seinen Vater begleitete, noch immer von einem wunderbaren Conversationstalent, unglaublichem Gedächtniß, vielseitigen Kenntnissen, nie versagendem Witz und Humor. „Trotz alledem merkte ich ab und zu einen gewissen Ausdruck von Schwäche in seinem Gesicht und nahende Alterszeichen in seinen Bewegungen." Auf der Terrasse von Sanssouci nahmen sie von einander Abschied, um sich nie wiederzusehen. „Es war," so schließt Georg von Bunsen seinen Bericht, „der stille, ruhige Abend eines langen, schönen Sommertages;" und, mit nur einer Ausnahme, die letzte Regierungshandlung Friedrich Wilhelm's IV. war die Unterzeichnung des Diploms, durch das Bunsen in den erblichen Freiherrnstand erhoben ward; das Recht eines Herrenhausmitgliedes, zu dem ihn der König gleichzeitig berufen, hat er nur einmal ausgeübt in der gemeinsamen Sitzung beider Häuser des Landtages, in der (25. October 1858) die Regentschaft des Prinzen von Preußen verkündet ward. Ihn als König zu sehen, hat er nicht mehr erlebt. Wenige Monate vor Friedrich Wilhelm IV. starb er, am 28. November 1860. Seine letzten Jahre, zuerst in Bonn, dann in Heidelberg, waren der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet, die während seiner fast vierzigjährigen Amtsthätigkeit nie völlig geruht hatte. Noch in die römische Zeit fallen seine bedeutenden Beiträge zu Platner's „Geschichte der Stadt Rom" und die „Basiliken der Stadt Rom", in die Londoner sein großes Werk über „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte". Nun, da er „das Gefühl einer endlich befriedigten, langgenährten Sehnsucht nach der Lebensluft des deutschen Vaterlandes und der Freiheit einer Muße hatte, die er ganz dem freien Worte widmen durfte"[1]), wandte er sich wieder den theologischen Studien zu, von denen er ausgegangen war. An den Ergebnissen derselben konnte der König, wie Ranke sich ausdrückt[2]), „kein Gefallen finden": was nur zu begreiflich ist. Denn auch auf diesem Gebiete hatte sich, ebenso wie auf dem politischen, allmählich eine innerliche Trennung zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen vollzogen. Ursprünglich beide von denselben kirchlich-religiösen Ideen erfüllt, haben sie doch eine entgegengesetzte Entwicklung durchgemacht: jener nach rückwärts, dieser nach vorwärts gerichtet. Mit dem fortschreitenden Geiste der Wissenschaft gelangte Bunsen zu den freieren Anschauungen, die der König perhorrescirte, da je länger, desto mehr ihm der Autoritätsglaube zum Correlat des monarchischen Princips wurde: die Reaction in der Kirche ging Hand in Hand mit der im Staate. In diese Zeit der Verfinsterung fällt diejenige Schrift Bunsen's, von der Nippold sagt[3]), mit ihr habe der große Geisteskampf begonnen, der, über die alte Confessionsschablone hinausgreifend, für die höchsten Güter der Menschheit geführt wird. Es sind die 1855 erschienenen „Zeichen der Zeit". Keine von allen

[1]) Abeken a. a. O., S. 227.
[2]) A. a. O., S. 345.
[3]) In der Vorrede (S. VIII) zum ersten Bande vom „Leben Bunsen's".

Schriften Bunsen's hat ein größeres Aufsehen erregt, eine stärkere Bewegung hervorgerufen als diese. Sie drang in die weitesten Kreise, und eine Auflage folgte rasch der anderen. „Das Buch meines Mannes, dessen Hauptgegenstand die Gewissensfreiheit ist, oder deren Mangel, und die Versündigung der continentalen Regierungen gegen dieselbe", — so schrieb damals Frau von Bunsen (Bd. II, S. 145) ihrer Schwester nach England — „wurde in den letzten zehn Tagen des October ganz ausverkauft." Es forderte den heftigsten Widerspruch der von Hengstenberg und Stahl geführten kirchlichen Partei heraus. Sicher ist, daß die Fehler, die man dem Politiker Bunsen vorwarf, auch dem Theologen Bunsen anhafteten, die Fehler seiner Vorzüge: „sein wunderbar rascher Geist hat sich nun einmal gewöhnt, unaufhaltsam fortzuschreiten", schrieb in jenen Tagen, als der Streit um die „Zeichen der Zeit" entbrannt war, der alte Freund Brandis in Bonn an Twesten, den Nachfolger Schleiermacher's in Berlin[1]; und vielleicht wird einst das abschließende Urtheil der Geschichte dahin lauten, daß es, wie Ranke sagt, in Bunsen's Natur gelegen habe, „über die Schwierigkeiten hinweg zu sehen, um das Real-Ideale, das ihm vorschwebt, zu ergreifen"[2].

Freifrau von Bunsen hat ihren Gemahl um sechzehn Jahre überlebt; auf seinem Sterbebette hatte er ihr gesagt: „Schreibe Du selbst die Geschichte unseres Lebens. Du kannst es, Du bist dazu befähigt; mißtraue nur Dir selbst nicht" (Bd. II, S. 220). In mehrjähriger Arbeit hat sie dies Werk der Liebe vollbracht, und in den drei Bänden, die wir auch in einer von uns bereits citirten deutschen Uebertragung besitzen, „Bunsen aus seinen Briefen und nach eigenen Erinnerungen" geschildert. Den Anspruch, eine klare und volle Darstellung von ihres Mannes politischer Thätigkeit zu geben, erhebt die Verfasserin nicht; das betrachtet sie als Sache des künftigen Geschichtschreibers, dem es gestattet sein werde, einen Einblick in die Archive Berlins, Roms und Londons zu thun. Aber so weit sie es ohne dies Material vermag, gibt sie sich ihrer Aufgabe mit ganzer Seele hin. „Wie dankbar," ruft sie aus, „bin ich meinem Manne für sein letztes Geschenk, die letzte seiner vielen Wohlthaten — den Auftrag, den er mir auf dem Sterbebette ertheilte ... Es ist eine unbeschreibliche Lebenserquickung, die er mir hinterlassen" (Bd. II, S. 254). Wenn dem Erdenwallen dieser Frau der Freuden Fülle beschieden war, so hat sie doch auch das Leid Derer erfahren müssen, die ein so hohes Alter erreichen wie sie. Viele, ja die Meisten von Denen, die sie geliebt, hatte sie vor sich dahin gehen sehen; aber der Frieden einer Seele, die nur in der thätigen Liebe für Andere gelebt, umgab sie bis ans Ende. In Karlsruhe, im Hause eines Schwiegersohnes, an dessen früh verwaisten Kindern, ihren Enkeln, die Hochbetagte Mutterstelle vertrat, geistig frisch und gottergeben bis zum letzten Hauche, voll ungetrübter Theilnahme für Alles, was das Leben ihr noch gelassen, eine Patriarchin, verehrt von Allen, die sie

[1] Heinrici, T. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen. S. 462. Berlin, Hertz. 1889.

[2] Ranke a. a. O., S. 232.

kannten: so starb sie wenige Tage nach Ostern 1876; unter den Trauernden stand der Großherzog von Baden an ihrem Sarge, den die Großherzogin und Prinzeß Victoria mit Kranz und Blumen geschmückt hatten. Man wird das ihr gewidmete Buch nicht aus der Hand legen, ohne tief bewegt zu sein, aber auch nicht, ohne sich an einem so reichen und so schön vollendeten Dasein geistig erfrischt und seelisch erbaut zu haben.

In eine ganz andere Atmosphäre treten wir, wenn wir das Buch aufschlagen, in dem Fräulein Marie von Bunsen das Leben ihres Vaters erzählt. Denn wenn die Mitglieder der Familie Bunsen, mit denen wir uns bis hierher beschäftigt haben, noch in den Traditionen einer für uns vergangenen Zeit wurzeln: so war Georg von Bunsen ein Mann der Gegenwart, der in ihr und mit ihr all' seine Entwicklungen durchgemacht hat, ja sogar schon in früher Jugend, als er einmal die Schulreden seines Vaters mit den eignen verglich, sich des Unterschiedes beider Generationen bewußt ward: „Damals unmittelbare Intuition, jetzt Reflexion" (S. 68). Was das Buch Fräulein von Bunsen's so sehr interessant macht, ist: daß wir darin dem Gange dieser Evolution zum heutigen Modernen folgen und den kritischen Geist beobachten können, der z. B. an der Stelle (S. 72), wo Georg von Bunsen als Jüngling beim Anblick gothischer Kirchen in Entzücken geräth, seine Tochter zu der Aeußerung veranlaßt: „Wie allgemein waren damals in romantisch-ästhetischen Gemüthern jene Ansichten, und wie anders, wahrscheinlich ungerecht anders, steht man jetzt der Gothik, jener specifisch französischen, oft unwahr-decadenten, wenn auch reizvollen Architektur gegenüber."

Wenn wir uns die Persönlichkeit Georg von Bunsen's vergegenwärtigen, wie sie noch in unserer Aller Erinnerung fortlebt, so haben wir, zuerst und zuletzt, die Vorstellung des vollendeten „gentleman". Bei gründlicher humanistischer Bildung und einem weiten Horizont von Interessen, hatten seine Formen des Umgangs jene Höflichkeit des Herzens und Urbanität der Sitten, die, wenn sie gleich den Kern und Werth des Daseins nicht eigentlich berühren, es doch erleichtern und angenehmer machen. Etwas Freundliches war ihm eigen, mehr noch, etwas Freudiges, das mit ihm zu wandeln und durch ihn sich auch Anderen mitzutheilen schien. Schon in dem Kinde war, wie seine Mutter der ihrigen schrieb (30. October 1824), diese „Freude am Dasein" lebendig, und sie hat den Mann bis zu seinen letzten Schritten begleitet. Er hatte auch in seinem hohen Alter nichts Greisenhaftes, er brauchte, nach den Worten des amerikanischen Dichters Lowell, nicht „mit dem Treibholz vergangener Frühlinge zu heizen", umfaßte vielmehr das Gegenwärtige mit der immer gleich bleibenden Wärme des Empfindens — er blieb jung mit der Jugend und in der Liebe zu den Menschen. In dem Eindruck, den er auf Andere machte, sieht Fräulein von Bunsen das Wesentliche seiner Erscheinung. „Wie er als Vater war," sagt sie, „wie feinfühlig er jede Entwicklung seiner Kinder begünstigte — es geht mir zu nah, um darüber zu schreiben." Es war dieses mit theilnehmender Güte gepaarte Verständniß für das Individuelle,

das ihm die Herzen gewann, auch über sonst trennende Schranken hinweg. Von seinen Freunden hat ihm wohl keiner näher gestanden, als derjenige, dem er das ergreifende, nach dem Tode beider erst in dieser Zeitschrift veröffentlichte Blatt der Erinnerung gewidmet[1]). Friedrich Felix von Behr-Schmoldow und Georg von Bunsen gehörten im Parlament den diametral entgegengesetzten Parteien der Conservativen und der Freisinnigen an; aber sie waren sich auf dem Boden gemeinnütziger Bestrebungen begegnet, und was sie dann einander wurden, sagen die Schlußzeilen des Nachrufs, in denen der Ueberlebende sich an die „innig geliebte Freundesseele" wendet.

Fräulein von Bunsen führt uns noch einmal vom Capitol nach Carlton-Terrace: und sie hat die Hauptstationen im Leben ihres Vaters, bis zu der letzten, dem wohlbekannten Heim in der Maienstraße zu Berlin, mit anmuthigen Vignetten geschmückt. Denn was in ihrer Großmutter doch nur instinctiv war, die Vereinigung literarischer und künstlerischer Anlagen, das hat in ihrer Enkelin sich zu bewußtem Talent entwickelt und ausgebildet: Ihr Buch, aus der gleichen Pietät für einen theuren, mannigfach verkannten Todten hervorgegangen, zeigt dennoch die viel stärker ausgeprägten, ganz persönlichen Züge der Verfasserin, ihr Stilgefühl und ihren Formensinn. Innerlich und äußerlich ist das Leben Georg von Bunsen's ruhig verlaufen: die stupenden Erfolge seines Vaters sind ihm versagt gewesen, dafür aber auch die mit ihnen verbundenen Erschütterungen und Kämpfe. Und dennoch war er in seiner eigensten Natur seinem Vater nicht unähnlich. Auch er, ursprünglich für die Wissenschaften bestimmt, ist durch den Gang der Ereignisse in die Politik gedrängt worden. Von der Schulpforte her hat er eine vortreffliche Kenntniß der Classiker mitgebracht, und wie treulich er sie weiter gepflegt, geht daraus hervor, daß er, in seinen späteren Jahren und neben Curtius, Mommsen, Zeller und Anderen, Mitbegründer der „Graeca", jenes Vereins gelehrter Männer war, die sich noch immer am Abend jedes zweiten Freitags zusammenfinden, um gemeinsam die griechischen Autoren zu lesen. Aber wenn er als Gymnasiast schon seinem Vater mit dem Abschreiben und beim Corrigiren von dessen wissenschaftlichen Arbeiten half, so konnte es nicht wohl ausbleiben, daß er, der in einer politischen Atmosphäre herangewachsen war, auch von dieser Seite frühzeitig Anregungen empfing. Schon auf der Schule wird der Achtzehnjährige durch die Lectüre des Aristophanes auf die Frage geführt: ob eine Constitution für Preußen — es war im Jahre 1842 — wünschenswerth sei? Was er, der sich in dem Briefe an seinen Vater als den „unpraktischsten Jungen in Deutschland" bezeichnet — verneint. Später, als Student in Bonn, kommt er ganz unter den Einfluß von Arndt und Dahlmann, und 1849 sendet ihn sein Vater nach Frankfurt a. M., um ihm über die dortigen Vorgänge in der Nationalversammlung vertrauliche Mittheilungen zu machen. Nach einem längeren Aufenthalte in Paris, den er als „nothwendig zu einer politischen Laufbahn" erachtete (1850), kehrte er an den Rhein zurück und war nun der häufige, gern gesehene Gast des Coblenzer Hofes. Hier sah er den

[1]) Deutsche Rundschau. 1895, Bd. LXXXXVI, S. 280 ff.

Prinzen von Preußen wieder, dem er drei Jahre zuvor, als der Erste, die Thüre des Gesandtschaftshôtels in Carlton-Terrace geöffnet hatte. „Der Empfang, den mir der Prinz angedeihen ließ," schrieb er seinem Vater, „war freundlich — er zog mich in ein langes Gespräch über die englische Politik." Abends, im engen Cirkel, war er zum Thee bei der Prinzessin: „Ihre Rede war vortrefflich geordnet und disponirt — die Stimmung trübe und gedrückt." Wie von Frankfurt, erstattete er seinem Vater auch aus Coblenz Berichte, die die damalige preußische Politik scharf kritisiren und sowohl auf das Verhältniß zu Oesterreich wie zu den übrigen deutschen Bundesstaaten eigenthümliche Lichter fallen lassen.

Man hätte denken können, daß für den nunmehr bereits achtundzwanzigjährigen jungen Mann, der so reiche Kenntnisse besaß und dem so seltene Gelegenheiten geboten waren, die Wahl eines Berufs nicht schwer geworden wäre. Doch der des Gelehrten ward ihm durch ein Augenleiden verschlossen, das sich schon auf der Schule gezeigt und ihm zeitlebens ein Hinderniß geblieben ist. Warum er sich für die diplomatische Carrière nicht entschied, wissen wir nicht; es müßte denn sein, daß das Beispiel seines Vaters ihn gerade damals darüber belehrte, wie wenig „die Bunsen'sche Unabhängigkeit der Gedanken und Meinungen" — um ein Wort seiner Mutter zu gebrauchen — sich mit einer Stellung vertrug, die von so viel unberechenbaren Factoren abhängig ist. Aber vielleicht war es das „zu viel Wollen", das auch hier dem Vollbringen im Wege gestanden hat. Denn rastlos thätig ist Georg von Bunsen immerdar gewesen; und es war seine Mutter, die ihm einmal schrieb: „Ich verstehe Deine Besorgniß und Deinen Selbstvorwurf, auch wenn Dich keine Schuld dabei trifft; denn es ging mir in meinem Leben eine lange Zeit ebenso; allerlei Arbeit und Plackerei, und nie das befriedigende Gefühl, das Meiste, Beste oder Wichtigste ausgerichtet zu haben." Aber dieser Zwiespalt hat sein Leben beherrscht und es so gestaltet, wie es geworden ist — ein schönes, und reich ausgefülltes Leben trotzdem, und mehr fast für Andere gelebt, als für sich selbst.

Georg von Bunsen gehörte zu der Classe, die man in England als „independent gentlemen" bezeichnet, und die dort ein sehr wichtiges Glied der gesellschaftlichen Organisation bildet. Die Männer, die, frei von allen Berufs- und Amtspflichten, sich allein dem Gemeinwohl oder der parlamentarischen Thätigkeit widmen, gehen vorzugsweise aus ihr hervor. Uns fehlt mit dem Begriff auch das Wort dafür, und Fräulein von Bunsen bemerkt ganz richtig, daß das im Deutschen gebräuchliche „Rentier" nicht dasselbe ist: es geht ihm jene weitere Bedeutung ab, die gewissermassen Standespflichten auferlegt, und eben darin hat Georg von Bunsen seine Lebensaufgabe gesucht und gefunden. Schon in Bonn, in dessen Nachbarschaft er als Jungvermählter ein kleines Besitzthum „mit einem altmodisch anheimelnden Haus", Burg Rheindorf, erworben hatte, beehrte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger: sie wählten ihn zum Stadtverordneten und 1862 zum Mitgliede des preußischen Abgeordnetenhauses. Sein Eintritt in die Politik fällt also zusammen mit jenem denkwürdigen Jahre, denkwürdig darum, weil es das Jahr ist, in

welchem Bismarck erschien, dunkel, räthselhaft, Wenigen nur verständlich, von der Menge mit Mißtrauen betrachtet, mit Abneigung, ja mit Hohn behandelt. Von nun ab, immer kämpfend und immer kampfbereit, jeden Widerstand niedertretend und über jedem Hinderniß höher, mächtiger emporsteigend, wird er die Alles beherrschende Potenz, und das Loos Bunsen's ward das Loos so vieler Anderen, die der Gewaltige aus Widersachern zu begeisterten Mitarbeitern an seinem großen Werke machte, um sie schließlich dann doch in das „Lager der Besiegten" zu drängen. Es war der Beginn der Conflictszeit, und Bunsen, seinen liberalen Anschauungen gemäß, schloß sich der Opposition an, welche die vom Könige Wilhelm I. gewollte Militär-Reorganisation verwarf. Der König war den Ideen treu geblieben, die er über das Militärwesen schon als Prinz von Preußen in einigen Denkschriften ausgesprochen: die mancherlei Fehler und vergeblichen Anläufe, die seit 1848 gemacht worden waren, hatten ihn belehrt, daß Preußen zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe vor Allem der Machtmittel bedürfe, die, wenn nicht auf völlig neuen Grundlagen geschaffen, doch erst in dem erforderlichen Umfang erweitert und verstärkt werden mußten. Bunsen, gleich der Mehrzahl seiner politischen Gesinnungsgenossen, hat es später wohl erkannt und eingestanden, daß es ein Irrthum seiner Partei gewesen, den Plänen des Königs widerstrebt zu haben, daß „1866 auch unser Königgrätz" war. Aber Wilhelm I. war eine viel zu hochgesinnte Natur, um auch Bunsen gegenüber die Vergangenheit, die Tage von Baden und von Coblenz, zu vergessen. Zu der Galatafel, die nach Eröffnung jenes verhängnißvollen Landtages im königlichen Schlosse stattfand, ward Bunsen, der seine Karte beim Hofmarschall abgegeben hatte, befohlen — unter Standesherren, commandirenden Generälen und Ministern der Einzige, der nicht zu diesen Staatswürdenträgern gehörte. Die Auszeichnung war eine rein persönliche. Freilich hatte der König erst um vier Uhr aus den für ihn hergestellten Zeitungsausschnitten erfahren, daß Bunsen zum Abgeordneten gewählt und die Stellen der Rede kennen gelernt, in der Bunsen vor seinen Bonner Wählern sich über die Militärfrage geäußert hatte. Um $4^{3}/_{4}$ Uhr trat der König in den Vorsaal, und hier lassen wir Bunsen das Wort: „Als die Reihe an mich kam, grüßte er lächelnd. ‚Ach, Sie sind ja Deputirter. Wissen Sie, was ich aus Ihnen machen will? — meinen Kriegsminister. Sie reden ja über militärische Fragen, Dauer der Dienstzeit u. s. w. gerade, als wenn Sie nie etwas Anderes getrieben hätten!'" Es war gewiß der Ton, in dem der König einst mit Bunsen geredet; und so klang auch, was er auf dessen Erwiderung ihm zurief: „Nun, wovon man Nichts versteht, davon schweigt man." Als er dann aber bemerkte, daß die Anwesenden — weniger tolerant als er selber — seinen Gast unhöflich behandelten, da regte sich das gute Herz des Königs, „er kehrte plötzlich um und fragte nach Mutter" — und nach aufgehobener Tafel, als Bunsen es ihm leicht machen wollte, ihn zu übersehen, ging er noch einmal, „durch zwei die Aussicht versperrende Herzöge", auf ihn zu, rief einen der in der Nähe stehenden Generäle herbei und sagte: „Gröben, Sie kennen ja Bunsen! Kommen Sie mal her. Nehmen Sie mir ihn einmal tüchtig in die Mache, Sie und General von Brandt ... und zeigen Sie ihm, wie es mit

der dreijährigen Dienstzeit steht — und (zu mir gewandt) kommen Sie mir nicht mit Ihrem dreimonatlichen Dienst. Gröben, lassen Sie ihn nicht los." Wer kann diese kleine, liebenswürdige Scene lesen, ohne aufs Neue inne zu werden, welch' ein gütiger, freundlicher Herr unser unvergeßlicher König Wilhelm war und welchen Humor er besaß?

Die Jahre nach den bittern Kämpfen von 1866 und den glorreichen Siegen von 1870/71, die dem deutschen Volke Versöhnung, Kaiser und Reich brachten, sind für jeden Patrioten, der in ihnen das tiefste Sehnen unserer Nation erfüllt sah, wohl die schönsten und glücklichsten seines Lebens gewesen; sie waren es auch für Georg von Bunsen. In dieser Zeit frohen Hoffens, freudigen Schaffens hat er sich das Haus gebaut, das, von alten Bäumen beschattet, in einer noch immer gartenähnlichen Gegend unserer Stadt liegt. Mit seiner hohen Halle, seinen weiten Wohnräumen, in denen der Kamin nicht fehlte, und zahlreiche Bücher, Bilder und Kunstgegenstände die Wände schmückten, erinnerte es, so lange die Bunsen darin wohnten, an das englische „country-seat", und in der That hat oft eine, aus den besten internationalen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft sich hier vereinigt. Hier war man immer sicher, ausgezeichneten Männern unserer Universität und unseres Parlaments zu begegnen. Lord Wolseley, Lord Houghton, Sir Grant Duff, der englische Historiker James Bryce, der Amerikaner Bigelow, der Franzose J. Bourdeau, unter vielen Anderen, waren Gäste dieses Hauses, in dem auch Max Müller wohnte, wenn er nach Berlin kam. Eine sehr angenehme Mischung deutscher Behaglichkeit und englischen Stilgefühls — Frau von Bunsen war Engländerin — herrschte darin; die Gespräche über Politik, Literatur und Kunst ergaben hohe und weite Ausblicke. So harmonisch, seinen intimsten Neigungen entsprechend und seiner Individualität angepaßt, das Leben im Hause sich gestaltete: der äußere Verlauf der Dinge vermochte Georg von Bunsen weniger zu befriedigen. Die veränderte Richtung, welche Bismarck's Politik seit dem Jahre 1878 einschlug, machte sich vor Allem in der großen Partei der Nationalliberalen fühlbar: sie spaltete sich mehrfach und verlor allmählich den maßgebenden Einfluß, den sie bis dahin in den parlamentarischen Entscheidungen ausgeübt hatte. Bezeichnend ist, was Fräulein von Bunsen erzählt, daß Bismarck, bei der ersten Nachricht vom Hödel'schen Attentat, auf den Tisch geschlagen und ausgerufen habe: „Jetzt haben wir sie!" — „Die Socialdemokraten, Durchlaucht?" fragte einer der Anwesenden. — „Nein, die Liberalen." Die Tage des einträchtigen Miteinandergehens waren vorüber, und von nun ab bestimmt sich die Wirksamkeit jedes activen Politikers durch sein Verhältniß zu Bismarck. Von Wenigen, die nicht zu dessen unbedingten Anhängern gehörten, sagt Fräulein von Bunsen, sei der größte Mann seiner Zeit so bewundert und so gewissenhaft studiert worden wie von ihrem Vater. Es ist interessant, hiermit Aeußerungen ihrer Großmutter zu vergleichen, die, das Jahrhundert überschauend, ja lang genug lebte, um auch diesen Eindruck noch zu empfangen: „Es war mir unbeschreiblich interessant," heißt es in einem Briefe an ihren Sohn Georg (4. Februar 1873), „von Deiner Begegnung mit Bismarck zu hören .... Die Vorsehung hilft der deutschen Nation auf wunderbare Weise

(in Bestätigung des Wortes: ‚Gott verläßt keinen Deutschen'), indem sie ihr zu solch einer Zeit solch einen Mann gibt"; und ein Jahr später, als sie gleichfalls diesem Sohne schreibt, sie habe sich Macaulay's unvollendete „Geschichte Wilhelm's von Oranien" vorlesen lassen und die glänzende politische Begabung der handelnden Personen bewundert: „wir stehen dagegen im Zeitalter der Zwerge; Bismarck freilich zeigt sich immer großartiger." Als aber die Wege von einander abwichen, zumal bei der fortschreitenden Zersetzung seiner Partei, mußte Georg von Bunsen, je länger, desto mehr fühlen, daß der Kampf ein ungleicher sei. Achtzehn Jahre ununterbrochen hatte er zuerst dem Norddeutschen, dann dem Deutschen Reichstage angehört, als er 1885 sein Mandat niederlegte. „So nahm ich denn Abschied," schrieb er einem Freunde damals — und ein Ton bitterer Resignation klingt doch aus den Worten heraus, in denen er noch einmal von Bismarck spricht: „Ave cara anima: Nie wieder werde ich seine Wege kreuzen." Wir begreifen wohl, wenn Fräulein von Bunsen sagt: „Zu seinem Glück trug die Politik nicht bei, sie brachte ihm Herzeleid, Enttäuschung, Entfremdung."

Die Freude am Dasein, am Hause und an der Welt, die Theilnahme für alles Menschliche blieben ihm. Frühe schon hatte die Thätigkeit der Vereine zur Hebung des allgemeinen Wohls und Besserung socialer Schäden ihn angezogen: jetzt gab er ihr sich völlig hin und — wie seine Tochter es so schön ausgedrückt — „er zahlte mit seiner Person," d. h. er fand sich nicht wohlfeilen Kaufes mit diesen Angelegenheiten ab, sondern trat für sie mit jedem Opfer von Zeit und Arbeit ein. Man darf sagen, daß während all' dieser Jahre kaum ein Verein humanitärer Tendenz in Berlin begründet ward, an dem er nicht Theil gehabt hätte, wenn er nicht an dessen Spitze stand. Keiner Bestrebung, die geeignet schien, die materielle Wohlfahrt unseres Volkes zu fördern oder dessen geistiges Niveau zu erhöhen, war er fremd. Er war einer der Ersten, der den berechtigten Kern der modernen Frauenbewegung anerkannte und als Ehrenvorsitzender des Vereins für Errichtung weiblicher Gymnasialcurse sie dem höchst erreichbaren Ziele näher führte. Der deutsche Fischereiverein, dessen segensreichen Einfluß man jetzt auf dem kleinsten Markt unseres Binnenlandes erkennt, der Verein zur Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt, deren Wichtigkeit nur einseitige Parteistellung zu bestreiten vermag, werden sein Andenken lebendig erhalten; und speciell in Berlin sind es die Asylvereine für Obdachlose, die Vereine für Volksbäder, für alternde Erzieherinnen, für Krankenpflege, Feriencolonien, Kochschulen — „die vollständige Liste wäre ermüdend lang," sagt seine Tochter. Aber er ermüdete nicht, bis das Ende kam, das, langsam nahend, ihm nichts, weder von seiner menschlichen Würde noch von den tiefsten Eigenschaften seines Wesens nahm. Die Werke der Kunst und der Literatur beschäftigten ihn noch, als alle anderen Interessen allmählich schwanden; die Freude an der Natur und die Liebe zu den Seinen waren seine letzten Lebensäußerungen. Er starb zu London am 22. December 1895 und ward bestattet in Bonn auf dem alten Kirchhof, wo er neben dem Vater, der Mutter und den Freunden der Familie Bunsen, neben Niebuhr, Brandis und Ernst Moritz Arndt ruht.

Kaiserin Friedrich.

[Nachdruck untersagt.]

Abermals hallen die Trauerglocken durchs Land: zum vierten Male seit 1888 ist der Tod durch unser Herrscherhaus geschritten, und dem kaiserlichen Dulder, der ihr um dreizehn Jahre vorausgegangen, ist die kaiserliche Dulderin gefolgt. Nicht, wie der Gemahl, hat sie dem Herzen des deutschen Volkes nahe gestanden, wie sehr auch die Anmuth ihrer Persönlichkeit, der Ernst zugleich und das Wohlwollen ihres Wesens ihr, wo immer sie erschien, warme Sympathien gewannen. Aber mit vielfältigen Schwierigkeiten hatte sie zu kämpfen, und ganz verstanden worden ist ihre starke, von den Ideen der Wahrheit und Schönheit erfüllte Seele wohl nur in den engeren Zirkeln Derer, mit denen sie intim verkehrte. Die Zeit, in der man ihr, wenn sie gleich politisch niemals hervorgetreten ist, doch politischen Einfluß zuschrieb, fiel genau zusammen mit der, in welcher zuerst jene tiefe, noch heute nicht ganz überwundene Verstimmung gegen England in weiten Kreisen sich regte. Populär, in dem Sinne wie der Held, dessen schönster Ehrenname derjenige ist, den die Kriegskameraden ihm gegeben, konnte seine Gemahlin nicht werden. Er war der Freund des gemeinen Mannes und verstand es, mit ihm in seiner Sprache zu reden, und lange noch, so lange die glorreichen Erinnerungen an die Schlachtfelder von Königgrätz und Wörth leben werden, wird auch er im Gedächtniß der fernsten Geschlechter leben als „Unser Fritz". Aber die würdige Gattin eines solchen Mannes gewesen, von ihm geliebt worden zu sein und ihn beglückt zu haben, das ist der Ruhm, der für immer das Andenken der Kaiserin Friedrich strahlend umgibt.

Wohl waren es Frühlingstage mitten im Winter, als, im December 1856, der Prinz Friedrich Wilhelm und Victoria, Königliche Prinzeß von Großbritannien und Irland einander zuerst begegneten; er damals fünfundzwanzig, sie sechzehn Jahre alt. Die Herzen beider fanden sich, und zwei Jahre später hielt das jugendlich vermählte Paar seinen Einzug in Berlin. Noch steht da, wo die Margarethen- und die nach der Prinzessin genannte Straße einander kreuzen, ein alter, herrlicher Baum, eine Platane, die letzte einer ganzen Allee, die damals gefällt ward, um der neuen Straße Raum zu schaffen; und an dem Gitter, das den mächtigen Stamm umgibt, liest man die Worte: „Victoriastraße, den 8. Februar 1858". Kaum ein Jahr später, am 27. Januar 1859, durchbrauste die frohe Kunde die Hauptstadt und weckte nicht nur in Preußens Grenzen, sondern weit darüber hinaus in ganz

Deutschland ein frohes, hoffnungsreiches Echo: „Der Prinz ist da! Der Prinz ist da!“ Selten ist wohl ein junger Erdenbürger freudiger begrüßt worden als derjenige, der heute unser Kaiser ist.

Wie Sonnenschein ging es von dem Palais aus, das, am oberen Ende der Linden gelegen, das reinste Glück umschloß und die Heimstätte edelsten Menschenthums werden sollte. Hier, in diesen Räumen war es, wo die Kronprinzessin als Gattin, als Mutter, als Freundin, als Förderin aller humanitären und künstlerischen Bestrebungen den ganzen Reichthum ihrer Begabung entfalten konnte. Diesen Zug ihrer Persönlichkeit, von ihrem unvergeßlichen Vater sorglich gepflegt und weiter gebildet, hat sie aus ihrer britischen Heimath mitgebracht, und dafür können wir, namentlich wir Berliner, ihr nicht dankbar genug sein. Nach dieser Richtung hin haben ihr Einfluß und ihre Anregungen unendlich wohlthätig gewirkt. Das Victoria-Lyceum, das Kunstgewerbe-Museum, der Lette-Verein, das Heimathhaus für Töchter höherer Stände, das Feierabendhaus für dienstunfähige Lehrerinnen sind Denkmäler, die sie sich selber gesetzt, und die von ihr sprechen werden, wenn vielleicht manche prunkvolleren Monumente längst ihren ephemeren Schimmer eingebüßt haben. Aber auch die heranwachsende Jugend, die Kinder Berlins werden der fürstlichen Beschützerin nicht vergessen, die ihnen im Thiergarten Spielplätze geschaffen mit Schutzdächern gegen die Unbill des Wetters und kleinen Pavillons, in denen jeder Zeit ein Trunk frischer Milch für sie bereit ist. Das Höchste jedoch, wonach ihr Herz sicher verlangt hat — die Mutter dieses Landes, die Landesmutter zu werden, das ist ihr versagt geblieben; dazu reichten die neunundneunzig Schmerzenstage nicht aus, in denen sie, tapfer und treu, vom Sterbelager des Gemahls nicht wich. Zu den Höhen des Daseins prädestinirt, hat sie doch frühe schon den Kelch der Bitternisse trinken müssen: zwei geliebte Söhne, den einen noch nicht zweijährig, hat sie 1866, den anderen bereits in seinem zwölften Jahre, 1879 verloren. Das Leben ist ihr eine harte Schule gewesen und hat sie, je länger, desto mehr resigniren gelehrt. Selbst Freuden der unschuldigsten Art sind ihr, dicht vor der Erfüllung, vereitelt worden. Am 25. Januar 1883 sollte die silberne Hochzeit des kronprinzlichen Paares festlich begangen werden: alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, eine Cantate gedichtet, in Musik gesetzt und vom Opernchor einstudirt, — aber sie ist niemals gesungen worden. Wenige Tage vor der beabsichtigten Feier starb ein Mitglied unseres Königshauses, und statt des fröhlichen Gepränges wehte über dem kronprinzlichen Palais die Flagge halbmast.

Nun ist auch sie heimgegangen. Erhaben über jedes Vorurtheil, durch Mißdeutung nicht mehr getrübt, steht ihr Bild vor uns als das einer Frau von hohem Adel der Gesinnung und seltener Charakterstärke; vom herbsten Schicksal geprüft, hat sie, der seine Gunst einstmals so viel verhieß, als Schatten um Schatten sich niedersenkte, diese Probe bestanden, und ihr Heldenthum im Leiden ist kaum geringer gewesen als das ihres Gemahls, um den die Klage nie verstummen wird. Der sieghafte Glanz seines Namens fehlt ihr; aber auch das Martyrium hat seine Glorie, und diese wird ihr bleiben.

J. R.

Wilhelm Raabe.

[Nachdruck untersagt.]

Am 8. September werden es siebzig Jahre, daß Wilhelm Raabe zu Eschershausen (im Herzogthum Braunschweig) geboren wurde; mit seinem Namen verknüpfen sich mannigfache literarische Erinnerungen. Denjenigen, die mit Wilhelm Raabe einen langen Lebensweg durchmessen haben, werden Bilder über Bilder, Gestalten über Gestalten auftauchen, denn er ist durch die Jahrzehnte hindurch eine allzeit schöpferisch freigebige und dichterisch unermüdlich thätige Natur gewesen, so daß die Reihe seiner seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten Schriften allgemach einen stattlichen Umfang angenommen hat; für Diejenigen, die, einer späteren Generation angehörig, sich der Bedeutung seines Schaffens erst nach und nach, rückwärts blickend bewußt geworden sind, rollt sich bei der Betrachtung von Wilhelm Raabe's Wirken ein Stück Entwicklungsgeschichte deutscher Literatur auf, insofern er, so wenig er einen Mittelpunkt geistiger Strömungen je gebildet hat, doch eine der markantesten Erscheinungen unter den Schriftstellern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgibt und unter ihnen eine Sonderstellung einnimmt. Als „Humorist" wird er in neueren Literaturgeschichten charakterisirt: als ein, ja als der Vertreter humoristischer Dichtung in neuerer Zeit gilt er der Gegenwart; zieht man jetzt, da er an einem bedeutsamen Abschnitt seines Lebens wohl auch selbst Rückblicke auf eigenste Ziele wirft, gerecht die Summe seines Schaffens, so wird man aber doch sagen müssen, daß mit derartigen allgemeinen Charakteristiken seine Natur nur mehr angedeutet als irgendwie erschöpft ist.

Der humoristische Grundton in den meisten Erzählungen — und nur um solche handelt es sich, denn Raabe hat Gedichte nur gelegentlich, halb versteckt, und Dramen vollends nie veröffentlicht — ist freilich unverkennbar und für den Dichter und seine Weltanschauung mit ausschlaggebend. Wilhelm Raabe reflectirt als Dichter über alle großen und kleinen Leiden des Erdenlebens, und in Weisheit, Entsagung und Ueberlegenheit gelangt er zur Erkenntniß von der alten salomonischen Weisheit, daß Alles eitel sei, zugleich aber zu der Poetenfröhlichkeit, daß Alles in den verschlungenen Wegen des Alltagsdaseins einem höheren Zwecke diene, und daß es Aufgabe der denkenden Menschheit sei, sich aus solcher Einsicht Sonntagsstimmung zu gewinnen. Er sieht all' die Verkehrtheiten staatlicher und gesellschaftlicher Einrichtungen, er sieht die Kleinlichkeiten in überkommenen religiösen und politischen Anschauungen, er sieht die Schnurrpfeifereien kleinstädtischen Gebahrens und die Gefahren großstädtischer Ueberklugheit, und er sieht in diesem Mikrokosmos stets den Makrokosmos der Gesammterscheinung von Welt, Natur, Leben und Menschen; er formt sich danach sein Weltbild und ergründet danach die Naturen der Menschen; er blickt auf Sonderlinge, die der Allgemeinheit als „nicht recht gescheidt" erscheinen, und erkennt in ihnen die sonderbaren Launen der Natur, die es liebt, in Individualitäten sich zu offenbaren; er blickt auf Ausgestoßene des Glücks und findet für sie ein Glück, das weitab liegt von äußerer Freude, weil es in ihnen selbst begründet ist; er weiß den

Armen am Geiste ihren Reichthum abzulauschen und von den Hungernden für sich und seine Leser kräftige Nahrung zu gewinnen; er nimmt aus dumpfen Kellern Licht, Luft und Sonne, von Verzweifelnden Hoffnung, vom Tod das Leben und vom Leben doch wieder Bescheidenheit und Vergessen. Weil er mit allen Denen fühlt, die nach außen hin Unterdrückte sind und als Mißgünstlinge des Schicksals erscheinen, weitet sich sein Herz, und er wird ein Anwalt der Armen und Geplagten; und weil er die Welt trotz alles vermeintlichen Elends und aller Bedürftigkeit sich gar ordnungsgemäß weiter entwickeln sieht, weiten sich seine Gedanken; und sein Verstand sagt ihm, daß auch bei den Ausgestoßenen Glück zu finden sein müsse, wie bei aller lebenden Creatur, die sich ihm entgegen stellt; und so wird er „Humorist", der ob allen Elends nie die Sonne vergißt und ob aller Thränen des Lachens nicht entbehren kann.

Aber wer selbst dieser Heiterkeit in seinen Schriften theilhaft werden will, muß sie sich doch oft schwer erkämpfen; denn so innerlich der Humor Wilhelm Raabe's ist, so schwer theilt er sich mit. Gewiß verlangt man nicht von einem Dichter, daß er uns als Humorist direct lachen macht; ein Lächeln gilt uns weit werthvoller, und wer Raabe'sche Schriften liest, wird dieses Lächeln wieder und wieder in den eigenen Mienen zu sehen vermeinen. Die innere Befreiung durch solche Heiterkeit wird er schwerer spüren; „das verlorene Lachen", das Gottfried Keller hervorzuzaubern verstand, schenkt Wilhelm Raabe doch nur in bedingtem Maße. Der reine, goldene Humor Dessen, der als ein Dichter-Philosoph über aller Welt steht, bricht bei ihm nur gelegentlich einmal durch; er erhebt sich nicht, wie Theodor Fontane, der sich solch' „göttlichen "Humors erfreute, in jedem Augenblick über die Trübsal der menschlichen Enge und Bedrücktheit; er verliert sich vielmehr zunächst in philosophischen Humor und räumt dem Verstand neben der durch Nachdenken abgeklärten dichterischen Empfindung einen behaglichen Platz ein. Fast lehrhaft weiht er den Leser in alle Geheimnisse eigenen Nachdenkens und Nachgrübelns ein und führt ihm so neben dem Concreten eine Fülle des Abstracten zu. Damit ist verbunden, daß sein Humor nicht immer unmittelbar befreit, nicht stets ursprünglich anmuthet; ätzende Wirkung geht des Oefteren von ihm aus, und Ironie und Satire herrschen zuweilen vor, ohne daß sie in erster Linie auf die heiteren Elemente überlegener Betrachtung sich stützten; vielmehr lassen sie ihre geheime Herbheit und wohl gar verborgene Verdrossenheit mit durchschimmern, so daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn der „Humorist" Raabe auch der Tragik beherzt ins Antlitz schaut.

Das philosophische Moment tritt in Raabe's Erzählungen gelegentlich so stark hervor, daß man wähnen möchte, er habe am Schreibtisch in Gedanken ein ganzes System von Menschenliebe und Weltverachtung sich aufgebaut und gebe nun in der Niederschrift die Quintessenz einer eigensten Theorie, bis er sich schließlich besinne, daß er ja von seiner dichterischen, nicht seiner philosophischen Natur im Rahmen einer Erzählung Zeugniß ablegen wollte. Tausend kleine Einfälle strömen ihm zu, und nach gut deutscher Art denkt er gewissenhaft einen jeden einzeln durch, spintisirt und verliert sich wohl auch dabei in ein ebenso gut deutsches Träumen. So schlägt sich ihm von selbst wieder eine Brücke von unmittelbarer Eingebung und verstandesmäßigem System; aber er mag sie nicht betreten, ehe er sie sich nicht selbst gefügt und nach eigenem Willen gerichtet hat. Schritt für Schritt geht er seinen Weg; und bei der Wiedergabe durch gestaltende und formende Kraft ist er so sorglich genau, daß auch sein Leser, den er über seine selbst gebaute Brücke geleitet, jeden Schritt des Werdeganges mitmachen und mit ihm die Fährnisse durcherleben muß, die ein kunstvoller Wegebau bereitet. So kann es kommen, daß zwei Welten dicht neben einander in seinen Schriften stehen; ja, daß er sie in offenbar bewußter Absicht einander in regelmäßiger Folge ablösen läßt: hier gewahrt er den allgemeinen und dann zum Einzelfall hinzielenden Ueberlegungen freien Spielraum, dort öffnet er Pforten zum Reiche der Phantasie; und ein Ge-

dankenstrich am Ende eines Absatzes wird zum vermittelnden Bindeglied solcher nahe verwandten und doch so weit getrennten Gebiete dichterischen Lebens.

Das Geheimniß seiner Kunst ist es, und die Kraft seiner Persönlichkeit bekundet es, daß man ihm hierhin wie dorthin gern folgt. Seine oft aphoristisch prägnanten, oft freilich auch weit ausgesponnenen Gedankensätze, die ihm bei seiner „Sinnirerei" aufgestiegen sind, nimmt man als Auslassungen eines feinen und den Höhen zustrebenden Geistes willig in sich auf, selbst wenn man sie lieber in Poesie umgesetzt sähe; und dem Zauber seiner Poesie selbst wird sich Derjenige nicht leicht entziehen können, der ihn nur ein Mal in seiner Eigenart ganz nachempfunden hat. Er liegt nicht vor Jedermanns Augen offen da; er will erobert, wie ein Märchenschatz gehoben sein, und auch dann drängt er sich nicht durch äußeren Glanz auf, sondern enthüllt seine Schönheit nur liebevollem Blicke. Wilhelm Raabe sucht Welt und Menschen gern da auf, wo Alltagskinder achtlos vorüber gehen: ein kleines Fleckchen sonnenbeschienenen Feldes erscheint ihm einladend zum Verweilen; eine winklige Gasse mit geheimnißvollen Kellern, verschnörkelten Erkern und alten, ehrwürdigen Giebeln hält ihn fest und wird ihm zu einer Fundgrube von Merkwürdigkeiten; und in Behaglichkeit und Gemächlichkeit läßt er seine Phantasie vollends sich auf Landstraßen und Waldwegen einnisten, auf denen in alten Zeiten schon wunderliche Heilige und seltsame Käuze gewandert sind: denn er erblickt ja im Zusammenhang aller Absonderlichkeiten vergangener und gegenwärtiger Tage die beste Möglichkeit, die verschlungenen Pfade des Allgemeinlebens zu entwirren. Er ist ein beschaulicher Spaziergänger, der an jedem kleinsten Blümlein seine Freude hat; er ist ein aufmerksamer Wanderer, der durch die Fenster hindurch verstohlen einen Blick in die Wohnungen von einsiedlerischen Geheimnißkrämern und in sich vergnügten Kindern einer stillen, abgeschlossenen Welt wirft; er ist ein schalkhafter Weggenosse, der hinweist auf die Schelmentracht der Menschheit, deren Narren- und Weisheitsthum ihm gleichermaßen Anlaß zum Spotte gibt. Er hat seine besonderen Lieblingsplätze in kleinen, stillen, weltabgeschiedenen Städtchen, und er hat in ihnen seine ganz bestimmten Freunde im Kreise von Pastoren und Lehrern, von Schreibern und Handwerkern und verklärt deren von wahrlich nicht welterschütternden Leiden und Freuden erfülltes, aber eben für ihn an Ereignissen dennoch reiches Alltagsdasein. Des Fleißes Segen preist er, sei's selbst, daß er darob eine lange weltgeschichtliche Betrachtung anstellen müßte; der Arbeit Freude gelten seine Worte und Wünsche, und an den alten Bräuchen und Gebräuchen von Zunft und Zünftlern sieht er tieferen Sinn und höhere Bedeutung; wie ein Lobredner weiht er dem einzelnen Stande die gebührenden Sätze der Hochschätzung und Anerkennung, vielleicht nie eindringlicher, als da, wo er im „Hungerpastor" des Schusters Eigenart voller herzlicher und fast ehrerbietiger Freudigkeit zu charakterisiren sucht. Immer wieder bricht bei ihm, mag er zeigen, wo oder wie die Menschen hausen, eine echte Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen durch; und von ihr geht eine belebende Frische aus, die zu bleibenden Eindrücken führen muß, weil sie einem urgesunden, trotz aller Reflexion dichterisch rein gebliebenen Temperamente entspringt. Wie viele kleine Einzelzüge Raabe in das Bild einer jeden Gestalt hinein webt, ist erstaunlich; wie er mit einer jeden lebt, so fern sie oft der Allgemeinheit stehen mag, das ist bewundernswerth; und es zeugt von einem außerordentlichen künstlerischen Vermögen, daß er bei aller Detailarbeit nie kleinlichen Wirkungen nachgeht und bei seinen Lesern die gleiche Liebe zur Einzelfigur zu wecken weiß, die ihn erfüllt.

Man sieht: auch hier liegt seine Bedeutung durchaus in der Innerlichkeit seiner Darstellung. Seine Art, zu erzählen und zu gestalten verschmäht jedes äußere Mittel der Effekthascherei; er will nicht künstlich Spannungen hervorrufen, nicht „interessanten" Menschen den Mittelpunkt seiner Erzählungen einräumen. Wie für Jean Paul hat der Dichter für ihn andere Aufgaben zu erfüllen; aber wie Jean Paul ist er bei der Erfüllung dieser Aufgaben zumeist so vorgeschritten, daß es nicht leicht wird, ihm zu folgen. Er setzt sich, wie Jean Paul, kühn über alle

Form hinweg und schreibt, wie's ihm die Laune eingibt; geschlossene Conception weist kaum eines seiner Werke auf; sprunghaft, ohne Sorge um rein künstlerische Absichten entwickelt er seine Handlung, die oft so versteckt ist, daß man Mühe hat, ihren Faden nicht zu verlieren. Und für Wilhelm Raabe's Stellung in der Literatur des 19. Jahrhunderts ist diese Art zu schreiben, die mit derjenigen Jean Paul's so eng verwandt ist, ungemein bezeichnend: er hat an ein großes Vorbild angeknüpft, aber er hat nicht ein bestimmtes Gebiet dichterischen Schaffens erweitert und ist deshalb ein Einzelner geblieben. Den Bildungsroman Goethe's fortzuführen haben Gustav Freytag und Gottfried Keller unternommen; die Novelle der Romantiker fand in Theodor Storm, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Paul Heyse ihre Vollendung, und andere Beispiele ließen sich für Lyrik und Dramatik anführen. Raabe will für sich betrachtet sein, in so naher Beziehung er zu Jean Paul steht; beide gehen fast neben einander her; den humoristischen Roman für Deutschland zu schaffen, wie Dickens ihn für England schuf, hat Raabe fern gelegen.

Neben seinem Erstlingswerk „Chronik der Sperlingsgasse" ist „Der Hungerpastor" Raabe's bekanntestes und meist verbreitetes Werk geblieben. Das ist nicht unschwer zu erklären, denn wie sich im „Hungerpastor" die ganze Natur besonders rein in allen ihren Vorzügen offenbart, so steht dieser Roman auch in seinem Inhalt der Allgemeinheit wohl am nächsten und zeigt auch in seinem technischen Aufbau eine für Raabe ungewöhnliche Geschlossenheit. Aber es bleibt doch zu bedauern, daß sich seine übrigen Werke nicht weiter eingebürgert haben; von seinen historischen Erzählungen geht eine so echt deutsche Gesinnung aus, daß sie gerade in unseren Tagen Vielen dringend zur Lectüre empfohlen werden können; von seinen großen Romanen sollte „Abu Telfan" und sollte „Der Schüdderump" in seinem Ernst doch über dem Hungerpastor nicht ohne Weiteres vergessen werden, aus der Fülle seiner kleineren Erzählungen wird leichtlich Dieser oder Jener eine heraus finden, die er später nicht mehr missen möchte. „Horacker" und „Christoph Pechlin", „Das Horn von Wanza" und „Wunnigel", „Fabian und Sebastian" und „Villa Schönow" — sie haben nicht zu Unrecht mit den anderen kleineren Arbeiten Raabe's überzeugte Freunde gefunden. Aber an seine Art muß man sich freilich erst gewöhnen, und sie kommt einer überschnell lebenden Generation nicht eben entgegen. Seine Kunst verlangt Ruhe, seine Leser sollen mit all' dem Ernst und der Sammlung erfüllt sein, die der echten Kunst gebühren. Es erheischt Zeit, um eine größere, es erheischt noch mehr Zeit, um eine kleinere Erzählung von ihm zu lesen; Hast und Unrast passen nicht zu ihm und seinen Werken. Ein behaglicher Lehnstuhl, im Garten aufgestellt, — in ihm sollte und müßte man seine Werke genießen oder am Abend beim Schein einer Lampe im traulichsten Familienzimmer, in das der Lärm unserer Tage nicht hinein dringt.

Dieser Kunst hat Wilhelm Raabe's Leben entsprochen: ohne nach außen hin irgend wie bedeutendere Ereignisse, hat er es für sich und sein Haus gelebt. Er soll immerdar ein guter Genosse am Stammtisch in Braunschweig gewesen und für Freunde des Hauses stets der freundlichste Wirth sein, aber er lebt in seiner eigenen Welt, aus der er — wie Hanns Fechner ihn jüngst auf einem von der „Lessing-Gesellschaft" herausgegebenen vortrefflichen Blatte dargestellt hat — inmitten seiner Bücher und Arbeitstische, in die Welt draußen hinaus blickt; und so verehren wir ihn als einen der Wenigen, die es verstehen, aus sich selbst heraus, doch ohne sich vor ihm zu verschließen, dem bunten Spiel des Daseins zuzuschauen und seinen tieferen Sinn uns zu deuten.

Walter Pactow.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte August.

Der Tod der Kaiserin Friedrich hat überall in Deutschland und im Auslande tiefe Theilnahme hervorgerufen. Es ist an anderer Stelle dieses Heftes versucht worden, das Charakterbild der hohen Frau zu zeichnen, wie sie in der Erinnerung des deutschen Volkes fortleben wird; die Eigenschaften ihres Herzens und Geistes sichern ihrem Andenken zugleich die Sympathien der anderen Nationen, unter denen insbesondere die englische den schweren Verlust, den das eigene Königshaus erlitten, schmerzlich mit empfindet.

Die Heimkehr des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee bezeichnet gleichsam den Abschluß der deutschen Expedition in China. Der Zweck des vor Jahresfrist begonnenen Feldzuges ist, dank dem einträchtigen Zusammenwirken der verbündeten Mächte, erreicht. In allen wesentlichen Punkten ist die Einigkeit aufrecht erhalten geblieben, so daß nicht nur Sühne und Genugthuung für das völkerrechtswidrige Verhalten China's und eine angemessene Entschädigung der betheiligten Mächte thatsächlich oder doch im Princip erreicht worden ist, sondern auch Garantien für die Zukunft festgesetzt wurden.

Mochte Graf Waldersee bei seiner Ankunft immerhin keine wichtige militärische Aufgabe mehr zu lösen vorfinden, so erforderte es doch ein hohes Maß des Anpassungsvermögens an die Eigenart der verschiedenen Nationen, jeden Conflict zu vermeiden und da, wo sich die Spuren eines solchen zeigten, im versöhnlichen, ausgleichenden Sinne zu wirken. Namentlich waren es die Beziehungen zu dem französischen Besatzungscorps und dessen Officieren, die sich so freundschaftlich gestalteten, daß der frühere französische Gesandte in Peking, Herr Pichon, diese Thatsache ausdrücklich hervorheben zu müssen glaubte. Der Empfang, den Graf Waldersee bei seinem kurzen Aufenthalte in Algier fand, hat nicht minder gezeigt, daß auch leitende militärische Kreise Frankreichs dem früheren Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen dieselbe Anerkennung zollen. So konnte die chinesische Expedition auch insofern eine dankenswerthe Wirkung erzielt haben, daß internationale Gegensätze in Europa, wenn nicht ausgeglichen, doch wesentlich gemildert worden sind. Daß auch die Diplomatie der übrigen Mächte das gleiche Vertrauen zu Deutschland hegte, beweist die Thatsache, daß der deutsche Gesandte in Peking, Dr. Mumm von Schwarzenstein, mit der Ausarbeitung des Schlußprotokolls betraut wurde. Obgleich erst verhältnißmäßig kurze Zeit auf seinem wichtigen Posten, sah er sich doch vor eine der schwierigsten diplomatischen Aufgaben gestellt, zumal da er im Hinblick auf die große Entfernung gar nicht in der Lage war, sich für jede Einzelheit der besonderen Zustimmung des Auswärtigen Amtes in Berlin zu versichern. Allerdings kennt Herr von Mumm sehr genau die friedliche Auffassung des deutschen Reichskanzlers, dessen Instructionen sich als ebenso folgerichtig wie umsichtig erwiesen haben. Der Schwerpunkt der gesammten deutschen Action mußte eben auf diplomatischem Gebiete liegen, und Graf von Bülow darf das große Verdienst beanspruchen, mit unermüdlichem Eifer alle Fäden, die allzu leicht in Verwirrung hätten gerathen können, in der Hand behalten und zu einem kunstvollen Gewebe vereinigt zu haben. Manche Schwierigkeit mußte bereits diplomatisch aus dem Wege geräumt werden, ehe den maßgebenden Factoren in

China durch die sinnfällige Wirklichkeit der unter einem gemeinsamen Oberbefehl stehenden verbündeten Truppen jede Hoffnung geraubt wurde, durch den Antagonismus der Mächte könnte noch in letzter Stunde eine Wendung zu Gunsten des „Himmlischen Reiches" herbeigeführt werden. Desgleichen mußte in der Frage der Sühne jeder Zoll Terrain gleichsam erobert werden. Alsdann war es die Entschädigungsfrage, bei der mancherlei Gegensätze der Mächte zur Erscheinung gelangten. Ob China diese Entschädigungssumme in der Form einer Anleihe oder in vierprocentigen Bonds entrichten, welche Zölle oder Staatseinnahmen China's als Deckung dienen sollten — Alles dies führte zu lebhaften Auseinandersetzungen, für die es eine höhere Einheit zu finden galt. Wenn sich daher die Staatskunst der Diplomatie jemals im friedlichen Sinne bewährt hat, so ist dies gerade in der chinesischen Angelegenheit geschehen. Wohl konnte es eine Zeit lang scheinen, als ob das Project des zwischen Rußland und China abzuschließenden Abkommens über die Mandschurei in einem den allgemeinen Friedensvertrag verzögernden Sinne wirken könnte. In loyaler Weise beseitigte die russische Regierung jedoch diesen Stein des Anstoßes. Gerade in Deutschland wurde andererseits Gewicht darauf gelegt, anzuerkennen, daß die Mandschurei durchaus in der Interessensphäre Rußlands läge. Da insbesondere in englischen Blättern die Annahme vertreten wurde, das deutsch-englische Abkommen über China, wonach der status quo in diesem Lande gewahrt bleiben sollte, bezöge sich auch auf die Mandschurei, mußte dieser Auffassung entgegen getreten werden. Im englischen Parlamente ist dann auch unlängst von zuständiger Seite hervorgehoben worden, daß die Mandschurei nach der Ansicht der deutschen Regierung nicht innerhalb des Gebietes einbegriffen sein soll, für das in dem deutsch-englischen Abkommen erforderlichenfalls eine gemeinsame Action vorgesehen worden ist.

Trügen nicht alle Anzeichen, so werden die chinesischen Angelegenheiten für absehbare Zeit keinen Anlaß mehr zu Besorgnissen bieten. Obgleich die Entrichtung der Entschädigungssumme an die Mächte auf eine lange Reihe von Jahren vertheilt worden ist, stimmen doch alle genaueren Kenner der Verhältnisse darin überein, daß die chinesische Regierung feierlich übernommene und unterzeichnete finanzielle Verpflichtungen gewissenhaft zu erfüllen pflegt. Was den Verkehr mit den maßgebenden Kreisen China's ungemein schwierig gestaltete, war vor Allem das Fehlen einer verantwortlichen Behörde. Als eine sehr wichtige Reform der chinesischen Staatsverwaltung darf es daher angesehen werden, daß der junge Kaiser die Ersetzung des Tsung-li-Yamen durch ein faßbares Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten angeordnet hat. An der Spitze dieser neu zu schaffenden Behörde wird ein einziger Minister stehen, der unmittelbar mit dem Kaiser conferiren und den Vorrang vor den Leitern aller übrigen Departements der chinesischen Staatsverwaltung haben soll. Im Zusammenhange damit steht eine andere Reform, durch die den diplomatischen Vertretern der Mächte die Befugniß eingeräumt wird, in Zukunft in dem früher nur den Mitgliedern der kaiserlichen Familie eingeräumten Saale des Palastes empfangen zu werden. Auch officielle Feste zu Ehren der fremden Gesandten sollen veranstaltet werden; ebenso werden ihnen Einladungen zu den im Kaiserpalaste stattfindenden Banketten zugehen. Wie äußerlich diese „Reformen" auch zunächst erscheinen mögen, sind sie doch für die friedliche Entwicklung der chinesischen Verhältnisse von großer Bedeutung. Im unmittelbaren Verkehre mit der Diplomatie werden die leitenden Kreise China's sich auch den modernen Anschauungen zugänglicher erweisen.

Der Entwurf des neuen deutschen Zolltarifs ist vom „Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanzeiger" veröffentlicht und dadurch zur allgemeinen Erörterung gebracht worden. Daß in einer so wichtigen Angelegenheit die öffentliche Meinung rechtzeitig in den Stand gesetzt wurde, das Für und Wider nach allen Richtungen zu discutiren, kann nur gebilligt werden. Allerdings wurde mit Recht hervorgehoben, daß dieser Entwurf die Berathungen des Bundesrathes noch nicht durch-

laufen hat, daß also auch weder die Vorschriften des Gesetzes noch die Sätze des Tarifs schon unabänderlich als Grundlage für die Berathungen des Reichstages feststehen. Ebenso wie die Begründung des Entwurfes noch nicht bekannt ist, hat auch die Reichsleitung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erklären lassen, daß sie in der weiteren Behandlung der Sache vor der Oeffentlichkeit sich nach Möglichkeit Zurückhaltung auferlegen werde, um den Berathungen des Bundesrathes nicht vorzugreifen und die Stellung des Reichskanzlers gegenüber Abänderungsanträgen und deren Begründung nicht zu präjudiciren. Eine Reihe wichtiger Fragen kommt im Hinblick auf den vorliegenden Entwurf eines neuen Zolltarifs in Betracht, unter denen die Erneuerung der Handelsverträge besonders hervorgehoben zu werden verdient. Daß die deutsche Industrie unter dem Regime der gegenwärtig geltenden Handelsverträge einen großartigen Aufschwung genommen hat, ist eine unleugbare Thatsache, an der auch nichts durch augenblickliche Stockungen geändert werden kann. Ein Blick auf die Exportstatistik genügt, um zu zeigen, daß Deutschlands Industrie sich in glanzvoller Weise auf dem Weltmarkte bethätigt und bewährt hat. Der deutsche Reichskanzler kennt auch jedenfalls seine eigene Verantwortlichkeit viel zu genau, als daß er nicht mit allen Kräften die Erneuerung dieser Handelsverträge, wenn auch in etwas veränderter Form, anstreben sollte. Die Grenze dieser Abänderungen wird da gefunden werden müssen, wo eben die volkswirthschaftlich mit uns verbundenen Staaten nicht mehr in der Lage wären, die auf Handelsverträgen beruhenden Beziehungen zu Deutschland fortzusetzen. Hier werden also staatsmännischer Blick und diplomatische Begabung nicht minder erforderlich sein als das volle Verständniß für das Gesammtwohl der deutschen Bevölkerung. Sollte sich daher eine mäßige Erhöhung der Zölle auf landwirthschaftliche Producte im Interesse der deutschen Landwirthschaft als nothwendig erweisen, so werden andererseits doch genau die Grenzen gezogen werden müssen, bis zu denen die für den Export der deutschen Industrie wesentlich in Betracht kommenden Länder gehen könnten, um bei erhöhten Agrarzöllen noch mit Nutzen ihre eigenen landwirthschaftlichen Producte nach Deutschland auszuführen.

In dieser Hinsicht darf zunächst auf Rußland exemplificirt werden. Gerade weil am deutsch-russischen politischen Horizonte gegenwärtig kein Wölkchen sichtbar ist, muß der Wunsch gehegt werden, daß auch das handelspolitische Einvernehmen ungestört bleibt. Sicherlich darf den russischen Preßstimmen keine übermäßig große Tragweite beigemessen werden; eine bedeutsame Aufgabe des deutschen Reichskanzlers und der deutschen Diplomatie wird es jedoch sein, mit den amtlichen Kreisen Rußlands genaueste Fühlung zu bewahren. Da Rußland namentlich an der Ausfuhr seines Roggens nach Deutschland ein wichtiges Interesse hat, zumal da die Franzosen trotz aller Begeisterung für den Zweibund auch in Zukunft ihr Weizenbrot nicht durch Roggenbrot zu ersetzen geneigt sind, darf angenommen werden, daß Rußland jedenfalls mit gutem Willen in die Unterhandlungen über die Erneuerung des Handelsvertrages mit Deutschland eintreten wird. Auch die mit Deutschland verbündeten Mächte Oesterreich-Ungarn und Italien werden es sichertlich an diesem guten Willen nicht fehlen lassen. Mit Bezug auf Italien darf hervorgehoben werden, daß die italienische Ausfuhr nach Deutschland in dem Entwurfe des neuen Zolltarifs bereits Berücksichtigung gefunden hat, während es zugleich dem abzuschließenden Handelsvertrage überlassen bleibt, weitere Milderungen zu vereinbaren. Bemerkenswerth ist das Verhalten der englischen Regierung. In dieser Beziehung liegt die zuverlässige Meldung vor, wonach maßgebende Factoren keinen Zweifel darüber obwalten ließen, daß Großbritannien „Repressalien" ergreifen müßte, falls die öffentliche Meinung solche dem deutschen Zolltarif gegenüber mit Entschiedenheit fordern würde. Kein englischer Staatsmann würde sich nach der in den leitenden englischen Kreisen gehegten Auffassung einer solchen Pflicht entziehen können.

Von völkerpsychologischem Interesse ist das Verhalten der französischen Presse aller Parteischattirungen. Da der Ablauf der Bündnißverträge, die Deutschland

mit Italien und Oesterreich-Ungarn geschlossen, in demselben Jahre erfolgt, in dem die Handelsverträge, falls sie nicht erneuert werden sollten, ihren Endpunkt finden, ließ sich seit geraumer Zeit bereits feststellen, mit welchem Eifer von französischer Seite Versuche gemacht wurden, in den Dreibund Bresche zu legen und wie zwischen Deutschland und die verbündeten Mächte, so auch zwischen die benachbarten Kaiserreiche Rußland und Deutschland einen Keil zu schieben. Insbesondere wird mit dem Temperament des russischen Finanzministers, Herrn von Witte, gerechnet, der sicherlich vor einem Zollkriege nicht zurückschrecken würde. Wie sanguinisch auch die französischen Hoffnungen sein mögen, nach denen die freundnachbarlichen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland durch einen Zollkrieg auch auf politischem Gebiete beeinträchtigt werden würden, zeigen sie doch, welche Klippen von den deutschen Staatsmännern vermieden werden müssen. Daß die deutsche Industrie nicht minder als die deutsche Arbeiterbevölkerung der Aufrechterhaltung guter handelspolitischer Beziehungen zum Auslande bedarf, ist eine feststehende Thatsache. Aber auch wichtige Erwägungen der hohen Politik kommen in dieser Beziehung in Betracht, so daß es durchaus begreiflich erscheint, daß auf die Erneuerung der Handelsverträge, wenn auch unter veränderten Modalitäten, entscheidendes Gewicht gelegt wird.

In Italien ist eine Ministerkrise entstanden. Zunächst hat der Finanzminister Wollemborg seine Demission eingereicht und erhalten, nachdem sein Finanzproject: die Abschaffung der Verzehrungssteuer, vom Cabinet abgelehnt worden war. Die Beseitigung dieser ungemein lästigen Steuer wäre sicherlich ein großes Verdienst, falls nicht behufs Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalte die Einführung anderer Steuern sich dann als nothwendig erwiese. Das Ausscheiden Wollemborg's, der gleichsam die Consequenz aus dem Anschlusse der äußersten Linken an die Regierungsmehrheit zog, wird nun eine neue Gruppirung der parlamentarischen Parteien zur Folge haben. Die Socialisten und die Radicalen, die einer Steuerreform im Sinne des ausgeschiedenen Finanzministers ohne Weiteres zugestimmt hätten, werden sich kaum noch bereit finden lassen, dem Cabinet Zanardelli-Giolitti ihre Unterstützung zu gewähren. Da noch vor dem Rücktritte des Finanzministers auch das landwirthschaftliche Ministerium erledigt war, hat der Conseilpräsident Zanardelli durch die Berufung Guido Baccelli's, der früher dem Ministerium Pelloux angehörte, gezeigt, daß er den Ausfall der Stimmen der äußersten Linken aus dem Feldlager der bisher zur Opposition gehörenden Parteien decken will. Diese werden sich jedoch keineswegs mit einem einzigen Portefeuille begnügen, so daß die „crisetta" eben nur in einem größeren Umfange ihre Lösung finden kann.

Francesco Crispi ist am 11. August nach schwerem Todeskampfe in Neapel gestorben. Wie die Namen Cavour's und Garibaldi's wird auch derjenige Crispi's mit goldenen Buchstaben in Italiens Geschichte verzeichnet stehen, und wenn es auch in dem viel bewegten Leben des ausgezeichneten Staatsmannes und Patrioten nicht an Irrungen und Wirrungen fehlt, so braucht doch bloß auf das innige Freundschaftsverhältniß hingewiesen zu werden, daß zwischen Crispi und dem Fürsten Bismarck bestand, um zu zeigen, welche Werthschätzung der italienische Staatsmann als bewährter Bundesgenosse fand. Oderint, dum metuant! Nach diesem Grundsatze verhielt sich Crispi gegenüber den Anmaßungen und Herausforderungen der Heißsporne im Vatican, während er einem modus vivendi mit den gemäßigteren Elementen durchaus nicht abgeneigt war. Auch in Frankreich wurden immer wieder Stimmen laut, die Crispi als einen Friedensstörer bezeichneten. In Wirklichkeit lagen ihm jedoch nur die Stärke und das Ansehen seines Vaterlandes am Herzen, und in dem innigen Bündnisse mit Deutschland erblickte der nunmehr Hingeschiedene die sicherste Bürgschaft für die Verwirklichung des politischen Ideals, für das er bis zu seinem letzten Athemzuge gekämpft hat.

Literarische Rundschau.

Neue Essays von Fr. X. Kraus.

[Nachdruck untersagt.]

Essays von Franz Xaver Kraus. Zweite Sammlung. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Wenn Professor Fr. X. Kraus das Wort ergreift, versetzt er uns stets in eine Atmosphäre, in welcher ein hoher Idealismus und eine Welt des Guten und Schönen vorherrschen. Die Kunst, der er auf dem Gebiete christlichen Schaffens das Denkmal errichtet hat, Dante, dem er als begeisterter Forscher in einem umfassenden biographischen Werke huldigte, das Italien des Risorgimento, das er kennt wie Wenige unter uns, sind die Marksteine seines unermüdlichen Schaffens, seiner bewunderungswürdig vielseitigen, viele Wissensgebiete umfassenden Weltanschauung. Daß er die Gabe besitzt, sie Anderen zugänglich zu machen und in einer Zeit, der so oft vorgeworfen wird, sie vermöge sich nicht mehr zu begeistern, die Seelen mit der Empfindungswärme zu durchdringen, die seinem eigenen Schaffen den Pulsschlag gibt, dafür zeugt die Thatsache, daß vier Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Essays" eine zweite Sammlung an die erprobte Theilnahme des Publicums sich wenden konnte. Der Erfolg ist um so bemerkenswerther, als der Essay in Deutschland nicht der Beliebtheit sich erfreut, die in Frankreich oder England dieser Kunstform entgegengebracht wird. Macaulay dankt ihr den besten Theil seines Ruhmes; Sainte-Beuve hat den seinigen durch die siebenundzwanzig Bände der „Lundis" gewonnen. Allmonatlich fast erscheinen zu London und Paris, in Bände vereinigt, die Studien der besten Kritiker, ohne daß der Umstand vorhergehender Veröffentlichung in Zeitschriften oder Journalen ihrer Verbreitung Eintrag thäte. Im Vergleich mit dieser Productivität und der Theilnahme der Leserwelt für sie haben nur wenige deutsche Essayisten ähnliche Erfolge zu verzeichnen. Das Meiste, was bei uns in Deutschland auf diesem Gebiete gegeben worden ist, gilt bald als veraltet und dient als literarhistorisches Material. Wobei wir allerdings nicht vergessen dürfen, daß uns in akademischen Reden Vorzügliches von bleibendem Werth geboten wird.

Die Essays, die uns hier beschäftigen, verdanken, wie bereits von anderer Seite hervorgehoben wurde, ihre Bedeutung vornehmlich der Grundanschauung ihres Verfassers. Dem Idealismus, der sein eigenes Denken und Empfinden erfüllt, gab früh der italienische katholische Philosoph Don Antonio Rosmini die Richtung mit der von ihm aufgestellten Lehre vom unbestimmten idealen Sein, als der ersten uns naturgemäß bekannt gegebenen Wahrheit, „das Erste, was wir durch unmittelbare Anschauung erkennen und das große Medium jeder verstandesmäßigen oder intuitiven Erkenntniß". Professor Fr. X. Kraus hat am Schlusse seiner Biographie Rosmini's ausdrücklich erklärt, zu der Rosminianischen Erkenntnißtheorie persönlich Stellung zu nehmen sei er nicht in der Lage, da seine eigenen

Studien ihn von den Wegen der speculativen Wissenschaft zu weit abgeführt hätten; zu den Anhängern des Philosophen könne er demnach nicht gezählt werden. Dennoch wüßten wir unter allen großen Denkern des Jahrhunderts keinen zu nennen, der als Mensch, als Bürger und als Priester ihn stärker beeinflußt und seine verehrende Liebe in gleichem Maße gewonnen hätte. Der Verfasser eines fast alle Gebiete metaphysischer und ethischer Probleme behandelnden, über hundert Bände umfassenden Lebenswerkes, war zugleich ein Mann, den hingebende Liebe zu seinen Mitmenschen begeisterte und dazu drängte, ihnen sein Leben zu opfern. Er that es als Gründer des Istituto della Carità, das auf einer freieren Verfassung als die der alten Orden begründet, in Italien und Großbritannien, den wissenschaftlichen sowohl als den caritativen Aufgaben der Zeit einen geistig und seelisch für sie geschulten Clerus zur Verfügung stellte.

Dem Institut schien eine große und segensreiche, auch auf die Missionsthätigkeit berechnete Zukunft bevorzustehen, als die Anfänge des Pontificates Pio Nono's Rosmini, seinen Stifter, nach Rom und mitten in die Kreise der Bewegung zogen, in welcher ihm eine führende Rolle zufiel. Professor Fr. X. Kraus hat ihre Wechselfälle und die dramatischen Schicksale geschildert, die Rosmini zuerst den Purpur verhießen, nach Rossi's Ermordung ihm die unmögliche Aufgabe zumutheten, als Präsident des Conseils und Minister des Unterrichts die zu Boden geworfene päpstliche Regierung vor der siegreichen Revolution zu vertreten und endlich zu Gaeta den in die Arme der Reaction geflüchteten Papst dazu veranlaßten, diesen treuesten seiner Rathgeber in kaum verhehlter Ungnade zu entlassen. Das Verdict traf nicht einen Mann, sondern ein System. Rosmini hat zweierlei gewollt: die Reform der Kirche nach innen, wie die Schrift „Von den fünf Wunden der heiligen Kirche" sie darstellt, und die Gewinnung des Papstthums für den nationalen Gedanken an der Spitze einer italienischen Conföderation. Beides schlug fehl. Rosmini schied, ein Frühvollendeter, im Frieden einer in Gott befestigten, durch Heiligkeit verklärten Seele. Mögen über einzelne von ihm aufgestellte Lehren wie über manche seiner Reformvorschläge die Ansichten noch so weit aus einander gehen, wer könnte sich der Einsicht verschließen, daß seine und seiner Gesinnungsgenossen versöhnliche, zugleich patriotische und correct kirchliche Haltung die Wege vorzeichnete, auf welchen damals allein eine Verständigung zwischen der italienischen Nationalität und dem Papstthum erreichbar gewesen wäre. Die extremen Parteien, zuerst die Revolution, dann die in Folge ihrer Ausschreitungen wieder erstarkte und ans Ruder gelangte Reaction vernichteten diese Hoffnungen auf immer. Wenn Italien und der Vatican sich einst verständigen sollten, wird dies auf anderer Basis und nach Voraussetzungen geschehen, die einer völlig veränderten Weltlage sich angliedern müssen.

Der Wendepunkt aber, der mit Pio Nono's Rückkehr in seine Hauptstadt die Geschicke der Kirche in andere Bahnen drängte, hat bis heute im Entwicklungsgang der am politischen und religiösen Leben thätig betheiligten Katholiken tiefe Furchen gezogen. Die in allen Ländern entstandenen katholischen Parteien stellten den Einzelnen vor die Frage, sich entweder in ihren Reihen politischen Programmen zu verpflichten, in welchen die wechselnden Tagesinteressen unwandelbaren ethisch-religiösen Forderungen vorangesetzt wurden, oder sie mußten den Vorwurf über sich ergehen lassen, den Lebensäußerungen der Kirche sich zu entfremden. Es entstand die tiefe Kluft zwischen dem politischen, weltliche Zwecke unter religiöser Flagge bergenden und jenem anderen, dem religiösen Katholicismus, von dem der Verfasser der Essays klagt, er bestehe aus einem Häuflein Officieren ohne Armee und werde als ein Rest der katholischen Romantik behandelt, als eine antiquarische Curiosität, die, weil sie keine Vorrechte für sich von den weltlichen Gewalten beansprucht, ihnen auch keine Vortheile zu bieten hat und als quantité négligeable außerhalb ihrer Berechnungen bleibt. Das Bild der Lage ist zutreffend, und die Schatten sind nicht zu tief gesetzt.

Aber die Lösung, welche die Gegenwart vorläufig verweigert, erleichtert die Kenntniß der Vergangenheit und das Urtheil der Geschichte. Sie hat stets zu Gunsten glaubensfreudiger Geschlechter gegen solche Generationen entschieden, die über der Pflege materieller Güter und irdischen Vortheils die geistigen und religiösen Mächte unterschätzten, auf welchen der Werth des einzelnen Menschen und das Heil der Gesammtheit beruht.

In dem kirchengeschichtlichen Ueberblick, in welchem, an die Jahrhundertwenden anknüpfend, auch der Verfasser der „Essays" die Vergangenheit befragt, gelangt seine Betrachtung, von der Feier des Anno Santo ausgehend, mit dem Jahre 1245 zur Zerstörung der deutschen Kaisermacht, die das Concil von Lyon durch die Absetzung Friedrich's II. vollzog. „So groß die Fehler dieses größten der Hohenstaufen waren," schreibt Kraus, „so war der Untergang des Geschlechts und das Eingehen des Imperiums doch ein unsägliches Unglück: für Deutschland in erster Linie, aber auch für die Kirche. Der Beschluß Innocenz' IV. führte die Umgarnung des Papstthums durch die Anjou, die Entführung desselben nach Frankreich und damit die avignonesische Gefangenschaft herbei; diese aber war der Boden, aus dem fast mit Naturnothwendigkeit das Schisma entsprießen mußte, das Schisma besiegelte die Zerrüttung der mittelalterlichen Gesellschaft und Kirche und führte jene Stimmung und Lage herbei, aus der sich die Ablösung Nordeuropa's von der Kirche fast von selbst ergab. Wer heute diese Linie nicht erkennt, die zwischen Lyon, Avignon, Wittenberg und London läuft, braucht sich seine Augen für das Studium der Kirche nicht auszustechen: er hat nie welche gehabt."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß damals die Entfremdung der Kirche vom Leben und Empfinden der germanischen Völker begann. Noch einmal, am Ausgang des Mittelalters, unternahm der größte Dichter, den die christliche Weltanschauung geboren hat, einen letzten Versuch, das Imperium als Träger der von Gott gewollten weltlichen im Bunde mit der kirchlichen Ordnung zur Rettung aufzurufen. Die Universalmonarchie, deren Haupt der zu Rom residirende Kaiser sein sollte, ist Dante's Traum geblieben. Italien wurde das Schlachtfeld fürstlichen Ehrgeizes, das Papstthum verweltlichte und verlor den Contact mit der germanischen Welt nach und nach so völlig, daß im Reformationszeitalter die Berichte der Nuntien von Deutschland wie von einer den Römern unbekannten Region erzählen. Der Schwerpunkt der katholischen Geschicke wurde nach Madrid und Paris verlegt. Es wäre ebenso kurzsichtig als ungerecht, über den Schäden und Nachtheilen die Gaben zu vergessen, welche die lateinische Civilisation der Christenheit und der Kirche gebracht hat. In Italien war der Boden vorbereitet, der den Humanismus auf die Höhe der Culturentwicklung führte, über die Professor Kraus in seiner „Geschichte der christlichen Kunst" das erwägenswerthe Urtheil fällt: „Die Aufnahme der echten Renaissance in den kirchlichen Gedankenkreis bedeutete eine Erweiterung der beschränkten mittelalterlichen Idee zur Allgemeinheit, eine Ueberführung zur vollen und echten Katholicität, ähnlich jenem großen Schritt, den das Paulinische Heidenchristenthum that, indem es die Gemeinde aus der Beschränktheit des judenchristlichen Standpunktes heraus führte." Der Biograph Savonarola's, der Darsteller der Kunstentwicklung, die in der Sixtina und der Camera della Segnatura ihren höchsten Ausdruck fand, vermag mit Recht die Renaissance nicht auf das paganische Element zu beschränken, wenn er es auch weiß und ausspricht, daß im Italien der Mediceer die sittliche, religiöse Macht nicht mehr vorhanden war, die dem Strom des Verderbens Einhalt gebieten konnte. Spanien sandte den streitbaren Ritter, der dem Papstthum in seiner Noth die Prätorianergarde zum Kampf wider die Reformation stellte. Aber auch hier geziemt es sich zu erinnern, daß Jesuitenorden und Inquisition nicht das ganze Spanien repräsentirten. Die christlichen Idealgestalten Calderon's und später Murillo's, die heroische Armseligkeit jenes anderen fahrenden Ritters, der für das Reich des Guten zu unsterblichen Abenteuern auszieht, entsprangen einem sehr verschiedenen Empfinden.

Nicht etwa ein Moderner, sondern ein Mystiker aus dem spanischen Carmeliterorden ist es, der da sagt: „Verständige Dich mit Deiner eigenen Vernunft, um Alles in Ausführung zu bringen, was sie Dir auf dem Weg zum Himmel vorschreiben wird: das gereicht Dir vor Gott zu größerem Vortheil als Alles, was Du ohne eine solche Ueberlegung vollbringen und als alle geistigen Gnaden, die Du empfangen könntest." Nach diesem 16. Jahrhundert, das die Bartholomäusnacht und die Liga, Rabelais und Montaigne, Shakespeare und Cervantes, Thomas Morus und Philipp II. sah, trat das Frankreich des 17. Jahrhunderts auf dem europäischen Continent die Führerrolle in der katholischen Welt an. Die Geschichte der französischen Cultur auf ihrer Höhe trägt die Signatur von Corneille und Saint-Cyran, Racine und Pascal, Bossuet und Fenelon. Leibniz erhoffte von ihr die Verwirklichung des ireniſchen Gedankens, der um die getrennte Christenheit das einigende Band schlingen sollte; seitdem ist er nicht mehr als praktisch durchführbare Lösung erwogen worden. Nach Leibnizens Tod setzte die Bewegung ein, die zur Revolution führte und zum ersten Mal in christlicher Erfahrung eine ungeheure politische und sociale Umwälzung ohne Berücksichtigung des religiösen Elementes durchzuführen versuchte. Von ihr datirt, nach dem Scheitern des Napoleonischen Imperiums, der Niedergang der romanischen Völker. Neue Factoren, die große amerikanische Staatenrepublik über der Atlantis, das geeinigte Deutschland, das englische Weltreich, eine ungeheure slawisch-russische Autokratie drängen überall die mit dem Erbe der Vergangenheit belasteten alten Culturvölker zurück. Der politische Katholicismus ist aussichtslos in Amerika, in Australasien, in Afrika, im eigentlichen Orient, unter britischer Herrschaft. Was er verliert, muß und wird der ideale Katholicismus gewinnen. Wir reden Alle von Sonnenuntergang und wissen dennoch, daß es nur für Andere Licht wird, wenn uns die Nacht umfängt. Nach denselben Gesetzen ordnet sich das geistige Leben. Die Kirche, die von Rom aus regiert wird, ist im 20. Jahrhundert nicht kleiner, sie ist größer geworden. Sie umfaßt annähernd zwischen 240 und 250 Millionen Seelen; ihre Missionsthätigkeit ist fünfmal größer als die der Protestanten; wo sie in der Minderheit ist, vertritt diese Minderheit feste Ueberzeugungen und ist im Wachsen begriffen. In der Evolutionsgeschichte des religiösen Gedankens aber werden die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen: nicht durch die Klugen im Sinne der Welt, sondern durch die Begeisterten, welche die Welt überwinden, hebt er die Menschheit empor. Es ist der Reiz und der Vorzug nicht nur der „Essays", sondern des ganzen geistigen Schaffens von Fr. X. Kraus, daß er in der Erscheinungen Flucht den Blick auf diese Höhen gerichtet hält und sein Zeugniß für die Vertreter der Ecclesia spiritualis in die Wagschale geworfen hat.

Lady Blennerhassett.

ρ. **Goethe's Werke.** Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band. Bearbeitet von Dr. Karl Heinemann. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut O. J.

Eine Goethe-Ausgabe wie diese kann man neben allen anderen, die wir schon besitzen, doch willkommen heißen. Der als solcher genannte Herausgeber hat sich in der Goethe-Literatur durch selbständige Forschung längst einen geachteten Namen gemacht, den Plan der Bearbeitung entworfen hat der ausgezeichnete Leiter von Meyer's Classiker-Bibliothek, Prof. Elster, dessen Heine-Ausgabe ein Muster ist; mehrere andere Kräfte noch werden bei den einzelnen Bänden thätig sein: man darf daher ein günstiges Prognosticon dem Unternehmen stellen, das Goethe's Werke, mit Anerkennung der neuesten Ergebnisse der Goethe-Forschung und Textkritik, wie sie vornehmlich die Weimarer Sophien-Ausgabe bietet, weiten Kreisen zugänglich machen will, ohne den fachwissenschaftlichen Apparat und den dadurch bedingten räumlichen Umfang. Doch sollen darum nur Denjenigen, der sich in dieser Hinsicht zu unterrichten wünscht, die literarischen Nachweise, namentlich über Entstehungszeit und erste Drucke nicht fehlen: sie stehen am Ende des Bandes, während für den „allgemeinen Leser" schätzenswerthe Anmerkungen erklärenden Inhalts unter dem Text selbst sich befinden. Dieser erste von Karl Heinemann bearbeitete Band enthält, nach einer vortrefflichen knapp gefaßten Biographie des Dichters und einer lichtvollen Einleitung, die lyrischen Gedichte: er ist einfach, aber geschmackvoll ausgestattet, gut gedruckt, gut gebunden und läßt uns den folgenden Bänden mit reger Erwartung entgegensehen. Nicht ganz befriedigt hat uns das Bild Goethe's, eine Radirung nach dem Stieler'schen Portrait, die uns in den Zügen ein wenig zu hart erscheint.

γ. **Goethe und die Professoren.** Von Edward Schröder. Marburg, N. G. Elwert. 1900.

Der größere Theil vorliegender Schrift — einer akademischen Kaiser-Geburtstagsrede — würde eher den Titel „Goethe und die Wissenschaften" rechtfertigen, da nur Weniges über Goethe's persönliche Beziehungen zu den Professoren seiner Zeit, viel mehr über seinen Einfluß auf die Wissenschaften und den Einfluß der Wissenschaften auf ihn gesagt wird. An sich hat Goethe unter der Nachwirkung seiner Leipziger Zeit nicht sehr hoch von der gelehrten Zunft gedacht: im Ur-Faust heißt es noch: „Alle die Laffen, Doctors, Professors, Schreiber und Pfaffen," und es war eine bewußte Milderung, wenn von Goethe dafür später das allgemeinere „Magister" gesagt wurde. Auch die Erfahrungen, welche Goethe mit seinen doch geradezu Epoche machenden Arbeiten über den Zwischenkieferknochen und die Metamorphose der Pflanzen hat machen müssen, haben ihn mit Recht verstimmt, so daß er an Merck geschrieben hat: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine innі Sinne ablegnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat." Aus dieser Abneigung gegen das Aufstapeln früherer Meinungen erklärt sich auch das zornige Wort: „Geschichte ist das Absurdeste, was es gibt." Aber als Goethe nach der Rückkehr aus Italien die Leitung der weimarischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft übernahm, also Cultusminister und insbesondere Curator von Jena wurde, da hat er wenigstens für ein Jahrzehnt die Hochschule zur Blüthe gebracht, indem er mit großem Eifer das Gebiet der Berufungen pflegte, und hat selbst die Mitredaction der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" übernommen, um der kleinen Universität dieses wissenschaftliche Blatt zu erhalten. Schröder betrachtet nun die Wechselbeziehungen zwischen Goethe und den Wissenschaften in raschem, werthvollem Ueberblick. Wir heben daraus nur hervor, daß Gottfried Hermann seine Ausgabe der „Iphigenie in Aulis" Goethe mit den schönen und bezeichnenden Worten gewidmet hat: „Goethio Taurica Iphigenia spiritum Graiae tenuem Camenae Germanis monstratori," und daß Goethe — zum Zeichen, daß er echte Geschichtsforschung wohl zu würdigen verstand — Niebuhr's römische Geschichte „mit brennender Aufmerksamkeit und stets wachsendem Respect" las. Für das Weitere müssen wir auf die Schrift selbst verweisen.

δ. **Platon.** Von Wilhelm Windelband. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1900.

Eine ebenso klare und übersichtliche als gut und anregend geschriebene Darstellung von der Bedeutung des großen griechischen Weisen und dem wesentlichen Gedankengehalt seiner Schriften, die, für weitere Kreise berechnet, auch vorzüglich geeignet ist, in das Verständniß beider einzuführen. In sieben Capiteln wird nach einander der Mann, der Lehrer, der Schriftsteller, der Philosoph, der Socialpolitiker und der Prophet behandelt, das Wirken Platon's auf seine Zeit und Umgebung im Zusammenhang mit seiner Lehre geschildert und schließlich der Fortwirkung und Nachwirkung der letzteren in ihrem bestimmenden Einfluß auf die Culturentwicklung, insbesondere auf die religiöse Entwicklung der nachfolgenden christlichen Jahrhunderte, gedacht. Den Mittelpunkt der ganzen Arbeit bildet eine meisterhafte Darstellung der Ideenlehre, an die sich folgerichtig im nächsten Capitel die Darstellung der vorwiegend religiös-dogmatischen platonischen Seelenlehre schließt, welche Lehren beide in ihrem Kern erfaßt und in überaus glücklicher Weise auch in ihrer theilweisen Unvereinbarkeit — der Folge eines unausgeglichenen Gegensatzes zwischen dem philosophischen und dem theologischen Zuge in Platon's Denken — anschaulich aus einander gesetzt werden. Die Schrift wird viele Freunde finden und kann aufs Wärmste empfohlen werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albalat. — La formation du style par l'assimilation des auteurs. Par Antoine Albalat. Paris, Armand Colin. 1901.

Bauch. — Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. Eine literarische Studie zur deutschen Universitätsgeschichte. Von Gustav Bauch. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1901.

Björnson. — Absalon's Haar. Von Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Uebersetzung von Maria von Borch. München, Albert Langen. 1901.

Blennerhassett. — Gabriele d'Annunzio. Von Lady Blennerhassett. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1901.

Bliedner. — Goethe und die Urpflanze. Von A. Bliedner. Mit vier Tafeln Abbildungen. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1901.

Böckh und Klatt. — Die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Directoren und Oberlehrer in Preußen, Denkschrift, im Auftrage der Commission verfaßt und herausgegeben von Richard Böckh und Max Klatt. Mit 20 Tabellen. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1901.

Delbrück. — Grundfragen der Sprachforschung. Mit Rücksicht auf W. Wundt's Sprachpsychologie erörtert von B. Delbrück. Strassburg, Karl J. Trübner. 1901.

Dross. — Mars. Eine Welt im Kampf ums Dasein. Eine gemeinverständliche Studie für Freunde der Himmelskunde. Von Otto Dross. Mit drei Karten und drei Abbildungen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. 1901.

Durrieux et Fauvelle. — Samarkand la bien gardée. Par A. Durrieux et R. Fauvelle. Paris, Librairie Plon. 1901.

Ehlers. — Graf Hartenstein. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Ehlers. Hamburg, Schröder & Jeve. 1901.

Eisner. — Taggeist. Culturglossen von Kurt Eisner. Berlin, Dr. John Edelheim. 1901.

Encyclopedia, the Jewish. — A descriptive record of the history, religion, literature and customs of the Jewish people from the earliest times to the present day. Complete in twelve volumes. Vol. I: Aach — Apocalyptic Lit. New York and London. Funk & Wagnalls company. 1901.

Eremita. — Die moderne Richtung und die Kunst. Von Eremita. Gr.-Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge. O. J.

Fern. — Aus einer anderen Welt. Geschichten und Märchen von Edna Fern. Zürich und Leipzig, Th. Schröter. 1900.

Fern. — Gentleman Gordon und andere Geschichten von Edna Fern. Leipzig, Th. Schröter. 1901.

Fern. Leben, Liebe, Gestalten. Dichtungen von Edna Fern. Leipzig, Th. Schröter. 1901.

Fern. — Der Selbstherrliche und andere Geschichten von Edna Fern. Leipzig. Th. Schröter. 1901.

Fleury. — Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich. Von Graf Fleury. Autorisirte Uebersetzung von S. J. Berlin, Karl Siegismund. O. J.

Fouillée. — La réforme de l'enseignement par la philosophie. Par Alfred Fouillée. Paris, Armand Colin. 1901.

Gorki. — Die Holzflößer. Von Maxim Gorki. Deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 1901.

Gor'kij. — Ein sonderbarer Leser. — Wanderungen eines Teufels. Von Maxim Gor'kij. Deutsch von P. Jakobleff. Mit Buchschmuck von F. O. Behringer. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.

Gubernatis. Su le orme di Dante. Di Angelo de Gubernatis. Roma, Tipografia cooperativa sociale. 1901.

Günther. — Das Zeitalter der Entdeckungen. Von S. Günther. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Hahn. — Afrika. Zweite Auflage, nach der von Professor Dr. Wilhelm Sievers verfaßten ersten Auflage umgearbeitet und erneuert von Friedrich Hahn. Mit 175 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung von E. T. Compton, Th. von Eitenbrecher u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Hausjakob. — Aus dem Leben eines Glücklichen. Eine Erzählung von Heinrich Hansjakob. Stuttgart und Wien, Jos. Roth. O. J.

Holm. — Die Könige. Dramatisches Gedicht in vier Acten von Korfiz Holm. München, Albert Langen. 1901.

Idel. — Gestalten und Bilder. Dichtungen von Wilhelm Idel. Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Jusserand. — Les sports et jeux d'exercice dans l'ancienne France. Par J. J. Jusserand. Paris, Librairie Plon. 1901.

Kirchstein. — Gerhart Hauptmann. Von Max Kirchstein. Berlin, Hugo Schildberger. O. J.

Kobelt. — Die Verbreitung der Thierwelt. Von W. Kobelt. Mit circa 12 Tafeln in Farbendruck und Autotypie, sowie vielen Abbildungen im Text. Bis zur fünften Lieferung. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. 1901.

Körösy. — Die finanziellen Ergebnisse der Actiengesellschaften während des letzten Vierteljahrhunderts (1874—1898). Von Josef von Körösy. Erstes Heft. Uebersetzung aus dem Ungarischen. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1901.

Kreßner. — Die Religion im Lichte des Bewußten. Von Paul Martin Kreßner. Zweite Auflage. Leipzig, Alfred Lorentz 1901.

Lagerlöf. — Ingrid. Von Selma Lagerlöf. Uebertragung aus dem Schwedischen von Karl Oberländer. Stuttgart und Wien, Jos. Roth. O. J.

La Mara. — Im Lande der Sehnsucht. Cicerone durch italische Kunst und Natur in Versen von La Mara. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1901.

Lindner. — Geschichtsphilosophie. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Von Theodor Lindner. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Meisel-Heß. — Generationen und ihre Bildner. Ein Essay von Grete Meisel-Heß. Berlin, Dr. John Edelheim. 1901.

Payot. — Die Erziehung des Willens. Von Jules Payot. Berechtigte Uebersetzung nach der elften Auflage der französischen Ausgabe von Titus Voelkel. Den Buchschmuck zeichnete Richard Grimm. Leipzig, R. Voigtländer. 1901.

Poths-Wegner. — Kreuz- und Querfahrten von Poths-Wegner. I. Corsica. — II. Capri. Venedig. III. Dalmatien, Montenegro und Albanien. Berlin, Paul Scheller. 1901.

Protestantismus, der, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild. Bis zur zwölften Lieferung. Berlin, Verlag „Wartburg", Inhaber Werner Verlag.

Reissmann. — Richard Wagner. Von August Reissmann. Berlin, Hugo Schildberger. O. J.

Salomon. — William Pitt. Von Felix Salomon. Erster Band. Bis zum Ausgang der Friedensperiode (1793). Erster Theil. Mit dem Bildniss William Pitt's in Lichtdruck. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1901.

Schiller. — Aufsätze über die Schulreform 1900. Von Hermann Schiller. Erstes Heft: Die Berechtigungsfrage. Wiesbaden, Otto Nemnich. 1901.

Schlicht. — Der nervöse Leutnant und andere Militärhumoresken. Von Freiherrn von Schlicht. München, Albert Langen. 1901.

Schönfelder. — Um den Schneckenstein. Eine Dichtung aus der Hussitenzeit von Bruno Schönfelder. Buchschmuck von Rudolf Müller. Varel i. O., Ad. Allmers. 1901.

Seidl. — Wagneriana. Von Arthur Seidl. Erster Band. Richard Wagner-Credo. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1901.

Strasburger. — Von der Lieb'. Gedichte von Egon H. Strasburger. Illustrirt von Leo Schunc. Strassburg i. E., Josef Singer. O. J.

Suter. — Unter dem schweizerischen Rothen Kreuz im Burenkriege. Von F. A. Suter. Mit 132 Illustrationen, facsimilirten Briefen und Documenten, nebst einer Karte. Leipzig, Schmidt & Günther. 1901.

Thoma. — Die Medaille. Komödie in einem Aufzuge. Von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. 1901.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 13 1967

AP
30
D4
Bd.108

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY